

# Deutsche Dichtung

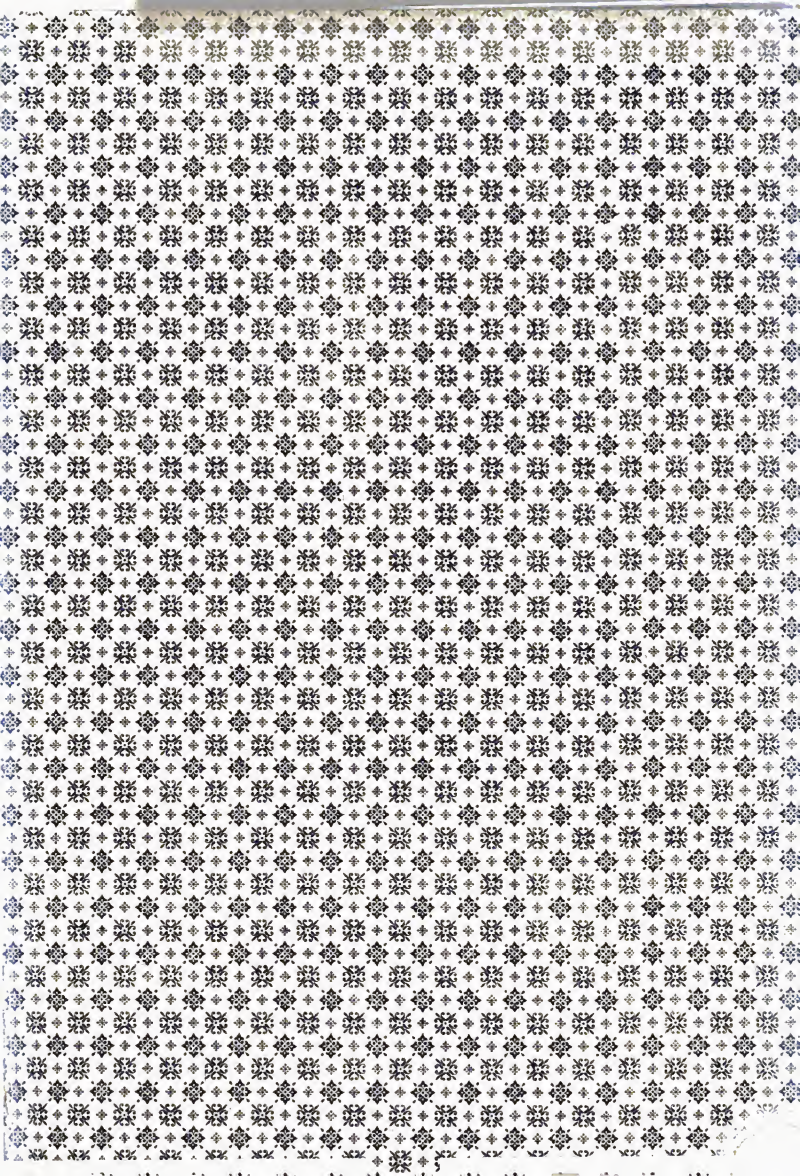
AMERICAN

Library of  
Princeton University.



Germanic  
Seminary.

Presented by  
The Class of 1891.







# Deutsche Dichtung.



# Deutsche Dichtung.

herausgegeben

von

Karl Emil Franzos.

---

Dreizehnter Band.

Oktober 1892 bis März 1893.



Berlin.

Verlag von F. Fontane & Co.

1893.

Druck von A. Gaad in Berlin NW.

## Mitarbeiter-Verzeichniss des XIII. Bandes.

	Seite		Seite
Abler Friedrich, in Prag . . . . .	93.	Lessing, Gotthold Ephraim, (Ungebrucker Nachl.) . . . . .	272
Alfänger, J. B. von, (Ungebrucker Nachl.) . . . . .	274	Lindau, Paul, in Dresden-Strehlen . . . . .	173
Barnas, Ludwig, in Berlin . . . . .	72	Lingg, Hermann, in München 21. 63. 137. 160. . . . .	189. 236. 270
Bauernfeld, Eduard von, (Ungebr. Nachl.) . . . . .	71	Luther, Martin, (Ungebrucker Nachl.) . . . . .	272
Bernstein, Max, in München . . . . .	148	Matthes, Valerie, in Schwednitz . . . . .	242
Beume, Karl Friedrich Graf, (Ungebr. Nachl.) . . . . .	273	Mayer, Otto, in Chicago . . . . .	294
Bienenstein, Karl, in Scheibbs . . . . .	70.	Meurer, H., in Würzburg . . . . .	237
Börne, Ludwig, (Ungebrucker Nachl.) . . . . .	275	Minor, Prof. Dr. Jakob, in Wien . . . . .	223. 247. 294
Brandt, G., in Kiel . . . . .	66.	Münz, G. H., in Wien . . . . .	227
Bulthaupt, Heinrich, in Bremen . . . . .	24	Neumann-Hofer, Otto, in Berlin . . . . .	52
Cohmann, Paul Nikolaus, in München . . . . .	223	Ohquitt, Johannes, in Helsingfors . . . . .	238
Dahn, Felix, in Breslau . . . . .	28	Ottmer, F., in Berlin . . . . .	284
Dahn, Theresie, geb. Frein von Troste-Hülshoff, in Breslau 63. . . . .	118	Quensel, Paul, in Weimar . . . . .	235
Deffoff, Albert, in Frankfurt a. M. . . . .	168.	Reinhardt, Ernst, in Berlin . . . . .	123. 238
Devrient, Otto, in Viena . . . . .	148	Reuchlin, Johannes, (Ungebrucker Nachl.) . . . . .	271
Domich, Hermann, in Leipzig . . . . .	190	Richter, Konrad, in Berlin . . . . .	93
Ebers, Georg, in München . . . . .	98	Roquette, Otto, in Darmstadt 21. 39. 63. 113. 285	285
Erbrich, Emil, in Neb . . . . .	168	Rosmer, Ernst, in München . . . . .	161
Fischer, Karl N. in Gablonz a/M . . . . .	288	Sachs, Hans, (Ungebrucker Nachl.) . . . . .	272
Frand, Sebastian, (Ungebrucker Nachl.) . . . . .	272	Salus, Ingo, in Prag . . . . .	21. 160. 218. 246
Franzose, Karl Emil, in Berlin 22. 50. 78. 94. 114. 176. 191. 203. 213. 239. 263. . . . .	289	Sarnow, Robert, in Berlin . . . . .	46
Fulda, Ludwig, in Berlin 10. 40. 64. 74. 89. . . . .	119. 139. 163	Schaeffer, M., in Berlin . . . . .	284
Godin, A., in München . . . . .	212	Schiller, Friedrich von, (Ungebrucker Nachl.) . . . . .	273
Grüniger, Hans M., in Konstanz . . . . .	88.	Schlaf, Johannes, in Magdeburg . . . . .	144
Gungo, Hermann, in Wien . . . . .	137. 190. 218.	Schmidt, Oswald, in München . . . . .	190
Ganzen, Viktor, in Offen . . . . .	270	Schopenhauer, Johanna, (Ungebrucker Nachl.) . . . . .	274
Gartung, Otto, in Wien 54. 103. 127. 151. 227. . . . .	296	Schulz, Karl Theodor, in Königsberg i. P. 169. . . . .	199. 219. 243
Gelm, Theodor, in Halle a. S. . . . .	43.	Schürmann, Johannes, in M.-Glabbach 15. 70. 113. 168. 211. . . . .	267
Heine, Heinrich, (Ungebrucker Nachl.) . . . . .	94	Spiegelhagen, Friedrich, in Berlin . . . . .	14
Herold, Franz, in Prag . . . . .	63. 168. 218.	Springer, Bruno, in Berlin . . . . .	288
Heuse, Paul, in München . . . . .	20.	Stern, Manric von, in Zürich-Aukersühl . . . . .	63
Hoffmann von Fallersleben, (Ungebr. Nachl.) . . . . .	260	Stona, M., in Strebomisz . . . . .	168
Hoffe, Friedrich von, in Trier . . . . .	238	Sundermann, Hermann, in Königsberg . . . . .	8. 16
Holzendorf, Arnold, in Berlin . . . . .	284	Telmann, Konrad, in Rom . . . . .	70. 143. 190
Jensen, Wilhelm, in München 1. 33. 57. 81. 105. 129. 153. 181. 205. 229. 253. . . . .	277	Textor, Justine, (Ungebrucker Nachl.) . . . . .	274
Jerschte, Marie, in Straßburg i. G. . . . .	293	Tied, Ludwig (Ungebrucker Nachl.) . . . . .	149
Jhering, Rudolf von, (Ungebrucker Nachl.) . . . . .	47	Uorbed, Otto, in Berlin . . . . .	276
Kahn, Robert, in Heidelberg . . . . .	93	Wachler, Heinrich Ernst, in Berlin . . . . .	246
Kellner, August, in Neapel . . . . .	284	Wäderte, Quasinth, in Kautingen . . . . .	218
Kunffert, Rudolf, in München . . . . .	46. 70.	Waldmüller-Duboc, Robert, in Dresden-Strehlen 189 . . . . .	189
Kohler, Josef, in Berlin . . . . .	76	Wichert, Ernst, in Berlin . . . . .	124. 138. 162
Kangewische, W., in Alendt . . . . .	118.	Zedlig, J. Ch., Freiherr von (Ungebrucker Nachl.) . . . . .	227
L'Arronge, Adolph, in Berlin . . . . .	27		
Lenz, J. M. A., (Ungebrucker Nachl.) . . . . .	176.		

## Inhalt des XIII. Bandes.

	Seite	Seite
<b>Novellen, Erzählungen und Skizzen.</b>		
Heimkunft. Ein Roman von Wilhelm Jensen 1. 33. 57. 81. 105. 129. 153. 181. 205. 229. 258. 277	277	
Die Handchrift der Natur. Noveltte von Theodor Helm . . . . . 43.	67	
Koffowicz' Rache. Von Karl Emil Franzos . . . . . 114	114	
Frühlings-Rond. Von Johannes Schlaf . . . . . 144	144	
Livia. Novelle von Karl Theodor Schulz 169. 199. 219. 243	243	
<b>Lyrik.</b>		
Was ich mir wünsche. Aus dem Französischen des Emil Zola von Johannes Schürmann . . . . . 15	15	
Bei der Durchreise des Kaisers. Aus dem Italienischen des Mario Rapisardi von Paul Henje Malenbach. Von Hermann Lingg . . . . . 20	20	
Goethefürmer. Von Hugo Salus . . . . . 21	21	
Gafel. Von Otto Noquette . . . . . 39	39	
Hirtscene. Von Robert Sarnow . . . . . 46	46	
„Nicht ertragen kann ich zu entsagen . . .“ Von Rudolf Knuffert . . . . . 46	46	
Lichtbilde. Von Hermann Lingg . . . . . 63	63	
Blaulicht. Von Maurice von Stern . . . . . 63	63	
Alles Eins. Von Franz Herold . . . . . 68	68	
Im spät. Von G. Brandt . . . . . 66	66	
Ruhverlangen. Von Konrad Telmann . . . . . 70	70	
Schmerzen. Von Karl Bienenstein . . . . . 70	70	
„Nur eine Farbe hat meine Fahne . . .“ Von Rudolf Knuffert . . . . . 70	70	
Weiße Leichen. Aus dem Italienischen der Annie Vivanti von Johannes Schürmann . . . . . 70	70	
Das Ende. Von Friedrich Adler . . . . . 93	93	
Dumphyheit. Von Konrad Richter . . . . . 93	93	
Anbacht. Von Robert Kahn . . . . . 93	93	
Mittagsstille. Von G. Brandt . . . . . 93	93	
Das tote Schwesterchen. Aus dem Italienischen der Annie Vivanti von Johannes Schürmann 113	113	
Lebensfahrt. Von Wilhelm Langewiesche . . . . . 118	118	
„Und ich mag nicht mehr nähern . . .“ Von Ernst Reinhardt . . . . . 123	123	
Sternbilder. Von Rudolf Knuffert . . . . . 123	123	
Am Gethade. Von Hermann Lingg . . . . . 137	137	
Anna. Von Hermann Hango . . . . . 137	137	
Nie. Von Konrad Telmann . . . . . 143	143	
Abend am Sceufer. Von Hermann Lingg . . . . . 160	160	
Garabella. Von Hugo Salus . . . . . 160	160	
Testament. Von Ernst Richter . . . . . 162	162	
Lied. Aus dem Englischen der Christina Georgiana Rossetti. Von Albert Dessoiff . . . . . 168	168	
Ungebudt. Von Franz Herold . . . . . 168	168	
Winterbild. Von N. Stena . . . . . 168	168	
Französisches Volkslied. Aus dem Meyer Lande. Übersicht von Emil Erdrich . . . . . 168	168	
Abchied vom Süden. Von Hermann Lingg . . . . . 189	189	
Hans und Grete. Von Hermann Domsch . . . . . 190	190	
Zweilicht. Von Konrad Telmann . . . . . 190	190	
„So öde . . .“ Von Hermann Hango . . . . . 190	190	
Traumsegen. Von Oswald Schmidt . . . . . 190	190	
Sarah im Bade. Aus dem Französischen des Victor Hugo von Johannes Schürmann . . . . . 211	211	
Die alte Ithr. Von N. Godin . . . . . 212	212	
Gelb. Von Hugo Salus . . . . . 218	218	
Wintertag. Von Hermann Hango . . . . . 218	218	
Der erste Frost. Von Franz Herold . . . . . 218	218	
Schwäbisch-boyerisch. Von Quazimth Bäckerle. 218	218	
Rundgesang der Verbannten. Von Hermann Lingg 236	236	
Cypresse. Von Franz Herold . . . . . 236	236	
Im Gebirge. Von H. Meurer . . . . . 237	237	
Vagabundentkind. Von Ernst Reinhardt . . . . . 238	238	
Lautenschläger. Von Friedrich van Hoff's . . . . . 238	238	
Heimkehr. Von Paul Quensel . . . . . 238	238	
Morgengruß. Von Johannes Ohquist . . . . . 238	238	
Ein Licht. Aus dem Französischen des Charles Goran von Albert Dessoiff . . . . . 242	242	
Wanderung. Aus dem Italienischen des Edoardo Giacomo Boner von Valerie Matthes . . . . . 242	242	
Hypnotisches Spiel. Von Heinrich Ernst Badler 246	246	
Schneefall. Von Hermann Hango . . . . . 246	246	
Der Jug des Schicksals. Von Hugo Salus . . . . . 246	246	
Gedichte von Hoffmann von Fallersleben. (Ungebrucker Nachh.):		
An der Mosel . . . . . 260	260	
Nur derselbe . . . . . 260	260	
„O Du des Guten freundlich Bild . . .“ . . . . . 260	260	
„Neues Leben, neue Lieber!“ . . . . . 260	260	

	Seite
„Unsre Rosen blühen wieder . . .“ . . . . .	260
Frühlingslied . . . . .	261
Aus den Augen, aus dem Sinn! . . . . .	261
„Wohl leb' ich einsam stille Tage . . .“ . . . . .	261
„Ach! seit ich dich verloren habe . . .“ . . . . .	261
„Trüb ist die Zeit . . .“ . . . . .	261
Rosen zum 20. des Kriegsmonats 1866 . . . . .	261
Im Herbst . . . . .	261
Meinen Zeitgenossen . . . . .	262
„Dichter Nebel hüllt den Rhein noch ein . . .“ . . . . .	262
„Ich bin ein alter Mann: . . .“ . . . . .	262
Das Traurigste . . . . .	262
Corven . . . . .	262
„Glückauf aus Hinfernis und Nacht . . .“ . . . . .	262
Festabend. Von Hermann Lingg . . . . .	270
Rosen und Lieder. Von Wilhelm Langewiesche . . . . .	270
Die Nachtigall. Von Oscar Hansen . . . . .	270
Gushi. Von F. Ottmer . . . . .	284
Künstlers Abendlied. Von M. Schaeffer . . . . .	284
Südlings Frühling. Von August Kellner . . . . .	284
Die Erinnerung. Von Arnold Holzendorf . . . . .	284
Marx. Von Bruno Springer . . . . .	288
Lautropfen. Von Karl N. Fischer . . . . .	288
Drei Fischer. Aus dem Englischen des Charles Kingsley von Otto Mayer . . . . .	294

### Sprüche und Aphorismen.

Spruchgedichte. Von Otto Roquette . 21. 63.	113
Aphorismen. Von Paul Nikolaus Cohnmann .	223
Ein ungedruckter Spruch Lessings . . . . .	272

### Epische Dichtungen.

Der alte Aecht. Von Hermann Sudermann .	8
Ultima Thule. Von Friedrich Spielschagen . .	14
Treue. Von Therese Dahn, geb. Freilin von Droste-Hülshoff . . . . .	63
Graf Jockelln. Von Hans M. Grüninger . . . . .	88
Die Komme. Von Therese Dahn, geb. Freilin von Droste-Hülshoff . . . . .	118
Die tomsche Alte. Von Friedrich Adler . . . . .	137
Preussische Landwehr. Von Ernst Wichert . . . . .	138
Eine Mutter. Von Ernst Kosmer . . . . .	161
Papst Leo X. Aus dem Italienischen des M. Fogazzaro von Johannes Schürmann . . . . .	168
Der klassische Zeuge. Von Robert Waldmüller-Duboc . . . . .	189
Sforza. Von Hans M. Grüninger . . . . .	218
Der Bühler. Von Karl Vienenstein . . . . .	237
Das Feuer vom Himmel. Aus dem Französischen des Victor Hugo von Johannes Schürmann . . . . .	267
Der Mann im Monde. Von Otto Roquette . . . . .	286
Ein Idealist. Von Marie Zerschke . . . . .	293

### Dramatische Dichtungen.

Die gelehrten Frauen. Lustspiel in fünf Akten von Molière. In deutschen Versen von Ludwig Fulda . . . . .	10. 40. 64. 89. 119. 139. 163
---	-------------------------------

Der Präsident. Drama in fünf Akten. Von Karl Emil Franzos . . . . .	191. 213. 239. 263. 289
---	-------------------------

### Essays.

Die Geschichte des Erstlingswerks. Mein erstes Drama. Von Hermann Sudermann . . . . .	16
Die Frage der Theater-Censur. Eine Anfrage von Karl Emil Franzos S. 22 und Gutachten von Dr. Heinrich Dultshaupt S. 24, Direktor Adolph L'Arronge S. 27, Direktor Ludwig Varnay S. 72, Dr. Ludwig Fulda S. 74, Prof. Dr. Josef Kohler S. 76, Paul Henke S. 124, Ernst Wichert S. 124, Max Bernstein S. 148, Otto Devrient S. 148 und Paul Vinbau S. 173. Ein Erkenntnis des Königlich Preussischen Obergerichtungs-Gerichts Münchener Ermerungen. Von Felix Dahn . . . . .	261
Erinnerungen an Bismarck und Savigny. Von Rudolf von Ihering. (Ungedruckter Nachlaß)	47
Rudolf von Ihering. Von Karl Emil Franzos . . . . .	50. 78
Zur Charakteristik Hermann Sudermanns. Von Otto Neumann-Hofer . . . . .	52
Retrische Überlegungen. Besprochen von Otto Hartung . . . . .	54
Leben und Sterben. Von Eduard von Bauernfeld. (Ungedruckter Nachlaß) . . . . .	71
Heine im Jahre 1848. Ungedruckte Briefe des Dichters an seine Mutter und Schwester. Mitgeteilt von Karl Emil Franzos . . . . .	94
Aus meiner Kindheit. Von Georg Ebers . . . . .	98
Neue Lyrik. Besprochen von Otto Hartung . . . . .	103
Neues von und über Heinrich Heine . . . . .	126
Neue Lyrik. Besprochen von Otto Hartung . . . . .	127
Ein Spruch Ludwig Tiecks . . . . .	149
Gottfried Kellers Nachlaß . . . . .	149
Neue Lyrik. Besprochen von Otto Hartung . . . . .	151
Ein Lenx-Kuriosum. Mitgeteilt von Karl Emil Franzos . . . . .	176. 208
Erzählende Dichtungen . . . . .	177
Georg Ebers Selbstbiographie . . . . .	179
Zur deutschen Metrik. Von Prof. Dr. J. Minor . . . . .	223. 247. 294
Die Dichtung und das Briefpapier . . . . .	225
Ein Volksdichter . . . . .	226
Zehlig und Herwegh. Mitgeteilt von G. S. Münz . . . . .	227
Neue Lyrik. Besprochen von Otto Hartung . . . . .	227
Schack's neue dramatische Dichtungen . . . . .	249
Die liebe, blondlockige Adalgunde . . . . .	249
Nur eine Autographensammlung . . . . .	271
Neue Lyrik . . . . .	276
Altes und Neues von Hans Hopfen. Besprochen von Otto Vorbed . . . . .	276
Neue Lyrik und Epik Besprochen von Otto Hartung . . . . .	296
Epen, wie sie nicht sein sollen . . . . .	297
„Wilde Männer“ . . . . .	299



## Literarische Notizen.

S. 32. 56. 101. 128. 152. 180. 228. 252. 300.

## Autographen.

Aus einem Meisterlied des Hans Sachs . . .	271
Ein ungedruckter Spruch Lessings . . .	272
Aus einem ungedruckten Gedicht Schillers . . .	273
Gedichtmanuskript Goethes . . . . .	274

## Neue Bücher.

S. 32. 56. 180. 300.

## Verzeichniß der besprochenen Bücher.

Adler, Friedrich. „Gedichte“ . . . . .	151
Bernstein, A. D. „Vögel der Maggid“, „Mendel Gibbor“ . . . . .	300
Bertuch, August. Frederi Alftras „Nerto“ . . .	55
Bonne, Georg. „Kampfgänge und Friedensklänge“ . . . . .	299
Brieger, Adolf. „Zeit und Werden“ . . . . .	228
Bruno, Rudolf. „Enträumte Liebe“ . . . . .	104
Buthaupt, Heinrich. „Durch Frost und Glut“ .	224
Croon-Mayer, Emma. „Johannes von St. Gallen“ . . . . .	177
Deutsche Klassiker-Bibliothek . . . . .	152
Ebers, Georg. „Die Geschichte meines Lebens. Vom Kinde bis zum Manne“ . . . . .	104. 179
Edmund, Gustav. „Liebesgeschosse“ . . . . .	275
Fischberg, Fritz. „Markgraf Otto der Minnesänger“ . . . . .	178
Findten, Ludwig, Baron von. „Heinrich Heine's Familienleben“ . . . . .	126
Friedrich, Emil. „Straduna“ . . . . .	127
Frahrow, F. „Haidekraut“ . . . . .	151
Fritzer, A. „Neue Bremer Beiträge“ . . . . .	32
Freiberg, Günther von. „Dion-Kosen“ . . . . .	275
Freimuth, Heinrich. „Neue Akkorde“ . . . . .	151
Freudenthal, August. „Gedichte“ . . . . .	275
Fruuf, Johannes. „Nachtigallen“ . . . . .	275
Georgi, A. „Beatrice“ . . . . .	128
Girth, Karl. „Die Hege von Hela“ . . . . .	297
Grüninger, Hans R. „Gedichte“ . . . . .	128
Grünstein, Josef. „Wegerich“ . . . . .	180
Günther, Julius Ernst von. „Gedichte“ . . . .	228
Gutzkow, Karl. „Vom Baum der Erkenntnis“ . .	32
Hansjakob, Heinrich. „Wilde Ririchen“ . . . .	226
Hartung, Richard von. „Dichtungen“ . . . . .	275

Zeit

Seite

Heiberg, Hermann. „Todiünden“ . . . . .	56
Heidt, Karl Maria. „Zwei Seelen“ . . . . .	276
Heinemann, Felix. „Vorposten“ . . . . .	276
Herold, Franz. „Wachen und Werden“ . . . .	56
Hörmann, Angelica von. „Dewald von Wolfenstein“ . . . . .	152
Hörmann, Leopold. „Im Lodenrod“ . . . . .	275
Hoffmann, Max. „Irdische Lieder“ . . . . .	275
Hopfen, Hans. „Der alte Prätulant“ — „Neue Geschichten des Majors“ — „Die fünfzig Semeln des Herrn von Laiffeler“ — „Der Stellvertreter“ . . . . .	276
Hüdinghaus, Karl August. „Gedichte“ . . . .	297
Jacobs, Dr. Theodor. „Aus Urda's Vorn“ . . . .	56
Jordan, Wilhelm. „Deutsche Liebe“ . . . . .	32
Keller, Gottfried. „Nachlassene Schriften und Dichtungen“ . . . . .	149
Klausmann, A. Oskar. „Pique Nacht“ . . . . .	180
Knobloch, Luise von. „Gemischte Ehen“ . . . .	300
Köhler, J. „Kyrische Gedichte und Balladen“ .	128
Kreger, Max. „Irrlichter und Geistesster“ . . .	22
„Laienpredigten in Versen“ Von einem Nichttheologen . . . . .	104
Lechivo, Alma. „Opfer oder Sieger“ . . . . .	178
Löhner, Heinrich. „Gedichte“ . . . . .	223
Maser, Fr. „Abelgunde“ . . . . .	249
Melas, Heinrich. „Alexander Petöfi's Gedichte“	54
Miglerka, Felene. „Gedichte“ . . . . .	104
Rajmajer, Marie von. „Johannistener“ . . . . .	297
Renschow, Oswald. „Wolbautische Zigeunerflouetten. Prinzess Smaralda“ . . . . .	252
Riemann, August. „Woll Dampf vorwärts“ . .	180
Ronnemann, Friedrich. „Gisa“ . . . . .	298
Ohnesorge, Fr. „Gaius Tegner's Frithjofsage“	104
Oswald, J. G. „Gedichte“ . . . . .	103
Perfall, Anton, Freiberger von. „Romanzero“ .	180
Pudor, Heinrich. „Liebe und Leben“ . . . . .	299
Robert's, A., Baron von. „Aus Mitleid u. A.“ . .	56
Salkow, Gustav Adolf. „Numantios“ . . . . .	300
Sarg, Emanuel Hans. „Am Volkston“ und „Gedichte“ . . . . .	151
Schad, Adolf Friedrich, Graf von. „Lustspiele“ .	249
„Das Jahr Eintausend“, „Sirius“ . . . . .	228
Schobert, D. „Arenzdorn“ . . . . .	228
Schürmann, Johannes. „Gedichte“ . . . . .	296
Seith, Adr. „Traumestünder“ . . . . .	296
Stadiou, Emerich, Graf von. „Frauenblumen“	299
Stegemann, Hermann. „Welbefruchtung“ . . .	297
Wohlbrück, Olga. Carrière . . . . .	56
Wartenegg, Wilhelm von. „Der Gottver-sprochene“ . . . . .	297
Ziegler, Johannes. „Vom grünen Wasser“ . . .	56





## Heimkunft.

Ein Roman von Wilhelm Heusen.

### Erstes Buch.

#### I.

Ein Eisenbahnzug, der gegen Abend Frankfurt am Main verlassen, lief nach Norden. In einer der Wagenabteilungen befanden sich nur zwei Fahrgäste, zunächst ein ziemlich wohlbeleibter und in gesehtem Alter stehender Frankfurter Kaufmann, der eine Geschäftsreise angetreten. Seine Frau hatte ihn an die Bahn begleitet und die Abschiedsminuten mit sorglichen Verhaltensmaßregeln, wie er sich gegen die Nachtkühle schützen solle, ausgefüllt. Zwar lag Juni über der Erde, doch der Ermahnte war offenbar einerseits ein folgloser Ehemann, und andererseits schien er selbst mit ziemlicher Behutsamkeit für seine Gesundheit bedacht. So widelte er sich, als es dunkel ward und der Schaffner die Lampe angezündet, in seine fellartige braungelbe Reisendecke, knotete sich einen Wollenschawl um den Hals, zog eine weiche und warme gestrickte Mütze über den Kopf und suchte ihn in eine, möglichst bequeme Aussicht auf sanfte Ruhestunden eröffnende Lage zu bringen. In dieser Richtung hätte sich auch das Beste erhoffen lassen; der Wagen ging, ohne zu stoßen, sanft wiegend dahin, die Polster waren neu und der Sitz von ausreichender Breite. Störend fiel allein, daß man — wenn nicht zum Hafengeschlecht zählend — um in Schlaf zu geraten, die Augen zumachen mußte, und daß der nächtliche Reisende dazu nicht im Stande war. Wenigstens nicht für längere Dauer, denn nach Ablauf einer halben Minute höchstens öffneten sich stets seine Lider und blinzelten mit einem Ausdruck entschiedenen Unbehagens nach der entgegengesetzten Wagenecke hinüber.

Dort saß oder lag vielmehr, zwei lange Beine weit vor sich hinstreckend, der andre Fahr-

gast, in Allem ziemlich das Widerspiel seines Reisegenossen. Er war hager von Körper und Gesichtszügen und, mindestens bei der gegenwärtigen Beleuchtung, schwer einer Altersschätzung zu unterziehen. Bald konnte er den Eindruck machen, im Anfang der Zwanziger zu stehn, dann wieder, als ob er wohl fast das Doppelte an Jahren hinter sich habe. Seine Kleidung sah abgetragen und nachlässig aus, sein Gepäc bestand nur aus einer gleichfalls stark von der Zeit mitgenommenen Handtasche. Das Fenster an seiner Seite stand offen, er saß vorwärts, so daß die starke Zugluft ihm, ohne daß er es zu fühlen schien, unausgesetzt das halb lange braune Haar wild über die Stirn wirbelte. Sorge für seine Gesundheit bekümmerte ihn merklich durchaus nicht, und er schlief, doch sehr unruhig. Ab und zu fuhr er jählings in die Höhe und sah mit groß aufgeweiteten Augen vor sich hin. Dann hatte er die Gemohnheit, mit einem Ruck den Kopf zurückzuwerfen, als ob er etwas davon abschleudre.

Das Mißbehagen des Frankfurter Kaufmanns an seinem Wagenteilhaber stieg mit dem Vorschritt der Nacht. Dieser Mensch gehörte seinem Wesen und Anzug nach augenscheinlich nicht in die zweite Klasse wohlsitruierter, mit gefüllter Börse begabter Leute. Wenn er dennoch die Kosten für einen Platz darin nicht gekent hatte, so mußte er einen Zweck dabei im Auge halten. Und diese wachsende Erkenntnis ließ den Andern die Lider noch kürzer zudrücken und noch hurtiger wieder aufreißen, als bisher.

Auch was der Mitreisende an Lauten von sich gab, klang nicht gemüthlich. Wenn er in Schlaf fiel, träumte er offenbar jedesmal auch sofort und atmete dazu mit schwerer, zuweilen stöhnender Brust. Er nannte Namen oder stieß sie vielmehr aus, als ob er sie von sich wegstoße,

und rief ein paarmal hinterdrein: „Tod? Gut! Nur mehr — alle!“

Unverkennbar hatte der Mensch Schweres auf dem Gewissen, das sich im Traum verriet. Nun flog er einmahl aufgeschneit vom Sitz und riß den Lampenumhang an seiner Seite herunter. Dadurch ward er in undeutlichen Schatten gerückt, während sein Gegenüber in hellem Licht verblieb. Das war dem letzteren noch unbehaglicher und instinktiv erhob er einen Einspruch gegen die Verdunklung. So kam es zu einem ersten Wort austausch zwischen den beiden, denn der Angesprochene erwiderte: „Was thut's Ihnen denn, wenn ich im Schatten sitzen will? Ich hindere Sie nicht, im Hellen zu bleiben.“

Nicht unartig, nur im höchsten Maß gleichgültig, mit einem leichten fremden Anklang in der Sprache war's gesagt, und der Sprecher setzte sich wieder zurück. Es ließ sich vernünftiger Weise gegen sein berechtigtes Ihn auch nichts Weiteres einwenden, aber die Beleuchtungs-Veränderung entsprach den Wünschen des Kaufmanns keineswegs. Er war auf diese Weise genau sichtbar und vom Licht geblendet, unfähig das Ihn und Kreiben des Andern deutlich unterscheiden zu können. Ihn ward's in Schawl und der Dede heiß, Tropfen traten ihm auf die Stirn. Dann faßte er einen plötzlichen Entschluß, stand auf, und zog auch an seiner Seite den Lampenumhang nieder. So glied sich der große Gegen-satz aus, und es ließ sich wenigstens noch einigermaßen mit dem Blick auffassen, was für Bewegungen drüben in der Ecke stattfanden. An Schlaferscheidung freilich war nicht zu denken.

Dagegen legte der unheimliche Fahrenosse sich in seinem Wechsel zwischen Wachen und Träumen durchaus keine Beschränkung auf. Zurückgelehnt, mit geschlossenen Lidern stieß er jetzt rasch vom Mund: „Ein Dingo — der Buschwolf — da — gebt mir die Büchse!“

Danach vermurmelte er langsamer: „Nein, nicht schießen, das macht Lärm. Tenny will ein paar Felle — ich geh' dem Burschen mit dem Eisen zu Leib, das hören die andern nicht.“

Dabei griff der Sprecher hastig in seine Tasche und zog etwas leicht glimmerndes hervor, das einen knackenden Ton von sich gab. Und nun that er die Augen weit auf, hielt, sich halb vom Sitz hebend, ein geöffnertes, zum Stoß bereites, langes Dolchmesser, einen Genickfänger mit den Fingern umklammert und bohrte zwei

starre Blickspitze auf die Felldecke des Kaufmanns hinüber.

Das aber ging diesen über das abwartend Ertragbare; entweder hatte er einen Raubmörder oder einen Irren vor sich. Die Zeit war noch nicht zur Anbringung eines Notsignals im Eisenbahnwagen vorgeschritten, und dem Bedrohten blieb nichts andres, als aus halbersticker Rehle: „Hülfe! Hülfe!“ hervorzukennen. Der Ruf ließ seinem Beängstiger die Wimpern zusammenfahren, dann sah er verwundert auf das Messer in seiner Hand, klappte es, „Ja so“ murrend, zu und sagte danach: „Sind Sie nicht wohl?“

Doch zugleich scholl ein Pfiff der Lokomotive, und Verlangsamung der Fahrt kündigte eine Station an. Unwillkürlich kam's von den Lippen des Frankfurters: „Gott sei Dank!“ und hinterdrein, da der Zug hielt, so laut er die Stimme zu heben vermochte: „Herr Kondukteur! Herr Kondukteur!“

Der Gerufene kam: „Was giebt's?“

„Ich will unsteigen?“

„Dazu ist hier nicht Zeit, nur eine Minute.“

Aber der Veränderungsüchtige wälzte sich schon aus der Thür. „Ich muß — dieser Wagen ist ungefund — man riskiert Stöße darin, es kann Einem drü etwas zustoßen. Mein Arzt hat mir nächtliche Aufregung —“

Seine Stimme schnappte unter dem Aufschlagen einer Thür ab, es pfliff wieder und der Zug rollte schon weiter. In dem unheimlichen Wagen ging ein kurzlachendes Zucken um den Mund des allein Zurückgebliebenen, und er sagte laut dazu: „Ich glaube, der hielt mich für verrückt? Es ist noch immer Heines alte Kinderstube.“

Wie in einem Käfig hin und her schreitend, sah er bald zum rechten, bald zum linken Fenster hinaus. Es mochte Nachtmittag sein, schwarze Bergstränge begleiteten die Bahn an beiden Seiten, darüber funkelten die Sterne. Der Ausblickende nickte einigen Bildern derselben zu, sprach ihre Namen und fügte nach: „Auch noch die alten.“ Seine Sehstärke mußte eine sehr gute sein, denn offenbar unterschied er im Fahren den winzigen Begleiter neben dem mittleren Dreiecksstern des „großen Varen“ und jagte: „Hans Dunk hofft noch immer auf seiner Deichsel.“ In seinen Zügen drückte sich eine Ungebuld aus, als sahre der Zug ihn nicht schnell genug; nach einer Weile streckte er sich lang auf die Bank hin und schlief wieder ein, diesmal fest und ohne Traumreden.

Allmählich verloren die Sterne an ihrem Glanz, ein ungewisser Schimmer ließ erkennen, daß die Landschaft an den Seiten sich ändere, verflache.

Dann fuhr der Schläfer einmal auf und sah Morgenhelle um sich. Sein Wagen hielt, wie es schien für einige Dauer; mechanisch öffnete er die Tür und stieg aus. Etwas absonderlich stand er auf dem wenig belebten Perron, hauptsächlich, sich gegen den summenden Wind kehrend und in langen Zügen atmend. Jetzt sah man's, das Gesicht gehörte keinem Zwanziger, sondern mußte um Manches darüber hinaus sein. Aber wenn man es anschaute, ging Merkwürdiges darin vor. Wie der Wind wellenartig von Westen herüberstrich, machte es den Eindruck, als spüle er eine graue Staubschicht von den Zügen ab und hole darunter etwas Übersüttetes, mit einer noch jugendlichen Lebensfarbe Rückkehrendes heraus.

Ja, das war anders geartete Luft, fast für alle Sinne erkennbar die des norddeutschen Tieflandes. Der Geruch ließ ahnen, sie komme über Wasser her, das Gefühl empfand sie zugleich weich und herb. Auch den Augen tat sie sich kund, durch die immer bewegten Baumblätter und ohne Unterlaß flimmernd zitternden Halme der Gräser; für das Gehör klang aus ihrem Summen ein besonderer Ton. Und es schien, als schmede der tief Atmende sie sogar, einem Labetrunk gleich, den er mit durstigen Lippen einziehe.

Sein Blick wandte sich nach dem wenig anscheinlichen Bahngebäude. „Station Ulzen“. — „Einsteigen!“ mahnte der Schaffner, und es ging weiter.

Über die Haide mit gelben Sanddünen-Hängen hinweg, dunklen düstern und weiß unbefesteten Birkenstämmen. Ab und zu in der weiten Einsamkeit ein Gehöft, am fernen Horizont ein Kirchturm; eine einformig sich wiederholende, reglose Welt. Doch der Vorüberfahrende hielt jetzt unausgesetzt die Augen darauf hinausgerichtet. Sein Blick folgte der Krähe, die da und dort schwarz über die einsame Landschaft hinzog, wie einer freudartigen, nie gesehenen Seltsamkeit. Hin und wieder verriet sein Gesicht plötzliche Anspannung des Ohrs, als ob er trotz dem Klaffeln des Zugs das Morgengetriller einer Haibelerche draußen vernehme.

Sein Ziel schien Hamburg zu sein, denn er stieg in Harburg auf das bereit liegende Dampfschiff und überquerte die Elbe. Diese regte

das Gefühl, nochmals eine Wetterseide durch die Mitte des deutschen Nordens zu ziehn; bisher war der Himmel, wenn auch nicht heiter, doch hoch, nur leicht bedeckt gewesen, nun breitete sich über den grauen Fluß ein grauer Dunst, aus dem nur zögernd und schattenhaft die hohen Türme der großen Handelsstadt hervortauchten. Als der Erste trat der Ankömmling von Frankfurt her auf die Landungsbrücke, nahm eilig einen Mietswagen und rasselte über das holprichte Pflaster am Hasen davon. Indes nicht in die Stadt hinein, sondern seitwärts durch St. Pauli und den engen, dunklen Straßenzug von Altona. Aber auch dies bildete nicht sein Ziel, denn um eine Stunde später sah er abermals in einem Zug der holssteinischen Eisenbahn und fuhr wiederum gegen Norden weiter. Auf der Wagenfahrt zwischen den großstädtischen Häusermassen hindurch hatte er den Kopf weber nach links noch nach rechts gedreht; was es da an Menschen, Läden und fremdländisch-überseeischen Waren drin gab, schien für seine Augen keinen Hinblick wert gewesen. Doch jetzt interessierte ihn sichtlich wieder jeder Wogel, jeder Strauch und moosige Dachfirst auf dem öden Mittelrücken Hofsteins, über den der Zug ihn forttrug.

Dann war der Morgen zum Nachmittag geworden, zur Weiterreise hatte er mehrere Stunden lang nicht mehr die Bahn, sondern ein ländliches Fuhrwerk benutzt, und allmählich hatte mit diesen Veränderungen sich auch die Gegend um ihn herum umgewandelt. Haide und Moor verschwand, Kornfelder und große, von braunen Röhren gestirnte Viehweidepoppeln traten an die Stelle, Hügel und Gänge, mit Buchwäldern überkrönt, sahen darauf nieder. Der Boden zeigte sich ebenso fruchtbar, als er zuvor nur trostlose Dürftigkeit geboten, und das Gesamtbild wäre von friedlicher und freundlicher Anmut gewesen, wenn ein heiteres Licht darüber gelegen hätte. Doch je weiter nach Norden, desto dichter hatte der Himmel sich verdeckt, Wolkengetriebe zog schnell von Westen gegen Osten, starker Wind mußte es jagen, der drunten nur durch Gelände und Waldung zur Seite der Straße abgefangen wurde. Wo offene Stellen kamen, fuhr er mit einem Stoß herein, und nun nahm der Wind auch seine Tätigkeit unten am Boden deutlich wahr. Unerwartet dehnte sich auf einmal zur Rechten ein großer Landsee aus, der mit dunklen,

weitüberkippenden Wellen rollte. Das plötzliche Auftauchen der weiten Wasseroberfläche besaß etwas Anschauerndes; stellenweise erschien sie bei der triebenden Luft wie unabsehbar, nebelnder Dunst ließ das flache Land des jenseitigen Ufers verschwimmen. Nur ungefähr aus der Mitte desselben ragte ein grauer Turm erkennbar herüber. Seiner Gestalt nach schon aus fernere Zeit stammend, machte er bei der melancholischen Beleuchtung den Eindruck, am Rande der bewohnbaren Erde zu liegen, eine ultima Thule jenseits des windmurrenden Gewässers.

Ein größerer Ort begrenzte auch den diesseitigen Seerand, aus den Fenstern reckten sich da und dort neugierige Gesichter dem vorüberdröhnenden Wagen nach, doch dieser fuhr nach Anweisung des Insassen fast bis zu den letzten Häusern hindurch. Dann hielt er, wo in einer kleinen Hafeneinbucht ein paar Fischerböte lagen; hier sprang der Anführer ab, trat an einen mit dem Ausbessern eines Netzens beschäftigten Mann heran und sagte, über das Wasser nach dem grauen Kirchturm deutend, daß er dorthin wolle. Augenscheinlich war das nichts Ortsübliches, ein ungewöhnliches Verlangen, denn der Angesprochene erwiderte zunächst: „Wat wüllt Se denn da gunt?“ „Sich den Kopf fransend,“ fügte er nach: „Dat stämt hüt arrig. Het saut wi wol gau, awer t'rügg geit dat vör mi, as en Senierlus krüpp. Vör'n Botterbrodt kan ik dat nich.“

Das verlangte der Andere auch nicht, sondern antwortete, er bezahle, was sein müsse. Der Fischer besann sich: „Dat kommt nich vel un warrd en Stück Arbeit“; schließlich brachte er einen Preis zu stande. Doch auf die kurze Entgegnung: „Out, da woll'n wir fahren!“ warf er zögernd, gleich dem Frankfurter Kaufmann, einen etwas misstrauischen Blick auf die Kleidung des Fremden, der indes gleichzeitig in die Tasche griff, aus ihr ein lose darin getragenes Geldstück von höherem Betrag, als die Forderung, hervorzog und es dem Unschlüssigen in die Hand drückte: „Da, mein's so schneller geht.“

Es schien, daß er sich damit auf Landesart verstanden, obwohl der Empfänger, an seine Mühe greifend, erwiderte: „So harr ik dat jo nich meent, Herr.“ Aber in der That ging's jetzt schnell, der Vorausbezahlte holte aus seinem nachgelegenen Hause hurtig einen Segelmast, befestigte ihn im Boot, und nach wenigen Minuten

setzte dies sich in Bewegung. Erst ein Stückchen gerudert, dann saßte der Wind das Segel, und rasch flog das kleine Fahrzeug weiter.

Die Entfernung nach dem Ziel hinüber mochte eine Meile betragen; der Fahrgast saß nach vorn, den Blick auf das Ufer drüben vorauswerfend, während der Schiffer das Steuer hielt. Die reichliche Bezahlung hatte ihm merklich Respekt eingeflößt, er bemühte sich hochdeutsch zu sprechen, und zugleich gab sich etwas aufgeweckte Neugier in seinem Gesicht kund. So sagte er: „Der Herr hat wohl Geschäfte drüben im Dorf?“

Der Befragte drehte den Kopf und sah ihn gedankenabwesend an: „Meinen Sie mich? Geschäfte? Ja, das hab' ich wohl — sonst fuhr' ich wohl nicht hinüber.“

Jetzt lag die ganze breite Wucht des Windes auf dem See, und die Fahrt ging wie Mövenflug dahin. Es sah manchmal gefährlich aus, wie das Segel sich tief niederbanzte und den Leerrand des Bootes fast bis auf's Wasser hinunterdrückte. In der Haltung und im Wesen des Fremden machte sich eine wachsende Aufregung bemerklich; man gemahrte ab und zu ein Zittern seine Hand durchlaufen, er klammerte die Finger um die Plank neben ihm. Dem Steuermann kam's heraus: „Der Herr is wohl zum erstenmal auf'm Wasser? Aber Gefahr is da keine dabei; wenn ich dabei bin, da können Sie ganz ruhig sein.“

„Ja, das bin ich auch — ganz ruhig. Wovor soll' ich mich fürchten — wenn Sie dabei sind?“

Der Antwortende versuchte bei dem letzten Zusatz kurz zu lachen; der Anfang der Worte seines Bootsgefährten war ihm offenbar unausgesprochen im Ohr hängen geblieben, er fügte hinterdrein: „Was meinten Sie? Zum erstenmal? Ja, wir kommt's so vor.“

Was für Wellen solcher Landsee werfen konnte, und je weiter nach Osten, desto höher nahm ihr Aufwogen noch zu. Sie gürteteten einen weißen Schaumstrich um das jenseitige Ufer, von dem der alte Kirchturm jetzt schon nah, hoch und deutlich aufstieg, Strohdächer eines anscheinlichen Dorfes lagerten sich drumher. Wäre das Boot ein Fahrzeug vom Range eines Seeschiffes gewesen, hätte man gesagt, es „stampte“, so grub es sich mit dem Vorterteil ins Wasser, während das Steuer fast in der Luft stand,

und im nächsten Augenblick hob es sich wechselnd voru steil in die Höh' und schien hinten versinken zu wollen. Nach einer Weile meinte der Schiffer: „Das schmeißt hier ein bißchen; es wird dem Herrn doch nicht schlecht? Sonst könnten wir ja erst mal da anlaufen, dann geht es flink wieder vorbei.“

Er wies nach einer schmal-länglichen, nur mit etwas Weidengebüsch bedeckten Insel, an der sie unweit vorüber fuhren. Seine Frage war durch die Gesichtsfarbe des Angeredeten veranlaßt, die gleich einer Vorboten herandrohender Seeranztheit jetzt fast blutlos weiß gegen die graue Luft abtack. Doch sie täuschte, denn er schüttelte kurz verneinend den Kopf und antwortete schnell, merkbar um ein Gespräch fortzuhalten, gleichfalls auf die Insel deutend: „Was ist das?“

„Sie heißen's den Bischofswerder, da soll 'mal ein Bischof darauf gewohnt haben, davon hat's noch den Namen. Aber das is wohl man bloß so, denn man sieht gar nix mehr davon, kein' einzigen Stein oder was, und das könnt' doch nicht angehn, wenn da 'mal en Haus gestanden hätte.“

Dem Hörer kam mechanisch, wie gedankenabwendend vom Mund: „Es ist vielleicht schon zwanzig Jahre her.“

„Nee, Herr“ — der Schiffer lachte mit Respekt — „dann müßt' wohl noch was da sein, in zwanzig Jahren da passiert nich viel; das is ja man als ein Hundbrot, so als wenn man sich gestern Abend zu Bett gelegt hätt', und nu wär's so viel weiter, wenn man die Jahrzahl schreibt. Das soll gewesen sein, als der Kirchthurm und das Dorf noch gar nicht da waren, und die sind ja alt, daß kein Mensch mehr was davon weiß. Mein Großvater jagte, die hätten immer grad so da über'm Wasser gelegen, hätt' sein Vater ihm gesagt.“

Der Andere winkte, er hatte sich besonnen, daß er wohl gedankenlos geantwortet habe, und er gab zurück: „Nein, in zwanzig Jahren kann nicht viel passieren. Wie sagten Sie? — als ob man sich gestern zu Bett gelegt, eine Nacht geschlafen und geträumt hätte und hent' aufwachte? Das ist gut, besser kann man's nicht sagen; da wird's wohl nichts anders gewesen sein. Es wäre bloß möglich —“

„Was meint der Herr?“

Der Sprecher hatte, mit weit geöffneten

Augen mehr durch seinen Bootsgenossen hindurchsehend, als ihn anblickend, innegehalten; er fuhr fort:

„Daß Alles — das Haus und was darin gewesen — vom Wasser weggesperrt worden wäre, von Sturm und Wellen, bis auf den letzten Stein, als hätte es nie und nirgends gestanden.“

„Nee, Herr, das hat nich angehn können, denn so hoch kommt das Wasser hier ja nie, das kann kein Mensch erinnern. Was in den See zukommt, is man wenig, da müßt' schon 'mal geregnet haben, wie bei der Sündflut, und dann wär' ja auch das ganze Dorf mit weggegangen, das liegt nich höher, als die Insel. Soll ich bei der Kirche anlegen, oder weiter nach unten hin, da is auch noch en Steg.“

„Da“ — der Befragte wies mit der Hand in die letztere Richtung. Dann setzte er hinzu: „Wissen Sie, wie der Pastor im Dorf heißt?“

„Nee, Herr, das gehört ja nich zu uns ins Volksteinsche, da wissen wir nich viel davon. Ich weiß nich, wie lang als es schon her is, daß ich zuletzt hier gewesen bin; das is ja 'mal so, über's Wasser das geht Einen nix mehr an. En bißchen schwer wird das gehn mit dem Ankommen.“

Wie ein verkleinertes Abbild einer Meeresbrandung stand es am Ufer, die Wellen klatschten über den Steg, auf den das Boot zulief. Der Schiffer ließ das Segel fliegen und bemühte sich mit sorglicher Achtsamkeit, die beste Art zu ungefährdeten Anlegen auszufinden. Doch sein Gefährte kam ihm mit rascher Beihilfe zuvor, reckte, sobald es möglich ward, seinen langen Arm nach dem ersten Pfosten, hielt diesen mit kraftvollem Griff gefaßt und zog geschickt das Boot an die etwas ruhigere Seeseite des Stegs, zu dem er sich im nächsten Augenblick mit kühn-behendem Sprung hinaufschleunete. Überrascht sah der Fischer dem hurtigen Vorgang zu und sagte: „Das war wohl en Irrtum von mir, der Herr muß schon mit Wind und Wasser bekannt sein, sonst macht man das nich so.“

Gischt und Schaumballen flogen dem Gelandeten bis über die Brust heraus; er winkte kurz: „Kommen Sie gut wieder zurück!“ Dann griff er nach der Tasche, in welcher er, wenigstens für Deutschland in unbrändlicher Weise, loses Silbergeld tragen mußte, und reichte dem Schiffer noch einen Thaler hinüber: „Eine Kleinigkeit für Ihre gute Unterhaltung. Wenn Sie morgen früh auf-



wachen, sind vielleicht zwanzig Jahre vergangen, seit Sie mich hierher gefahren haben, ohne daß Sie's merken. Darauf kommt's nur an; die Zeit selbst ist nichts, bloß Wind, Wolke, Wasser, immer gleich. Good bye!"

Das Letzte kam ihm wie etwas bedachtlos Gewohnheitsmäßiges über die Zunge; eiligen Schritts ging er nun achtlos den schlüpfrigen Steg entlang. Doch am Ende desselben rächte sich noch sein Mangel an Vorsicht, oder es schien, daß ihm das Geschaukel des Bootes doch die Beine ein wenig unsicher gemacht habe. Denn beim Ubertreten von der Holzbohle aufs Land glitt er aus und stürzte; allerdings durchaus gefahrlos, da er in weichen Flugsand fiel, nur mit dem Kopf schlug er leicht vornüber auf den anliegenden, von kurzer Grasnarbe bedeckten alten Dünenboden. Einen Augenblick blieb er, ohne sich zu regen, so liegen, die Wiederholung eines uralten Bildes zur Schau stellend. Denn ähnlich mußte es ausgesehen haben, wie vor Jahrtausenden Lucius Junius Brutus bei seinem Landen am Ufer Italiens scheinbar gestrauchelt und umgestürzt war, in Wirklichkeit aber sich hingeworfen hatte, um den Boden mit den Lippen zu berühren, weil ihm vom delphischen Orakel Erfüllung seiner Hoffnungen geweissagt worden, wenn er bei der Heimkehr ans der Fremde als Erstes seine „Mutter“ zu küssen vermöge.

## II.

Das Dorf erwies sich auch beim Eintritt als stattlich und von beträchtlicher Häuserzahl. Auf den ersten Blick ähnelte es naturgemäß den größeren ländlichen Ortschaften der Gegend, weckte keine Vermutung, daß es staatlich nicht zum Holsteinischen, sondern zum ehemaligen Bistum Lübeck, jetzt einer Enklave des Großherzogtums Oldenburg gehöre. Doch rührte noch etwas Altwendisches seines Ursprungs an, mehr als anderswo zeigten sich die Nachahmungen der alten Herbedöpfe Wobans an der Giebelspitze über den Scheunenthoren und Hauszugängen, und bei näherer Beachtung machte sich doch ein Unterschied von den holsteinischen Dörfern bemerklich. Nach dem dreißigjährigen Kriege hatten die landesherrlichen Bischöfe ihre Unterthanen lange Zeit hindurch mit außerordentlichen Lasten bedrückt, in Folge deren viele Besitzer ihre Hofstellen verlassen, die, nachdem sie Jahrzehnte lang „weiß“ gelegen, später den nachbarlichen Grundeigentümern zugeteilt worden.

Dadurch waren manche Bauernhufen zu ungewöhnlicher Größe angewachsen, kennzeichneten dies schon durch Stattlichkeit und Umfang ihrer Gebäude und erhöhten so die ansehnliche Erscheinung des Ortes. Vielleicht ließ sich da und dort auch noch im Äußern der Bewohner etwas Abweichendes herausempfinden, ein dunkleres Blau der Augen und mehr zum Braunen neigendes Blond der Haare, als im Allgemeinen bei der Landbevölkerung an der Westseite des Sees. Die forterhaltenen Merkmale holländischer und friesischer Kolonisten waren es, die vor länger als einem halben Jahrtausend von den Schaumburger Grafen zur Germanisierung des östlichen Hofsteins hierher verpflanzt und mit Vänbereien begabt worden. Der Gang der Zeit hatte sie naturgemäß vielfach mit wendischem und niederländischem Blut durchmischt, doch auf manchem Hof rechnete die Familie in aristokratischer Weise ihre Abkunft noch auf einen jener von der Nordseeküste gekommenen ersten Ansiedler zurück, und hin und wieder schien auch wohl ein Name noch für eine wirkliche Berechtigung dieser fernem Geschlechtsherleitung zu sprechen.

Der Tag ging dem Abend zu, im Westen verbesserte der Himmel sich etwas, zeigte einen mattblauen, unbewölkten Querstreifen über dem Horizont. Raschen Ganges hatte der aus dem Boot Gestiegene sich zum Dorf hinanbegeben, doch nach und nach verlangsamte er den Schritt. Zu einem breiten, zum Mittelpunkt des Ortes führenden Weg stand er, vorausblickend, still, dann schlug er einen sich um den Außenrand hinschlängelnden Fußsteig ein. Seine Hand streifte beim Gehen über die hochgeschossenen, noch grünen Roggenähren an der Seite; von der Böschung eines kleinen Teichtümpels sprangen einige Frösche plätschernd ins Wasser, und er hielt wieder an und sah drein, wie sie sich mit den langen Beinrudern hastig davonarbeiteten. So kam er nur in Abjähren vorwärts, bis der Pfad gegen einen Erdwall mit einer alten Ligusterhecke auslief. Obstbäume schauten drüber her, sie umgab den Garten eines vereinzelt ins Feld vorgeschobenen Bauernhofs, der links hin seinen Wobans-Pferdekopf in die Luft streckte. Der Weg hörte auf, und der Wall bot keinen Zugang; mechanisch setzte der Umherschleudernde an ihm entlang zur Rechten den Fuß durch Gras und Krautwerk weiter vor. Etwa ein halbes Hundert Schritte, da klappte in der Hecke eine schmale Öffnung, von sichtlich schon lang an dieser Stelle abgestorbenem Gezweig ent-

standen und durch Hunde oder Kinder zum Durchschluß erweitert, um ins Feld hinauszugelangen. Eine Welle sah der ruckhaft davor stehen Bleibende reglos großen Blicks auf die Lücke hin, dann schwang er sich mit plötzlichen Sprung empor und durch sie in den Garten hinein.

Dieser glich der üblichen Art größerer Bauerngärten mit Apfel-, Birn- und Zwetschgenbäumen, Gemüsebeeten und hin und wieder einer Blumenkante. Was auf den letzteren stand, schien, alljährlich von selbst wiederkommend, ein altes Recht zu behaupten, ohne daß sich eine sorgende Hand darum bekümmerte; der Bodengrund ward überall auf den Ruhertrag verwertet. Nur aus einer Ecke sah eine graue Hofsollatulaube, von einigen hohen, blühenden Syringenbüschen umgeben, entgegen. Doch auch sie stand augenscheinlich nur noch gewohnheitsmäßig, von niemandem mehr benutzt da; die Mehrzahl ihrer Spalten lag zerbrochen an der Erde, eine Bank in ihr neigte sich vermorscht schief zur Seite, und der Zugang war mit Unkraut überwüchert. Hinter ihr lag Schutt, Gerümpel und ausgetretetes Wurzelwerk hingeworfen; das Ganze machte den Eindruck eines Abfallwinkels.

Der Garten war menschenleer, die Hofleute mochten schon beim frühen Abendessen sein. Der Eindringling in das fremde Grundstück sah um sich, als sei er nachts wandelnd gegangen, begreife nicht, wie er hierher geraten und was er wolle. Seine Augen blieben auf einem mit kleinen blaßroten Blütenknoten oder Büten behängten Strauch haften, und unwillkürlich sagte er laut: „Wie kommst du hierher? Bist du mit dem Wind vorgegelaufen?“ Eine Weigelia rosea wars, ein aus Ostasien stammendes Ziergesträuch, das noch bis vor etwa zwanzig Jahren in Deutschland fast unbekannt gewesen, sich seitdem aber mit überraschender Schnelligkeit in alle Gärten, selbst in die entlegenen Dörfer verbreitet hatte. Der neben dem Strauch Verweilende streckte die Hand nach einer der bütenförmigen Blumen, doch aus ihrer Berührung schien es ihm wie mit einem Ruck durch den Arm zu gehen, daß seine Finger zurückführten. Und ebenso schien ihn plötzlich eine Müdigkeit zu überkommen, er trat zu der verwahten Laube hinan und setzte sich auf die wacklige Bank.

Das war wieder der norddeutsche Wind, der in dem Syringenanb wühlte, die Geweigspitzen saugend hin und her zerrte. Aber zugleich warf

er auf den darunter Sitzenden förmliche Duftwellen der schwer niederhängenden blauen Blütenranken herab.

Nun veränderte sich mit einem Schlage die Beleuchtung umher. Die Sonne trat in den wolkenlosen Streifen am Horizont und goß plötzlich, wie zum Abschiedsgnug, beinahe wagerechte Strahlen über die Erde. Ein eigentümliches, hier grau, dort rötlich erscheinendes Licht, nicht freudig und sommerlich überfließend, sondern grafschleudend und wärmelos, schien in dem aufschießenden Gesunkel am oberen Garteneude über dem Tbitbaumgestiß der Rückgiebel des Gehöfts jetzt so grell beglänzt in die Luft, als lobere er in Flammen auf.

Es mußte den Blick an sich ziehen, und der einsame Inhaber der Laube sprang impulsiv in die Höhl' und sah starr hinüber. Bei der raschen Bewegung krachte hinter ihm die morsche Bank und brach zusammen, indes sein Ohr vernahm nichts davon. Nur sein Auge ward jetzt seitwärts abgelenkt, er war nicht mehr allein, es befand sich etwas neben ihm. Lang, wie ins Unendliche fiel sein Schatten durch den Garten, an die Wallbede, drüber hinans.

Doch nun tönte ein Klang von etwas Wirklichem, Lebendigem. Eine stämmig-bloßarmige Wehmagd kam gelaufen, von einem an ihr aufspringenden, sie fast umwerfenden großen zottigen Hund begleitet, mit dem sie lachend alberte. Er witterte nach der Laube, blieb stehen und knurrte, so daß sie des Fremden ansichtig ward und verwundert fragte. „Wona söken Se hier?“

Darauf antwortete er mit einer Gegenfrage, wem der Hof gehöre und sie versetzte: „Sinnerk Pansen“.

„So — ja dann bin ich hier nicht richtig gekommen. Wie lange hat er ihn schon?“

„De is jümmer hier west, so lang, as id denken kann“.

Der Hund schupperte etwas mißtrauisch an dem Unbekannten herum, der ihm indes furchtlos mit der Hand auf den Kopf klopfte: „Kusch, Nero!“

Das Mädchen fragte wieder verwundert: „Worum weten Se denn sei Nam?“

„Den habe ich schon als Junge gewußt“, erwiderte er, mit dem Kopf nickend und den Hund fortstreichelnd. Darüber plagte sie in ein Lachen aus: „Das is narriß, he is jo noch keen Tohr old“.

Wie es schien, war ihm das Vorige halb ohne Wissen herausgelommen, er sah das noch junge Ding jetzt an und antwortete mit einem leicht lächelnden Anflug um den Mund: „Heißt Du nicht wie Dein Vater und Großvater? Das ist bei Hundeb meist auch so wie bei Menschen. Da vorn komme ich wohl auf die Straße hinaus; ich habe Hinnert Paulsen nichts von seinem Hof weggehen und will mir die Füße abreiben, daß ich ihm auch keine Erde von seinem Grund mit forttrage“.

Er nickte der Magd zu und ging; sie blickte ihm nach und sagte laut: „Des waar jo en knaakten Herr, wat hat de denn hier to dohn hatt?“

Der Sonnenblick war nur kurz gewesen, eine dunkel aufrückende Wand hatte ihn rasch wieder überdrängt und durchsetzte die Luft früh mit Dämmerung. In ihr wanderte der wunderliche Besucher des Dorfes jetzt auf den breiteren Wegen desselben umher, beständig umschauend und betrachtend. Es war Ungewöhnliches, einen Fremden hier zu sehn, doch in der Art der Bauern lag's nicht, sich überflüssige Gedanken darüber zu machen, und niemand gab mehr als mit einem flüchtigen Hinblick auf ihn Acht. Wie er so zu der alten, in herkömmlicher Weise vom Begräbnisplatz umgebenen Kirche hinaufkam, schimmerten die Kränze und Denksteine nur mehr in einem trüben Zwielicht über die Einfassungsmauer herüber. Etwas seitwärts lag das Pastorat, dessen Äußeres, wie die begüterte Gemeinde erwarten ließ, auf eine wohlbestellte Pfürnde hinwies; es ähnelte

einem kleinen Gutsgehöft, an dessen Herrenhaus sich Scheune und Stallung anschlossen. Augenscheinlich gehörten die nach rückwärts sich hinausdehnenden fruchtbaren Ländereien, sowie ein großer, sorglich gehaltener Garten dazu; zum Hofraum führte von der Seite her eine Einfahrt, die ein Gedröhr der landesüblichen Art abschloß.

Etwas hinter diesem befand sich die Pumpe, an dem eine weibliche Gestalt mit dem Füllen einer Wassertrarre be beschäftigt stand. Man unterschied sie aus einiger Entfernung schon nicht mehr deutlich, nur der barhäuptige Kopf und ihr dunkler Rock aus sogenanntem eigengemachtem Zeug, wie er allgemein die Kleidung der Mägde war, ließen sich noch erkennen. Nun traf sie ein Anruf vom Thor her, auf das jemand seine beiden Arme gelegt hatte: „Kommen Sie 'mal näher her!“

Sie drehte den Hals und erwiderte, ohne sich weiter zu rühren, auf Hochdeutsch: „Was wollen Sie?“

„Etwas fragen“.

„So kommen Sie herein“.

Der Zuruf war der an eine Dienstmagd gewesen, die Antwort überraschte durch die nicht plattdeutsche Mundart und durch die Umdrehung der gestellten Anforderung. Doch sie klang nicht gereizt oder verdrossen, sondern durchaus gleichgültig, als ob sie nur etwas Selbstverständliches besagt habe, indes mit einer so tiefen Stimmelage, daß man bei stärkerer Dunkelheit kaum gewußt haben würde, ob sie einer Frau oder einem Manne angehöre. (Fortsetzung folgt.)

## Der alte Knecht.

Von Hermann Sudermann.

Nun ist vergangen wohl manches Jahr, —  
Mein Vater lag auf der Totenbahr,  
Lag in der Kammer auf gelbem Sande —  
Nicht neben dem alten Kleiderstande,  
Wo wir als Kinder „Greif“ und Versteden  
Gespielt in den dunkeln, verhangenen Ecken,  
Dieweil mit Besen und Wasser und Seife  
Und mit Gardinen von glitzernder Steife  
Die gute Stube sauber und zart  
Zur letzten Feier bereitet ward. —

Manch Lorbeerkranz aus Freundeshand  
Von fern und nah war uns gesandt;  
Selbst von der Liebsten aus Berlin,  
Die weinend mich sah von hinnen ziehn,  
Da man mir schrieb: „Nichts mehr zu hoffen“  
War ein Rosensträußlein eingetroffen; —  
Das wollt' ich als junger Liebe Segen  
Ganz heimlich ihm zu Füßen legen.  
Im Lande waren trotz Herbst und Regen,  
Trotz des Morastes allerwegen

Aeseb' und Aftern nicht gar so larg,  
 Daß nicht der düst're Eichenjarg,  
 Der schon parat als legtes Bette,  
 Sein Blumenkleid erhalten hätte. —

Doch mangelt' es nicht an Sorgen und Mühn,  
 Es fehlte mir das lebendige Grün,  
 Dem Sarg zur Seiten und im Rücken  
 Die fahlen Bände damit zu schmücken,  
 Denn davon, was für wenig Geld  
 Beim Gärtner leihweis' man erhält  
 Von Palmen und Drangenbäumen  
 Ließ sich das Heidebort nichts träumen.

Ich rief mir also den alten Knecht,  
 Der meinem Vater schlecht und recht  
 Auf rollender Karre seit langen Jahren  
 Das Bier in die Rundschaft hinausgefahren. —

Auf Soden, den Pinfcher hinterdrein,  
 So schlich er rückwärts ins Zimmer hinein,  
 Und hielt es der Lage für angemessen  
 Sich ein paar Thränen herauszupressen.

„Na, Jons, mach Dir das Herz man nicht schwer; —  
 Wo nehmt Ihr die Weihnachtsbäume her?“  
 So fragt' ich — denn den Baum zu erlesen  
 War immer des Knechtes Arbeit gewesen. —

„Jong Här — dat es 'ne domme Gesäch —  
 De Gutschärre de hätt's letzte Moal gesagt:  
 Ge gån keen Boom nich mehr rut  
 Sonst wär' de Wold — hold — ut.“ —

Da regte sich — gedenk uralten Grolls —  
 In mir der harte Bauernstolz,  
 Des armen Vaters reiches Herren-Erbe. —  
 Auf daß ich keine Weig'ung mir erwerbe,  
 Beschloß ich laß zu lassen Wand und Haus  
 Und ärgerlich schickt' ich den Knecht hinaus.

Der draußen zur Magd: „Jä, weeste, Maegell,  
 Eck weet all, wat de jong Här well,  
 Dnd wänn eck forz mot rin ent Loch  
 De Dannebeem de frag eck doch.“ —

Ich gebe seiner nicht länger Acht,  
 Doch hör ich halbhschlafend in selbiger Nacht  
 Ein Pferdegeatoppel, ein Knarren der Leiter,  
 Allein ich bin müd' und schlafe weiter.

Am andern Morgen — was muß ich sehn? —  
 Zwölf junge Bäumlein vor mir stehn,  
 Mit äpptigen Zweigen, siederlich beschnitten  
 Lung-goldbige Stämmchen in der Mitten,  
 In Biergefäße hineingestellt,  
 Die schönste Drangerie der Welt.

Ich rufe den Knecht: „Wo hast Du das her?“  
 Das Neben wird ihm verdächtig schwer.  
 Er kratzt sich den Schädel buschig und grau,  
 Er dreht die Mütze und schmunzelt schlau:  
 „Eck heb se nachts ut dem Walde hoale  
 Eck hebb je — jong Här — eck hebb je gestoahle.“

Da trieb mir der Zorn das Blut in die Wangen. —  
 Mein Vater war ehrlich durch's Leben gegangen  
 Und hatt' sich geschlagen mit Jammer und Not  
 Bis hin an den selig erlöseten Tod,  
 Daß jetzt an dem frisch geschauelten Grabe  
 Sich brüsten sollte gestohlene Habe? —

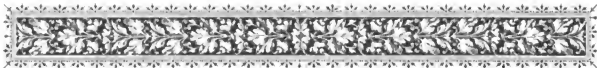
„Packe die Bäume sofort auf den Wagen  
 Und fahre sie ohne ein Wort zu sagen  
 Wie Du sie stahlest Stück für Stück  
 Zum Gutsheern auf den Hof zurück.  
 Ich gebe Dir ein Bettelken mit,  
 Wodrin ich für Dich um Verzeihung bitt', —  
 Auch werd' ich sie gerne von ihm kaufen,  
 Vielleicht läßt er Dich dann wieder laufen.“ —

Ein Leuchten geht über das Stundergesicht,  
 Er gurgelt und zuckt und stammelt und spricht:  
 „Eck mott nu ent Loch — eck do et jern —  
 Et es jo för'm leiven, olen Härn.“

Da wurde mir plötzlich grausam klar,  
 Was zu beginnen ich willens war.  
 Ich sprach: „Na laß man, alter Freund,  
 Es war nicht gleich so böß gemeint  
 Komunt's raus, so brauchst Du Dich nicht zu grämen,  
 Ich werd' dann die Sache auf mich nehmen.“

So nahte der Begräbnistag.  
 Der Vater in seinem Sarge lag —  
 Mit Blumen und Blättern mancherlei —  
 Das Rosensträußlein war auch dabei,  
 Ins Zimmer drängten die Nachbarn alle  
 Dieweil mit wohl lautendem Stodenhalle  
 Der Pfarrer, der freundlich ihm zugethan  
 Pries die geschlossene Lebensbahn —  
 Den Ernst, die Demut, die Festigkeit  
 Und wie er geholfen weit und breit,  
 Wie Alles was in seinem Leben  
 Ihm zugehörig und untergeben  
 Dem Beispiel des Seligen zur Ehre  
 Die Wege des Rechts gemandelt wäre. —

Doch was bis heute noch Niemand weiß:  
 Des Seligen höchsten Ehrenpreis,  
 Den flüsterter, als sie ihn trugen von dannen,  
 Leis' hinter ihm her — die gestohlenen Tannen.



Alle Rechte vorbehalten.

Den Bühnen gegenüber Manuscript.

## Die gelehrten Frauen.

Kußspiel in fünf Akten von Molière. In deutschen Versen von Ludwig Fulda.

### Personen.

Chrysale.  
 Philaminte, seine Frau.  
 Armande, } Weider Töchter.  
 Henriette, }  
 Arif, } Chrysales Geschwister.  
 Belise, }  
 Elitander.  
 Trissotin, Schmeißel.  
 Vadins, Gelehrter.  
 Martine, Köchin } bei Chrysale.  
 Lepine, Bedienter }  
 Julien, Diener des Vadins.  
 Ein Notar.

Der Schauplatz ist in Paris, im Hause des Chrysale.

### Erster Akt.

#### Erster Auftritt.

Armande. Henriette.

Armande.

Ist's möglich Schwester? Hast Du einen Grund,  
 Dem süßen Namen Jungfrau zu entsagen?  
 Du freust Dich auf den Ehebund?  
 Solch niedriger Beruf kann Dir behagen?

Henriette.

Ja, Schwester.

Armande.

Also wirklich? — Welche Qual!

Es macht mich krank, es schlägt mir auf die Nerven.

Henriette.

Was hast Du denn der Ehe vorzuwerfen?

Armande.

O pfui!

Henriette.

Wieso?

Armande.

Pfui, sag' ich noch einmal

Begreift Du nicht, wenn man das Wort nur hört,  
 Wie sehr es abtödt und empört,

Wie unser Geist zum Schlamm herabgezwungen,  
 Der Sinn verlehrt wird durch ein garstig Bild?  
 Und Dir — Dir schaubert nicht? Du bist gewillt,  
 Drauf einzugehen mit allen Folgerungen!

Henriette.

Die Folgerungen, die ich mir gedacht  
 Sind ein Gemahl, ein eigner Heub und Kinder;  
 Indessen ich begreife minder,  
 Was Dich dabei verlehrt und schaudern macht.

Armande.

Kann solch ein Joch Dir wünschenswert erscheinen?

Henriette.

Ist's nicht in unsern Jahren Recht und Brauch,  
 Uns einem Mann für immer zu vereinen,  
 Wenn er uns gerne hat und wir ihn auch?  
 Und wenn in solchem Bündnis unser Leben  
 Ein stilles, lautes Glück gewinnt,  
 Was könnten wir noch Größeres erstreben?

Armande.

Da denkst Du sehr gewöhnlich, liebes Kind.  
 Dein Schicksal würde sein, daß Gott erbarm',  
 Ganz aufzugehn in häuslichen Beschwerden,  
 Als wär' das Höchste, was es giebt auf Erden,  
 Ein Herr Gebieter und ein Kinderschwarm!  
 Dem niedren Volke, dem gemeinen Pack  
 Mag diese Art von Zeitvertreib genügen;  
 Du aber zeige besseren Geschmack  
 Und sieh Dich um nach edlerem Vergnügen.  
 Die Sinnelust, den rohen Stoff verachte;  
 Dem Geiste nur, dem reinen Geist vertrau  
 Und nach dem Ruhme unsrer Mutter trachte,  
 Die jeder schätzt als die gelehrte Frau.  
 Gleich mir erwehle die ererbte Kraft,  
 Damit wir Dich nicht allzu sehr verbunkeln,  
 Und ahne, was uns für Genüsse kunkeln,  
 Wenn wir verlehrt sind in die Wissenschaft.  
 Bevor Du einem Manne bengst Dein Anie,  
 Heirate lieber die Philosophie.  
 Nur sie erhebt uns über diese Welt;  
 Denn sie bekämpft zu echter Menschenzieder  
 Durch die Bernunft die fleischliche Begierde,  
 Die uns den wilden Tieren zugefellt.

Für solche hohen Ziele zu entbrennen,  
Wirft Licht genug auf unren Lebenspfad,  
Doch was so viele Frau'n ihr Alles nennen,  
Erscheint mir jämmerlich im höchsten Grad.

Henriette.

Die Macht, der unterthan sind alle Wesen,  
Läßt sehr verschiedene Gaben uns besitzen,  
Nicht Jedem hat sie auserlesen,  
Um einen Philosophen draus zu schnitzen.  
Ist Deine Seele fähig zur Erhebung,  
Zu der Gelehrten kühnem Geistesflug,  
Der meinen ist die Erde gut genug,  
Und Alltagspflichten trägt sie mit Ergebung.  
Statt unsere Natur zu zwingen,  
Laß lieber uns befolgen, was sie rät,  
Du, als Genie, Du mögest Dir erringen  
Der Wissenschaften hehre Majestät,  
Indessen ich mit einem schlichten Pflanz  
Im Hause meines Gatten mich beschaue.  
So können wir in diesem Gegenfatz  
Der Mutter ähnlich werden alle Beide:  
Du wirfst den Tiefinn, dem sie sich geweiht,  
Ich ihren irdischen Beruf erwerben;  
Du wirfst das Licht des Wissens von ihr erben  
Und ich den rohen Stoff der Weltlichkeit.

Armande.

Wilst Du Dein Vorbild ganz erreichen,  
So mußt Du ihm an schönem Geiste gleichen;  
Doch glaube nicht, daß Du ihr ähnlich seist,  
Wenn Du ihr Käufern und ihr Spucken angenommen.

Henriette.

Wär' untre Mutter nur ein schöner Geist,  
Dann wärest Du niemals auf die Welt gekommen:  
Sei dankbar, daß sie nicht zu allen Zeiten  
Sich völlig hingab der Gedankenlast,  
Sprich etwas milder von den Niedrigkeiten,  
Durch welche Du das Leben hast,  
Und folgt' ich Dir, Du könntest leicht verhindern,  
Daß ein Genie das Licht der Welt erblickt.

Armande.

Ich merke schon, Du bist zu fest umstrickt,  
Dein Heiratsfieber ist nicht mehr zu lindern.  
Doch wissen möcht' ich, wer Dein Herz gewann?  
Ich will nur hoffen, nicht etwa Eltander?

Henriette.

Warum denn nicht? Ist's nicht ein wacker Mann?  
Und passen wir nicht für einander?

Armande.

Ein hübscher Plan. Doch habe nur die Güte,  
Nichts zu begehren, was nicht Dein.  
Ich denke doch, man weiß es allgemein,  
Wie sehr Eltander sich um mich bemüht.

Henriette.

Ja; doch erdören würdest Du ihn nie;  
Du bist ja nicht so niedrig, so gewöhnlich;  
Du haßest ja die Ehe unverföndlich  
Und hegt nur Liebe zur Philosophie.  
Nachdem er Dich zu rühren nicht vermocht,  
Was liegt Dir dran, daß ich sein Herz errungen?

Armande.

Wenn die Vernunft die Sinne unterjocht,  
Entsagt sie drum noch nicht den Huldigungen;  
Und ist auch nicht die Heirat unser Ziel,  
Anbeter hat man nie zu viel.

Henriette.

Ich hab' ihn nie verhindert an der Pflicht,  
Dein göttlich Wesen anzubeten;  
Erst als Du ihm mit Nein den Weg verreten,  
Kam er zu mir und ich verjagt' ihn nicht.

Armande.

Er kam zu Dir, als ich ihn heimgesandt,  
Und dennoch glaubst Du, daß sein Schwur ihn bindet?  
Reinst Du, er sei für Dich so sehr entbrannt,  
Daß er für mich nichts mehr empfindet?

Henriette.

Er hat's gesagt; sein Wort hat mir genügt?

Armande.

Leichtgläubig Mädchen! Weiß er Dir versprochen,  
Daß er Dich liebt, daß er mit mir gebrochen,  
Drum merkst Du nicht, wie er sich selbst betrügt?

Henriette.

Nein, freilich nicht. Indessen — scheint Dir's nötig,  
Dann ist es leicht, dies Dunkel aufzuklären;  
Da kommt er grad', er ist gewiß erbötig,  
Uns volle Klarheit zu gewähren.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Eltander.

Henriette.

Eltander, wollen Sie mich vom Verdacht,  
Den meine Schwester mir erregt, befreien  
Und uns entdecken, welche von uns Zweien  
Mit Recht auf Ihre Neigung Anspruch macht?

Armande.

O nein, es liegt mir fern, daß ich Sie quäle,  
Zu sagen, was sich laut nicht sagen läßt;  
Ich weiß, wie peinlich einer zarten Seele  
Ein solch Geständnis ist, das man erpreßt.

Eltander.

Mein Fräulein, die Verstellung ist mir fremd;  
Ich habe stets bekannt, was ich empfunden,  
Und keinen Umstand wüß' ich, der mich hemmt,  
Hier frank und frei und offen zu bekunden:  
Die Bande, die mich fesseln saust und hold,  
(Zerst auf Henriette.)  
Dort wurden sie geknüpft, dort ganz allein.



Für Sie kann dies Gefühl nicht kränkend sein;  
 Sie haben es ja selber so gewollt.  
 Ihr Zauber hielt mich einst gefangen;  
 Oft hab ich Ihnen glühendes Verlangen,  
 Oft meiner Neigung Unzuliege bezeugt:  
 Ich fand vor Ihren Augen keine Gnade;  
 Umsonst bestand ich alle Foltergrade,  
 Hielt mich umsonst dem strengem Joch gebeugt.  
 Und endlich suchst' ich, all der Qualen müd'  
 Ein sanftes Herz und minder schwere Ketten.

(Auf Henriette zeigend.)

Zu diesen Augen wußt' ich mich zu retten,  
 Aus denen mir ein bessres Glück erblüht;  
 Sie blickten Trost mit ihrem milden Schimmer,  
 Sie nahmen den Verschmähten freundlich an,  
 Und ihre sel'ne Lieblichkeit gewann  
 Mein ganzes Herz für jetzt und immer.  
 Drum bitt' ich Sie, mein Fräulein, zu vergessen,  
 Was zwischen uns vor Zeiten sich begab,  
 Der treue Sklave, den Sie einst besessen,  
 Gehört nun einer Andern bis zum Grab.

Armande.

Ei, glauben Sie, daß man sich deshalb grämt  
 Und sich drum kümmert, wem Sie Liebe schenken?  
 Ich find' es scherzhaft, so etwas zu denken,  
 Und mir's zu sagen, find' ich unverkämmt.

Henriette.

Ei, Schwester, wo ist die Vernunft geblieben,  
 Die unser irdisch Teil bezähmt  
 Und Flügel anlegt allen rohen Trieben?

Armande.

Du redest von Vernunft und hast gewagt,  
 Den ersten besten Freier gleich zu lieben,  
 Bevor die Eltern Ja gesagt?  
 Vergahest Du, daß ein gehorsam Kind  
 Abwarten muß, bis sie den Segen sprechen,  
 Und daß, wer selbst gewähnt hat, ein Verbrechen  
 An denen übt, die uns Gebieter sind?

Henriette.

Ich bin Dir herzlich dankbar für ein Wort,  
 Aus dem ich meine Pflicht so gründlich lerne,  
 Und daß ich Deinen Augen Neben gerne  
 Willfährig bin, beweist' ich Dir sofort:  
 Eltander, seien Sie recht bald bedacht  
 Auf einen Spruch aus meiner Eltern Munde,  
 Der meine Liebe zur erlaubten macht  
 Und uns das Recht verleiht zum ew'gen Bunde.

Eltander.

Es ist mein höchster Wunsch, dies zu erlangen;  
 Ich harrete nur auf Ihr Geheiß.

Armande (zu Henriette).

Du triumphierst und scheinst im Wahn befangen,  
 Daß ich vor Schmerz mich nicht zu fassen weiß.

Henriette.

O ganz und gar nicht! Denn der geist'gen Kraft  
 Sind alle Deine Sinne unterthänig;  
 Des niedern Volkes Schwachheit kümmert wenig  
 Die erste Schülerin der Wissenschaft.  
 Nein, daß Du neidisch bist, das glaub' ich nicht;  
 Im Gegenteil, ich weiß, Du willst mir nützen  
 Und wirst durch Deiner Stimme Bollgewicht  
 Eltanders Werbung unterfügen.  
 Du hast Dich treulich unser angenommen.

Armande.

Dein Wiß ist dürftig, Dich betäubt das Glück,  
 Daß er mit seinem Noth zu Dir gekommen.

Henriette.

Du nähmest gerne diesen Noth zurück,  
 Und hör' er sich noch einmal Dir zu Kauf,  
 Du bücktest Dich danach und höbst ihn auf.

Armande.

Genug! Ich habe weder Lust noch Zeit,  
 Antwort zu geben auf Dein dummes Schwätzen.

Henriette.

Da hast Du Recht, und sei gewiß, wir schätzen  
 Dies schöne Beispiel der Besonnenheit.

Dritter Auftritt.

Eltander. Henriette.

Henriette.

Sie ward durch Ihr Bekenntnis tief betroffen.

Eltander.

Sie hat's verdient, im Spiegel sich zu sehn,  
 Und ihrem Uebermut ist recht geschahn,  
 Daß er die Wahrheit hörte klar und offen.  
 Doch jetzt zu Ihrem Vater! Ist er da?  
 Ich will . . .

Henriette.

Sie sollten erst mit meiner Mutter sprechen.  
 Der Vater sagt zu allen Dingen Ja;  
 Doch kommt's zur That, dann zeigt er seine Schwächen.  
 Er hat ein weich Gemüt, und unverdrossen  
 Thut er, was meine Mutter richtig fand;  
 Sie ist der Herr im Hans, was sie beschloßen,  
 Dagegen giebt es keinen Widerstand.  
 Ihr und der Tante ist er stets zu Willen;  
 Drum sollten grade Sie es mehr verstehen,  
 Sie zu gewinnen und auf ihre Grillen  
 Mit Schmeicheltreden einzugehn.

Eltander.

Ich kann nicht schmeicheln, hab's auch nie gewollt;  
 Selbst Ihre Schwester ließ ich das vermessen.  
 Blausümpfen bin ich nun einmal nicht hold.  
 Zwar lieb ich bei den Frauen Geist und Wissen,  
 Doch hab' ich's, was sie mit erlog'nem Fleiß  
 Studieren, um nur etwas zu bedeuten,  
 Und lobe mir die Frau, die vor den Leuten

Ihr Wissen zu verschweigen weiß.  
 Sie soll nicht stets mit ihrer Bildung glänzen  
 Und mehr Gelahrtheit bergen, als wir sehn;  
 Sie soll mit Dichterworten, mit Sentenzen,  
 Mit Geistesblüthen nicht haufieren gehn.  
 Pflichtschuldißigt will ich Ihre Mutter ehren;  
 Doch werd' ich niemals mich zu ihrem Wahn,  
 Noch zu dem Höhen, dem sie unterthan  
 Und ganz verfallen ist, befehren.  
 Herr Triffotin ist mir im Aug' ein Dorn;  
 Wie er verhätschelt wird, ich seh's mit Zorn.  
 Gleich einem großen Mann wird ihm hohiert,  
 Dem Pfuscher, den man längst schon ausgepiffen;  
 Dem Schulfuchs, der mit feilen Handwerkskniffen  
 Gefinnungslose Bücher schmirt.

Henriette.

Auch mir mißfällt er sehr, und bis zum Sterben  
 Langweilt mich, was er schreibt und was er spricht,  
 Doch bei der Mutter hat er groß Gewicht;  
 Drum sollten Sie's nicht ganz mit ihm verderben.  
 Denn wer auf Freiheitsfüßen geht, hat Grund,  
 Auf aller Leute Gönnerschaft zu sinnen;  
 Er muß das ganze Haus für sich gewinnen,  
 Mit inbegriffen selbst den Kettenhund.

Clitander.

Gewiß, gewiß! Herr Triffotin jedoch  
 Ist mir verhaßt in seinem tiefsten Wesen.  
 Unmöglich könnt' ich unfrem Plan zu lieb  
 Die Werke preisen, die er schrieb.  
 Ich war ihm selber nie begegnet noch  
 Und kantt' ihn schon, als ich den Schund gelesen.  
 In all dem Krimskrams, dem er Worte leiht,  
 War stets die läppische Persönlichkeit,  
 Der aufgeblasene Pedant zu schauen,  
 Voll Eigenbündel ohne Maß und Scham,  
 Voll unerschütterlichem Selbstvertrauen,  
 Dem nie der aller kleinste Zweifel kam,  
 Der Ged, dem Alles, was er sagt, gefällt,  
 Der stets als Erster lobt die eignen Werke  
 Und höher denkt von seines Ruhmes Stärke  
 Als ein mit Sieg gekrönter Schlachtenheld.

Henriette.

Sie haben ihn mit scharfem Blick gesehen.

Clitander.

Noch mehr! In jedem Wort, das er verbricht,  
 Sah ich den Kerl handgreiflich vor mir stehen,  
 Erkantt' ich seine Haltung, sein Gesicht.  
 Und richtig, als mir jüngst ein fremder Mann  
 Begegnete, ging ich die Wette ein:  
 Das muß Herr Triffotin gewesen sein!  
 Er war es in der That, und ich gewann.

Henriette.

Sie scherzen.

Clitander.

Nein, so hat sich's zugetragen.  
 Indes, da kommt die Tante. Jetzt nur still.  
 Ich werd' ihr Alles beichten und sie fragen,  
 Ob sie uns bei der Mutter helfen will.

Dietrich Anstritt

Belise. Clitander.

Clitander.

Madame, ich bin verliebt und Sie vergeben,  
 Daß ich die günstige Gelegenheit  
 Ergreif', um all mein Hoffen und mein Streben ...

Belise.

Gemach, mein Herr! Sie gehn etwas zu weit.  
 Daß Sie nebst vielen Andern für mich schmachten,  
 Der Augen stumme Sprache sagt' es mir;  
 Doch Worte sündlicher Begier,  
 Nur als Entweihung könnt' ich sie betrachten.  
 Sei'n Sie verliebt, ja, beten Sie mich an,  
 Doch so, daß ich davon nichts merken kann,  
 Solange Sie mit Blicken sich beschreiben,  
 Solange darf ich durch die Finger sehn;  
 Doch würden Sie mir laut etwas gestehn,  
 Müßt ich Sie bitten, dieses Haus zu meiden.

Clitander.

Darüber seien Sie nur außer Sorgen,  
 Nicht Sie sind meiner Neigung Gegenstand;  
 Nur Ihre Hilfe möcht' ich mir erborgen  
 Für mein Bemühn um Henriettens Hand.

Belise.

Großartig! Diese Finte zeugt von Geist;  
 Der feine Kniff verdient, daß man ihn preist.  
 Ich las noch nichts in sämtlichen Romanen,  
 Was mir so wichtig ausgedacht erscheint.

Clitander.

Mein Geist betrat noch niemals krumme Bahnen,  
 Und was ich sagte, hab' ich auch gemeint.  
 Das Weib, das mir den Himmel schenkt auf Erden,  
 Ist Henriette, Henriette nur;  
 Auf ewig folg' ich Henriettens Spur,  
 Und Henriette muß die Meine werden.  
 Drum — ohne daß ich meinen Zweck verblüme —  
 Ersuch' ich Sie, mir freundlichst beizustehn . . .

Belise.

Ich merke wohl, worauf es abgesehn,  
 Und wer gemeint ist mit dem Pseudonyme.  
 Sie spielen gut Versted. Nur sei mir's nicht verwehrt,  
 Die gleiche Form der Antwort zu erwählen:  
 Niemals wird — Henriette sich vermählen;  
 Sie will geliebt sein, aber nicht begehrt.

Clitander.

Herrgott! Was soll der Wirrwarr denn bezwecken,  
 Sie reden sich durchaus was Falsches ein!

Belise.

Mein teurer Freund, wie kann mir unklar sein,  
Was Ihre Blicke täglich mir entdecken!  
Doch mir genügt es schon, daß Ihre Glut  
Verstand sich so gefällig zu verkleiden;  
Ich finde diese Maske steht ihr gut,  
Und allen Weibrauch will ich gerne leiden,  
Wenn Ihre Wünsche keinen Angriff wagen,  
Der fortgeht über das erlaubte Ziel.

Clitander.

Wenn aber doch . . .

Belise.

Nun darf ich nichts mehr sagen,  
Ich glaube fast, ich sagte schon zu viel.

Clitander.

Sie sind im Irrtum!

Belise.

Ach, ich muß mich schämen,  
Ich werde rot, wenn man mich so bebrängt.

Clitander.

Ich Sie begehren? Lieber aufgehängt!

Belise.

Nein, nein, ich darf nichts weiter mehr pernehmen.

Fünfter Auftritt.

Clitander (allein).

Clitander.

Berwünschte Gans! Ich reb' es ihr nicht aus,  
Die wird von ihrer Tollheit nie genesen.  
Nur wär's mir lieb, ich träfe hier im Haus  
Jetzt endlich ein vernunftbegabtes Wesen.

Der Vorhang fällt.

(Fortsetzung folgt.)

## Ultima Thule.

Von Friedrich Spielhagen.

Sternlos die Nacht und es heult der Wind,  
Wie Stunde um Stunde mir trostlos verrinnt  
Am Kamin im Urväterstuhle;  
Und ich denke der Tage, da du warst mein,  
Du Einzige, Liebste, und ich war dein  
Da oben in Ultima Thule.

Herbst war's, wie heute; die See ging hoch,  
Uns beiden war es so wohl, so wohl  
Auf der Dünen einödigem Sande;  
Wie einander so nah, und die Menschen so fern,  
Und nächstens glänzte der Liebe Stern  
Ob dem gastlichem Hause am Strande.

Ich sagte so leise: was also schön,  
Von wannen es kam aus himmlischen Höhen,  
Dahin wird es wieder entschweben.  
Du hast mich so namenlos glücklich gemacht,  
Und nur das Eine nicht hast du bedacht:  
Ich kann ohne dich nicht mehr leben.

Du sagtest so leise: bei dir ist mein Sinn,  
Mein Denken, mein Wünschen, wo immer ich bin,  
Und trennten uns tausend der Meilen;  
Wann je du mich rufest in herzlichster Not,  
Ob ich dann lebe, ob ich dann tot,  
Zu dir, zu dir will ich eilen. —

Seitdem verrollte ein volles Jahr.  
Ich starre ins Feuer, der Hoffnung baar,  
Das Auge verdunkelt von Thränen;

Erfloschen am Leben ist jegliche Lust,  
Es hängt, wie Mei, mir das Herz in der Brust,  
Ich vergehe in tödlichem Sehnen.

Umsonst, daß ich qualvoll gerungen, gekämpft!  
Es hat nicht die Ferne das Feuer gedämpft,  
Der Liebe verzehrende Flammen;  
Umsonst, daß ich rastlos mit fiebender Stirn  
Über tausend Büchern zergrübelt das Hirn, —  
Mag denn, wer will, mich verdammen!

Was du mir versprochen zu jener Stund,  
Und mit heißen Küssen besiegelt dein Mund:  
Bei der Lampe traulichem Scheine —  
Ob Berge uns trennen und tiefes Thal,  
Ich rufe zu dir in des Herzens Qual:  
Sei mein! einmal noch die meine!

Die Läden rasseln im Sturmgebraus,  
Es poltert im Schlothe, es ächzt das Haus,  
Am Gartenthor klappert die Schelle;  
Vom Turne jittern der Schläge drei,  
Noch ist es weit bis zum Hahnenstreich  
Und des Morgenlichts trostloser Helle.

O, komm', o, komme, geliebtestes Weib!  
Noch einmal sei mein mit Seele und Leib,  
Und laß uns küssen und kosen!  
Laß wieder uns kauschen, bis anbricht der Tag  
Auf der trunkenen Herzen stürmischen Schlag  
Und des Nachtwinds Brausen und Losen!

Ihr ewigen Mächte, mein Lieb, mein Lieb!  
 Und kamst so leis, wie zur Nacht der Dieb,  
 Und stehst nun mitten im Zimmer!  
 Die schlanke, die zarte, die holde Gestalt,  
 Bis zur Hüfte vom goldigen Haare unwallt  
 In der Flamme wechselndem Schimmer!  
 Und kein zärtliches Wort deine Lippen spricht?  
 So feierlich still das süße Gesicht?  
 Wachableich die Hände, die kleinen?  
 Und die dunklen Augen, o, Gott! mir dünkt,  
 Sie blicken so starr und stummern so feucht,  
 Als wolltest du bitterlich weinen!  
 In meine Arme, unglückliches Kind!  
 Wir blieben einander ja treu gesinnt  
 In dem langen, dem trostlosen Weiden.  
 Und starbst du vor Gram, o, komm an mein Herz!  
 Wir teilen die Wonne, wir teilen den Schmerz;  
 Es kann der Tod uns nicht scheiden. —  
 Zum Teufel die Schelle am Gartenthor!  
 Nun klinkt der Niesel, nun polterts empor —  
 Hilf Himmel! und du bist verschwunden!  
 Zerflattert, verweht in die leere Luft  
 Dein Schatten, aus dunkler Todesgruft,  
 Entlassen für wenige Stunden!

Auf der Schwelle, du Alter, herein denn, herein!  
 Bei deiner Laterne trübseeligem Schein  
 Deshalb den Zettel noch lesen?  
 Ich brauche des Freundes Botenschaft nicht mehr!  
 Es brachte mir Kunde von jenseits her  
 Sie selbst, die mir alles gewesen!  
 Ja, du mein alles, mein einziges Glück!  
 Und kamst aus dem Grabe zum Liebsten zurück,  
 Getreu dem gegebenen Worte!  
 Du Treue, du Lappre, wie danke ich dir!  
 Und lehrst du nun heim in des Todes Revier,  
 Laß offen, laß offen die Pforte!  
 Du immer noch hier, graubärtiger Mann?  
 Was geht mein rasender Jammer dich an,  
 Des Schicksals süßlosen Voten?  
 Da ist dein Trinkgeld! Nun tolle dich fort!  
 Entweiche vom heilig-unheiligen Ort  
 Und laß mich allein mit der Toten!  
 Allein nun mit ihr! und mit ihr vereint  
 Längst, ehe das Frühlicht den Bleichen bescheint,  
 Den Stillen im Urpätersuhle.  
 Vereint mit ihr durch die Ewigkeit,  
 Wohin uns nicht folgen kann Gram und Leid:  
 Da unten in Ultima Thule.

### Was ich mir wünsche.\*)

Zus dem Französischen des Emil Zola von Johannes Schürmann.

Ich will ein Häuschen klein und traut,  
 Zur Maienzeit, auf sanftem Hügel,  
 Dem aus des Bächleins klarem Spiegel  
 Sein eigen Bild entgegenschaut;  
 Weitab vom Weg, verfleckt im Laube,  
 Ein Nestchen in der Einsamkeit,  
 Und keinen Nachbar weit und breit,  
 Als nur das Nest der wilden Taube;  
 Am fernem Horizont, am Fuß  
 Der Felsen, eine Gruppe Föhren,  
 Daß ich im Abendwind zu hören  
 Vermag der Wipfel leisen Gruß;  
 Dann Thäler, wo durch frische Matten  
 In reicher Anmut, ohne Plan  
 Die Klüfte ziehen ihre Bahn  
 Hell unter grüner Blätter Schalten;  
 Wo ernsthaft die Olive neigt  
 Ihr graues Haupt, wie in Gedanken,  
 Wo lustig mit vertieblen Ranken  
 Der Weinstock in die Höhe steigt.

Das ist mein Königreich; doch neben  
 Der Haushür sei, nicht länger grad!  
 Als drei Halm Stroh, ein grüner Pfad,  
 Von wilden Rosen dicht umgeben.  
 Lavendel soll dort im Verein  
 Mit Thymian im Moose stehen,  
 Mein ganzes Reich soll anzusehen  
 Wie eines Kindes Gärtchen sein.  
 Sevöthern will ich diese Räume  
 Mit meinen Dichterpantasten,  
 Und lustig sollen durch das Grün  
 Hinschweben des Poeten Träume.  
 Vor allem aber sei darin  
 — Sonst kann mir's Ganze nicht gefallen —  
 Zu meinem Reiche sei vor allen  
 'ne blondgelockte Königin.  
 'ne Königin mit feuchten Blicken,  
 Mit sinnig-nüdem Angesicht,  
 Und deren kleine Füßchen nicht  
 Einmal das Moos des Weges knicken. —

\*) Das Original ist im Echo de la semaine V. 175 gedruckt und mit dem Datum: „Aix, mai 1850“ bezeichnet. Da der große Naturalist beinahe im April 1840 geboren ist, so hätte er, die Nichtigkeit des Datums vorausgesetzt, dies Gedicht als zehnjähriger Knabe geschrieben. Das wird schwerlich ein Leser dieser Nachdichtung glauben, geschweige denn — wir wollen damit wahrlich die Kunst unseres Mitarbeiters nicht herabschätzen, aber das ist ja natürlich — Jemand, der das Original liest. Der Dichter scheint die Verse vorbereitend zu haben; wenn dem so ist, so wird man auch über den Zweck, zu dem es geschah, nicht im Unklaren sein. Die Red.



## Die Geschichte des Erstlingswerks.\*)

### Mein erstes Drama.

Von Hermann Sudermann.

Mein erstes Drama!

Es erblickte nie das Lampenlicht und hat doch Schicksale genug.

Seine Geschichte reicht bis in meine Tertianerzeit zurück. Damals war ich aus dem litauischen Hinterwalde nach Elbing zur guten Tante in Pension gekommen, und betrat zum ersten Male mit frommem Schauer die Stufen eines Theaters. Daß ich die Heimat aller irdischen Seligkeit dort fand, brauch' ich nicht erst zu erwähnen.

Leider kostete ein Gallerieplatz drei Silbergroshen; der Thaler monatlichen Taschengeldes aber, der mir ausgelegt worden war, ging für Feste, Stahlfedern, Zeichenmaterial und Haarschneiden vollkommen verloren. Alle finanziellen Ränke blieben erfolglos, denn die gute Tante führte ein strenges Regiment.

Aber die kalten Tage, die jetzt hereinbrachen, halfen es erschüttern. Der guten Tante fiel es schwer, in der frühen Dämmerung ihr eingewärmtes Bett zu verlassen, um mir den Frühstückstassee zu kochen. Zu diesem Frühstück gehörten zwei Semmel, von denen die eine sofort gegessen, die andere für die 10 Uhr-Pause aufbewahrt werden sollte.

Wenn es mir nun gelang, den Wert dieser zwei Semmel in barem Gelde zur eigenen Verfügung zu erhalten, so war der Grund zu einem

bedeutenden Vermögen gelegt. Ich hatte nichts weiter nötig, als bis zum Mittag durchzuhalten. — — — Darum rebete ich der guten Tante zu, ruhig im Bett zu bleiben und mich meinem Schicksal zu überlassen, es würde mir ein unaussprechliches Vergnügen bereiten mit nüchternem Magen zur Schule zu gehn, wenn ich nur die Gewißheit hätte, daß ihr Behagen keinen Schaden litte. — Tante, gerührt von meiner kindlichen Liebe, gab meinem Schmeicheln nach, ich aber, der ich das Amt hatte die Semmel vom Bäcker einzuholen, untergeschlug mein Eigentum und hungerte.

O, wie ich hungerte! Welche Qualen warteten auf mich, wenn um 10 Uhr die Kameraden ihre fetten Butterbröde aus den Taschen holten, und ich die Nase ins Buch tauchen mußte, um meine geringen Blide zu verbergen.

Am meisten fürchtete ich den Mittwoch und den Sonnabend, denn an diesen Tagen endigte die Schule erst um 1 Uhr. Von 12—1 gab es Singen. Nie hat ein hungrigerer Magen Gott dem Herrn Lob- und Danklieder dargebracht.

Wenn ich alsdann heimkehrte, erregte mein Appetit allgemeines Staunen. Ich besinne mich, daß ich es einmal bis auf 40 Kartoffeln gebracht habe.

Der Segen meines Betruges blieb nicht aus. Fünf solcher Hungertage ergaben ein Gallerie-

\*) Mit dem beifolgenden Aufsatz setzt die „Deutsche Dichtung“ jene Serie selbstbiographischer Aufsätze fort, deren Zweck und Aufgabe bei ihrem Beginn (Band IX S. 171) in einer Einleitung des Herausgebers ausgesprochen war, aus der hier einige Sätze folgen mögen: „Wie Jemand Dichter geworden, kann er uns nicht genau sagen, weil er's selbst nicht genau weiß, wohl aber vermag er sich und Anderen Aufschluß darüber zu geben, wie ihm der Gedanke zu seinem ersten größeren Werk ausgegangen, aus welchen Stimmungen, welchen Eindrücken und Erfahrungen. Und feruer wird ihm klar sein, was er damit sagen gewollt, und vielleicht auch, wie viel von dem Gewollten er dann wirklich gesagt und wie viel nicht. Er wird wissen, wie ihm zu Mute gewesen, als er seine Kraft zu diesem ersten größeren Wurf angepauert, warum er sich gerade sein bestimmtes Ziel gesetzt, was er nach der Vollendung empfunden; wie das Werk auf Andere und auf ihn selbst gewirkt, auf sein ferneres Schaffen. Dies Alles kann er sagen und ich war der Meinung: es ist wichtig, daß er es sage. Wichtig zunächst für ihn selbst, in einem ersten, ja heiligen Sinne. Jeder bedeutende Mensch ist verpflichtet, sein Stück Lebensarbeit vor falscher Deutung zu schützen und die richtige Deutung zu ermöglichen. Natürlich geschieht dies zunächst durch die Arbeit selbst — aber genügt sie zu solchem Zweck? Man denke an unsere Größten und Edelsten! Wie viel der klareren Erkenntnis seines Entwicklungsangeses wie seiner Werte verdanken wir Goethes „Dichtung und Wahrheit“ und was gäben wir darum, wenn uns Lessing und Schiller ähnliche Selbstbekenntnisse

billet. Auf diese Weise habe ich „Drei Paar Schuhe“, „Lohengrin“, „Fünf mal hunderttausend Teufel“, „Maria Stuart“ und „Die schöne Helena“ kennen gelernt.

Und so kam der große Tag, da Hermine Claar-Delia zum Gastspiel in der guten Stadt Elbing erschien, und mir mein Herz entdeden half.

Die Gattin des verehrten Intendanten von Frankfurt wird hoffentlich an diesem posthumen Liebesgeständnis keinen Anstoß nehmen — ist sie es doch gewesen, die in dem dreizehnjährigen Bengel die erste Ahnung seines künftigen Berufes aufgehen ließ.

Als Valentine sah ich sie, und beschloß nicht eher zu rasten und zu ruhn, bis ich etwas ähnlich Großes geschaffen haben würde, das ich ihr ehrfurchtsvoll zu Füßen legen könnte.

Neben dem Hause meiner Tante befand sich ein Holzstapel. Auf diesem Stapel kletterte ich am folgenden Nachmittage wie ein Verrückter umher und legte mir, Thränen der Erregung hinunterschluckend, den Schwur ab, ein Dramenbichter zu werden.

Jahre vergingen, ehe ich daran denken konnte ihn einzulösen.

Ich hatte die Schule verlassen, war Apotheker geworden und wieder zur Schule zurückgekehrt, hatte als Student die höchste Staffel kindlichen Ehrgeizes erklommen und süßte mich mit meinen 18 Jahren überreif, mir die Unsterblichkeit zu erobern.

Das waren glückliche Nächte des Schaffens!

Mit brennendem Kopfe aus der Kneipe heimgekehrt und led drauß los geschrieben bis zum hellen Morgen!

Die Leute fabelten so viel von den technischen Schwierigkeiten des Dramas, — ich sah deren keine. Alles machte sich von selbst. Die Paradigmen der gotischen Konjugation auswendig zu lernen, war bei weitem mühsamer und trug keinen Lorbeer im Gefolge.

Mein Drama hieß „Die Tochter des Glücks.“ Seine Heldin war der hochmütige und abels stolze Sproß eines ruinierten alten Geschlechts, dem von einem sarkastischen Industriellen der Boden unter den Füßen fortgezogen wird.

Ein edler Demokrat, der sich aus der Hefe des Volks zum großen Gelehrten emporgerungen hat, tritt als Retter dazwischen, vermag zwar die Familie vor dem Untergang nicht zu schützen, erobert sich aber die Hand der gebeugten Tochter. Auf einem Kirchhofe trifft er im 5. Akte mit ihr zusammen, und führt sie bei himbeerfarbener Abendbeleuchtung — von welcher ich mir eine große Wirkung versprach — ins Leben zurück.

In der Auswahl charakterisierender Züge war ich nicht blöde. So besinne ich mich, daß ich den edlen Demokraten, um die Ausichtslosigkeit seines struggle-of-life-ums zu zeichnen, mit hohem Stolze von sich sagen ließ: „Und wenn mich hungerte, so fraß ich!“

Man wird unschwer erkennen, woher die Typen stammen, die ich von neuem durcheinanderwürfelte, auch daß die Valentine durch fünf Jahre rapider

hinterlassen hätten? In diesem Sinne ist Friedrich Hebbels Wort von der heiligen Verpflichtung jedes bedeutenden Dichters gegen sich und die Welt, seine Selbstbiographie zu schreiben, ein Wahrwort. Aber wie Viele sind inzwischen auf immer verstummt, ohne uns dieses Buch ihres Lebens und Schaffens geschenkt zu haben? . . . Man kommt nicht dazu, wie oft man es auch erwogen . . . Wer aber dazu gekommen, hat keinem anderen inneren oder äußeren Erlebnis mehr Raum und Kraft gewidmet, als seinem Erstlingswert. Zunächst ist's ja eben der Anfang, die erste Höhe, die man erzieht, die erste Schlacht, die man geschlagen . . . Es war ja vielleicht nur eben die erste Schlacht und nicht der erste Sieg — und doch, welchem Dichter wird nicht die Zeit, da er seinen Erstling schrieb, als ein Unvergessliches, in seiner Art Einziges und Höchstes im Gemüte fortleben? Und was schafft man unter ähnlichen Stürmen der Seele, mit dem gleichen heißen Drang, sein Innerstes auszufröhen? Vielleicht gelingt es nicht und man sammelt nur für weniger Leute Ohren, wo man herrlich zu allem Volk zu reden gemeint, aber wie bezeichnend für des Dichters Wesen, gerabezu der Schlüssel zu seinem Schaffen bleibt das erste Buch, ob es nun ein Leben oder ein Stämmlein ist . . . Auch wech der Dichter, daß dem Leser der werdende besonders interessant ist. Kurz — die Geschichte des Erstlingswerts ist eins der längsten Kapitel jeder Selbstbiographie und oft genug das interessanteste. Freilich, solche Bücher anzuregen und dann zu verdienstlichen ist nicht Aufgabe eines Einzelnen oder einer Zeitschrift. Aber da ich die deutschen Poeten nicht bewegen kann, ihre Lebensgeschichte zu schreiben, so erbat ich mir von ihnen jenes eine Kapitel, die Geschichte des Erstlingswerts. Zunächst, wie gesagt, wech jeder Dichter die Pflicht und das Recht hat, es zu schreiben, ferner der deutschen Vorkemwelt zur Freude und endlich zu Aus und Frommen der deutschen Litteraturhistoriker in der zweiten Hälfte des XX. und der ersten des XXI. Jahrhunderts. Denn dann werden ja die gelehrten Herren gemiß bereits dazu gekommen sein, sich mit den Dichtern, die wir Ungelernten jetzt lesen und verehren, zu befassen. Freilich, all die Hypothesen darüber, unter welchen Einflüssen und in welchen Stimmungen das Erstlingswert entstanden, werden dann abgeschrieben sein.“ — Wüher haben die Geschichte des Erstlingswerts in der „Deutschen Dichtung“ veröffentlicht: Konrad Ferdinand Meyer (Band IX S. 179), Wilhelm Jensen (Band IX S. 228), Ernst Gastein (Band IX S. 279), Georg Ebers (Band X S. 15), Otto Roquette (Band X S. 44), Ludwig Fuhs (Band X S. 95), Marie von Olfers (Band X S. 119), Adolf Friedrich Graf von Schad (Band X S. 171), Julius Rodenberg (Band X S. 196) und Felix Dahn (Band XI S. 25). Der vorliegende Aufsatz eröffnet die neue Serie in einer Art, auf die wir nicht erst ausdrücklich hinzuweisen brauchen. Die Redaktion.



Entwicklung hindurch ihren maßgebenden Ein-  
druck treu bewahrt hatte. —

Raum war das Drama fertig, als ich Ge-  
legenheit fand, es mit meinem Herzblut zu be-  
feuchten.

Die Verbindung, in welcher ich die Ehre  
hatte, die ersten Semester meiner Studentenzeit  
pausend und tausend zuzubringen, war eine ziem-  
lich rüde Gesellschaft. Der „Dramen Schreibende  
Fuchs“ galt als eine nie versiegende Quelle der  
Heiterkeit für jeden der Älteren, der sich an ihm  
reiben wollte. — Der ewigen Hänseleien müde,  
legte ich das grün-weiß-rote Band der Littauer  
ab und lebte still als Kameel für mich hin. —  
In einer Kneipe fand ich mich eines Tages einem  
ehemaligen Freunde und Kouleu Bruder gegen-  
über, von dem ich sonst nur Wohlwollen erfahren  
hatte. Als nun auch er begann mein Drama  
zu verhöhnen, quoll die Galle in mir über, und  
der Bundesbruderschaft lebig, forderte ich ihn auf  
Pistolen. Zwar wurde die Forderung auf Schläger  
herabgedämpft, auch traten wir ab, ohne daß  
einer den andern „abgestochen“ hätte, doch gab  
es Blut genug, — und diese Menschur blieb mir  
in Erinnerung als die Weihe, durch die mein  
heiliger Beruf vor Freund und Feind außer  
Zweifel gestellt worden war.

Bei nochmaliger Durchsicht erschien mir mein  
Drama nicht „genial“ genug. Die Kämpfer waren  
entschieden genialer, Stellen, wie Karls großer  
Fluch und Franzens Reflexionen über die Ent-  
stehung des Menschen waren in der „Tochter des  
Glücks“ nicht zu finden. Und mit großer Mühe  
begann ich die Dialoge meines Stückes künstlich  
zu verrenken, bis jede halbwegs vernunftgemäße  
Äußerung sich in Schwulst und Überwitz verwan-  
delte hatte. Die Freunde, welche ich in die Ge-  
heimnisse des Neugelesenen einweihte, waren  
entzückt über diese „blühende“ Sprache und der  
Bispel meines Stolzes war erreicht, als einer von  
ihnen, ohne das Ziel meines Strebens zu kennen,  
den Stil meiner Arbeit dem der Kämpfer an die  
Seite stellte.

Um meinem Werke eine feiner inneren Be-  
deutung würdige Außenseite zu geben, schrieb ich  
es mit meiner schönsten Reinschrift zum dritten  
Mal nieder, und zwar auf dickes, weißes Papier,  
welchem ich handbreite Ränder einfaltete, weniger  
um darauf Verbesserungen anzubringen — auch  
Schafspeere verbesserte nie — als um den Ein-  
druck einer gewissen Fülle zu erwecken.

Dann begann ich die Aufführung ernstlich ins  
Auge zu fassen.

Daß Hermine Claar-Delia die Titelfolle spielen,  
daß ihr das Drama gewidmet werden sollte, das  
stand fest. Hätte ich hierin etwas ändern wollen,  
so wäre ich den heiligsten Schwüren meiner Kind-  
heit untreu geworden.

Nun wollte eine glückliche Fügung des Him-  
mels, daß meine Göttin verheiratet war, und daß  
ihr Gatte als Direktor des Berliner Residenz-  
theaters eine Stätte, an der meine Ideen Fleisch  
und Blut gewinnen konnten, von vornherein für  
mich zur Verfügung hatte.

Mein Herz wollte vor Freude zerpringen, als  
mir diese Nachricht in einem Berliner Blatte zu-  
fällig begegnete. — Ich hatte also nur nötig  
mein Manuskript mit dem seit 5 Jahren fest-  
stehenden Vermerk: „Frau Hermine Claar-Delia  
ehrfurchtsvoll gewidmet“ den Gatten einzuschicken,  
und er würde alsdann nichts eiligeres zu thun  
haben, als das Drama, das durch diese ehren-  
volle Widmung gleichsam ein Besitz seiner Fa-  
milie geworden war, mit allem ihm zu Gebote  
stehenden Pompe in Scene zu setzen.

In freudig gehobener Stimmung sandte ich  
das Manuskript mit den schönen breiten Rändern  
an das Berliner Residenztheater ab, und bereitete  
mich vor, in etlichen Wochen nachzufolgen, denn  
daß ein Autor bei den Proben schlechterdings  
nicht zu entbehren ist, hatte ich längst erfahren.

Glücklich traf es sich, daß die Osterferien vor  
der Thür standen, und ich in Königsberg Exma-  
trikel nehmen konnte, um in Berlin, dem heiß-  
ersehnten, meine Studien fortzusetzen.

Am 28. April 1877 zog ich auf der Höhe  
eines Omnibus vom alten Döbnerhofe her in  
Berlin ein, mit demselben Hochgefühl, das die  
Zolatschen Helden besaß, wenn sie aus den Ge-  
filben von Passans daherkommen, sich Paris zu  
erobern.

Neben mir, in braunem ausgewachsenem Über-  
zieher, mit langen, um die Baden wachenden  
Haaren, sah noch ein solcher Eroberer, der Kistler  
Buchhändlergehilfe Otto Neumann mit dem  
Mutternamen Hofer, der soeben, nach heimlicher  
Vorbereitung, sein Abiturientenexamen gemacht  
hatte, und nach Berlin studieren ging. Wir  
waren auf einem ostpreussischen Bahnhof zu-  
sammengetroffen, hatten, trotz gegenseitiger Anti-  
pathie beischloffen, mit einander zu wohnen, um  
4 Thaler monatlicher Miete zu ersparen, — und

sind bei dieser Gelegenheit Freunde fürs Leben geworden.

Als wir vom Bahnhof her in eine mit schönen, hohen Häusern besetzte Straße eingelenkt waren, machte mein Herz plötzlich einen Sprung, denn über einer Thoreinfahrt las ich in großem Vogen den Namen: „Residenz-Theater.“

„Also dies ist die Stätte deiner künftigen Triumphe“, dachte ich voll Nahrung, und überlegte, ob ich meinem Reisebegleiter etwas von der Bedeutung dieses Hauses anvertrauen sollte. Aber ich schwieg stille. . . Ich war zu viel in meinem Leben ausgelacht worden.

Am nächsten Morgen eilte ich in eine Konditorei, bestellte mir einen Apfeltuchen mit Schlag-sahne und sah im Berliner Tageblatt nach.

Ich erwartete eine Notiz zu finden, des ungefähren Inhalts, daß das Drama „die Tochter des Glücks“ von dem noch unbekanntem, aber höchst talentvollen Autor H. S. in allernächster Zeit seine erste Aufführung erleben würde.

Doch seltsam! — diese Notiz fehlte.

Von nun an bin ich an jedem Morgen in die nachbarliche Konditorei geflüchten, habe die Theaternachrichten sämtlicher Berliner Blätter durchsucht und ungezählte Apfeltuchen mit Schlag-sahne dazu gegessen.

Nach sechs Wochen riet mir mein Stubengenosse, den ich inzwischen in meine Sorgen eingeweiht hatte, persönlich bei dem Direktor Nachfrage zu halten. Und ich beschloß ihm zu folgen, denn es war ja klar, daß es sich um ein Mißverständnis oder einen Irrtum handelte.

Ich besaß einen schwarzen Gehrock, welcher von dem Schneider meines Heimatdorfes mit großer Sorgfalt angefertigt worden war, und der die Eigentümlichkeit hatte von der Taille aus nach den Knien zu dreieckig auseinander zu gehen. Diesen Gehrock zog ich an und begab mich nach der Blumenstraße.

Der Herr Direktor sei im Theater augenblicklich nicht anwesend, — aber ob sein Sekretär nicht —

„Nein“ entgegnete ich stolz.

So möchte ich mich nach seiner Privatwohnung bemühen, die nahe dem Theater da und da gelegen wäre.

Gut. —

Ich meldete mich und wurde vorgelassen. Der Herr Direktor würden sofort erscheinen.

Mit bangem Staunen sah ich mich in einem

Raume, dessen zart abgetönte Pracht alles übertraf, was ich mir in meiner Studentenarmut von „Salons“ und „Intérieurs“ je hatte träumen lassen. Ich steckte rasch die rechte Hand in den Rocktasche, um die dreieckigen Schöße etwas emporzuziehen, und dadurch ein weltmännischeres Ausere zu gewinnen.

Ein Herr in noch jugendlichem Alter, mit rotblondem Kopf und weit ausgeschnittem Stehfragen trat rasch zur Thür herein und fragte mit einer gewissen eiligen Herzlichkeit nach meinem Begehre.

Ich wiederholte meinen Namen, da ich annehmen mußte, daß die Dienerin ihn nicht richtig gemeldet hatte, und erwartete nunmehr sein Antlitz freudig aufzusehen zu sehn.

Die gehoffte Wirkung blieb aus. —

Ein wenig bekrenndet fuhr ich fort: „Ich habe dem Residenz-Theater vor bald drei Monaten mein Schauspiel „Die Tochter des Glücks“ zur Aufführung übergeben, und warte noch immer auf einen Bescheid.“

Auf die ehrenvolle Widmung aufmerksam zu machen, hielt ich unter diesen Umständen meiner nicht für würdig.

„O, das thut mir leid“ erwiderte er mit höflichem Lächeln, „ich werde das Versäumte nachholen, und Ihnen das Manuscript unverzüglich zugehen lassen.“

Die Situation war klar.

Verschmäht! ungelesen verschmäht!

„Ich bitte darum“, sagte ich, mich hoch anrichtend und verließ stolz das Zimmer.

Der folgende Tag verging, ohne daß das Manuscript sich bei mir eingefunden hätte. Da fiel mir ein, daß dem Direktor meine jetzige Adresse unbekannt war. Ich sandte daher eine Karte ab, worin ich kurz und gemessen, wie es einen beleibigten Dichter geziemt, die entsprechenden Mitteilungen niederlegte.

Aber auch hierauf traf das Manuscript nicht ein. Und neue Wochen des Wartens vergingen. Ich begann wieder frisch drauf los zu hoffen.

Der Sachverhalt schien klar. Im Begriff das Drama abzusenden, hatte der Direktor einen Blick hineingeworfen, war sofort gefesselt, gepackt worden, und bereitete nun eilends, um das Versäumte nachzuholen, eine Aufführung vor.

Wiederum begannen meine Gänge zur Konditorei, mein Budget belastete sich von neuem mit den Kosten einer Unzahl von Apfeltuchen.

Doch als nach abermals zwei Monaten keine Nachricht eingetroffen war, beschloß ich den Gang zur Direktorialwohnung zum zweiten Mal zu wagen.

Wiederum wurde ich vorgelassen, wiederum umfing mich die dämmerige Pracht des teppichverhangenen Salons.

Als die Thür aufgerissen wurde und der Direktor lächelnd und jovial ins Zimmer stürmte, hatte ich ein freudiges Schreckgefühl, als werde er mich vor Begeisterung über mein Werk sofort in seine Arme schließen.

„Womit kann ich Ihnen dienen?“

„Ich heiße Hermann Sudermann.“

„Sehr erfreut . . . Und womit kann ich Ihnen dienen?“

„Ich glaube von Ihnen gekannt zu sein, Herr Direktor.“

„Ja wohl, — ja . . . ja, ich besinne mich . . . Was war es doch gleich für eine Angelegenheit — e — . . .?“

„Ich hatte Ihnen ein Drama eingereicht, Herr Direktor.“

„So, — so!“

„Die Tochter des Glücks.“

„Soo!“

„Und Sie versprochen an dieser Stelle, mir das Manuskript unverzüglich zugehn zu lassen.“

„Ah so — so. Und Sie haben es nicht erhalten?“

„Nein, Herr Direktor, ich habe es nicht erhalten.“

„Ja, jetzt besinne ich mich . . . Ich hatte auch meinem Sekretär gesagt . . . ja . . . Welches war doch gleich Ihre Wohnung?“

„Spandauer Straße 9.“

„So so . . . danke. Die Manuskripte werden ja bei mir aufs Sorgfältigste geprüft. Was wir irgend brauchen können, das behalten wir. Aber . . . die Sache ist wahrscheinlich in Vergessenheit geraten. Das kann vorkommen. Das werden Sie uns hoffentlich nicht nachtragen, Herr Silbermann.“

Mit einem Lächeln, dessen Liebenswürdigkeit trotz meines Zugrimms mich ganz gefangen nahm, reichte er mir die Hand.

Ich war entlassen.

Am andern Vormittag erhielt ich ein Paket, welches den Stempel: „Direktion des Residenz-Theaters“ trug.

Als ich es öffnete erkannte ich meine Handschrift, doch hatte sich das Manuskript in merkwürdiger Weise verkleinert und verjähmalt.

Das Wort des Direktors war in Erfüllung gegangen.

Was man irgend brauchen konnte, das hatte man behalten; die wertvollen, weißen Bänder waren abgeschnitten — der Rest gehörte wieder mir.

## Bei der Durchreise des Kaisers.

Aus dem Italienischen des Mario Kapifardi von Paul Henke.

Ich bin kein Demagog. Vor Zeiten haßt' ich Pöbel, Priester und Könige, die oft feiger und hinterlist'ger, als der Pöbel.

Jetzt haß' ich Niemand mehr, und da mich lehrte Der Weiseste der Menschen, allezeit Mitleid zu üben, niemals zu bewundern, Lob' ich die Güte mehr als Alles, und Wenn Schmerz sie geißelt, blutet mir das Herz. Leid ist ein rauher Lehrer stets, doch manchmal Ein weit vorschauender, und wie der Tod Macht Schmerz die Menschen gleich. Sahst du ihn auch,

Den kranken Kaiser? Als die Volkshast kam Von seinem Nahen, da ergoß das Dorf Sich in die Stadt, durch die er kommen sollte, Ich mit den Andern. Kein gemeiner Trieb,

Den neuen Herrn zu feiern, noch die schöne Neugier, zu schaun in sein entstelltes Antlitz, Zog mich entgegen ihm, vielmehr ein dunkles Gefühl — wie soll ichs nennen? — das vielleicht Nicht allzu fern vom reinsten Mitleid war. Dem Sindaco schloß ich mich an. Er sollt' ihn Begrüßen. Und der arme Mann, beim bloßen Gedanken: er, wirklich er selber sollte Vor solchen großen Herrscher treten, schwißte Blut, wie einst Christus in Gethsemane. Nicht unnütz war ich ihm. Mit ehr'ner Brust Theilt' ich das Volk, und zwischen Piedern und Hochrufen, die des Himmels Ohr betäubten, Dicht zu des Kaisers Wagen drangen wir.

Soldatisch grad sich haltend stand der Kaiser Am Wagenschlag. Er war im Angesicht

Nicht bleich, nein, aschefarb. Wie eine scharfe  
 Kleierne Klinge spitzte sich die Nase,  
 Der Bart, der ehemd so weich gewallt,  
 Umstarrt' ihn jetzt so borstig, wie die Wurzeln  
 Erstordner Pflanzen, und wie Kohlen zwischen  
 Den Aschenhäufchen eines alten Manns  
 Glühten die Augen ihm. Unfsät und langsam  
 Schweifte sein Blick umher, als ob das Volk  
 Und rings die Welt schon völlig fremd ihm wäre.  
 So sah ich einen Unglücklichen einst  
 Aus schwarzem Bahrtuch in der Kirche sich  
 Aufrichten, den ein eifriger Erbe vor  
 Dem letzten Stündlein hatte Gott geweiht,  
 Sah zwischen Kerzendampf und Totengräber  
 Gläsernen Blickes, unverstandne Worte  
 Ihn sammeln vor sich hin. Voll Graun entwich  
 Die Menge, mit Beheul sich flauend an  
 Der alzu engen Pforte. Auch der Priester  
 Wandte den Rücken dem Altar, gar seltsam  
 Die Arme werfend. Doch der Auserstandne  
 Sant offenen Munde zurück und wars zuftreden,  
 Schien mir, zur ew'gen Ruh' zurückzukehren.  
 Vollkommen ähnlich dem erschien mir jetzt  
 Der unglückliche Kaiser, der so prunkvoll,

So rings umjubelt (war er auch dem Vater  
 Mit einem Fuße schon ins Grab gefolgt)  
 Dahinzog, um Europas mächtigsten  
 Thron zu besteigen.

Einmal nur durchjuckts ihn,  
 Als aus der Menge wiederholt der Name  
 Sabowa klang. Erstaunt ließ er den Blick  
 Im Kreise gehn, wie um sich selbst zu suchen,  
 Und langsam an die Mütze greifend, lächelt'  
 Er vor sich hin — ein unbefchreiblich Lächeln.

Ich trennte von der Menge mich und schlug  
 Den Weg zum stillen Dorf gern wieder ein.  
 Frisch hauchte der April. An büschigen Felsen  
 Verglühte rosenfarb das letzte Licht,  
 Und wie die Klinge der geschlossnen Eichel  
 Glänzte der Neumond aus dem klaren Blau.  
 Unsicher um mich her im stillen Schatten  
 Verschwammen alle Formen. Alles tauchte  
 In unermessnes Schweigen ein. Die Seele  
 Schweifte auf irtren Pfaden, während fern  
 Der brausenden Lokomotive Schrei  
 Wie Klageruf hinaus klang in die Lüfte.

### Maianadaht.

Vom Garten gegenüber dringt  
 Der Ansel Lied herein zum Dom,  
 Zur Humme, die vom Chor sich schwingt  
 Hinunter in den Menschenstrom. —

Vor mir, die Händchen fallend, steht  
 Ein Kind, es ist sein hold Gesicht  
 Von Andacht und zugleich unweht  
 Von Blütenduft und Frühlingslicht.

Her mann Klingg.

### Goethehürner.

Manchmal unter Philistern kommt mir die Lust  
 Auf Goethe zu schimpfen aus voller Brust,  
 Mich über sein Leben zu ereifern,  
 In kindischer Wut ihn anzugeifern,  
 Den Lorbeerkranz ihm abzureifern,  
 Unartig Schmutz auf ihn zu schmeifern  
 Und einzustimmen in den Klatsch,  
 Den düstelnden, saden Philisterratsch.  
 Wie etwa ein Tunge mit seuchten Ohren,  
 Desz Freiheitstomst noch nicht ausgegohren,  
 Plötzlich den allen, lieben Gott  
 Im Herzen bebend, bespricht mit Spott,  
 Um bei des nächsten Gewitters dröhnen  
 Mit jillernden Knien aufzuföhnen.  
 Daß er ihn schon in seiner Wut  
 Von der Stitze prasselfender Stut:

So, wenn unmächtig mein niederer Neid  
 Sich feig am Bilderkränzen gesteut,  
 Schleich' ich, gedemütigt, mich nach Hause,  
 Und in der Stille, einsamen Klausen  
 Aus den Worten des Meisters laus  
 Hör' ich, wie der Donner faust.

Hugo Salus.

### Spruchgedichte.

#### I.

Val Phantasie ihren guten Tag,  
 Dann singt sie Zaubertöne,  
 Und zeigt, was das Herz nur wünschen mag.  
 Erfüllbar alles Schöne,  
 Doch tritt dann Herr Verstand herein  
 Mit seinem Alltagsregister,  
 Als gleich vorbei mit den Zauberei'n —  
 Hol' der Kukuk den Philister!

#### II.

Unmöglich scheint es, zu verschweigen,  
 Was Aug' und Sinne gang berücht.  
 Doch darfst du sagen, darfst du zeigen,  
 Was dich im Innersten entzückt?  
 Wer wird zu deinem Glück sich neigen?  
 Halt still! Denn was dein Herz erfuhr  
 Ist Lebensinhalt, und dein eigen  
 Bleibt es unausgesprochen nur!

Olto Roquette.



## Die Frage der Theater-Zensur.

### I.

Der Herausgeber dieser Zeitschrift hat an eine Reihe hervorragender Männer, die kraft ihres Berufs in der Frage der Theater-Zensur zunächst mitzusprechen berufen sind — Theater-Dichter und Theater-Leiter, Dramaturgen, Kritiker und Juristen — das nachstehende Schreiben verfaßt:

„Ich bitte Sie, sich in meiner Zeitschrift „Deutsche Dichtung“ über eine Frage auszusprechen zu wollen, die wohl verdient, gründlicher und energischer erörtert zu werden, als dies bisher geschehen ist.

Ich meine die Frage der Theater-Zensur, wie sie jetzt in Deutschland und Deutsch-Oesterreich geübt wird. Diese behördliche Einrichtung stellt nicht bloß einen höchst wichtigen Zweig unserer Litteratur unter Ausnahme-Verfügungen, sondern wird auch oft genug in einer Art gehandhabt, welche diese Verfügungen doppelt empfindlich macht.

Das wird von allen Beteiligten, auch von einsichtigen Vertretern der Zensur-Behörden zugegeben. Eine Änderung ist gleichwohl noch nicht zu erzielen gewesen. Vielleicht mit deshalb, weil sich die öffentliche Debatte darüber bisher von zwei Extremen nicht ganz fern gehalten hat: entweder sie haftet allzu speziell an dem besondern Falle, der gerade von sich reden macht, ohne seine typische Bedeutung recht zu betonen, oder sie ergeht sich in allzu vagen Klagen und Anklagen, aus denen sich bestimmte Anträge für eine gründliche Reform nicht ableiten lassen.

Dies ist sehr zu bedauern. Denn ich brauche sicherlich Ihnen gegenüber nicht erst ein Wort darüber zu verlieren, von welcher Wichtigkeit diese Angelegenheit für unser gesamtes, nicht bloß geistiges, sondern öffentliches Leben überhaupt ist und daß nichts Unrichtiger und engbergiger wäre, als in ihr lediglich eine Interessenfrage der Bühnen-Leiter oder Bühnen-Dichter zu erblicken. Die Theater-Zensur geht uns Alle an, weil sie uns Alle trifft.

Eine öffentliche Debatte herbeizurufen, welche die Frage mit produktiver Kritik beleuchten, nicht bloß einzelne Fälle, geschweige denn selbstverständliche Grundsätze ins Feld führen, sondern die Unhaltbarkeit des bisherigen Zustandes bündig nachweisen und praktische Reform-Vorschläge bringen soll — dies ist der Zweck dieser Zeilen. Ich bitte Sie, mir denselben im Interesse der Sache

durch Abgabe Ihrer Äußerung in meiner Zeitschrift verwicklichen zu helfen.

Die Frage, ob der Staat dem Theater gegenüber auf eine Präventiv-Zensur verzichten könne, wie er sie ja seit langen Jahrzehnten bezüglich der Zeitungen, Bücher, öffentlichen Reden nicht mehr übt, wird oft bejaht, fast ebenso oft verneint. Betonen die Einen, daß ja auch die Aufhebung der Zeitungs-Zensur nicht jene Folgen für die Erhaltung der staatlichen Autorität, wie der öffentlichen Moral gehabt hat, die man einst, um sie aufrecht zu erhalten, so lebhaft ausgemalt, und glauben sie, daß das freie Theater sich nicht gefährlicher erweisen werde, als die freie Presse, so meinen die Anderen, hier sei der Versuch nicht zu wagen, weil die Wirkung des gesprochenen Wortes, der Bühnenhandlung eine unendlich größere sei, als die des gedruckten Wortes. Verfechten die Einen die Überzeugung, daß sich eine solche Ausnahmeverfügung mit dem Wesen des Verfassungsstaats, der gleiches Recht für Alle wolle und Niemand die Freiheit der Meinungsäußerung verkürzen dürfe, nicht verträge, so sind die Anderen unerschütterlich davon durchdrungen, daß da, wo völlige Freiheit gefährlich wäre, eine Einschränkung derselben allen Theorien zum Trotz nicht tadelnswert, sondern löblich sei. Es wäre mir höchst erwünscht, wenn Sie zunächst Ihre Ansicht über diesen prinzipiellen Teil der Frage aussprechen wollten.

Aber auch angenommen, daß Sie sich für die völlige Aufhebung der Theater-Zensur aussprechen, bitte ich gleichwohl meiner zweiten Frage näher zu treten: „Wie wäre die Theater-Zensur in Zukunft zu gestalten?“ Denn daß jene Staaten, die hier in Betracht kommen, heute oder in absehbarer Zeit sich entschließen könnten, die Einrichtung ganz aufzuheben, ist nicht zu erwarten. Wohl aber ist die Hoffnung keine leere, daß sie geneigt sein werden, der Einrichtung andere und bessere Formen zu geben, als bisher. Denn so will es das gute Recht, die Würde der Litteratur, ja die wohlverstandene Rücksicht auf das Ansehen des Staates, während für die Aufrechterhaltung des bisherigen Zustandes nichts spricht, als daß er bestehe.

Vor allem darf verlangt werden, daß jeder Zweifel an der Möglichkeit der Einrichtung beseitigt werde. Soll es eine Theater-Zensur geben, dann

kraft eines verfassungsmäßigen Gesetzes und in jenen Formen, die das Gesetz fordert.

Heute wird, wenigstens in Preußen, immer wieder darüber gestritten, ob die Theater-Zensur rechtmäßig ist oder nicht! In der That liegt die Sache so, daß auch dem Zweifel Raum gegeben ist. Für jene geehrten Empfänger dieses Schreibens, die nicht Juristen sind, stizziere ich diesen Sachverhalt kurz zu ihrer gefälligen Orientierung. Die Juristen unter ihnen bitte ich, sich auch über diese Seite der Frage auszusprechen.

Der § 27 der Preussischen Verfassung vom 31. Januar 1850 sagt u. A.: „Die Zensur darf nicht eingeführt werden, jede andere Beschränkung der Pressfreiheit nur im Wege der Gesetzgebung.“ Die Einen folgern daraus, daß keine Art von Zensur eingeführt werden darf, also auch die Theater-Zensur nicht; die Anderen meinen, es sei hier nur die Pressfreiheit geschützt, weil nur sie im Nachsatz ausdrücklich genannt sei. Aber auch wer der zweiten Auslegung beipflichtet, kann wohl Zweifel an der Rechtmäßigkeit der Einrichtung haben. Denn dieselbe ist bekanntlich durch die Polizei-Verordnung vom 11. Juli 1851 geschaffen worden, wonach jeder Veranstalter öffentlicher Theater-Vorstellungen fortab gehalten sein sollte, die Erlaubnis dazu beim Polizei-Präsidium nachzusuchen und das Stück bezufügen, damit geprüft werden könne, ob nicht Rücksichten auf Sitte und Ordnung, oder aber gewerbepolizeiliche Bedenken der Aufführung entgegenständen, und diese Verordnung fügte sich nur auf jene Befugnis, welche der § 64 des Organisations-Gesetzes vom 11. März 1850 der Polizei eingeräumt hatte, wonach sie für Ordnung und Gesetzmäßigkeit beim Zusammensein einer größeren Anzahl von Personen zu sorgen habe. Das ist ein etwas schmaler und schwankender Untergrund für eine so dauernde und tief einschneidende Einrichtung. Allerdings ist die Frage bereits — wenn auch nur ein einziges Mal — zur richterlichen Entscheidung gekommen; die Rechtmäßigkeit der Verordnung ist durch die höchste Instanz, das Kammergericht anerkannt worden; dennoch ist nach Vieler Ansicht auch für die entgegengesetzte wissenschaftliche Überzeugung der Raum offen.

Indes, noch viel wichtiger als die Frage, ob der heutige Zustand rechtmäßig ist oder nicht, ist jene, ob er von irgend welchem Standpunkte immer konfessiert werden kann. Dieses Schreiben geht ja auch an jene Herren, die zunächst darunter leiden, die Theater-Leiter und Dichter; sie werden gewiß eine Fülle von Material bringen, aus welchem sich die Mängelheiten der Theater-Zensur für sie klar ergeben. Ohne Einem von ihnen vorgreifen zu wollen, glaube ich doch nicht, daß diese Herren alle oder

doch die Mehrheit, über eine konsequent geübte, erbarungslose Härte der Zensur klagen werden, denn mir wenigstens will es scheinen, als ob eine solche beharrliche Härte in Preußen wenigstens nicht üblich wäre. Das Schlimme liegt vielmehr in der Unsicherheit des Zustandes; die polizeiliche Verfügung entspringt sicherlich dem Pflichtgefühl des einzelnen Beamten, aber an bestimmte Normen ist dieser nicht gebunden, sondern an sein subjektives Ermessen, und eine gerichtliche Entscheidung gegen seine Verfügung anzurufen ist nicht möglich.

Oft genug ist betont worden, welcher materielle Schaden aus der gegenwärtigen Einrichtung Theater-Leitern und Dichtern erwächst, und ich glaube, das sollte noch klarer bewiesen werden als bisher, denn berechnete materielle Interessen dürfen den Schutz der Staatsgewalt beanspruchen. Ein Verbot z. B. nachdem alle Vorbereitungen getroffen sind, was hat es den Theater-Leiter zumeilen schon gekostet! Und wie oft ist ihm keinerlei Mangel an Vorsicht vorzuwerfen! Ist doch selbst der Fall nicht selten, daß ihm ein Stück verboten wird, das anderwärts in demselben Staate aufgeführt werden durfte. Und auch der Dichter kann vom Ruhm allein nicht leben, vorausgesetzt, daß er ihn hat!

Wichtiger aber oder wenn man will gleich wichtig ist die Schädigung seiner idealen Interessen. Dies wird gewiß in den Antworten, die ich erbitte, ohnehin so kräftig und klar bewiesen werden, daß ich mich jeder Andeutung darüber enthalte. Ich beschränke mich darauf, beizufügen, daß der Poet in dieser Vereinträchtigung seiner idealen Interessen durch die Theater-Zensur einen Schicksalsgenossen hat: die Würde der Staatsgewalt. Ihr Ansehen wird dadurch, daß verschiedene Beamte verschieden denken, daß in Stettin oder Magdeburg verboten wird, was in Berlin gestattet war, oder umgekehrt, nicht gefördert. Jeder Beamte handelt gewiß nach bestem Wissen und Gewissen, aber er handelt ja nicht im eigenen Namen, sondern in dem der Staatsgewalt, die sich nicht selbst widersprechen darf. Auch bin ich überzeugt: wünschst irgend Jemand die Aufhebung der Theater-Zensur in ihrer bisherigen Form ebenso warm wie Direktor und Dichter, so ist es — die große Mehrheit der Theater-Zensoren! Es ist ein schweres, verantwortungsvolles, undankbares Amt!

Muß also die Theater-Zensur fortbestehen, dann, wiederhole ich, kraft eines Gesetzes. Wie aber soll ein solches Theater-Zensur-Gesetz beschaffen sein? Das ist die dritte und wichtigste Frage, über die ich Ihre Ansicht erbitte. Sie ist zugleich die schwierigste.

Hält der Staat auf diesem Gebiete eine Präventur-Zensur für nötig, in wessen Hand soll er sie legen? Die der Polizei, wie bisher? Oder die

von Sachverständigen, die er bestellt? Und wer wäre da sachverständig? Oder in die Hände einer gemischten Kommission von Sachverständigen und Polizei-Beamten? An welche äußeren Normen wäre diese Zensur-Behörde zu binden? Ein bestimmter Entscheidungs-Termin, beim Verbot die Angabe der Gründe, die Anführung der inkriminierten Stellen wären ja selbstverständlich. Was aber wäre sonst nach dieser Hinsicht vorzuschlagen?

Von größerer Wichtigkeit noch sind die inneren Normen. Sind Theaterstücke anders zu behandeln, als Druckschriften? Darf hier ein Verbot ausgesprochen werden, obwohl ein Strafverfahren bei Erscheinen desselben Wertes im Buchhandel nicht möglich wäre? Muß sich die Zensur auf ein bestimmtes Delikt berufen, das sie in dem Stück gefunden, um das Verbot auszusprechen zu können?

Angenommen nun, das Verbot ist erfolgt, die Zensur hat gefunden, daß z. B. ein Stück unästhetisch ist. (Sittlich oder unästhetisch — schwere Fragen, die jede Zeit, ja vielleicht jeder Mensch in verschiedenen Lebenszeiten verschieden beantwortet!) Was nun? Da dem Theater-Leiter die Gründe des Verbots, die inkriminierten Stellen bekannt gegeben sind, so liegt es in einzelnen Fällen in seinem Willen, ob er durch Weglassung dieser Stellen die Aufführung ermöglichen will. Angenommen aber, es wäre ihm dies nicht möglich oder er wollte es nicht, wer soll über die Frage entscheiden, ob die Zensur-Behörde Recht hat oder nicht?

Ist dafür ein eigener Gerichtshof zu bilden? Oder genügen die ordentlichen Gerichte, die Strafkammern? Oder sind gemischte Gerichte aus ordentlichen Richtern und Sachverständigen empfehlenswerth?

Ferner: erfolgt die Entscheidung dieser Gerichte in jedem einzelnen Falle von Amtswegen oder nur auf Antrag des Theater-Leiters? Müßte es bei der Entscheidung der ersten Instanz sein Bewenden haben oder wäre die Einlegung eines höheren Instanzenzugs wünschenswert?

Einen detaillierten Vorschlag hat vor zwei Jahren der bekannte Berliner Rechtsanwalt Dr. Fritz Friedmann in der „Deutschen Dichtung“ veröffentlicht. Ich gebe hier die Grundzüge. Die Präventiv-Zensur liegt wie bisher in den Händen der Polizei; sie hat binnen drei Tagen ihre Entscheidung zu fällen und falls sie Bedenken hat, dieselben dem Direktor und Autor mündlich mitzuteilen. Erfolgt durch eine berartige Besprechung eine Verständigung nicht, so hat sie das Stück samt ihrem schriftlichen Botum der Staatsanwaltschaft einzureichen, welche — wieder binnen kürzester Frist — die Entscheidung der Strafkammer einzuholen verpflichtet ist. Die Staatsanwaltschaft ist bei der Verhandlung vor der

Strafkammer nicht an die polizeiliche Auffassung gebunden, sie darf auch selbst Aufhebung des Verbots beantragen. Das Verfahren der Strafkammer ist ein objektives; Dichter und Theater-Leiter erscheinen vor derselben nicht als Angeklagte, sondern als Wahrnehmer ihrer Rechte; auch entscheidet die Strafkammer nur über die Frage, ob die Aufführung zu gestatten sei oder nicht. Bei der Verhandlung kann die Öffentlichkeit ausgeschlossen werden, die Entscheidungsgründe aber sind öffentlich zu publizieren. Gegen das Urteil steht dem Staatsanwalt wie dem Beteiligten die Berufung an eine höhere Instanz offen. Lautet das Urteil auf Gestattung der Aufführung, so darf dieselbe erfolgen, auch wenn der Staatsanwalt Berufung an die höhere Instanz eingelegt hat.

Der Vorschlag ist von der Presse als höchst beachtenswert bezeichnet und viel erörtert worden. Neben vielfacher Zustimmung sind auch von juristischer Seite einige Bedenken geäußert worden: Die Einführung des objektiven Verfahrens in unser deutsches Recht wurde als nicht opportun, ja als unthunlich bezeichnet und auch die Bestimmung, wonach jedenfalls ein Verfahren zu eröffnen sei, auch wenn sich der Beteiligte beim Verbot beruhigen wolle, sei nicht unbedenklich. Endlich wurde auf die Überbürdung der Strafkammern hingewiesen.

Dies Alles jedoch nur zu Ihrer gefälligen Orientierung, falls es nötig sein sollte. Ihrer eigenen Äußerung soll dadurch in keiner Weise vorgegriffen sein.“

Da diese Anfrage erst kurz vor Ausgabe dieses Heftes ausgehen konnte, so ist die Zahl der Antworten bisher noch keine große. Immerhin geht auch aus ihnen bereits klar hervor, daß der Herausgeber mit seiner Empfindung, es sei nicht überflüssig, diese Frage einmal ernsthaft und gründlich anzufassen, nicht allein steht; im Gegentheil, das Interesse ist ein noch lebhafteres, als er es ohnehin vorausgesetzt. Allerdings vermag es sich aus äußeren Gründen nicht allerorts so unverhohlen zu äußern, wie es empfinden wird. Am freiesten stehen Dramaturgen und Kritiker der Frage gegenüber; sie haben von der Theater-Zensur nichts zu befürchten. Wir werden ihre Zuschriften in der Reihenfolge des Einlaufs mitteilen; die uns zuerst zugekommene stammt nicht bloß von einem der hervorragendsten dramaturgischen Schriftsteller Deutschlands, sondern ist auch durch ihren Inhalt so bemerkenswert, daß wir sie mit besonderer Freude mitteilen. Dr. Heinrich Wulthaupt (Bremen) schreibt uns aus seiner Sommerfrähe:

Dochgeehrter Herr!

Es giebt gewiß keinen Künstler, der nicht von Herzen wünschte, die Kunst von jeder Zensur

zu befreien, und keinen wohlgesinnten Freund des Theaters, der in der Censur nicht ein Übel erblickte. Aber dies Übel ist leider ein notwendiges und wird bleiben und bleiben müssen, so lange wir Menschen keine Gliederpuppen, sondern Menschen sind, Menschen mit ihrem Widerspruch, ihren Sinnen, ihren Leidenschaften, ihren gefährlichen Trieben und Neigungen. So lange es einen Staat giebt, giebt es auch Gesetze und Ordnungen, deren Aufrechterhaltung für ihn Pflicht und Existenzfrage zugleich ist, und die staatlichen Organe, die eine Verletzung seiner Gebote, eine Erschütterung seiner Fundamente, eine Störung seiner internationalen Beziehungen, Angriffe auf die Schamhaftigkeit und gute Sitte ungeahndet und, sofern sie es vermögen, unerschütet lassen würden, würden dem Staat und der Gesamtheit seiner Bürger einen schlechten Dienst erweisen. Solche Übergriffe sind aber wie in jedem andern Menschenwerk leider auch im Kunstwerk möglich. Nicht immer und überall fallen sie in die Augen. Im Theater aber, dessen sinnfällige, nachdrückliche und vorbildliche Wirkung keine andre Kunstübung auch nur annähernd erreicht, werden sie, vor einer zahlreichen Versammlung im hellsten Lichte schau gestellt, von jedem Einzelnen gewissermaßen mit den Sinnen Aller empfunden und verstanden, vergrößert und vergrößert — und gegen die Möglichkeit solcher Attentate muß der Staat eine Waffe haben, um wie viel mehr, als der Besuch der theatralischen Schaustellungen Allen offen steht: Gebildeten und Ungebildeten, Männern und Frauen, Erwachsenen und Kindern. Bestände des Auditorium aus lauter Heiligen — was rromte dann die polizeiliche Fürsorge? Die gefestete Tugend läßt sich durch eine Pariser Jote nicht aus den Fugen bringen, und ein politisch reifer Mann lächelt über eine anarchistische Phrase, die einen jugendlichen Strubelkopf betäubt und bethört. Für die Unentwickelten aber, für die Jugend, für die Unmündigen und Schwachen hat der Staat zu sorgen, und selbst der grimmigste Gegner der Theaterzensur wird nicht so doktrinär sein, daß er behaupten wollte, Schutzwehren dieser Art seien gänzlich überflüssig und nutzlos. Gewiß kann ein unreines Gemüt auch das reinste Gebild mit seinen schmutzigen Gedanken beflecken — auf diese Rücksicht zu nehmen kann aber des Staates Aufgabe unmöglich sein, und jedenfalls ist das Theater keine Besserungsanstalt. Nur der Verdruß derjenigen, die sich selbst nicht zu schützen vermögen, hat er in seinem und ihrem Interesse entgegenzuarbeiten. Man kann jedoch noch einen Schritt weiter gehen. Die Censurbehörde hat es keineswegs nur mit „Delikten“ zu thun. Selbst

ein der reinsten Gesinnung entsprungenes Werk kann unter Umständen, vor einer großen gemischten Menge öffentlich dargestellt, im Lichte dieser Öffentlichkeit um eines heiklen Themas willen in Konflikt mit der guten Sitte geraten. Die Natur thut als solche nichts Unreines und Schlechtes — und doch verbietet sich eine Schaustellung zahlreicher natürlicher Akte von selbst. Ganz ebenso kann sich die öffentliche Darstellung eines Kunstwerkes unter Umständen verbieten, auch wenn es aus der keuschesten Seele geboren ist. Es sind Interessen, die mit der Kunst nichts zu thun haben, aber sie sind mit denen der Kunst verquickt und von ihnen leider nicht zu trennen. Da aber schon eine einzige Theatervorstellung hinlänglichen Aufstoß erregen und genug Schaben stiften kann, sollte es sich von selbst verstehen, daß der Staat seine Maßregeln vorher trifft. Das nachträgliche Verbot eines bedenklichen oder gefährlichen Stückes scheint mir (trotz der gegenständlichen Praxis einzelner Staaten) nicht zu genügen — eine von den richtigen Grundfäden ausgehende Censur kann vernünftiger Weise nur eine Präventiv-Censur sein.

Erscheint mir die Theater-Censur demnach, wenn auch aus ganz andern als künstlerischen Gründen, unentbehrlich, so versteht es sich doch, daß der Kunst die größtmögliche Freiheit, ohne die sie nicht leben und gedeihen kann, garantiert werden muß, und eine solche Gewähr bietet die Überantwortung des Schicksals eines Theatersstücks an die Entscheidung der Polizeigewalt allein nicht. Zwar glaube ich, daß von der Censur in Deutschland (und jedenfalls in Berlin) so selten, und im Ganzen so vor- und nachsichtig Gebrauch gemacht wird, daß die Theaterdichter und -Leiter sich zu beklagen kaum Veranlassung haben — aber auch schon ein einzelner ungerechter oder thörichter Spruch wäre verderblich genug, und in der That sind an verschiedenen Orten bedeutende und in jeder Beziehung ungeschädliche Werke von polizeilichen Verboten betroffen worden, die ihren Urhebern nicht eben zur Ehre gereichen. Es wäre trostlos zu denken, Dramen von der epochemachenden Bedeutung und der dichterischen Kraft der Schillerschen Jugenddramen könnten durch die Verfügung eines Mannes von dem Bildungsgrad jenes Leipziger Staatsanwalts, dem Hebbel eine unbekannt große war, von dem Theater ausgeschlossen werden: der ideale Schaden wäre unberechenbar und unerfesslich. Nun werden zwar kaum alle fünfzig Jahre Werke wie die „Räuber“ oder „Kabale und Liebe“ geschrieben — aber auch unser Jahrhundert ist reich an genialen dramatischen Schöpfungen, und ein jedes Jahr



kann uns den erwarteten Meßias des neuen Theaters bringen. Wer möchte es sich ausmalen, daß ein ungebildeter oder verdochter Censor ihm verwehren könnte, auf seinem Schlachtfelde seine Siege zu erringen und sein Volk nach sich zu ziehen? Mit den idealen Gütern, die dabei in Frage kommen, vergleichen sich die materiellen Interessen nicht entfernt: denn eines verbotenen Werkes pflegt sich die Reclame sofort zu bemächtigen, und das Erscheinen desselben im Buchhandel (dem wohl selten oder nie etwas im Wege stehen wird) vermag den eben durch das Verbot bekannt gewordenen Autor für den wahrscheinlichen Tantiemenausfall sehr wohl zu entschädigen — sein Drama wird um so eifriger gelesen werden, je energischer die Polizei es bekämpft hat —; ein Theaterdirektor aber hat es in der Hand, sich rechtzeitig zu versichern, ob der Aufführung kein Hindernis in den Weg gelegt werde, und seine Vorbereitungen bis zur erlangten Gewißheit hinauszuschieben. Die ideale Bedeutung der Frage ist aber eine so außerordentliche, daß Alles zu geschehen hat, um Mißgriffe zu verhüten, und ich sollte denken, daß eine gemischte Kommission, die, entweder fängsmitglied, aus einem Vertreter der Polizeigewalt, einem Juristen, einem Poeten (in erster Linie einem Dramatiker), einem Litterarhistoriker und einem Bühnengehörigen — oder, dreigliedrig, aus dem Polizeichef, einem Künstler (einem dramatischen Dichter in erster Linie) und einem Litterarhistoriker bestünde, alle erreichbaren Garantien gewähren würde. Solche Kommissionen würden in jeder Stadt, die ein ständiges Theater besitzt, niederzusetzen sein, und ihr Verfahren, die Frist für ihre Entscheidung u. s. w. wäre, "wie die ganze Institution, für das Deutsche Reich gesetzlich zu regeln. Daß den Kommissaren eine unüberwindliche Arbeitslast zufallen würde, ist nicht im Geringsten zu befürchten, denn die Zahl der Novitäten des Saisontheaters einer Mittelstadt (und diese bilden die überwiegende Mehrzahl) beträgt eher weniger denn mehr als ein Duzend. An den geeigneten Persönlichkeiten wird es aber auch nicht fehlen, und für kleinere Städte, die sich etwa nur eines Monatstheaters oder der Gastspiele einer Wandtruppe erfreuen, würde die Entscheidung des Polizeichefs schon aus dem Grunde genügen, weil revolutionäre künstlerische Thaten von solchen Gesellschaften, die zumeist von der *crambo repetita* uralter Repertoirestücke und den anderorten bereits erprobten Modernitäten gehen, nicht zu erwarten sind. Eine absolut sichere Gewähr gegen unvernünftige und kunstfeindliche Entscheidungen bieten natürlich auch die sorgfältigste zusammengesetzten

Kommissionen nicht. Eine besonders rigorose Handhabung der Censurwaffen braucht man indessen, wie bereits angedeutet, nach den bisherigen Erfahrungen nicht zu gewärtigen. Das *Obium* eines ungerechten Verbots ist so stark, und die Presse pflegt daraus sofort ein so reichliches Kapital zu schlagen, daß man einen gerechten und vorsichtigen Gebrauch mit Sicherheit erwarten darf.

Ob es sich nun empfiehlt, den Autoren oder Theaterleitern die Möglichkeit der Berufung an eine höhere Instanz zu gewähren — diese Frage wage ich nicht zu bejahen. Es ist ja leider nicht ausgeschlossen, daß die Behörde einer Stadt die Aufführung eines Werkes zuläßt, das in einer andern Stadt verboten wird, aber solche Unzulänglichkeiten, die auch bei der gesetzlichen Ordnung des Censurwesens nicht ausbleiben werden, fallen durch die Eröffnung des Berufungsweges nicht weg — gewiß nicht, wenn man auf den Gedanken verfallen sollte, einem jeden Bundesstaat seine eigne oder mehrere Berufungsinstanzen zu gewähren. Nein, soll die Appellation überhaupt zugelassen werden, dann nur an einen einzigen Appellhof, der in ähnlicher Weise wie die ordentlichen Kommissionen zusammengesetzt, in der Reichshauptstadt seinen Sitz hätte. Daß derselbe von dem vermeintlich Geschädigten, dem Autor oder dem Theaterleiter angerufen werden müßte, erscheint mir ganz selbstverständlich — eine Entscheidung desselben von Amtswegen, auch dann, wenn die Beteiligten sich bei dem Verbot beruhigt haben sollten, vermag ich mir praktisch nicht zu denken. Gesezt nun aber, in der Stadt B. verbietet man ein Stück, das die Censurbehörde der Stadt A. unangefochten hat passieren lassen; die Geschädigten legen Berufung ein, und der Appellhof entscheidet, die Kommission der Stadt B. habe recht verfügt, das Stück sei somit für diese Stadt auch fernersin zu verbieten. Was dann? Die Entscheidung des Appellhofs würde mit der Entscheidung der Kommission der Stadt A. in Konflikt kommen — und das wäre ungleich gefährlicher, als wenn sich die Censurbehörden erster Instanz zweier Städte widerprügeln. Oder soll die Entscheidung des Appellhofs nunmehr für ganz Deutschland Gültigkeit erlangen? Soll also das verpönte Stück nunmehr auch dort verboten werden, wo es bislang erlaubt war? Der Gedanke einer solchen starren Maßregelung von oben herab wäre unerträglich, und das Verfahren in seinem Sinne unfruchtbar und kunstfeindlich. Nein; mögen doch lieber so und so viele Kommissionen in ihren Entscheidungen und Gründen einander widersprechen — was für eine Stadt taugt, taugt

darum nicht immer auch für die andre; aus solchen Widersprüchen kann sich wieder ein Neues entwickeln; in ihrem Zusammenstoß in der öffentlichen Diskussion liegt die Gewähr neuer Anregungen, und die Kunst fährt sicher bei ihnen, als bei der Schablone, die ein einziger Appellhof, und wäre er aus den Besten der Erde zusammengelegt, für ganz Deutschland aufstellen dürfte. Nichts widerstrebt der Kunst mehr als die Uniform, und darum halte ich dafür, daß es am Besten bei der Entscheidung einer einzigen Instanz sein Werden hat. Ernstliche Gefahren für die Freiheit der Kunst erwachsen daraus, nochmals, nicht. Die Censoren, die diese zu bedrohen wagen würden, ohne zugleich ein heiliges Recht des Staates zu schützen, würden sehr bald dem allgemeinen Spott anheimfallen — und das Lächerliche tötet auch in Deutschland.

Ich muß es Andern überlassen, verehrter Herr, der Frage der Verwirklichung der gesetzlichen Regelung des Censurverfahrens näher zu treten. Der Jurist ist in mir längst zur Ruhe gegangen, und mitten im Herzen der Berge, unter Tannen und Buchen, bei dem Rauschen der Wildbäche, denkt man nicht gern an die große Maschine, die den Strom des Lebens fein ordentlich in Röhren und Kanäle leitet. Aber es wird Ihnen gewiß an trefflichen Vorschlägen nicht fehlen, besseren, als sie Ihnen zu bieten vermöchte. Ihr Sie mit ausgezeichneter Hochachtung begrüßender

Heinrich Vultzhaupt.

Minder frei stehen die Theater-Dichter der Frage der Theater-Censur gegenüber; daß ihre Unbefangtheit darunter nicht gelitten, werden die Zuschriften erweisen, die wir demnächst mitteilen werden. Über die Haltung der Theater-Leiter zu der hier eingeleiteten Enquete ist uns auf Grund des vorliegenden Materials noch kein abschließendes Urteil möglich. . . Die einzige Zuschrift, die uns bisher aus diesen Kreisen zugekommen, ist jene des Herrn Adolph L'Arronge in Berlin. Der Direktor des „Deutschen Theaters“ schreibt uns:

Sehr verehrter Herr!

Trotzdem ich selbst, wenn auch nicht als Autor, so doch als Theaterleiter, mancherlei Schädigung durch die bei uns bestehende Censur erfahren, ist meine Meinung dennoch, daß die gänzliche Aufhebung dieser Censur viel größere Nachteile im Gefolge haben könnte. Ich sehe

in der Censur, wie sie jetzt geübt wird, eine gewisse Sicherung, denn mir ist kein Fall bekannt, daß ein durch die Censur zur Aufführung freigegebenes Bühnenwerk hinterher beanstandet oder daß wegen des Inhaltes desselben irgend Jemand zu gerichtlicher Verantwortung gezogen worden wäre; fraglos aber würde dieser Fall nach Aufhebung der Censur sehr leicht eintreten können und wahrscheinlicherweise auch sehr oft eintreten. Und daß das Verbieten eines Bühnenwerkes nach seiner ersten Aufführung noch viel größere Nachteile bringen kann, als ein vorheriges Verbot, liegt doch klar auf der Hand: Zeit, Mühe, vielleicht große Kosten sind verloren, vielleicht wird sogar die Ausnützung eines großen Erfolges unmöglich gemacht, ganz abgesehen davon, daß die Verantwortung vor dem Strafrichter auch leicht eine Verurteilung zur Folge haben kann.

Allerdings wäre sehr zu wünschen, daß eine Censur nicht bloß mit kleinlich-politischen oder sittenpolizeilichen Bedenkllichkeiten geübt würde, sondern daß auch künstlerisches und literarisches Feingefühl der Beurteilung beizubohnte — und das wäre vielleicht zu erreichen, wenn die Ausübung der Censur der Amtsbefugnis des Cultusministers überwiesen würde.

Ihr hochachtungsvoll ergebener

Adolph L'Arronge.

Ein Loblied auf die Censur wird auch in dieser Anherung eines ausgezeichneten und sehr erfahrenen Sachmanns schwerlich zu erblicken sein. An den Gutachten, die uns zukommen, Kritik zu üben, ist nicht unseres Amtes, doch möchten wir darauf hinweisen, daß unsere Frage in ihrer praktischen Spitze nicht auf die Aufhebung, sondern auf die gesetzliche Regelung der Censur hinweist, die Beseitigung eines Zustandes, bei welchem subjektives Ermessen eine allzugroße Rolle spielt. Dieser gesetzlichen Regelung aber ließen sich gewiß Formen geben, welche die Befürchtungen des Herrn L'Arronge von vornherein beseitigen könnten, namentlich auch den Gedanken an den Strafrichter. Die Anregung des Herrn L'Arronge, die Censur dem Ressort des Cultusministeriums zu überweisen, wird, gleich der Vultzhaupt'schen, die gemischten Kommissionen betreffend, gewiß in einzelnen der folgenden Gutachten jene Beachtung finden, die ihnen durch ihren Inhalt, wie durch die Persönlichkeit der Vorschlagenden gesichert ist.

(Ein zweiter Artikel folgt.)





## Münchener Erinnerungen.

Von Felix Dahn.

Wie sah es, was die Geselligkeit und die Gesellschaft betrifft, etwa 1840 aus in einer Münchener Kaufmanns- oder Beamten-Familie? Die Frau, die Seele seiner gesellschaftlicher Unterhaltung, war gar nicht in der Lage, irgend eine gesellschaftliche Form einzuhalten: so gut wie ausnahmslos katholisch — Protestanten siedelten anfangs (seit 1806) nur spärlich aus Franken, aus Augsburg, aus Norddeutschland an die Isar über — war das Bürgermädchen, wenn es nach Erledigung der Volksschule noch eine Bildungsanstalt besuchte, in einem Kloster herangebildet worden, wo es sehr viel Religion, Fertigung (— etwas altmodischer —) zierlicher Handarbeit, französisch plappern, singen, vielleicht auch Spinnet spielen, aber außerdem gewiß gar nichts lernte. Von Litteratur, von Geschichte, von dem klassischen Altertum, von bildender Kunst, vom Schauspiel war keine Rede: — ja, das Theater ward noch ca. 1840 vielfach als eine Veranstaltung des bösen Feindes angesehen. Ein Gespräch führen mit „Fremden“ — unmöglich! Es gab gar keine Fremden: der Herr Vetter und d' Frau Was, der Herr God (Gevatter) und die Frau Göddin, — sonst kam Niemand zu Besuch. Feste gab es nur bei Hochzeiten, Stundtaufen, Begräbnissen, der Geburtstag ward nicht gefeiert, der Namenstag durch ein „Präsent“ geehrt, die Weihnachtsfeier war unbekannt. Den Christbaum haben erst in den dreißiger Jahren protestantische Familien aus Norddeutschland an die Isar verpflanzt — statt dessen kam am 6. Dezember der Nisse mit Kute und Sack und die Berchtraut mit Äpfeln und Nüssen. Im Karneval gingen Ehepaare milder strenger Weltanschauung vielleicht einmal auf die „maskierte Reboute“: im Sommer „wallfahrte“ man am ganz frühen Morgen in „d' Eich“ oder nach „Mutenburg“. Man reiste nie: höchstens, wieder im Wege der Wallfahrt, nach Altdilling, aber gewiß nicht nach Berlin! Bwouon hätte die Frau Affessor oder die Frau Priesterin mit fremden Menschen einen Abend lang sprechen sollen? (Gegenüber der Frau Was freilich ging

der Rede Fülle nicht zu Ende: über die „Egehalten“ [Dienstboten], die teuern Preise der Knackwürstel, das letzte Miratel in Deggendorf, die Krankheiten der Kinder, im Flüsterton auch über das viele Trinken des „Herrn“.) Und wie die Mutter, so die Töchter. Die ganze Einrichtung der Wohnung, wie die Tagesordnung schlossen jede Geselligkeit aus. Schon früh — was übrigens gar löblich! — stand man auf, in der Kirche und in der Küche verbrachten Mutter und Tochter den Morgen bis Mittag: um 12 Uhr ward — ausgiebig! — gespeist: um 6 oder 7 — Abendessen: dann ging der „Herr“, so regelmäßig wie die Sonne zu Golde geht in das oft durch Erbgang vom Vater überkommene Wirtshaus — und Mutter und Tochter nach Abstrichung der vorschristmäßigen Maschen ins Bett — sehr früh: um 8 oder 9 Uhr. Im Sommer freilich ging die ganze Familie einschließlich des „Schnauzl“ und der kleinsten Kinder auf den Keller um 5 oder 6 Uhr. An dieser streng geregelten Tagesordnung zu rütteln um des Besuchs eines Fremden willen: — das war ganz undenkbar.

Aber wie an Zeit, so fehlte es in dem Hause zur Geselligkeit an Raum.

Zwar gab es den „Sal“ — oder die „Ehrenstube“ — aber das war ein schrecklicher Raum! Muffige Luft verriet, daß die Fenster nie geöffnet wurden: die an den Wänden in Reich und Glüd aufgestellten Stühle, mit rot und weiß gewürfelten Matten- oder bunt geblühten „Perz“-Schönern überzogen, „das Kommod“ (die Kommode) zwischen den zwei Fenstern gegenüber dem Eingang mit dem Christus und der „schmerzhaften Mutter“ aus Wachs, grell bemalt, unter einem zerprüngenen Glassturz, links und rechts, in schnörkeligen Vasen aus dem XVII. Jahrhundert, von den Töchtern im Kloster zu Nymphenburg gefertigte höchst unwahrscheinliche Blumensträuße, daneben eine Perlmutter-Muschel, zwei Äpfel aus Wachs, über dem ganzen Aufbau von der Decke herab an einem Goldfaden schwebend ein „heiliger Geist“, d. h. eine Taube aus Wachs mit Flügeln von „Rauschgold“: — dem ganzen ent-

frömd ein dumpfer Geruch von Wachs und Staub und den Papierblumen und ein Hauch steifer gährender Langweile: — wie hätten Menschen in diesem Gelaß plaudern, lachen, zwanglos vergnügt sein sollen? Feber — Wirte und Besucher — waren froh, hatten sie diese feierliche „Töbten“ (Tobheit) wieder im Rücken.

So ist denn — für jene Zeiten — nur wenig übertrieben die gute Geschichte der „Fliegenden Blätter“, wonach ein Alt-Münchener Monate lang (die Wintermonate) die Gastfreundschaft einer bescheidenen Familie in Berlin, Mittags und Abends deren Tisch teilend, genossen, und beim Scheiden den Berliner zum Besuch in München eingeladen hat.

In einem Sommerabend lehnt der Biedere in einem Fenster seines Hauses im ersten Stock: — da erscheint der Berliner, höflich hinauf grüßend, vor seiner Thüre. „Jesjes Maria und a bisserl an Josef“, ruft der Verwandte des Herrn Rudelmeyer, „ja, wo führt denn der Teifi Jlna her? No, jehz woll mer a mal a'müthli sei. Alle Abend um achte treffen's wie im Franciskanerkeller.“

Es ist ein Verdienst der Norddeutschen in München, in diesen Dingen nun schon seit vielen Jahrzehnten Wandel gebracht zu haben.

Aber wessen es in München zu wenig gab, dessen giebt es in Berlin, Königsberg und Breslau zu viel: das Gesellschaftsweisen artet in Gesellschaftsumwesen aus. Nicht nur in Rentner- und in Kaufmannshäusern, auch bei Professoren und Gelehrten nehmen die unablässigen Gesellschaften viel zu viel Zeit, Lebenskraft und — Geld in Anspruch, die alle drei anders viel besser verwendet würden. Es giebt Familien, welche das ganze Jahr über sparen an der Ernährung, an der Wohnungswiete, — kein erfreuliches Bild schmückt die Wand, kein gutes Buch wird je angeschafft, — aber eine große „Fete“ muß gegeben werden, die an einem Abend verschlingt, was sonst für einen Monat reichen soll. Dabei werden viel mehr Menschen eingeladen und auf einander gepfercht, als die engen Zimmer — auch nachdem sie ausgeräumt sind — fassen können. Über die verberbtliche Verschwendung auf der Tafel auch bei Professoren und Schriftstellern ward schon früher geklagt: als ob auch solche Menschen, die doch „geistig gerichtet“ sein sollten, ihre Gäste leblich einladen, um sie für Karlsbad vorzubereiten. Dazu die unsinnig späten Stunden: — um 10 Uhr setzt man sich zu einem Abendessen von vielen schweren Gängen: — vor 2 Uhr kommen Wirt und Gäste nicht zu Bett: ich bezweifle, ob alsdann die Herren Amtsgenossen am andern Morgen so früh und mit so arbeitsfähigem Kopf an ihrem Pulte stehen wie es wünschenswert und mir wenigstens Notwendigkeit ist, soll ich meine berufsmäßige Amtlast tragen

und meine Pflicht erfüllen können. Und ein arger Schade geht durch diese ununterbrochene Geselligkeit dem so viel gerühmten norddeutschen Familien-Leben zu: die Kinder sehen am Abend Wochen hindurch nicht ihre Eltern, welche als Gäste oder als Wirte ihren „gesellschaftlichen Pflichten“ nachkommen müssen. Eine junge Professorin (— Mutter! —) in Königsberg sagte mir einmal: sie erachte jeden Abend ihres Lebens für verloren, den sie allein zu Hause verbringen müsse! Da ziehe ich fast die Frau Rudelmeyer vor.

Kurz, die Berliner, Königsberger und Breslauer haben gar nicht Ursache, ihre Gesellschafts-Einrichtungen als musterhaft hinzustellen. Ich aber muß auch hierin wieder, wie in so vielen Dingen, seit bald vierzig Jahren sowohl den Süddeutschen wie den Norddeutschen die Fehler ihrer Vorzüge vorkommen, wodurch man sich bekanntlich so unfehlbar einschmeichelt.

Um 1854—1858 hatten die aus Norddeutschland und vom Rheine her zahlreich eingewanderten Gelehrten- und Maler-Familien in München längst eine wirkliche Geselligkeit eingeführt, die auch von den Eingeborenen nachgebildet wurde. Ich schwamm und plätscherte in jenen Jahren recht vergnüglich in den angenehmen Gewässern dieser Gesellschaft umher.

Da ist zuerst — a Jove principium! — zu nennen das gastliche Haus Thiersch!

Der prächtige alte Herr war schon lang in München eingewurzelt; bei seiner Berufung hatte den Fremdling, den Norddeutschen, den Protestanten, den Heiden die ganze dumpfe Wut der Schwarzen und der verranntesten Alt-Baiern empfangen. Er ward eine Leuchte der Wissenschaft in der Stadt der Mönche („Dervischabad“, wie Fallmerayer München übersezte), welche damals einer solchen Vorrichtung recht dringend bedurft hatte. Zugleich war der allverehrte, allgeliebte Lehrer allmählich eine für die Straßen Münchens bezeichnende Gestalt geworden, auf welche man fremde Besucher mit Stolz und Liebe hinwies, wie das kaum mittelgroße Männlein in seinem dunkelblauen Mantel und seltsamem Hütlein die Ludwigsstraße hinabwandelte, das stark gerötete Antlitz vom schönsten silberweißen Langhaar umflattert. Wir alle, nicht nur seine philologischen Schüler liebten und ehrten ihn; unablässig mußte er unsere Grüße entgegennehmen; er erwiderte sie mit einem unschilberbaren freundlichen Lächeln des fast zahlosen Mundes. An diesem Spätling aus Goethe'scher Zeit konnte man mit Augen sehen, was man unter echter edelster Menschlichkeit, als Frucht hellenischer Bildung, zu verstehen hatte. Segen seinen Andenken! In tausende meiner Landsleute hat er selbst oder durch seine Schüler den Samen wahrer Bildung des Geistes und des Herzens gestreut.

Schon im Jahre 1848/49 war er so gebredlich, daß er uns Gymnasialisten bei aller Verehrung ein Lächeln abdrückte, wie er, damals Rektor, bei einer der zahlreichen kleinen urgemüthlichen Straßenaufmärsche jener Jahre (Anfangs um des Bieres oder der Vola Montes, später um der „Freiheit“ willen), sich hoch zu Noth (lieber Gott, es war der alte Schimmel aus der Freundlichen Meischule; viele Geschlechter von Studenten hatten auf seinem Rücken das Reiten zu lernen sich bestrebt) an der Spitze des Juges der Studenten von der Universität aus durch die Ludwigsstraße vor die Residenz begab, um dem alten König Ludwig irgend eine Forderung vorzulegen. Dadurch, daß sich der Hütige und Weiße selbst an die Spitze der Bewegung stellte, machte er diese einerseits völlig unschädlich, deckte er andererseits die unbefonnenen Tüben durch die eigene Verantwortung.

Das „rote Haus“, sein freundliches Heim mit dem wohlgepflegten Garten an der Ecke der Kreisstraße — nun schon lange Zeit verschwunden! — gegenüber dem Glaspalast, bildete jeden Samstag Abend die wirkliche Empfangshalle für alte und junge Leute aus den Streifen der Wissenschaft, der Kunst, der höheren Beamten. Der ehrwürdigen Hausfrau stand helfend zur Seite die verwitwete Tochter Frau Professor von Schaben und dieser ihr anmüthig Lächelnde Marie. Da traf man die Familien von Liebig (— der Sohn des Hauses, der so berühmt gewordene Leipziger Professor, heiratete die schöne Marie von Liebig —), Jolly, Bischof, Blumenschli, Eubel, Carriere, ebenfalls Liebigs Eidam, von Dönniges, von Kobell und Andere mehr. Hier lernte ich auch meinen lieben Josef Viktor Scheffel kennen, mit dem mich bis an seinen Tod innigste Herzensfreundschaft verbinden sollte.

Sehr löblich war, daß an diesen Abenden Speise und Trank sich nicht störsam hervorbrängten; vielmehr erfüllten Musik, Gespräch, zuweilen ein aus dem Stegreif gehaltener kleiner Vortrag, die kurzen Stunden; um 8 begann's, um 11 Uhr war's zu Ende. Der Herr Hofrat kam freilich oft erst um 9 Uhr aus seinem Arbeitszimmer herüber gewandelt, langsamen Schrittes das ständige, fast an die Lippen erinnernde Lächeln auf den Lippen, freundlich nach allen Seiten grüßend, zuweilen wohl ein aufgeschlagenes Buch in der Hand und dann, ohne jede weitere Einleitung, sofort alle Gespräche unterbrechend und seinen letzten an dem Schreibtisch angesprochenen Gedanken im Salon laut sprechend zu Ende führend. Ich erinnere mich, daß er in dieser Weise ein Gespräch zwischen Liebig und Jolly über Agriculturnchemie, dem wir Alle lauschten, mit den Worten unterbrach: „Nein, nein, die Zbee bei Plato hat wirkliche Existenz“.

Ähnlich geartet (nur mit stärkerer Beimischung von Juristen) war die Gesellschaft im Hause Blumenschlis, wo die gütewolle Hausfrau und die gar schalkhafte Tochter Louise (später Frau Hofrat Heder), die Strenge der politischen oder rechtsgelahrten Unterredungen mit lieblicher Anmut zu mildern wußten. „Louise Blumenschli“ ist mir bis heute eine treue Freundin geblieben.

Auch in das schöne Haus an der oberen Gartenstraße, welches früher Mauten gehört hatte, trat ich jetzt wieder ein, als Gast der Familie von Maulbach. Oft, wann es unmerklich geschehen konnte, ließ ich von diesen Fenstern aus die erinnerungsschweren Wälder schweifen in den anstoßenden Garten meines verlorenen Elternhauses, wo die Schwarzamsel so schwermüthig — wie vorahnd — gesungen hatte im hohen Ulmenipfel, der scheidenden Sonne nach, wo der Sonnenritter mit Schwert und Schild so manchen Strauß durchfochten!

In diesem Kreise überwogen selbstverständlich die bildenden Künstler; ein weisfälliger Portraitmaler aus Krossberg, Engelbert Seiberg, ein alter Freund meiner Eltern, hatte mich eingeführt; aber die wunderbar schöne Hausfrau empfing mich freundlich lächelnd mit den Worten: „Der Nachbarjohn ist uns kein Fremdling! Oft haben wir ihn heimlich zugehört und zugehört, wann er allein oder mit den Waffensbrüdern lange, laute Reden da drüben bei dem Berg-Saettel hielt.“

Das Reizvolle an diesen Gesellschaften war nun aber gerade, daß in jedem Hause nicht nur die Berufsgenossen des Herrn, in anregender Mischung auch andere Kreise vertreten waren.

So ward bei Maulbachs zumal auch die Musik gepflegt; hier lernte ich Franz Liszt kennen und dessen Freundin, die Fürstin Wittgenstein. Maulbach selbst sprach an diesen Abenden sehr wenig; es vergnügte ihn, still beschaulich rittlings auf einem Stuhl zu sitzen, die Lehne vor der Brust und die Arme darüber gekreuzt; diesen Stuhl trug er sich selbst aus dem großen Saal der reiferen Damen in das kleine Zimmer zu uns, der weiblichen und männlichen Jugend, dann wieder in das Rauchzimmer zu den älteren Herren, bald den Einen, bald die Andere mit den Augen unverbunden mustern; — und ohne ein Wort oder höchstens nach einem gutgezielten Wigwort wieder abreitend mit seinem Stuhl.

Aber auch wann die Familie Abends allein versammelt war, pflegte er nicht viel zu reden, vielmehr, während die Anderen plauderten oder vorsafen, zu seiner Zerstreung und Belustigung zu zeichnen. Man erzählt, so seien die köstlichen Zeichnungen zu Meinedt Juchs entstanden; (neben

der Hunnen Schlacht das genialste Werk des Meisters); während die Dichtung vorgelesen ward, hatte er, schweigend zuhörend, angefangen, auf den Papierstreifen, die er immer auf dem Abendtisch vor sich liegen hatte, das eben Gehörte mit raschem Stift zu verzeichnen; achtslos ließ er sie liegen oder warf sie fort; aber sorgsam sammelte sie die sinnige Frau, und als sie ihm eine Anzahl der Skizzen vorlegte, überzeugte er sich bald von deren bleibendem Wert und beschloß nun planvolle Vollenkung.

Hier lernte ich auch K. J. kennen; ich habe später noch manchen eifigen Schriftsteller gesehen: aber — neben zwei Andern, deren Einer rühmte, seine jüngste Dichtung sei viel schöner als Goethes langweiliger Tasso, der Andere seine Kinder beklagte, weil Erbhölzlinge eines großen Mannes nie selbst Großes leisteten — verdient K. J. den Wettpreis. Es ging uns Unglaubliche! Nach mehr als zwanzig Jahren traf ich ihn wieder in Berlin: ich erinnerte ihn an jenen Abend bei Kaufbach: „ja wohl“, rief er. „Nicht wahr? Das war damals, da ich den wunderschönen Toast ausbrachte?“ Ich erwiderte, ich hätte seither allzuviel wunderschöne Toaste gehört, um mir jeden einzelnen merken zu können.

Auch Karl Pilotys Kunstwerkstätte durfte ich an der Seite seines Bruders Clemens oft betreten.

Aber am Nächsten stand mir unter den Historienmalern Moriz Schwind, der, gleich seinem Freunde Franz von Lachner, mir ein gar gütiger Gönner war. Schwinds ganze Eigenart als Maler und als Mensch war mir so lieb. Seine Märchenbilder von den sieben Raben und von der schönen Melusine fesselten mich mit zauberischem Reiz. Ich konnte mich dieser dustrigen, sinnigen, echt deutschen Poesie nie genug ersättigen. Und der Meister hatte offenbar seine Freude an diesem jugendlichen Entzücken, das nur sage Worte fand. Er mochte mich gern leiden. Eines Mittags ging ich auf der Nordseite der ziemlich breiten Neubaugasse auf das Karlsthor zu, während er auf der Südseite in derselben Richtung schritt. Ich grüßte hinüber und ging fürbás.

Da scholl es über die ganze Straße laut zu mir herüber: „Halt, Herr Felix! Stehn bleibst.“ Ich blieb wie angewurzelt.

Gilfertig kam nun der Mundliche zu mir herüber, ging einmal von der Linken, dann von der Rechten, mich scharf ansehend, von hinten nach vorn, an mir vorbei und meinte: „So! Jetzt kannst du weiter gehn.“

Ich mochte ihn recht verwundert ansehen, denn nun lachte er: „Z brauch grad' de Nasn. Abje!“ Mäselhaft klangen mir damals die Worte.

Als ich aber nach geraumer Zeit seine Zeichnung des Schlußbildes der „sieben Raben“ zu Gesicht be-

kam, da entdeckte ich mit einer Art von Schreck und „Schanierlichkeit“ die Bedeutung jener Aussprache: der Meister hatte, wie er mir nun lachend sagte, damals „meine Nase gestohlen“ (und ein erhebliches Stück des dazu gehörigen Gesichtes dazu), um sie im Profil als einen Zug allgemeiner Familienähnlichkeit den sieben Brüdern zu geben, zumal aber dem auf weißem Stoff Voranpreisenden: freilich hatte er dabei mir, d. h. meiner Nase, meinem Mund und Flaumbart gar sehr geschmeichelt!

Zahlreich sind die lustigen Einfälle, in welchen der Launige seinem Gegensatz zu der „Piloty-Schule“ Ausdruck gab, deren Werkstätte im ersten Stock des Akademiegebäudes lag, während er im Erdgeschoß waltete. Er wollte immer nur das Schöne, das Golde, das Erfreue gemalt wissen. Er ließ sich daran, daß Piloty so häufig „Morithaten“ bringe: erst die Ermordung Wallensteins, dann die Cäsars. Als wieder einmal gar viele Leute die Treppe hinauf strömten, gerade oberhalb Schwinds Gemach ein eben vollendetes Gemälde Pilotys zu bewundern, fragte er seine Schüler: „Gehst, schaut's doch a mal da droben, was in der Piloty-Schul wieder für a Unglück passiert is?“

Du lieber Gott! Wenn ihm schon die ledernen Reiterstiefel Pilotys „zu lebern“ waren, was würde Meister Moriz zu der heute herrschenden Anbetung des Ekelhaften, Uebelriechenden und in Infel Vertierten sagen!

Ein echter Süddeutscher, Österreicher, Wiener hegte er lebhaften Widerwillen gegen gewisse Auswüchse der Berliner „Gargheutheit“ und machte dem zuweilen Luft in verblüffender bajawarischer „Gröben“ (Grobheit). Zumal die ästhetisierenden, Alles bemäkelnden, zerlegenden, geistreichernen und ununterbrechbar fort schwaagenden Berliner Kunstkritiker — getaufte wie ungetaufte — konnte er nicht ansiehen. Auf einem der unvergleichlich schönen Waldstücke bei Groß-Gesellöhe, welche die Münchener Künstler damals so sinnig, dichterisch und launig zu gestalten wußten (O jerum, jerum, jerum, o quae mutatio rerum!), plagte den Meister Stunden lang ein solcher kürzlich erst von der Spree eingetroffener Jüngling unter unablässigem, dem Wätschern eines Springbrunnens ähnlichem Kunstgeschwätz mit dem aufdringlichen Verlangen, allen Perückenheiten vorgestellt zu werden, namentlich Kaufbach wollte er um jeden Preis sprechen. Nach wiederholter vergeblicher Bemühung, diesen Freund zu retten, schrie Meister Schwind ganz laut: „So kam' es her, in drei Teiff's Name! Du, Kaufbach, schang' um. Dös ist der Herr K. aus Berlin und er hat sich für heut sei' Maul extra frisch vorschubn lassen!“

Allmählig hatte sich aus den Familien der von König Max berufenen Professoren und Schriftsteller,

gemischt mit solchen Einheimischen (meist protestantisch — doch fehlten auch katholische Häuser nicht —), welche sich jenen gern angeschlossen — ein so weiter Streis gebildet, daß ihre nun fester gestaltete Gesellung den Namen der „Fünzigiger“ annehmen konnte: zählte man uns junge unverheiratete Männer dazu, stieg die Zahl erheblich darüber.

In mehrfach wechselnd gewählten Räumen kamen wir allwöchentlich zusammen: die Führer waren die Häupter der oben genannten Familien. Die jungen Paare freuten sich des Tages, die Mütter waren — wie immer! — wachsam und weise, die alten

Herren sprachen über Politik, Kunst, Univerſität und Wiſſenſchaft; ganz vorzüglich gehob aber unsere Anweſenheit, die „Neuesten Nachrichten der Fünzigiger“, welche zu Mitarbeitern fast alle Glieder der Skokolli-Gesellschaft, aber auch manche andere lustige Geſellen und wichtige Köpfe zählte: Dr. von Lügow, später Professor der Kunstgeschichte zu Wien, der Philosoph Johannes Huber, Gobin, Pilot, Freyberg und viele Andere wirkten munter darin mit.

Ich besitze die Blätter noch und gebe vielleicht einmal eine Probe.

## Literarische Notizen.

— Jenes gemeinnützige Institut, das mit sehr großen Opfern und einer gewaltigen Organisation gegründet wurde, um den verderblichen Kolportage-Roman zu verdrängen, die „Schriftenvertriebsanstalt“ zu Weimar, beginnt eben ihren ersten großen „Vollroman“ zu veröffentlichen. Das ist richtig und löblich, denn auf dem bisher von ihr eingehaltenen Wege der Veröffentlichung kleiner Erzählungen oder veralteter Romane, die freilich billig sind, weil der Autor länger als dreißig Jahre tot und daher das Recht seiner Erben erloschen ist, war der Kolportage ebensoviele beizukommen, als durch die Ausschreibung eines Preises von 1000, schreibe ganzen tausend Mark für die beste Volkserzählung. Der Verfasser des neuen „Vollromans“ ist Max Kreser, ein Schriftsteller, der seine Eignung, vollständig zu schreiben, bereits erwiesen hat; von dem Werke liegt noch zu wenig vor, um ein Urteil zu ermöglichen, wir wollen das Beste voraussehen. Aber was ist richtig, den Roman, ganz im Stil der Bücher, die er verdrängen soll, „Irrelichter und Geſpenſter“ zu nennen und ihm eine Ausstattung zu geben, die sich durch nichts Gutes von der jener verächtlichen Hentel- und Schauer-Geschichten unterscheidet?! Das Titelbild z. B. zeigt ein häßliches Frauenzimmer in eng anliegendem weißem Gewand, das ein Bündel auf dem Kopf trägt, aus Sumpfpflanzen emporsteht und dem Beschauer unter lodendem Fingerwinden angrinst. Die Sumpfpflanzen sind gelblich-grün, das Frauenzimmer weiß mit blauen Flecken, das Bündel auf ihrem Haupt, vermutlich eine Flamme, gelb coloriert und das Ganze eine der schauerhaftesten Lithographien, die sich je ein Kolportage-Berleger geliefert. Das ist nicht bloß geschmacklos, sondern auch ein arger Mißgriff, denn um den Teufel durch Weisheit auszuweisen, hätte es eines solchen Instituts, wie des Weimariſchen, nicht bedurft, und was die Hauptſache ist: nützt derlei wirklich der Verbreitung?! Für das Volk ist das Beste grade gut genug — der Mann, der das gesagt hat, hat das Volk auch gelannt.

— Die „Deutschen Hiebe“ von Wilhelm Jordan (Frankfurt a. M. Selbstverlag) liegen bereits in zweiter, vermehrter Auflage vor; bei aller Hochschätzung für den

Verfasser wird man diesen Erfolg mehr der Verehrung, die mit Recht seinem Namen gezollt wird, als der Bedeutung des Büchleins bemessen dürfen. Die Verse, die Jordan hier, kraftvoll und formlich wie immer, gegen die pessimistische Weltanschauung richtet, werden diese so wenig treffen und erschüttern, als die meisten anderen Verkündigungen des Optimismus; auch diese Weltanschauung ist tief begründet, wohl berechtigt und verdient von einem Denker wie Jordan gerechtere Beurteilung. Glücklicher sind die Hiebe, die Jordan gegen die Auswüchse der neuesten Litteratur führt, aber von neuen und originellen Gedanken haben wir nicht viele gefunden, und geben Andere in der Verherrlichung des Naturalismus zu weit, so Jordan in seiner Verwerfung. Daß er manden Jüngling groß anfährt, ist kein gutes Recht und ganz in der Ordnung, aber einen Dichter von Jbrens Rang und Verdienst ein „Tilächgen“ zu nennen, scheint uns nicht eben geschmackvoll. k. b.

— Ein Buch, das lange nicht die verdiente Würdigung gefunden, Karl Gustows Denksprüche „Vom Baum der Erkenntnis“, hat es nun doch zu einer neuen, der dritten Auflage gebracht (Jena, Costenoble 1892). Bittere klingt bitter, manches ist es auch, Anderes, scheinbar geistreich, verträgt keine nähere Prüfung, aber die meisten Sprüche treffen den Nagel auf den Kopf und erweisen, daß dieser Mann nicht bloß ein scharfer Geist, sondern auch — und wie Viele wollen ihm dies heute abstreiten — ein rechter Vergeſtensübiger war. Die Lektüre sei warm empfohlen; sie verbürgt jedem denkenden Leser nachhaltige Anregung. k. b.

— Die „Neuen Bremener Beiträge“, die A. Fißler aus dem Dichterfreize seiner Heimatsstadt gesammelt und zum Fests des Bremener Somfods (Verlag von Carl Schönmann) herausgegeben hat, enthalten sehr Vieles aus der „Deutschen Dichtung“. Hält dieser Umstand dem Büchlein an dieser Stelle das Lob fern, so der wohlthätige Zweck den Tadel, zu dem übrigens auch sonst wenig Grund wäre. Gildemeister, Fißler, Pulshaupt, Wilhelm Berger, Willagen, Muetz, Breunling, Freyberg — die alte Hansestadt kann sich auch in der Dichtung der Gegenwart wohl sehen lassen.

— HZ

## Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Werke sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Mißel, Franz. Ausgewählte dramatische Werke. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachfolger 1892.  
Gregorovius, Ferdinand. Römische Tagebücher. Herausgegeben von Friedrich Althaus. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachfolger 1892.

Heyne, Moritz. Deutsches Wörterbuch. Viertes Halbband. Leipzig, S. Hirzel 1892.  
Patzsch, Viceadmiral. Deutsch's See-Gras. Ein Stück Reichsgeschichte. Berlin, Gebr. Paetel 1892.  
Telmann, Rourad. Untern Strohdach. Roman. Drei Bände. Leipzig, Carl Reißner 1892.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franjos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist unterlagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von S. Fomane & Co. in Berlin. — Druck von H. Baas in Berlin.



## Heimkunft.

Ein Roman von Wilhelm Teufen.

(Fortsetzung.)

„Wenn es nicht anders geht, warum nicht?“ versetzte der absonderliche Dorfburchwanderer, das Heckthor öffnend und der Pumpe zinschreitend.

„Ist Ihr Pastor vielleicht aus einer adligen Familie?“

„Was heißt das?“ entgegnete die Befragte in vorherigem Ton.

„O ich meinte nur, man kann meistens von den Diensthöfen auf die Herrschaft schließen.“

So in der Nähe ließ ihr Ansehen sich noch ziemlich auffassen. Sie war groß und stark, mit kräftig gewölbter, von einem schwarzen Samtmieder, auch wie die Mägdle es zu tragen pflegten, überspannter Brust. Die sonnenverbrannten Hände sprachen von täglicher Arbeit, das Gesicht, mit schwerem, straff geordnetem, dunkelblondem Haar überdeckt, besaß bei zarter, doch gleichfalls von der Sonne stark gebräunter Hautfarbe ein eigenümliches Gemisch weicher und harter Züge. Man konnte noch nicht von Alter bei ihr reden, doch jedenfalls stand sie nicht mehr in erster Jugend; es fiel schwer, ihre Jahre zu bestimmen, sie regte den Eindruck, niemals wirklich jung angesehen zu haben. Die letzte Äußerung des Fremden schien von ihr nicht beachtet, oder ihr nicht verständlich geworden zu sein, sie fragte nur kurz zurück:

„Wohin wollen Sie denn?“

Er erwiderte: „Ist der Herr Pastor zu Hause?“

„Wahrscheinlich.“

„Und wie heißt er?“

„Pastor Altermann.“

„So, dann will ich zu ihm gehn.“

Der Antwortende setzte den Fuß gegen eine, vom Hofplatz ins Pfarrhaus führende Hintertür

vor, doch das Mädchen sagte, mit der Hand deutend, in bestimmt abweisendem Ton:

„Das ist kein Zugang für Andere, Sie müssen vorn durch die Hausthür.“

„So; nun, das kann ich ja auch. Ich danke Ihnen für die angenehme Zurechtweisung.“

Das mochte ein wenig doppeldeutig auffassbar sein, doch in seinem Verhalten legte der Sprecher die Gelassenheit eines oftmals im Leben auf unrichtigen Weg Gerathenen und diesen Mißgriff gleichmütig Verbesserten an den Tag. Er begab sich durch das Hofthor zurück und in der gedenteten Richtung zum Sträßeneingang des Pastoratsgebäudes; wie er in dies eintrat, läutete eine Thürklingel, und ein grad' mit schon angezündeter Lichtkerze über den Flur gehender Mann wandte den Kopf um. Nach Ausbruch und Kleidung angenscheinlich der Pastor, obgleich er mit beidem der gewöhnlichen Vorstellung von einem Landgeistlichen nicht grade entsprach. Er trug einen langen, schwarzen, wohl im Ganzen pastoralen Zuschnitt besitzenden Hausrock, doch aus Samt und unverkennbar nicht von einem Dorfschneider gefertigt; sorglich geplättet legten die weißen Wäschen sich unterm Kinn mit einer gewissen Eleganz auf den weichen Stoff. Das völlig bartlose Gesicht vereinigte geistliche Würde mit einer leichten Beweglichkeit und Gefälligkeit des Mienenspiels, man sah den Lippen an, daß sie nicht nur auf der Kanzel, sondern auch im weltlichen Verkehr rebegewandt seien. Die ganze Erscheinung war eine noch jugendliche oder vielmehr die einer über die gewöhnliche Grenze hinaus bewahrten Jugendlichkeit, denn ein leichtes graues Aufschimmern der sonst dunklen, in natürlichem Lockenwurf fallenden Haare an den Schläfen gab



zu erkennen, daß immerhin schon vier bis fünf Jahrzehnte über sie hingegangen sein müßten. Den ins Haus Hereintretenden anblickend, fragte er: „Wünschen Sie mit mir zu sprechen?“

Etwas ungewiß erwiderte jener: „Herr Pastor Altermann?“

„Allerdings. Ihre Miene macht den Eindruck, als hegten Sie Zweifel daran.“

Der Andre schüttelte den Kopf. „Da Sie's sagen, natürlich nicht. Ich hatte mir wohl unter dem Namen einen alten Mann vorgestellt. Der Wind heut' thut's wahrscheinlich, daß man etwas verweht im Kopf davon wird.“

E Sprache und Weise des Fremden ließen ihn zu den Gebildeten rechnen, der Pastor verlegte mit einem leicht lächelnden Zug geistiger Überlegenheit um die Mundwinkel: „Wenn Sie sich mit der Etymologie von Namen befaßt hätten, würde der meinige Ihnen gesagt haben, daß er ein auserwählter, gleichsam prädestinirter für meinen Beruf sei, da er nach seinem Ursprung den Diener des Altars bedeute.“

Er hatte die Thür seines Arbeitszimmers geöffnet, in dem auf einem eleganten, halb mit grünem Tuch überzogenen Mahagonischreibtisch bereits eine Studierlampe brannte, und fügte nach: „Womit kann ich Ihnen dienen?“

Der Befragte warf einen kurzen, Ueberraschung kumbegebenen Blick durch den Raum. Man erwartete weder in einem Dorf, noch in einem Pfarrhause eine derartig ausgestattete Stube. Fenstervorhänge und Möbelüberzüge bestanden aus schmeren, kostbaren Stoffen, waren gleich der Decke des Sophasitzes und dem Smyrnatteppich darunter dem Geschmack der neuesten vornehmen Mode angepaßt. Ein geschmücktes Vesperatorium enthielt offenbar theologische Werke, mit alten Schweinslederfolianten untermischt, die einen Anhauch ferner Vergangenheit und Gelehrsamkeit in die Gegenwart hereinwarfen; doch ein umfangreicheres Gestell war mit historischen, philosophischen, naturwissenschaftlichen Büchern bedeckt, über denen in musterhaften Einbänden eine Sammlung deutscher und ausländischer klassischer Dichtungswerke herablag. Auf dem Schreibstisch lag eine aufgeschlagene Polyglottenbibel, von Elias Hutter am Schluß des 16. Jahrhunderts veranstaltet, daneben ein mit deutscher Schrift und einzelnen hebräischen Worten anblickendes Quartblatt, auf dem der Entwurf einer eben im Entwerfen begriffenen Predigt verzeichnet zu sein schien.

Nach dem kurzen, durchs Zimmer geworfenen Blick entgegnete der Fremde auf die letzte Frage: „Ich bin Ihnen für Ihre Bereitwilligkeit, auch den Menschen zu dienen, sehr verbunden, Herr Pastor. Sie haben hier im Dorf einen Hufner Hinrick Paulsen, dessen Hof, glaub ich, früher einem Andern gehörte. Das ist ja so die Einrichtung in der Welt, Einer geht und der Andre kommt. Aber ich wäre Ihnen dankbar für eine Auskunft, ob von der Familie des früheren Besitzers — Harring hieß er wohl — noch jemand in Ihrer Gemeinde vorhanden ist.“

Der Pastor dachte einen Augenblick nach, ehe er antwortete: „Ich bedaure, das muß vor meinem hiesigen Amtsantritt vorgegangen sein, so lange ich mich hier befinde, ist Hinrick Paulsen Eigentümer der von Ihnen genannten Hufe. Ich stand zuvor in einem andern Kirchspiel, doch nach dem Abscheiden meines zu Gott versammelten seligen Vaters, der weit über ein Menschenalter lang hier als Diener des Herrn segensreich gewirkt, verlangte die Gemeinde mich so einhellig zum Prediger und Seelsorger, daß ich mich ihrem Ruf unmöglich entziehen konnte. Seitdem sind jedoch erst etwa zehn Jahre verfloßen, so daß ich das vor Ihnen Belegene nicht — indes, mir kommt — Sie sagten Harring, nicht wahr? Ich erinnere mich jetzt aus der Ferienzeit, die ich als Knabe oftmals im väterlichen Hause verlebte, jenes wohl ursprünglich aus dem Friesischen stammenden Namens —“

Der Sprecher brach ab, blickte dem vor ihm Stehenden prüfend ins Gesicht und fuhr fort: „dabei wird es mir, weckt mir das Gefühl, als müßten wir uns bereits im Leben begegnet sein.“

„Das ist wohl möglich, mir ist's auch so, daß ich Sie einmal durchgegrigelt habe, Herr Pastor.“

Das war unter den gegenwärtigen Verhältnissen keine besonders feine Gedächtnisanregung, doch der Pastor ging mit einem lebenswürdigen Lächeln über die unpassende Reminiscenz weg: „So — dergleichen Vorkommnisse bilden ja zuweilen eine Mitgift der Unbedachtsamkeit des Kindesalters, mir ist es freilich nicht erinnerlich. Dagegen gerät mir Ihr Name auf die Zunge — wenn ich nicht irre —: Jan Harring?“

„Nein, Sie irren sich nicht, das ist er. Ich bin allerdings mehr an Lohn gewöhnt, aber Jan hat Ihr Vater mich getauft.“

„Ah — also wirklich der Besuch eines Jugendzeitgenossen — sehr angenehm“, sagte Pastor

Altermann, zwei Finger seiner äuserst weißen, sorglich gepflegten Hand zur Begrüßung ausstreckend. „Ich darf Sie wohl bitten, einen Sitz einzunehmen.“

„Danke, ich hatt's schon selbst gethan.“ Jan Harring schaute sich nochmals um: „Hier habe ich schon vor dreißig Jahren zuerst geessen, der Stuhl war freilich härter und die Stube sah anders aus. Ihr Vater — Sie haben auch keine Ähnlichkeit mit ihm — klopfte mir Lateinisch ein, wörtlich, er hatte immer einen kleinen Methusd bei der Hand, wenns nödig sei, und der Meinung war er öfter. Ich sollt' auf die Schule und nachher studieren, redete er meinem Vater zu; warum und was für ein Licht er dem Bauernjungen im Kopf glimmen gesehen, weiß ich nicht, die Welt ist nicht hell davon geworfen. Aber damals war's so, Sie kamen in eine andre Stadt auf ein andres Gymnasium, als ich, waren auch wohl etwas älter, darum haben wir uns wohl kaum wieder gesehen. Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn er mich beim Heuen und Düngersfahren gelassen hätte, dann fäß' ich vermutlich heut' auf Sinnerk Paulsens Hof und wär' zufrieden damit, wie gut der Roggen steht. Ja, und nun sib' ich wieder hier zwischen denselben vier Wänden; die gleichen Steine sind's noch, aber der Alte ist ausgezogen, und ihn kann ich nicht mehr sagen. Als ich draußen den Namen hörte, dacht' ich, er wär' noch drin.“

Das hatte er mehr laut vor sich hin, als ob er an keinen Zuhörer dabei denke, gesprochen und nach seiner Gewohnheit ein paarmal den Kopf mit einem Nuck nach hinten zurückgeworfen. Die Miene des Pastors ließ durchfühlen, daß er mit dem abendlichen Besucher nicht sonderlich viel anzufangen wisse; er suchte nach einem Gegenstand zur Fortführung des Gesprächs und versetzte: „So — vor dreißig Jahren? Allerdings eine lange Zeit — mir kommt zurück, als hätte ich gehört, daß Sie später, als Student, an dem im Jahre 1818 ausgebrochenen Kriege gegen Dänemark teilgenommen haben.“

„Ja, das thaten wir wohl alle,“ nickte Jan Harring. „Wenn man jung ist, meint man, daß man dem Unrecht in der Welt zu Leide gehen muß. Bei welchem Bataillon waren Sie?“

„Ich? Nun — gewiß, es fand ein Übergriff in besetzende Rechte der damaligen Herzogtümer Schleswig und Holstein statt, aber der Widerstand dagegen entbehrte nicht des Charakters

einer Auflehnung gegen die von Gott gesetzte Obrigkeit, die ich von meinem theologischen Standpunkt aus nicht zu billigen und mich deshalb an ihr nicht zu beteiligen vermochte.“

„So — na ja, jeder nach seinen Gaben, heißt's ja wohl in der Bibel.“

Der Pastor knüpfte etwas rascher, als bisher, daran: „Sie scheinen — ein Anklang in Ihrer Sprache bedünkt mich darauf hinzudeuten — längere Zeit im Ausland verbracht zu haben.“

„Ja, wie man's nehmen will, so zwanzig Jahre.“

„So haben Sie nach dem Kriege Ihre Studien nicht fortgesetzt?“

„Nein, über'm Wasser braucht man keine Philologen.“

„Und Sie sind gegenwärtig —?“

„Nichts; ein Mensch.“

Nach dem Ton des Antwortenden erschien ihm dies durchaus natürlich und keines weiteren Zusatzes bedürftig. Bei dem Hörer fand indes merklich nicht das Gleiche statt, er ließ von der angeschlagenen Frage und erwiderte gewandt in einer Art, die der Unterhaltung ein Ende zu sehen bezweckte: „Sie statten also Ihrem alten Heimatlande einen Besuch ab. Falls es in meinen Kräften steht, Zynen dienlich bei dem zu sein, was Sie hergeführt hat —“

„Hunger und Durst. Können Sie die befriedigen?“

Jan Harring sah dem Befragten dabei großblickend ins Gesicht. Es klang spähhaft, doch aus seinen Augen und seiner Stimme sprach nichts von einem guten oder schlechten Wit der Entgegnung. Verdutzt wiederholte Pastor Altermann ungewiß:

„Hunger und Durst?“

In die Worte hinein ward an die Thür geklopft, eine Hausmagd öffnete und kündigte an, der Thee warte auf den Herrn Pastoren. Im den Mund Jan Harrings ging ein leichter Zug beipflichtenden Humors, er stand auf und sagte: „Das stimmt ja grade zusammen, dann wollen wir hinüber gehen. Thee muß man nicht kalt werden lassen.“

Damit trat er voraus auf den Flur, sprach's und that es als etwas vollkommen Selbstverständliches. Der Pastor stand so überrascht, daß er im ersten Augenblick kein Wort zu finden wußte, dann folgte er, sich räuspierend, hinterdrein und brachte hervor: „Ich will leuchten, Sie werden nicht gut zur Hausthür zurück —“

Doch der Vorangehende fiel gleichmütig ein: „Dante, ich brauche kein Licht. Wenn man so oft als Lunge in einem Hause gewesen ist, bleibt Einem die Einrichtung fest im Kopf; Sie werden ja noch das nämliche Wohnzimmer haben, wie Ihr Vater, das find ich im Dunkeln.“

Dafür legte er auch sogleich Zeugnis ab, indem er eine Thür öffnete und zwar unverkennbar die richtige, denn ein zum Abendessen gedeckter Tisch mit einer dampfenden Theemaschine daneben stand drin. Die Stube verfehte gleichfalls durch ihre Ausstattung in eine nach modernem Geschmack eingerichtete städtische Wohnung, eine kunstvoll gearbeitete Kugellampe verbreitete durch ihre Milchglasknuppel gedämpftes Licht, bei dem eine weibliche Gestalt eine zierliche Stidarbeit auf den Nähtisch zur Seite legte. Auch ihre Kleidung befand sich mit der herrschenden Mode in Übereinstimmung, verwunderten Ausdrucks sah sie dem eintretenden Fremden entgegen. Hinter diesem folgte der Pastor, der offenbar noch nicht recht wußte, welche Miene er zu der Selbsteinlabung des Abendgastes machen sollte, sich dann jedoch herein fand, zu sagen: „Liebe Frau, Herr Harring, der Sohn eines ehemaligen Hofbesizers in unserem Dorf, das er nach langer Abwesenheit einmal wieder besucht. Wir haben, wie sich ergeben, als Knaben in nachbarlicher Beziehung zu einander gestanden, und Herr Harring will uns das Vergnügen bereiten, an unserem einfachen Abendtisch teilzunehmen“.

Die Hausfrau begrüßte den Vorgestellten durch eine leichte Kopfneigung, indem sie zugleich mit einem kurzen Blick seine Erscheinung übermüßte, die ihr merkbar keinen Eindruck einer sonderlichen Bedeutung des unerwarteten Gastes erregte. Sie war unweifelhaft die Frau Pastorin, doch nach ihrem Ansehen und Benehmen eine im Anfang der Dreißiger stehende weltgewandte, nicht aus ländlichen Kreisen stammende Dame. Mit einer etwas lässigen Handbewegung lud sie den Ankömmling weniger ein, sich an den Tisch zu setzen, als daß sich darin eine Erlaubnis, dies zu thun, ansprach, während sie, ihrem Mann zugewendet, sagte: „Der Herr Graf und Comtesse Melanie waren gegen Abend vorgefahren und bedauerten, Dich nicht zu Hause anzutreffen.“

Es war für drei Personen gebedt, und sie fügte, den Kopf gegen ein durch die Thür hereinkommendes Mädchen umdrehend, den Auftrag nach, noch ein Couvert zu besorgen. Wie jenes

damit wiederkehrte, äußerte der Pastor, bekannt machend, gegen Harring: „Eine liebe entfernte Anverwandte unseres Hauses. Der Wille des Herrn hat uns eigne liebe Kinder versagt, darum haben wir die Obforge für sie übernommen, die der Fingerring Gottes in ihrer vermaßen Hilfslosigkeit uns deutlich zur Bethätigung christlich hilfsbereiter Liebe zugewiesen. Es fehlt noch die Tasse für unsern Gast, liebe Sabine.“

Das war der Name der Vorgestellten, denn die letzte Anrede richtete sich an sie. Jan Harring hatte sich ein wenig vom Stuhl aufgelistet und verfehte: „Wir haben uns, glaube ich, schon draußen kennen gelernt, was man so nennt. Das Fräulein war so liebenswürdig, mich auf dem richtigen Weg ins Haus zu bringen.“

Das Mädchen, das er an der Pümpe getroffen und der Kleidung nach für eine Dienstmagd gehalten, war's; ihre Miene gab durch nichts zu erkennen, daß von ihr die Rede gewesen sei, nur stumme und stumpfe Gleichgültigkeit sprach aus ihrem Behaben. Sie holte die Tasse und setzte sich dann auf ihren Platz an den Tisch, doch ohne sich mit einem Worte an der Unterhaltung zu beteiligen; wie es schien, in dem Gefühl, daß ihr Bildungsstand sie nicht dazu befähige. Der Pastor dagegen befiß sich, da der wunderliche Gast nun einmal an seinem Tische saß, Höflichkeit des Wirtes zu bezeigen und durch leicht hingeworfene Fragen etwas Weiteres über den Lebensgang und Zweck der Pierberkunst Harrings in Erfahrung zu bringen. Das gelang indes nur in sehr mäßigem Grade, denn Jan Harring antwortete lediglich auf das, was ihm zu beantworten gefiel, überhörte jedes andere völlig, oder wandte sich, statt darauf zu entgegnen, an die Frau Pastorin mit einer Frage, die zumeist geringes Verständnis für das geistige Wesen und die Lebensführung derselben kundthat. Sich Butter auf seine Brodschmitte streichend, fragte er sie: „Buttern Sie selbst?“ und knipfte die Belehrung daran: „Ich glaube, Sie thäten gut dran, den Butterraum etwas kühler zu halten oder daß Jaß vorher mit kaltem Wasser auszuwaschen, man spürt, das die Sommerluft hineingeschlagen ist.“ Oder er äußerte sich: „Den Thee behandeln Sie nicht richtig. Theemachen ist eine Kunst, die man in Deutschland nicht versteht; hier glaubt man, jeder bringe es fertig, der kochendes Wasser auf die Blätter gießen kann. Die Sorte ist sonst leidlich gut, schade drum, wenn das brauchbare Material nicht besser ausgenutzt wird.“

Solche Dinge kamen ihm unverkennbar ohne die geringste kränkende Absicht vom Mund und ohne das leiseste Gefühl, daß er damit etwas Unpassendes oder mindestens sehr Unbräuchliches sage. Seine Meinung so abzugeben, schien ihm ebenso selbstverständlich, wie daß er sich ungeladen mit an den Tisch gesetzt hatte. Sonst verfiel er mit Sprache und Benehmen nicht grade gegen gesellschaftliche Sitte und Schicklichkeit, aber er trug offenbar eine andere, als die landesübliche Auffassung von ihnen im Kopf und auf der Zunge. Man empfand zuweilen gewissermaßen ein geistiges Achselzucken der Frau Pastorin über die unfeine Natur ihres Tischgastes, die sich allerdings bei einem Bauernsohn wohl nicht anders erwarten ließ. Doch konnte sie sich nicht versagen, ihn wenigstens einmal durch eine Frage, ob er sein Geburtshaus im Dorfe aufgesucht habe, auf seinen Ursprung hinzuweisen.

Er antwortete: „Nein, im Haus war ich nicht, nur im Garten, auf der Bank unter den Springenbüschen, die ich als Junge gepflanzt habe.“

„Ah, das uns recht interessant gewesen sein, ihr Wachstum seitdem wahrzunehmen“, bemerkte die Pastorin. „Ach liebe Springen sehr.“

„Ja wohl, amüsant meinen Sie, sehr.“ Jan Harring lachte nach den Worten durchaus grundlos einmal kurz auf; dann indes sah er starr-äugig über den Tisch und fügte, zu niemandem sprechend, hinterdrein: „Es war sonderbar, wie der Strauch dahin gekommen. Oder war er garnicht da, nur in meinen Augen? Wenn ich die roten Blumen angefaßt hätte, wären sie vielleicht nichts gewesen, wie mein Schatten —“

• Er machte heftig die abwerfende Kopfbewegung, sah, sich besinnend, den Pastor einige Augenblicke stumm an und sagte: „Es ist merkwürdig, was für lange Schatten die Sonne hier wirft.“

Pastor Altermann lächelte leicht. „Am Abend pflegt sie das zu thun und wird es vermutlich auch in dem Lande, wo Sie sich aufgehalten, so gethan haben.“ Er benutzte die letzte Anberung zum Anknüpfen der Frage: „Von woher kommen Sie denn zu uns zurück?“

„Ach? Von den Ränguruhs.“

„Ah, das heißt soviel als aus Australien. Haben Sie längere Zeit dort zugebracht?“

Jan Harring drehte den Kopf seiner Nachbarin zu. „Verrückte Geschöpfe, Deuteltiere

wissen Sie, die ihre Zungen im Saß herum-schleppen. Dabei mit einen humpelnden Gang, grab' wie die Frauenszimmer in Europa, wenn sie zu enge Schuhe an den Füßen tragen. Sonst haben sie auch wenig Verstand und benehmen sich meistens dumm, aber neugierig, dabei fängt man sie. Untereinander sind sie unverträglich, hacken und kraken sich mit den kralligen Pfoten, oder sie sitzen auch stumpsinnig da und bekümmern sich um garnichts. Bloß springen können sie wie die Fische.“

Die Pastorin sah dem Erzähler völlig verdußt, wie an der Richtigkeit ihres Gehörs zweifelnd, ins Gesicht, aber seine Miene verriet nicht den leisesten Zug einer bewußten und bezweckten Anzüglichkeit; er hatte nur die Ränguruhs geschildert, wie sie nach seiner Erfahrung in ihren Eigenschaften waren. Man aß nicht mehr, und er griff in die Tasche, zog ein aus Manillastroh geflochtenes Nestek hervor und eine große Cigarre daraus: „Rauchen Sie nicht?“ wandte er sich an den Pastor.

Statt dessen antwortete die Frau desselben mit starkem Nachdruck: „Nein, daran sind wir gottlob in unserm Hause nicht gewöhnt.“

„Nicht? Ja, so ändert sich's in der Welt“, versetzte Jan Harring. „Ihr Vater hatte immer die lange Pfeife im Mund, mich wunderte es manchmal, daß er sie nicht mit auf die Kanzel brachte. Das ist das beste Mittel, um Müden und Gedanken los zu werden, die Einem um den Kopf jurren. Freilich, wer's nicht nötig hat, kann's ja auch lassen.“

Gleichmütig rieb er ein Streichholz in Brand, zündete seine Cigarre an und blies den Rauch vor sich hin. Am Tisch trat eine Pause ein, in der niemand sprach, bis er fortfuhr: „Ihr Vater, dabei fällt mir ein, was mich eigentlich zu Ihnen ins Haus gebracht hat. Hier ist einmal Einer lange vor ihm Pastor gewesen, als die Wenden noch am See herum saßen. Die wollte er belehren, das hält' er sich auch sparen können, anders geworden sind die Menschen seitdem doch nicht, wenigstens nicht besser. Aber er hat's in einem Buch beschrieben — hof's der Teufel, wie die Namen Einem aus dem Kopf weglaufen, ich komm' nicht drauf. Ein alter Schweinslederband, Ihr Vater hatte ihn und ich lernte bei ihm Lateinisch daraus. Wahrscheinlich wird das Buch in Ihre Bibliothek gekommen sein, das möcht' ich gern einmal wieder sehn.“

Wenn der Pastor zuvor einen Versuch gemacht zu haben schien, seinen Gast möglicherweise zur Thür hinaus zu schmeißen, so hielt er der letzten Kundgabe desselben gegenüber nicht bei seinem Vorfaß Stand. Sie hatte merkbar einen Gegenstand berührt, der ihm in anäthelnder Weise wie einem Dozenten auf dem Katheder die Zunge löste und ihn mit dem Mieneausdruck einer begutachtenden Autorität erwidern ließ:

„Sie werden *Helmoldi Chronica Slavorum* meinen, die *Melanchthon* zuerst durch den Druck veröffentlicht und welche allerdings für den Zeitraum des zwölften Jahrhunderts einen geschichtlichen Quellenwert beanspruchen kann, während seine Berichte aus früheren Perioden lediglich den *Gestis hammaburgensis ecclesiae pontificum* des *Douherra Adami Bremensis* entlehnt sind. In der That nahm *Helmold* gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts als *Missionar* und *Prebiter* hier unter den heidnischen Wenden seinen Wohnsitz, später deshalb als *Presbyter Buzoviensis in agro Lubecensi* bezeichnet; seine Zuverlässigkeit geht indes daraus hervor, daß er, wie ihn schon *Cranzhus* in seiner *Wendischen Geschichte* um das Jahr 1600, gutmütig spottend, vorhält, das *baltische Meer* sich durch die ‚scythischen Landschaften‘ bis nach *Griechenland* ausdehnen läßt. Doch dies in *Parutheze*; die erste Nachricht, die wir von dem Eindringen der christlichen Lehre in unsere Gegend besitzen, meldet, daß der *Bischof Wago* von *Oldenburg* hier ein Hofgut Namens *Buzo* innegehabt, das jedoch zur Zeit seines Nachfolgers, des *Bischofs Benno*, wieder in die Hände der *Heiden* geraten, bis der *Herzog Heinrich* der *Löwe* den *Bischof Bielin* abermals in den Besitz des Gutes eingesetzt hat. Der fand indes zunächst hier keine Wohnstatt vor, so daß er geraume Weile Tage und Nächte, ‚*patulae sub tegmine fagi*‘, unter dem Dach einer breitlästigen Bude zugebracht, nicht hier an Lande, sondern auf der Insel im See, welche danach auch der *Bischofswerder* benannt wird. Dann aber erbaute er das Gotteshaus unseres Dorfes —“

„Ja, das interessiert mich nun nicht weiter“, unterbrach *Jan Harring*, als ob das wieder durchaus selbstverständlich sei, den historischen Vortrag seines Wirtes. „Ich möchte nur das Buch — *Helmold*, richtig, so hieß er — einmal wieder in der Hand haben“.

Der Pastor judte als Antwort die Schulter;

es war zwecklos und thöricht gewesen, daß er sich dazu hatte verleiten lassen, den Schatz seines Wissens vor solchem Zuhörer zu vergebend. Er stand auf und ging in seine Studierstube hinüber, während der Zurückbleibende, den Blick durchs Zimmer werfend und eine dicke Rauchwolke aus seiner Cigarre ziehend, gegen die Frau *Pastorin* äußerte: „Wie es sich in der Welt ändert. Wenn Sie so unter einer Bude wohnen sollten, käme es Ihnen wohl sehr spanisch vor. Aber es ist gar nicht so übel, wenigstens im Sommer, wenn die Sterne Einem beim Augenauftreten nur so wie Glühwürmer zwischen die Wimpern heruntersinken. Im Winter gehört freilich ein gutes Schafs- oder Wärenfell dazu.“

Die Angesprochene machte kein Geßel mehr aus ihrer Abneigung gegen den Gast; sie antwortete: „Für *Landstreicher* mag das sein, ich habe nie eine Nacht in der Gesellschaft von solchen zugebracht.“

„Ach, das ist nicht immer die schlimmste“, versetzte *Jan Harring*; „Sie sind wahrscheinlich schon in schlechterer gewesen, am Besicht und an den Kleidern sieht man den Leuten meistens nicht an, was drin steckt. Das spürt man erst, wenn man mit ihnen zusammen sitzt; aber da haben Sie recht, daß es sich selten lohnt und daß man besser von ihnen wegbleibt.“

„Sie scheinen allerdings viel Selbsterfahrung gesammelt zu haben“, bemerkte die *Pastorin*, und es klang genau, als ob sie „Selbsterkenntnis“ gesagt habe. Auch *Jan Harring* mußte es so ins Ohr gekommen sein, doch ohne ihm irgendwie ein Verständnis der darin enthaltenen Anzüglichkeit beizubringen, denn er erwiderte beipflichtend: „Das ist ganz richtig, auf die Selbsterkenntnis kommt es hauptsächlich an. Aber dazu haben wenig Leute Anlage, und man kann wohl sagen, zu ihrem Vorteil, weil's ihnen sonst wahrscheinlich oft vor sich selber übel werden müßte. Aus der Stubendiele wächst sie nicht leicht heraus, eher unter solch' einem Baumdach, das grade keinen Buchenflaum zu haben braucht, es kann auch von einem Gummibaum herrühren. Der schmitzt, wenn er blüht, *Mannatropfen* aus seinen Blättern, und die fallen Einem dann wohl bei Nacht in die Augen, daß man am Morgen anders aus ihnen herausieht, ohne zu wissen, wie's gekommen.“

Der Pastor lehrte mit einem Buch zurück. „Dies ist die *Helmold'sche Chronik* in der Edition durch *Philipp Melanchthon*“

„Ja, das ist das alte *Schweinsleder*.“ *Jan*

Harring griff mit einer bei ihm ungewöhnlichen Gast der Bewegung danach. „Da, den Dintenkley hab' ich auf den Band gemacht und den Nethstod Ihres Vaters dafür zu spüren getriegt. Er meinte, das wäre nützlich, man müste sich früh im Leben an Schläge gewöhnen; der alte Herr verstand sich drauf. Der Alex ist auch schon braun geworden; seine Hand ist nirgendwo mehr in der Welt vorhanden, aber meine hält das Buch noch wieder in den Fingern. Oder gehören sie einem Andern, der mir nur davon gefagt hat?“

Er drehte den Kopf und sah fragend, doch mit einem geistesabwesenden Blick den Pastor an, dann antwortete er selbst: „Nein, das ist noch die nämliche Hand, sie gehört mir, dem Geschöpf, das vor vierzig Jahren auch nirgendwo in der Welt war und in zwanzig, höchstens dreißig Jahren wieder nirgendwo in der Welt sein wird. Da muß man keine Zeit verpassen.“

Eilfertig schlug er den alten Quartband auf, blätterte kurz, bückte sich auf ein Blatt und murmelte: „Das ist die Stelle, die verstand ich nicht, und der Alte klopfte mir auf die Finger. Da steht noch immer ebenso und so leicht zu begreifen, wenn sie Einem nur einmal mit der Rute verständlich gemacht ist —“

Als befände er sich allein in einem leeren Raum, las er laut:

„Quanti divites, quanti potentes vespere sedebant et deliciis affluabant, omni timore malorum sublato, sed veniens repentina calamitas involvit eos in mediis fluctibus.“ Und

hinterdrein sagte er: „Wie dumm ist ein Junge, das nicht zu verstehen. Heut gehts leichter: „Wie viel reiche, wie viel begüterte Leute saßen am Abend in Freuden, ohne Furcht vor drohendem Unglück, aber jählings brach das Entsetzen herein und begrub sie inmitten der Fluten.“

Der Pastor hatte dem Treiben seines Gastes mit Befremdung zugehört, doch ein Zug von Neugier ging über sein Gesicht und er äußerte jetzt: „Sie haben allerdings Ihre lateinische Sprachkenntnis in einem Lande, das Ihnen wohl kann einen Gebrauch von ihr zu machen verstattete, überraschend bewahrt. Die von Ihnen gelesene Stelle ist mir nicht im Gedächtnis, so daß ich mir nicht genau anzugeben weiß, worauf sie Bezug nimmt.“

Jan Harring blickte den Sprecher wieder, diesmal seine Gedanken sammelnd, an. „Ja so — Sie sind auch hier. Von einer Sturmflut im zwölften Jahrhundert auf den friesischen Inseln ist die Rede, bei der viele Tausende von Menschen mit Haus und Hof untergegangen sind.“

Über den Tisch, von dem Platz her, an dem die von dem Pastor zuvor als „entfernte Anverwandte“ Bezeichnete bisher gleicherweise wortlos und teilnahmslos gesessen, klang ein eigentümlicher Ton. Er erinnerte, nur in menschlich verringertem Maße, an das Aufwittern eines Pferdes nach einem aus der Weite herüberkommenden Windstich oder Anfall, so daß Jan Harring unwillkürlich den Blick in die Richtung drehte.

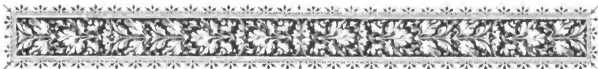
(Fortsetzung folgt.)

## Gafel.

Als ich in meiner Jugendzeit zuerst Gafeln machte,  
Gefleh' ich, daß es glücklich mich von Grund der Seelen machte!  
Man zählte flugs die Keime nach, und grollte wohl der Sprache,  
Wenn oft unmöglich das Gafel der Keime Fehlen machte.  
Doch fand ein halbes Duzend sich wohl noch von anderer Sorte,  
Das dann der Dichtung Lampendocht von Neuem schwelen machte.  
Es war so schön! Der Inhall schien hier ganz und gar erlänglich,  
Es galt nur, daß recht sauber dies die Form verkehlen machte.  
Ich hätte nie auf Flehen je gereimt erwählen. Höhlen,  
Viel eher, daß ich solchen Falls mich an Mahlen machte!  
O holde Versemacherei, Gafelenschachtelpappwerk.  
Du dem ich mir den Kleister aus verschiednen Mehlen machte!  
Bis daß ein Tag erschien, ein Tag erschreckenden Erkennens,  
Der hinterher doch lachen mich aus voller Seelen machte!

©tto Roquette.





Alle Rechte vorbehalten.

Den Bühnen gegenüber Manuskript.

## Die gelehrten Frauen.

Kunstspiel in fünf Akten von Molière. In deutschen Versen von Ludwig Fulda.

(Fortsetzung.)

### Zweiter Akt.

#### Erster Auftritt.

*Arist* (spricht zu Elitander, der in der Thüre steht).

Ja wohl, die Antwort bring ich Ihnen bald,  
Ich sey' es durch; ich helf' Euch; keine Frage!  
(*Elitander ab.*)

So ein Verliebter redet ganze Tage,  
Und offene Thüren stürmt er mit Gewalt.  
Niemals . . .

#### Zweiter Auftritt.

*Arist. Chrysale.*

*Arist.*

Grüß Gott, Herr Bruder.

*Chrysale.*

Gutenmorgen.

*Arist.*

Ist Dir der Grund, weshalb ich komme, klar?

*Chrysale.*

Nein; doch ich hoff', er bleibt mir nicht verborgen.

*Arist.*

Du kennst Elitander nun schon manches Jahr.

*Chrysale.*

Gewiß; er ist fast täglich unser Gast.

*Arist.*

Sag mir die Meinung, die Du von ihm hast.

*Chrysale.*

Ein Mann von Ehre, Herz, Verstand und Welt;  
Ihm nachzueifern würde Jedem frommen.

*Arist.*

Ein Wunsch von ihm veranlaßt mich zu kommen;  
Drum hör ich gerne, daß er Dir gefällt.

*Chrysale.*

Sein sel'ger Vater war mit mir in Rom.

*Arist.*

Sehr schön!

*Chrysale.*

Ein Edelmann von reinsten Tugend.

*Arist.*

Ich glaub's.

*Chrysale.*

Ah Gott, das war die Zeit der Jugend!  
Wir schwammen wader durch den Lebensstrom.

*Arist.*

Das läßt sich denken.

*Chrysale.*

O, die Admerinnen! —  
Wir waren sehr berühmt in diesem Fache;  
Die Ehemänner wünschten uns von hinneu.

*Arist.*

Vortrefflich; aber kommen wir zur Sache.

#### Dritter Auftritt.

*Fortg. Helise (tritt leise ein und horcht).*

*Arist.*

Elitander trug mir auf, Dir mitzuteilen,  
Daß Henriette seine Neigung fand.

*Chrysale.*

Wie? Meine Tochter?

*Arist.*

Ja, er steht in Brand,  
Und seine Blut ist gar nicht mehr zu heilen.

*Helise (zu Arist).*

Nein, lieber Bruder, dieser Fall liegt anders;  
Vom rechten Ziele hast Du weit gefehlt.

*Arist.*

Wieso?

*Helise.*

Das große Jartgefühl Elitanders  
Hat seine wahre Liebe Dir verhehlt.

*Arist.*

Ist das Dein Ernst? Er liebt nicht Henriette?

*Helise.*

Nein, keineswegs.

Arist.  
Er selber schwor es mir.  
Belise.  
Gi!  
Arist.  
Wenn er mich nicht selbst beauftragt hätte,  
Dann säub' ich jetzt nicht als Vermittler hier.  
Belise.  
Sehr gut!  
Arist.  
Und zwanzigmal rief er mir nach,  
Er möchte heute noch Verlobung feiern.  
Belise.  
Mag sein. Er weiß sich trefflich zu verschleiern.  
Denn als er Dir von Henriette sprach,  
Das war Verstedspiel, Maske, Schelmerei,  
Ihm seines Herzens Wahl nicht laut zu nennen;  
Ahnt Ihr noch nicht, wer die Erwählte sei?  
Arist.  
Du scheinst sie ja genau zu kennen:  
Also wir sind gespannt. Wer ist es? Sprich!  
Belise.  
Es ist . . .  
Arist.  
Nun wer?  
Belise.  
Ich selbst.  
Arist.  
Was, Du?  
Belise.  
Ja, ich!  
Arist.  
Oho!  
Belise.  
Du ruffst Oho! Sag' nur, wesswegen?  
Sag', ob Du Zweifel an der Wahrheit hast?  
Mit einem solchen Außern, schein mir fast,  
Ist man um Liebeswerber nie verlegen.  
Damis, Dorant, Cleont und Lycidas  
Bezeugen, daß es mir an Reiz nicht fehle.  
Arist.  
Die Alle lieben Dich?  
Belise.  
Mit ganzer Seele.  
Arist.  
Und sagten's Dir?  
Belise.  
Wer traut sich so etwas!  
Sie gaben sich so völlig mir zu eigen,  
Daß Keiner zum Geständnis fand den Mut;  
Doch ihrer Herzen ungekrümmte Gut  
Erriet ich durch ihr leidenschaftlich Schweigen.

Arist.  
Damis besucht Dich selten oder häufig.  
Belise.  
Er schont den guten Ruf, den ich besitze.  
Arist.  
Dorant macht über Dich die schlechtesten Witze.  
Belise.  
Nur weil er so entschuldig eifersüchtig.  
Arist.  
Cleont und Lycidas sind längst verlobt.  
Belise.  
Nachdem ich zur Verzweiflung sie getrieben.  
Arist.  
Es ist ein Hirngespinnst, daß sie Dich lieben.  
Chrysale (zu Belise).  
Geh und konn' wieder, wenn du ansetzt.  
Belise.  
Was ansetzt! Bin ich an Tobsucht krank?  
War das vielleicht von Tobsucht eine Probe?  
Die Tobende sagt allerhöchsten Dank:  
Es ist mir ganz was Neues, daß ich tobe.

## Welter Austritt.

Chrysale. Arist.

Chrysale.

Sie ist verrückt.  
Arist.  
Und schnappt noch völlig über.  
Doch reden wir von unserm Gegenstand:  
Giltander wirbt um Henriettes Hand;  
Nun sage mir, wie denkst Du wohl darüber?  
Chrysale.  
Was fragst Du noch? Ich nehm' ihn freudig an  
Und rechne die Verbindung mir zur Ehre.  
Arist.  
Du weißt, er ist kein reicher Mann.  
Chrysale.  
Als ob das gar so wichtig wäre,  
Wenn nur ein wackeres Herz dafür entschädigt.  
Und mit dem Vater war ich Du und Du.  
Arist.  
Dann sprich nur gleich mit Deiner Frau.  
Chrysale.  
Wozu?  
Er wird mein Schwiegersohn; das ist erbedigt.  
Arist.  
Ja wohl; indessen, um Dein Wort zu wahren,  
Befrag' sie erst; es könnte möglich sein,  
Daß . . .  
Chrysale.  
Lächerlich! Die Mühe kann ich sparen.  
Wenn ich es will, sagt meine Frau nicht nein.



**Arist.**  
 Jedoch . . .  
**Chrysale.**  
 Sei ganz beruhigt; gib nur Acht:  
 Sie zu bestimmen fällt mir gar nicht schwer.  
**Arist.**  
 Ich suche Deine Tochter auf; nachher  
 Komm ich zurück und höre . . .  
**Chrysale.**  
 Abgemacht.  
 Gleich werd' ich mich zu meiner Frau verfügen.

**Fünfter Auftritt.**  
**Chrysale. Martine.**  
**Martine.**  
 An weh! Du slog ich 'raus, ich weiß nicht wie.  
 Der Mensch ist sozusagen doch kein Vieh,  
 Und dienen ist ein nähriges Vergnügen.  
**Chrysale.**  
 Was giebt's, Martine?  
**Martine.**  
 An, was soll es geben?  
**Chrysale.**  
 Was hast Du?  
**Martine.**  
 Heut noch muß ich aus dem Haus.  
**Chrysale.**  
 Du?  
**Martine.**  
 Freilich, Ihre Frau schmeißt mich hinaus.  
**Chrysale.**  
 Begreif' ich nicht.  
**Martine.**  
 Und drohte mir noch eben,  
 Sie schlug' mich, wenn ich bliebe, braun und blau.  
**Chrysale.**  
 Nein, bleibe nur. Ich fand Dich treu und wacker,  
 Etwas zu hitzig ist sie, meine Frau.  
 Ich aber will . . .

**Sechster Auftritt.**  
**Vorige. Philaminte. Melle.**  
**Philaminte** (sich Martine).  
 Was? Noch nicht fort, der Nader?  
 Hinaus, hinaus, gemeines Weibsbild! Marsch!  
 Und komm' mir nie mehr über diese Schwelle!  
**Chrysale.**  
 Gemach!  
**Philaminte.**  
 · Nein, laß mich.  
**Chrysale.**

D:

**Philaminte.**  
 Fort auf der Stelle!  
**Chrysale.**  
 Was hat sie denn gethan, daß Du so barsch . . .  
**Philaminte.**  
 Du giebst ihr Recht?  
**Chrysale.**  
 Das hab' ich nicht gesagt.  
**Philaminte.**  
 Ergreifst für sie Partei?  
**Chrysale.**  
 Gott soll bewahren!  
 Nur ihr Verbrechen möcht' ich gern erfahren.  
**Philaminte.**  
 Glaubst Du, daß ich sie grundlos weggejaagt?  
**Chrysale.**  
 Gewiß nicht; doch der Nächstenliebe wegen . . .  
**Philaminte.**  
 Sie geht; unwiderruflich ist der Bruch.  
**Chrysale.**  
 Nun ja, schon gut. Wer sagt denn was dagegen.  
**Philaminte.**  
 Du weißt, ich liebe keinen Widerspruch.  
**Chrysale.**  
 Sehr wohl.  
**Philaminte.**  
 Und bist verpflichtet, als mein Gatte,  
 Mir beizustehn, wenn mich etwas empört.  
**Chrysale.**  
 Das thu ich.  
 (Zu Martine gewandt.)  
 Meine Frau hat Recht, Du Blatte,  
 Und Deine That ist schändlich, unerhört!  
**Martine.**  
 Was für 'ne That?  
**Chrysale** (seufz).  
 Ich habe keine Ahnung.  
**Philaminte.**  
 Ich glaube gar, sie leugnet noch die Schmach.  
**Chrysale.**  
 Hat's Dich empört, daß gegen Deine Mahnung  
 Sie einen Spiegel, ein Gefähr zerbrach?  
**Philaminte.**  
 Wär dies ein Grund? daß solche Bagatelle  
 Mich nicht erzürnen kann, das weißt Du doch!  
**Chrysale** (zu Martine).  
 Was muß ich hören!  
 (Zu Philaminte.)  
 Also schlimmer noch?  
**Philaminte.**  
 Natürlich! Wär' ich sonst so aufgebracht?  
 (Fortsetzung folgt.)



## Die Handschrift der Natur.

Novellette von Fedor Helm.

„Wollen wir eine kleine Pause machen, lieber Professor?“

„Einen Augenblick noch, wenn ich bitten darf!“

Wieder herrschte tiefe Stille in dem geräumigen Atelier. Die schweigende Gesellschafterin dort im dämmrigen Winkel hat bei der Frage von ihrem Buche ausgeblüht, nun schlägt sie mit leise knisterndem Geräusch ein neues Blatt um und vertieft sich wieder in ihre Madame de Remusat. Dranshen raffelt ein Wagen schwerfällig über das holprige Vorstadtpflaster, daß hier oben das große Nordfenster, dessen untere Scheiben mit einem dunklen Teppich verhängt sind, zu zittern und zu klirren beginnt. — Sonst Alles wie zuvor! — Nur jetzt keine Pause! — Der Professor atmet tief und eine jadtige Ader zeigt sich, dick anschwellend, an Stirn und Schläfe. In fieberhafter Hast wandert sein Pinsel von Leinwand zu Palette hin und her und unablässig sammelt sein Auge. Prüfend überfließt sein Blick wieder und immer wieder die schlanke Frauengestalt, die ihm dort auf erhöhtem Sitze unbeweglich gegenübersteht. Die reinen Linien ihres Profils heben sich weiß und ruhig von dem dunklen Grün der als Hintergrund aufgestellten Tapetenwand ab. Der braune Haarknoten, den eine goldene Spange zusammenhält, die schmale, flügelwölbte Stirn, die großen schwärmerischen Augen, alles paßt zu dem Bilde, das man sich von der berühmten aristokratischen Dichterin macht, deren formvollendete, gedankenreiche Werke mit denen des Grafen Schack verglichen werden. Alles! — Nur eines nicht! Und an diesem Einen hat der Künstler schon die ganze Zeit über herumgerätselt. Liegt es in der zarten Linie zwischen Mund und Nase? An dem leichten Herausziehen der Mundwinkel? Und jetzt, eben jetzt glaubt er dem Problem auf der Spur zu sein.

Es ist, als zwänge die Ermüdung jene beherrschten Züge, ihr verborgenes Geheimnis zu offenbaren. Ein knidlich mädchenhafter Ausdruck,

halb Sehnsucht, halb Erwartung, hat für einen Augenblick die gewohnte stolze Ruhe des schönen Gesichtes verdrängt, und jetzt fällt dem Maler auch das weich zurückgehende Kinn wieder auf, das felsam kontrastiert mit der übrigen euerzischen Bildung.

Der Professor blickt mit halbgeschlossnem Auge prüfend herüber, steckt einen Pinsel, der ihm im Wege ist, in zerstreuter Hast quer in den Mund, während er den andern als Maß gleichfalls wagerecht vor sich hinstreckt, um noch einmal den Contour von Original und Gemälde zu vergleichen. Plötzlich zieht ein glühendes Rot über sein dunkles, hageres Gesicht. Nach zehn Jahren der Arbeit und des Kampfes spürt er es auf einmal mächtig, daß die Erinnerung in seinem Blute lebendig geblieben ist, und daß jene stolze, fürstliche Dichterin dort Eins ist mit dem schlanken, jungen Geschöpfe, das er einmal sechundenlang in seinen Armen gehalten, dessen Lippen heiß und weich den seinen begegnet sind, und nach dem er so unsinnig verlangt hat Wochen, Monate hindurch, bis ihm die Arbeit hinweghalf über diese Thorheit . . .

„Hotel P. Abends 6 Uhr.“

„Sie müssen mir einen riesigen Gefallen thun, lieber Moride! Ich bin in Verzweiflung!

In einer Stunde fängt hier die große Festvorstellung an, zu der ich die lebenden Bilder stelle, — da kommt mir der liebe Neffe des Hauses, Graf Ferdinand, in einem Zustande in die Garderobe, daß er unmöglich auftreten kann, noch dazu in der ersten Nummer, wie es bestimmt war. Sie können sich meine Mut denken! — Fortbleiben kann und darf das Bild nicht, weil die begleitende Dichtung völlig auf diesem Anfange beruht, auch muß die Sache möglichst vertuscht werden. Da können nur Sie helfen! Sie müssen den Pugnacion darstellen! Größe, Figur — Alles stimmt; — das Kostüm ist da und zurecht-

schminken werde ich Sie schon. Die Droschke wartet.“

„Professor W . . .“

Noch vor einigen Tagen, beim Umziehen in dieses neue Atelier, hat Hellmut Mörcke diesen Zettel in der Hand gehalten, belächelt und mit vielen anderen gerissen, jetzt auf einmal stellt sich ihm die vergangene Zeit wieder lebhaft vor die Sinne.

Halb belustigt, halb ärgerlich war er damals dem Wunsche seines Meisters nachgekommen und nach dem Westen der Stadt zum Hotel P. gefahren, wo seine Droschke sich einer entlosten Reihe von Equipagen, die langsam vorrückten, anschließen mußte. Das große, glänzend erleuchtete Gebäude warf seinen Schein in die glühende Winternacht hinaus, und der Kontrast der flimmernden Helle zu den kompakten, ziehenden Menschenmassen fesselte eine Weile die Augen des jungen Kunstschülers, die des malerischen Sehens gewohnt waren, dann aber gab er Schauen und Warten auf, sprang mit beiden Füßen in den knirschenden Schnee hinein und eilte nun zum weitgeöffneten Portale, wo ein Portier in rot und goldner Livree, der einen imponierenden Heroldstab in der Rechten hielt, das dürstige Köpfchen und den großen Schlapphut des jungen Menschen bedenklich musterte. Der Name des Professor W . . . . aber that seine Schuldbiligkeit und Hellmut eilte nun, geführt von einem vornehmen Diener in schwarzem Frack, die reichbelegte, blumenumgebene Treppe hinauf. Der warme Duft, den er einfog, diese ganze prächtige Umgebung, versetzten ihn plötzlich in eine träumerisch-inäthenhafte Stimmung. Er war armer Leute Kind und hatte sich nie hineingesehit in jene parfümierte Welt, „deren einzige Arbeit das Vergnügen ist“, wie er meinte; heute aber dänkte es ihn ein köstlicher Spaß, einmal eine Stunde „Prinz zu spielen“, und mit einem Gefühl froher Erwartung betrat er die heiße Garderobe, aus der ihm ein Gemisch von süßlichen Gerüchen entgegenquoll. Die bei der Aufführung mitwirkenden Herren schienen den Raum soeben verlassen zu haben. Ein Chaos von abgelegten Kleidern, Stiefeln und halbgeleerten Champagnerflaschen bedeckte den Boden. Auf Tischen und Stühlen lagen und standen Weingläser, Taschenuhren, Cigarrettenstummel, Schminktöpfe und Brennscheren, Ecklätze und Bartwolle und ein Keller mit Kaviarbröckchen friedlich beisammen,

Alles mit einem Schleier von weißem Puderstaub überzogen.

„Endlich!“ rief ihm der Professor zu, den man herbeigerufen hatte. „Das ist gut, daß Sie kommen! Nur rasch umkleiden! Nein, Sie müssen sich ganz ausziehen! Hier das Tricot ist für Sie und dann — Donnerwetter! Sie sind ja prachtvoll gemacht! Nur Vorsicht, Vor — sich! — So! Hier das Gewand. Die Falten ziehe ich Ihnen dann auf der Bühne zurecht. Und wo haben Sie denn Ihre Sandalen? Himmel, wo sind die Sandalen hingekommen?“ Ein alter Mann brachte endlich die Gesindten.

„Ja, wir kommen, wir kommen ja schon!“ rief der Professor hinaus, da Bote auf Bote zur Eile mahnte. „Noch etwas Braun unterlegen! Sie sehen wirklich famos aus, die Komtesse kann mit dem Tausch zufrieden sein!“

„Wer?“

„Ihre Partnerin! Aber sehen Sie, das da —“ indem er auf eine Farbenstige wies, „ist Ihre Stellung; dann die Arme erheben — sehen Sie — so! Und das dritte mal, wenn sie sich zu Ihnen herunterneigt, dann beugen Sie sich vor und halten sie — etna so! Na, Sie werden schon machen! Vorher spricht die Komtesse ihren Prolog, dann kommt sofort das Bild. Nur vorwärts, vorwärts!“

Damit schob er ihn vor sich her ins Helle, küßte und durch einen langen schmalen Gang in blendendes Lampenlicht. Ein leeres Stament zwischen hohen Lorbeerbäumen, von draußen tönt eine weiche Frauensimme, die Verse spricht, dann wird Alles still. Ein warmer Luftzug — der Vorhang weht ein wenig auseinander und schleift sich gleich wieder hinter der schlanken weißen Gestalt, die hindurchgeeil ist.

„Gott sei Dank! das ist vorüber“, ruft sie. „Nun schnell etwas Puder! Danke, danke, lieber Professor. Aber das ist ja nicht —“

Da fliegt der Vorhang auseinander, leise Musik ertönt und Hygmalion hetzet staunend und entzündet seine Blicke auf das reizende weiße Gesicht, das ernst und still zu ihm herniederblickt. Murmeln und Flüstern unter den Zuschauern, hier und da sogar diskretes Klatschen. Der Vorhang schließt sich wieder. Betrendet blicken die großen dunkeln Augen der Komtesse auf den Eindringling. Der Professor flüstert ihr ein paar Worte ins Ohr, während er ihr den Puder vom Gesicht entfernt, daß das ganze junge Leben neu hervorglänzt.

Sie steigt wieder empor und mit glühender Sehnsucht bohrt der Jüngling seine verlangenden Augen in ihre junge Schönheit. Und jetzt — jetzt neigt sie sich und er hält sie in seinen Armen; hält sie und sein Gesicht streift das warme, atmende Antlitz, sein Mund drückt sich auf die mehrlösen Lippen, die ihm so nahe sind.

Es giebt noch keine Erinnerung, keine Neue in seinem schlichten, arbeitsreichen Leben, und so wird ihm das, was er in diesem Augenblicke fühlt, zur unerwartetsten Offenbarung.

Zehn volle Jahre freilich! — Was liegt Alles dazwischen! — Er lächelt, wenn er daran denkt. — — —

Was man in P.-schen Kreise über die ganze Verwechslung gesagt, ob die Komtesse selbst, in der Erregung des Augenblickes die fremde Blut nicht gespürt hat — er weiß es nicht.

Wie sinnlos ist er damals in die Garderobe gestürzt, hat sich die Kleider vom Leibe gerissen und seine eigenen wieder angelegt, ohne daß ihm damit die alte Besonnenheit zurückgekehrt wäre, und dann ist er die halbe Nacht im tiefen Schnee herumgelaufen, bis er endlich völlig durchnäßt und erschöpft wieder in seiner Wohnung angelangt ist. Und am nächsten Tage — die Ferien standen vor der Thüre — ist er in seine Heimat gereist, „um nie wieder zurückzukehren“. Dann hat er die Zähne zusammengebissen und weiter gearbeitet. Und als jetzt vor wenigen Wochen die gefeierte Dichterin sein Atelier betrat, um ihr Portrait bei ihm zu bestellen, als sie ihn in der ersten Sitzung in ihrem weißen Kleide klug und ruhig entgegnetrat, da ist auch kein Gedanke herübergeflogen zu jener kindischen Märchenstunde vor langen, langen Jahren — und jetzt! — Der Professor räuspert sich, wie immer, wenn er erregt ist, und atmet tief auf. Ein leiser Seufzer antwortet dem seinen. Erschreckt blickt er auf. Das erblaßte Gesicht der Dichterin hat sich zur Seite geneigt, sie scheint einer Dohnmacht nahe. In einer Sekunde ist er an ihrer Seite.

„Verzeihen Sie mir“, sagt er, indem er die Hand ausstreckt, um ihr die Stufen herabzuhelfen. „Ich habe Sie nun doch zu lange gequält“. Auch die Gesellschafterin ist mit ein paar kleinen, raschen Schritten an ihre Seite getreten.

Sie lächelt. „Es ist nichts!“ sagt sie, indem sie heruntersteigt. „Nur diese Totenstille und das ewige Hinharren auf diese entseßliche graue Wand hatten mich förmlich hypnotisiert. Ich

muß mir ein wenig Bewegung machen, damit ich meine Glieder wieder fühle“.

Und während sie mit großen, regelmäßigen Schritten auf- und abgeht im Atelier, kehrt ihr allmählig Farbe und Haltung wieder zurück. Der Maler ist zu dem schmalen Wandschrank getreten, der seine kleinen Tages-Vorräte birgt: Wein, Apfelsinen, ein wenig Brot und kaltes Fleisch und eine Kiste Cigarren.

„Hier“, sagt er und schenkt das seltsam geformte venetianische Trinkbecherchen bis zum Rande voll, daß der goldbraune, spanische Wein in der Sonne funkelt. Sie dankt und nimmt einen kleinen Schluck, mehr aus Höflichkeit als aus Bedürfnis, wie er bemerkt, dann bietet sie das Glas ihrer Gesellschafterin an, die es mit zierlichen, kleinen Bewegungen leert, indem sie den kleinen Finger der rechten Hand weit von sich abspreist.

Die alte Dame, eine Frau von Verlepsi, ist eine entfernte Verwandte des gräßlichen Hauses, die seit einigen Jahren bei ihrer verwaiseten Nichte lebt. „O wie süß!“ ruft sie und drückt die verlassenen Angeln zusammen, so daß ihr Gesicht mit der spitzen Vogelnahe und den tausend kleinen Anglistichfalten lebhaft an ein sterbendes Huhn erinnert, „wesh‘ ein feurriger Nektar!“ Und damit tritt sie zu der Staffelei, um einen prüfenden Blick auf das begonnene Gemälde zu werfen, dessen untermalte Flächen sie mit Entzücken betrachtet.

„Ist sie nicht schön, ist sie nicht göttlich, unsere Irene!“ ruft sie dabei und weist auf die hohe, ebenmäßige Gestalt, die im ruhigen Auf- und Abwandeln jetzt den breiten Lichtstrom durchschreitet, der von oben hereinfällt. Die goldene Spange blitzt auf und im welligen Haar schimmern rote Reflexe.

Irene, die an die enthusiastische Bewunderung ihrer „mütterlichen Freundin“ gewöhnt zu sein scheint, tritt nun gleichfalls an die Leinwand. „Sind Sie zufrieden?“ fragt sie und weist mit den Augen darauf hin. „Es wird!“ entgegnet er, ebenso lakonisch. Er spricht nicht gern über seine Bilder, während er daran malt und sie weiß das. Frau von Verlepsi aber fährt fort: „Nein, dieses Leben, dieser Ausdruck! Geben Sie ihr eine Leiter in die Hand, einen Lorbeerkranz ins Haar — und „Sappho“ steht vor Ihnen.“ Der Professor sieht etwas ironisch auf das zapplige alte Dämchen herab.

„Tantchen schwärmt nun einmal für die Allegorien und Attribute der alten Zeit“, fällt die Komtesse ein. „Damals freilich war es bequem, zu charakterisieren; der Maler legte einfach einem Kaufmann ein paar Warenballen zu Füßen, oder er gab einer Dame, die er als kühn und extravagant bezeichnen wollte, eine Kronebrust in die Hand.“ Der Professor nickt. „Auch für das denkfaule Publikum ist es bequem“, sagt er, „weil man schon auf hundert Schritte die Absicht des Künstlers versteht. Diese goldenen Zeiten sind nun freilich für uns vorbei! — Heutzutage genügt es nicht, daß der Nod gut getroffen ist, man will auch sehen, was für ein Kerl drin steckt.“

„Ja, ja, Kleider machen Leute!“ bewert tief-sinnig Frau von Verlepsch, die dem Gespräche nicht gefolgt ist, da der Wein sie schläfrig gemacht hat, und sie nur eine günstige Gelegenheit abwartet, um sich ihren stillen Winkel zurückzuerobern. Eine Weile schweigen alle drei.

„Ein Gesicht, wie dieses, bedarf keinen Emböme“, beginnt der Professor wieder, indem er sich der Staffelei nähert und sein Werk mit jenem, gleichsam entzündeten Blicke des Künstlers umfaßt. „Auf diese Züge hat die Natur mit ihrer deutlichen Schrift das Wort „Dichterin“ geschrieben und ich habe nichts zu thun, als mit dem Pinsel nachzusehen.“

„Immerhin mag es doch interessanter sein, die Handschrift der Natur, als die eines beliebigen Schneiders zu kopieren“, bemerkt Irene, „aber freilich auch schwieriger.“

„Sie ist nicht so rätselhaft, wie man meint“, entgegnet er eifrig, „und die Sprache der Natur hat so gut ihre, immer wiederkehrenden Wokabeln, wie jede andere.“

„Zum Beispiel?“

„Nun zum Beispiel bedeutet ein Stumpfnäschen — Naivetät; eine kurze Oberlippe über schönen Zähnen — Roketterie, Lachgrübchen — Heiterkeit u. s. w. u. s. w. Lange Wimpern lassen auf Melancholie schließen, hochgezogene Augenbrauen auf Thörichtheit Wichtigthuerie, während senkrechte Stirnfalten auf berufsmäßiges Nachdenken deuten.“

Er hat erwartet, sie über seine Paradoxen lächeln zu sehen und freut sich schon auf ihr lieblich gehaltenes Lippenpiel dabei, sie aber nicht ernsthaft bestätigend. „Ist es nicht hart, solch' eine fertige Zeichnung mit auf die Welt zu bringen“, fragt sie dann, „so daß man nachher sein Lebelang nicht anderes zu thun hat, als sich mit Weinen und Thätigkeit da hineinzupassen?“

Der Professor sieht sie erstaunt an. „Ich verübe Sie nicht“, erwidert er gelassen.

Sie weist auf ein Armband, das ihr linkes Handgelenk umschließt — eine Reihe schönge-schnittener Rameen. „Ich habe einmal zugehört, wie eine solche Gemme entsteht“, sagt sie, und eine seltsame Erregung zittert in ihrer Stimme. „Die Zeichnung ist da — die Oberfläche gegeben und nun schneidet und feilt der Künstler so lange in den Stein hinein, bis endlich das gewollte Bild entsteht. So, meine ich, verfährt das Leben, dieser unbarmherzige Künstler, auch mit uns. Unser Aussehen, Gesicht und unsere Körperformen sind gleichsam die Uberschrift zu dem, was wir werden müssen.“

Überrascht blickt er auf sie herab. Meint sie wirklich das, was sie sagt, oder will sie nur geistreich sein?

(Schluß folgt.)

## Flurstene.

Ich habe sie belauscht. Der Treppentur  
Sah ihre zierliche Gestalt.  
Das alte Holzgeländer nur  
Hol schwachen Hall;  
So stand sie, wie ein rechter wilder Funge,  
Schnell atmend, lauernd, juckend auf dem Sprunge.

Das Haar war aufgelöst, es flog im Wind  
Wir um den Purpur des Gesichts,  
Dem seligen, übermühten Kind  
Verschlug das nichts.  
So seht das Glück; ganz Feuer, Lust und Leben!  
Nur pocht das Herz, sein Jäger stand daneben!

Robert Sarnow.

## Nicht ertragen kann ich, zu entsagen . . .

Nicht ertragen kann ich, zu entsagen  
Deinem Liebreich, holdes Kind.  
Kümm' ich die Gedanken nur verjagen,  
Die doch stets dieselben sind!

Drei nur sind mein standiges Geleite,  
Und der eine bist ja Du.  
Mein verschalltes Leben ist der zweite —  
Und der dritte Todesruh.

Rudolf Künffert.

## Erinnerungen an Bismarck und Savigny.

Von Rudolf von Ihering.

(Ungebrucker Nachlaß.)\*

... Ich wurde am 25. März 1885 vom Fürsten Bismarck in Berlin empfangen; ich war als Dekan der Juristen-Fakultät (von Göttingen) beauftragt, ihm anlässlich seines 70. Geburtstages unser Doktor-Diplom zu überreichen. Der Fürst lud mich zum Diner ein.

Ich erlaubte mir, Bismarck bei dieser Gelegenheit auf seine Studienzeit in Göttingen zu bringen und ihn nach seinen Lehrern zu fragen.

Von Legteren, sagte er, habe er wenig gehabt; sie hätten ihm kein Interesse für die Jurisprudenz abzugewinnen vermocht, nur der Historiker Geeren hätte ihn angeregt. Mit der Arbeit sei es in Göttingen nicht viel geworden, insbesondere seien die Ferien, die der Student damals noch auf der Universität zuzubringen pflegte, von ihm und seinen Bekannten fast nur dem Kartenspiel und Trinken gewidmet gewesen. Es sei ein arges Leben gewesen, das er dort — bekanntlich als Storpburische — geführt habe.

Mit den Bedellen scheint er in nähere Verührung gekommen zu sein, als mit seinen Lehrern. Eines derselben erinnerte er sich noch sehr genau und nannte ihn mit Namen. Von seinen Lehrern nannte er nur Hugo und den Privatdozenten Valet, bei dem er Banketten gehört hatte, die übrigen schienen ihm entfallen zu sein.

Mit Humor gedachte er noch des kalten Bades, das er nicht selten, wenn er des Nachts von der Stenipe in sein am Wall, neben der dort kanalisiertem Leine gelegenes Haus zurückgekehrt sei, in der Leine, um sich abzuwischen, genommen hat. Dieses Haus steht noch jetzt und ist zur Erinnerung an Bismarck mit einer Marmortafel versehen. Es ist ein Gartenhaus, aus einem einzigen Zimmer bestehend; Bismarck war also der einzige Bewohner desselben und mußte den Hanshorschlüssel stets mit sich führen; kein Hanswirt beaufsichtigte sein Kommen und Gehen, er war völlig unabhängig.

Bei seiner Entfernung von Göttingen ward ihm eine Stargasse zudiktirt, die er in Berlin, wohin er von dort ging, abzubüßen hatte. Bei

dem großen Studenten-Kommers, der am Vorabend der Bismarckfeier stattfand und an dem sich Deputationen von Studierenden von allen deutschen Universitäten beteiligten, benutzte der Rektor der Universität Berlin, Professor Dernburg diesen Umstand, in launiger Weise, um das Verhalten von Göttingen von Einst und Jetzt in ein grelles Licht zu setzen. „Damals,“ sagte er, „hat man Bismarck einen Haftbefehl nachgeschickt und jetzt sendet man ihm den Doktor juris.“

Der Bericht Bismarcks über seine Berliner Studienzeit hatte vorzugsweise Savigny zum Mittelpunkt, bei dem er zum zweiten Male die Handfeste hörte, und seine Mitteilungen über ihn hatten für mich ein so hohes Interesse, daß ich sie auch unabhängig von der gegenwärtigen Veranlassung aufgezeichnet haben würde. Sie verdienen aufbewahrt zu werden und ich habe Nichts dagegen, daß sie aus diesen meinen Aufzeichnungen einmal veröffentlicht werden.

„Ich habe,“ sagte Bismarck, „Savigny genau kennen gelernt. Ich kannte seine Söhne und kam in sein Haus. Wie dürftig und kleinlich erschien mir dieser große, viel gefeierte Mensch! Er blähte sich, wie ein Pfau und selbst wir Studenten erschienen ihm nicht zu gering, um uns zu imponieren. Wenn er nach der Vorlesung in eine Staatsratsung umste, so erschien er in einem Überkleid, das aber so weit geöffnet war, um die glänzende Staatsrats-Uniform durchscheinen zu lassen. Er hätte das Überkleid ganz zutnöpfen können, aber wir Studenten mußten die Staatsrats-Uniform sehen! Bei seinen Vorträgen maß er uns die Worte in einer Weise zu, als wären es goldene Körner und als enthalte es eine Einwürdigung für ihn, zu uns reden zu müssen. Keine Beziehung zu seinem Auditorium, kein warmes lebhaftes Wort, kein Zeichen, daß er ein Interesse an uns nehme. Seine vielgepriesene Objektivität war nichts, als die vollendete, durch seinen Hochmut eingegebene eiserne Gleichgültigkeit, und sie hatte für die Zuhörer geradezu etwas Verlegendes, denn sie fühlten deut-

\*) Über Entstehungszeit, Zweck und Veröffentlichungsweise dieser Aufzeichnungen giebt der Aufsat: „Rudolf von Ihering“ im vorliegenden Heft nähere Mitteilung. Die Red.

lich herans, daß sie nur darauf berechnet sei, ihnen den Abstand zwischen ihnen und ihm selber unangenehm in Erinnerung zu halten. Der Mann war mir durch dieses gespreizte Wesen förmlich widerwärtig und bei mir erreichte er gerade das Gegenteil, was er beabsichtigte: er erschien mir nicht groß, sondern unfähig klein und dürftig.

Noch ein anderer Zug trug dazu bei, mit ihm zu verfeinden: das war sein Geiz und seine Habsucht. Zuhörer, die zum zweiten Male die Pandekten hörten, brauchten kein Honorar zu zahlen. Wie unangenehm er das empfand, zeigte er ihnen dadurch, daß er ihnen die Plätze an einer bestimmten Stelle des Auditoriums zuwies, der er bei seinen Vorträgen stets den Rücken zukehrte. Er richtete sein Wort nur an diejenigen, welche gezahlt hatten! In einer Zwischenviertelstunde drehten wir den Stuhl auf dem Stuhlheber, der immer nach rechts gerichtet war, nach links; er verstand den Wink und sprach fortan auch zu uns."

Das Bild, welches mir Bismarck hier von Savigny entwarf, stimmte zu demjenigen, das ich selber persönlich von ihm entgegengenommen hatte, und es war mir nicht wertlos, mein Urtheil durch das seine bestätigt zu finden.

Die blinde Bewunderungssucht seiner Verehrer hat aus dem Manne Savigny etwas völlig anderes gemacht, als er in Wirklichkeit war. Man hat ihn künstlich auf eine ideale Höhe gehoben, die Niemand weniger verdiente, als er. Der Eindruck, den ich von Savigny erhielt, als ich im Jahre 1840 bei ihm Pandekten hörte, war ganz derselbe, den er auf Bismarck gemacht hatte. Der Savigny der späteren Berliner Zeit war ein gänzlich anderer geworden, als der der Landshuter Periode, der zu den Studierenden in ein näheres persönliches Verhältnis getreten war und sie sympathisch berührte. Der Weibrauch und die Hofnisi in Berlin hatten ihn verdorben. Selbst ein ihm aus früherer Zeit so treu ergebener Schüler, wie Jakob Grimm, fühlte sich durch diese Veränderung seines Wesens innerlich abgestoßen und ihm entfremdet und er hat sich selbst nicht gescheut, in einer Gelegenheitschrift zu Ehren Savignys auf den Gegensatz des Mannes Einst und Jetzt anzuspielen.

Von dem Geiz und der Habsucht Savignys erzählten sich die Studierenden zu meiner Zeit folgenden häßlichen Zug: Wenn ein mittelloser Student sich bis zu der Dreißigkeit aufschwang, Savigny um Erlaß des Honorars zu ersuchen, so lautete die Antwort: „Über das Honorar habe ich gar keine Verfügung, es bildet das Adelgeld meiner Frau. Weiden Sie sich an sie.“ Ein Honorarbetrag, der sich auf mehrere Tausende von Thalern bezifferte, das Adelgeld der Frau! Und eine solche groteske

Unwahrheit scheute der Mann sich nicht über die Lippen zu bringen.

Als Friedrich Wilhelm IV., dessen Doctrinarismus sich auch in dieser Maßregel bewährte, für Savigny ein eigenes Gesetzgebungs-Ministerium schuf, das mit ihm entstand und wieder unterging, stellte Savigny die Forderung und setzte sie auch durch, daß ihm für die entgehende Honorar-Einnahme, das Adelgeld seiner Frau, noch eine Abfindungssumme von vielen Tausenden von Thalern, deren genauerer Höhebetrag mir entgangen ist, bewilligt wurde. Der preussische Staat hat dies bekanntlich gänzlich mißlungene Experiment mit dem „Gesetzgebungs-Minister“ Savigny teuer bezahlen müssen. Savigny erbrachte sehr bald den Hinweis, daß seine Behauptung von dem „mangelnden Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung“ hinsichtlich seiner selbst vollkommen zuträfe. „Er ist“, sagte mir der Justizminister Friedberg, dem ich die Mitteilungen Bismarcks und darunter auch die über Savigny berichten mußte, „der schlechteste Justizminister gewesen, den Preußen je gehabt hat.“ Dem Obigen nach zugleich der teuerste.

Zu der mangelnden praktischen Begabung gesellte sich noch der Hochmut und die Unzugänglichkeit gegen Ansichten Anderer, das Unschmerzhaftigkeitsgefühl, von dem ja der Theoretiker und Schriftsteller Savigny so viele Beweise abgelegt hat und das in dieser praktischen Stellung so gänzlich am unrechten Ort war, hinzu. Keiner der Mäße, die Savigny selber sich ausgesucht hat, konnten es bei ihm aushalten. Nach kurzer Zeit schieben sie sämtlich wieder aus seinem Ministerium aus und hätte das Ministerium noch lange bestanden, Savigny würde sich bald ganz allein gefunden haben.

Aus Anlaß dieser seiner Erhebung zum Minister fühlte sich in meiner Vaterstadt Aachen einer seiner ehemaligen Schüler, der Justizrat Griesbach, ein Bruder unseres berühmten Botanikers, gedrangt, die dortigen Schüler Savignys zu einer Gratulations-Adresse zu vereinigen. Derselbe teilte mir über den Verlauf folgendes mit: „Ich selber“, sagte er, „entwarf die Adresse und sendete sie mit einem Begleitschreiben an Savigny ab. An wen kam die Antwort? Nicht an mich, sondern an den einzigen — Adeligen von uns, den Justizrat von Hinüber!“

Ein Pendant hierzu teilte mir ein bekannter juristischer Schriftsteller, der frühere Professor Bachofen in Basel mit. Als Doktor und künftiger Privatdozent aufs Beste durch ein Empfehlungsschreiben des mit Savigny engbefreundeten, bekannten Juristen Jeller eingeführt, kam er zu Savigny, gleichzeitig mit ihm ein junger adeliger Student. Savigny richtete sein Wort ausschließlich an Letzteren, ihm widmete er keine Aufmerksamkeit.

Hohe Geburt, vornehme Stellung übten auf

Savigny eine unüberstehliche Anziehungskraft aus. Schon als Professor, noch bevor ihm der Ministerposten den Glanz der äußeren Stellung und die Legitimation dazu verlieh, kannte er nichts Höheres, als in vornehmen Kreisen zu verkehren, obgleich er hier, als Gelehrter, doch nicht für voll angesehen ward und sich die Zulassung durch Demütigungen erkaufen mußte. An der wahren Würde hat es ihm stets gefehlt, er kannte nur den Hochmut und die Eitelkeit, und ich trage hier einen scharfen Ausdruck nach, dessen Bismarck in seiner bekannten derben Weise sich für ihn bediente:

„Er war ein eitler Geiz, ein recht dürftiger Mensch.“

Seinen Hochmut sollte auch ich Gelegenheit erhalten kennen zu lernen. Als Privatbogensent wollte ich ihm meine Erstlingschrift, eine Abhandlung aus dem römischen Rechte, übergeben. Rudorff, sein Schüler und Schützling, hatte ihn von meinem Wunsche in Kenntnis gesetzt und mir eine Stunde, in der ich in seinem Palais erscheinen durfte, ausgemerkt. Schon früher hatte er Savignys Aufmerksamkeit auf mich gelenkt. An Savigny war von Seite der bairischen Regierung das Erfinden gestellt worden, ihr für eine vakante Professur des römischen Rechts in Würzburg eine geeignete Persönlichkeit in Vorschlag zu bringen, Savigny hatte sich an Rudorff gewendet und dieser hatte mich vorgeschlagen. Als ich bei Savigny erschien, saß er auf seinem Arbeitstisch. Er erhob sich nicht vom Stuhl, ein anächtiges Kopfnicken und eine Hinweisung auf den Stuhl, auf dem ich Platz nehmen sollte, bildeten meinen Empfang. Erst bei meiner jetzigen Anwesenheit in Berlin habe ich vom Justizminister Friedberg erfahren, daß dieser Empfang, von dem ich ihm erzählte und der mir damals, wie später, als Muster der Ungezogenheit galt, relativ noch ein günstiger war. Dem späteren Justizminister Vormann, der ihm in seinen jungen Jahren, ich glaube, er war bereits Hilfsarbeiter im Justizministerium, jedenfalls Affessor, ebenfalls eine Schrift überreicht, hatte er gar nicht einmal einen Stuhl angeboten. Wie Friedberg hinzufügte, hat Vormann im späteren Leben reichlich die Gelegenheit gefunden und benutzte, sich gegen Savigny schadloß zu halten. Letzterer hat den verjagten Stuhl teuer bezahlen müssen.

Der Verlauf meiner Unterredung mit Savigny entsprach dem Empfang. Ich glaubte die Gelegenheit benutzen zu sollen, Savigny für meine Empfeh-

lung nach Würzburg zu danken, da kam ich aber übel an. Savigny erinnerte sich des Vorfalls gar nicht. Natürlich, denn wie durfte er es, da seine Empfehlung keinen Erfolg gehabt hatte. Ich war zu naiv, um zu wissen, daß ich einen so großen Mann an so etwas gar nicht hätte erinnern dürfen. Von mir selber wußte er eben so wenig. Er that, als ob er meinen Namen zum ersten Male in seinem Leben hörte. Einige wenige, in vollendet tonloser Stimme gesprochene Worte, dann ein Zeichen mit der Hand, daß ich mich erheben könne, ein kaum merkliches Kopfnicken, damit war die Anklage abgethan, und ich ging mit dem Gelächris von dannen, in meinem ganzen Leben diese Schwelle nicht wieder zu betreten. Und doch war Savigny in seiner Weise gegen mich vielleicht noch recht gnädig gewesen! Gegen Rudorff, der es mir mit triumphierendem Lächeln berichtet, hat er sich gerührt, den Bonner Professor Sill, der ihn besucht hatte, wie einen Schulbuben behandelt zu haben. Auch Bruns, der durch seine meisterhaften Untersuchungen über die Entwicklung des Besiges im Mittelalter wohl einen Anspruch auf achtungsvolle Aufnahme bei Savigny erworben hatte, fand, wie ich aus seinem eigenen Munde weiß, bei ihm einen höchst kühlen Empfang. Aber freilich hatte er sich herausgenommen, eine Lücke des Savigny-Werkes über den Besig auszufüllen.

Ich kehre zu Bismarck zurück.

Ich habe nur noch über einen Punkt zu berichten: die Überreichung des Diploms.

Sie fand nach Tisch beim Staffee statt. Ich erbat mir die Erlaubnis, die Bismarck betreffenden Passus vorzulesen. Als ich geendet hatte, sagte er lächelnd:

„Da sehe ich einmal, was ich für'n Mann bin.“

Als ich mich verabschiedete, nahm er noch einmal auf die ihm verliehene neue Würde Bezug, indem er scherzhaft zu mir sagte:

„Ich kann Sie ja fortan als Herr Kollege begrüßen!“

Worauf ich erwiderte: „Ich bedanere nur, daß dies nicht auch meinerseits geschehen kann.“

Wenige Tage darauf nahm er Veranlassung, öffentlich der neuen Würde zu gedenken. Es geschah bei Gelegenheit des 60. Doktor-Jubiläums Rankes, dem er als dem Altmeister der Gelehrtenzunft als „neureiter Göttinger Doktor“ seine Gratulation abstatte. Später folgte auch ein spezielles Dankschreiben an unsere Fakultät. —





## Rudolf von Ihering.

Von Karl Emil Franzos.

Ein Meister der Jurisprudenz möchte ich sein, um recht zu sagen, was diese Wissenschaft Ihering schuldet, ein unübertrefflicher Stilist, um klarzulegen, daß er einer war, und vor Allem ein großer Dichter, um das schlichteste, tiefste, wahrste Wort für den Zauber seines Wesens, die Güte seines Herzens zu finden. Aber da ich keins von den dreien bin, wie soll mir dieser Auftrag gelingen?! Zudem schreibe ich bewegten Gemüths, denn eben geht seine Todesstunde durch die Welt, und ich habe ihn sehr verehrt, von meiner Jünglingszeit bis heute, und habe als junger Student und mehrere Jahre später als junger Schriftsteller das Wertvollste von ihm empfangen, was ein Mensch dem andern schenken kann: Anregungen, die mich innerlich förderten. Nicht für mich allein waren diese Geschenke bestimmt, er bot sie Hunderten im Lehrsaal, Tausenden durch seine Bücher — kann dies ihren Wert für mich verringern?! So teuer war er mir als Lehrer und Schriftsteller geworden, daß mir vor einem Briefwechsel mit ihm bangte; als ich ihn endlich anknüpfen mußte, wenn ich nicht äußerlich ebenso undankbar erscheinen wollte, als ich ihm innerlich dankbar war, erhöhte dies nur meine Empfindung für ihn. Wieder einige Jahre später sagte sich eine persönliche Begegnung; mein Vangehen war noch größer, aber auch da hielt er Stand — und wie! Und so hat er mir auch die Freude geschenkt, daß sich der Mann seiner noch lieber erinnern durfte, als der Jüngling — und diese Freude wird Einem selten. Ich habe ihm für so Vieles zu danken — und nun ist er tot! Wahrscheinlich, das ist nicht die Stimmung, um ein Gesamtbild zu zeichnen, bei dem auch der Schatten nicht fehlen darf, und die bleibende Bedeutung des Mannes klug abzuwägen.

Gewiß, jetzt, an dem frischen Grabe, weniger als je, aber auch sonst — ich möchte nicht mit einem Wissen prunken, das ich nicht habe — auch sonst könnte ich ein Urteil über seine streng juristischen Werte nicht fällen. Dazu bin ich ein zu schlechter Jurist. Daß ich nicht ein noch schlechterer geworden bin, danke ich ihm. Ich hatte nicht freiwillig dies Protostudium erwähnt und fühlte mich recht unglücklich dabei. Daß ich nur eben meine Pflicht that und alle Ruhe und Liebe auf andere Studien wendete, half mir, so unreif ich auch noch war, doch nicht über die peinliche Empfindung hinweg: „Und mit dem Kraam mußt du nun dein Leben verbringen!“ Da kam ich 1869 von der Grager Hochschule, wo ich damals studierte, auf einige Wochen zu Besuch nach Wien. Wer mir damals prophezeit hätte, daß ich während dieser Zeit den täglichen Besuch eines Pandektenkollegs zu den Vergnügungen der schönen, ewig heiteren Großstadt zählen würde, ich hätte laut aufgelacht. In der That kam ich in Iherings Kolleg nur zu dem schönen Zweck, einige Freunde zu einem Ausflug wegzuloden, und wollte wieder gehen, ehe er kam. Zufällig nun stand ich neben der ersten Bank,

als er eintrat, konnte mich also schicklicher Weise nicht entfernen, hörte zu und bin seither alle Tage wiedergekommen. Woran das lag, wußte ich damals nicht genau. Ich glaubte, es liege am fesselnden Vortrag, den geistreichen und amüsanten Wendungen. Aber das war auch bei Anderen zu finden, die mir doch kein tieferes Interesse für die Juristerei eingeköpft. Hier jedoch war dies der Fall. Als ich heimkehrte, begann ich mehr zu thun, als meine Pflicht, sogar juristische Werke zu lesen, vor Allem Iherings Werke. Und das alte Wort, daß Liebe Gegenseitig wecke, erfüllte sich auch an mir. Die behre Themis machte mir nicht mehr die strenge, kalte Miene wie zuvor, in ihren Augen leuchtete es immer heller und wärmer auf, zuweilen spielte gar ein Lächeln um ihren Mund. Und einige Zeit darauf begann sie sogar zu mir zu sprechen: „Sieh, was ich biete ist ja nicht toter Formelkram, sondern quellendes Leben, nicht eine wirre Häufung ermüdender Einzelheiten, sondern ein untrennbares Ganzes, so tief beobachtet, so fein ausgedacht, wie es dir wenige meiner Schwestern zu bieten vermögen.“ Kurz, ich begriff, daß die Jurisprudenz eine Wissenschaft sei und verführte mich mit dem Schicksal, das sie mir zur Herrin gesetzt, zur lebenslänglichen Herrin, wie ich damals glaubte.

Wäre dies für mich bezeichnend, ich würde es hier nicht erzählen. Aber Ihering hat Tausenden armen „Muhjuristen“ genau dieselbe Wohlthat erwiesen, wie mir, Zehntausenden. Wie oft im Leben bin ich Schicksalsgenossen begegnet, die mir sagten: „Ja, wohin wäre ich ohne den „Geist des römischen Rechts“ geraten und was geworden!“ Es sei, sagt er im ersten der Briefe an mich, die ich im nächsten Hefte mitteilen werde, sein Streben gewesen, „das römische Recht aus der Niederung des rein sachmännischen Wissens in die Höhe des allgemein menschlichen Verstandes und Interesses zu erheben;“ man lese statt „Streben“ die erfüllte That, statt des einen Zweiges die gesamte Jurisprudenz und wird bezeugen haben, was er an ihr und damit an uns gethan hat, die kein Verhältnis zu ihrem Lebensberuf fanden, bis er es ihnen schuf. Ich schreibe für einen Lehrkreis, dem Juristisches fernab liegt und muß mir daher durch eine Probe helfen. Man denke sich einen jungen Mann, der das römische Recht aus einem trockenen, in holprigstem Deutsch geschriebenen, zu zwei Dritteln aus Belegstellen bestehenden Werk erlernt, und nun jenes Buch aufschlägt und liest:

„Drei Mal hat Rom der Welt Gesehe diktiert, drei Mal die Völker zur Einheit verbunden, das erste Mal, als das römische Volk noch in der Fülle seiner Kraft stand, zur Einheit des Staats, das zweite Mal, nachdem dasselbe bereits untergegangen, zur Einheit der Kirche, das dritte Mal in Folge der Resorption des römischen Rechts im Mittelalter zur Einheit des Rechts; das erste Mal mit äußerem Zwange durch die Macht der Waffen, die beiden andern Male durch die Macht

des Geistes. Die weltgeschichtliche Bedeutung und Mission Roms in Ein Wort zusammenzufassen ist die Überwindung des Nationalitätsprinzips durch den Gedanken der Universalität. Schwer haben die Völker gekämpft unter dem Erud der äußeren und der geistigen Bande, mit denen Rom sie umstrickt hielt, schwere Kämpfe hat es gekostet, bis es ihnen gelang, das Joch abzuschütteln. Aber der Gewinn, den die Geschichte und sie selber davon gezogen, wiegt das Ungemach, das sie erdulden mußten, auf. Die Frucht des ersten Kampfes, den Rom siegreich bestand, war die Herstellung der Einheit der alten Welt. Die Frucht der zweiten Weltherrschaft war die religiöse und sittliche Erziehung der neuen Völker. Das dritte Mal aber, als sich diese Völker von Rom ihre Gesetze holten, war es das alte Rom, das sie ihnen lieferte. Es war ein Stück achträumischen Lebens und Wesens, das wiederum lebendig ward, wertvoller und origineller als alles andere, was das römische Volk in Kunst und Wissenschaft der Nachwelt hinterlassen hatte, die höchste Blüte, die reifste Frucht seines Geistes. Eine seltsame Erscheinung! Ein totes Recht, zu neuem Leben erwachend; ein Recht in fremder Zunge, im Leben überall auf Widerstand stoßend, und sich dennoch den Zutritt und den Sieg ertröndend. Es mußte erst absterben, um seine volle Kraft zu entfalten. Und in welchem Maße hat es dies getan! Nicht darin besteht die Bedeutung des römischen Rechts für die moderne Welt, daß es vorübergehend als Rechtsquelle gegolten, sondern darin, daß es eine totale innere Umwandlung bewirkt, unter ganzes juristisches Denken umgestaltet hat. Das römische Recht ist ebenso wie das Christentum ein Kulturelement der modernen Welt geworden. So braucht denn die dritte Phase der römischen Weltherrschaft den Vergleich mit den beiden vorhergehenden durchaus nicht zu scheuen. Das Schauspiel, das jene uns darboten, mag dramatischer, anziehender sein für das Auge und die Phantasie, dem allgemeinen Verständnis näher liegen — der denkende Geist wird sich durch das in gewissem Sinn fast märchenhafte Stück Geschichte, das am römischen Recht abspielt, nicht minder gefesselt fühlen und es stets zu den wunderbarsten historischen Erscheinungen, zu den seltensten Triumpfen der rein auf sich selbst gestalteten geistigen Kraft zählen."

Muß derlei nicht Jemand, der bisher verburchend durch die Paragraphen-Wüste geht, wie ein Querschnitt, aus dem er Anregung, ja Begeisterung für seinen Beruf schöpfen kann? Und ist ein von solchem Geist erfülltes, in solcher Sprache geschriebenes Buch etwa nur für den Juristen Lesenswert?!

Die Aufgaben von Iherings Büchern geben die Antwort darauf. Mögen seine Fachgenossen ihn vielleicht nur einen der berühmtesten, nicht den berühmtesten deutschen Juristen dieses Jahrhunderts nennen, der populärste und gelehrte Mann dieser Wissenschaft war er ungewisselt und sein Name in Kreise gebrungen, die z. B. von Helmholz oder Ranke nichts wissen. Das kommt daher, sagen seine Verehrer, weil er auch leichte, feilketonische Münze ins Volk gestreut, Proschüren mit verlockendem Titel, wie den "Kampf ums Recht", oder über triviale Themen, wie das "Trinngeld". Nun, man kennt ja diese kleinen Schriften und weiß, daß ihnen ein anderer Wert zukommt, als uns jene Stimmen glauben machen wollen. Aber mögen sie seine Popularität sehr gemehrt haben, geschaffen haben sie sie nicht, geschweige denn seinen Ruhm. Der war ihm bereits durch seine großen Werke geworden, neben dem "Geist des römischen Rechts" hauptsächlich durch den "Zweck im Recht".

Was hat diesen Büchern Leser verschafft, die sonst

nicht gern an ein wissenschaftliches, geschweige denn an ein juristisches Buch rühren, und worauf beruht sein Ruhm innerhalb seiner Wissenschaft?

Darüber ist natürlich nicht ganz getrennte Rechnung zu führen, aber doch zum guten Teil. Ihering hatte ein stupendes, juristisches Wissen; er beherrschte nicht allein das römische Recht, sondern das ganze Gebiet, wie Wenige. Natürlich fühlte dies auch der Laie heraus und ist befehrigend, er weiß sich unter zuverlässiger Führung; dem Fachmann aber ist diese Eigenschaft unendlich wertvoller, geradezu die Hauptsache. Ihering hätte, wenn sein Wissen nur ein etwas geringeres gewesen wäre, innerhalb der Juristenwelt nie Anerkennung erlangt; schwer genug ist es ihm auch so geworden. Denn was ihn nun ferner dem gebildeten Laien so interessant macht, seine gesamte Anschauung vom Recht, ist bei seinen Fachgenossen je nach ihrer Parteilichkeit entweder ein Mangel oder ein Vorzug, und der Letzteren sind nicht allzuviel. Ihering ist bei allem historischen Sinn doch vor Allem ein philosophischer Kopf, ihm kommt es weniger auf die Formen, als auf den Geist des Rechts an, daher sein Gegensatz zur historischen Schule Savignys, wie zu den Bedauten, welche die einzelnen Rechtsätze an einander reihen, hin- und herkommentieren und damit den Rechtszustand des römischen oder irgend eines anderen Volkes geschildert zu haben glauben. Was mußten diese Herren von einem Manne sagen, der es von vornherein aussprach, das Recht dürfe nicht als "Aggregat einzelner Institute", sondern als ein lebendiger Organismus betrachtet werden. "In jeder Ader fühlen wir bald schwächer, bald stärker den Pulsschlag der allgemeinen Ideen, Anschauungen, Bestrebungen dieses Volkes und dieser Zeit, langsam und kaum merklich führen sie den einzelnen Instituten ihren Nahrungstoff zu und bewirken, indem sie selbst den Wechsel der Zeit ausgeübt sind, damit auch eine entsprechende Veränderung des ganzen Organismus — es ist das psychische Moment des Rechts, das sich zu der sichtbaren Außerlichkeit desselben verhält wie die Seele zum Körper. So ist denn der Geist des Volkes und der Geist der Zeit auch der Geist des Rechts. So viel schwieriger nun die Erkenntnis des Geistes ist, als die des Körpers, so viel schwieriger ist die Erforschung dieses psychischen Moments — des Geistes des Rechts — gegenüber dem Körper des Rechts". Diese schwierige Aufgabe erfüllt sein Hauptwerk zunächst bezüglich des römischen, dann aber, kraft der Universalität dieses Rechts, wie der des Mannes, der das herrliche Buch schrieb, bezüglich des gesamten Rechts. Es ist, wie er es ursprünglich im Nebentitel nennen wollte, "ein Beitrag zur Naturlehre des Rechts", und zwar der wertvollste seit langer Zeit. Derselbe Grundgedanke liegt seinem zweiten Hauptwerk, dem "Zweck im Recht" zu Grunde. Er hatte den letzten Band des "Geist des römischen Rechts", der überhaupt erschienen ist, mit einer Grundlegung der Theorie der Rechte im subjektiven Sinn geschlossen; diese Theorie gab eine von der herrschenden abweichende Begriffsbestimmung, indem Ihering an Stelle des Willens, auf den Andere den Begriff des Rechts gründeten, das Interesse setzte. Der nächste Band des "Geist" sollte dies ausführen. Nun nötigte

ihn aber der Begriff des Interesses, den Zweck ins Auge zu fassen; das Recht im Subjektiven drängt ihn zu dem im Objektiven Sinne; das Untersuchungsobjekt mußte selbständig erörtert werden. Nachdem diese Frage mir einmal entgegen getreten war, war ich nicht mehr im Stande, ihr auszuweichen, überall tauchte sie in dieser oder jener Gestalt wieder auf, es war die Epöping, welche mir den Weg vertrat und deren Rätsel ich lösen mußte, wenn ich meinen wissenschaftlichen Frieden wieder gewinnen wollte". So wurde die Arbeit am ersten Werke unterbrochen, bis das zweite beendet sein würde — nun sind beide unvollendet geblieben. Aber ihr Hauptwert, der der Anregung und Befruchtung wird dadurch kaum verringert. Nichts ist für Ihering bezeichnender als die Klage, er habe zu wenig Philosophie studiert! Wie Viele seiner Kollegen mag dieser Schmerz drücken? Philosophie für den Juristen — wozu der „blaue Dunst“?! — nur auf die Paragrafen kommt es an.

Auch die spezifische Eigenart seines Geistes hat Iherings Ruhm in weiten Kreisen begründet und ihn in dem engsten seiner Kollegen viel Anfeindung geschaffen. Weides mit Recht, denn es ist ein glänzender, rascher, höchst beweglicher, das Nächste und Fernste zugleich erfassender Geist, der naturgemäß zeitweilig auch in Irrtümer oder Paradoxen gerät, wenn auch gewiß nur vorübergehend; behender und gründlicher als irgend ein Kritiker hat sich Ihering immer selbst zu corrigieren gewußt. Der Laie oder der Jurist von nicht mehr als obligater Bildung merkt diese kleinen Irrtümer nicht, er fühlt sich von Iherings Geist immer und überall angeregt; der Fachmann aber jubelt, wenn dem „Philosophen“ so etwas unterliefe. Freilich nicht jeder Fachmann; gerade die Führer dieser Wissenschaft haben stets anerkannt, was sie Ihering schuldeten, und nicht zum Geringsten da, wo er Ansehbares aussprach.

Denn er hat die juristische Forschung belebt, wie in diesem Jahrhundert kein Anderer.

Ihering ist ein origineller Denker, aber noch mehr, ein origineller Charakter, und ich wüßte kaum einen Gelehrten zu nennen, dessen Werke den Mann, der hinter ihnen steht, so deutlich erkennen lassen; man müßte weit zurückgreifen, um ein Analogon zu finden; etwa auf Schloffer, den Geschichtsschreiber. Nicht durch seinen Geist, aber durch seinen Charakter mahnt Ihering an seine friesische Heimat: wie viel Wahrheitsmut und Mannestrotz ist in ihm, wie viel Begeisterung und Kampflust! Wäre Ihering nicht ein Mann im vollen Sinne des Wortes gewesen, er hätte weder die neue Theorie vom „Zweck im Recht“ aufgestellt, noch einer schwachen Zeit die Mahnung zum „Kampf ums Recht“ zugerufen.

Endlich sein Stil. Er ist der treue Spiegel seines Geistes, was seines Charakters. Ihering schreibt immer klar und bezeichnend, immer in eigentümlicher und geistreichen Wendungen, fast immer bilberreich. Und jedes dieser Bilder ist treffend. Ein einziges Beispiel: „Der römische Geschlechterhaat gleicht einer Pyramide“ — das Ei des Columbus, aber nun versteht man den Aufbau hundertmal leichter, als vor Ihering. Er findet für das Pathos wie für den Scherz, für das Mitgefühl wie für den Hohn, für die ruhige Mitteilung, wie für das anregende Gebäudenispiel den Ton gleich glücklich. Ein überflüssiges Hineineigen zum Fremdwort abgedreht, ist Ihering — ich spreche das Wort wohl erwogen an — ein großer Stilkünstler. Daran haben sich jeberzeit Alle gefreut, nur die Professoren abgedreht, die schlecht schreiben und in einem unverständlichen Stil das Kennzeichen der Gelehrsamkeit erblicken.

Diese Eigenschaften waren es, die aus dem großen Juristen Ihering auch einen Meister des deutschen Essays gemacht haben.

(Ein Schluß-Artikel folgt.)

## Zur Charakteristik Hermann Sudermanns.

Von Otto Neumann-Hofer.

Im vorigen Hefte dieser Zeitschrift erzählte Hermann Sudermann die Geschichte seines ersten Dramas. Ich erinnere mich noch sehr wohl dieses Stückes, das unsere gemeinschaftliche Stubentenbude an der Spanbauer Brücke mit Bildern hochfliegender Hoffnungen erfüllte. Warum soll ich es nicht bekennen, daß ich beinahe ebenso viel Anteil daran nahm, wie der befreundete Verfasser? Hat er selbst es doch verraten, wie wir auf der Höhe desselben Omnibus in Berlin einzogen, wie wir uns gemeinsam einquartierten, um 4 Thaler monatlich zu sparen, und wie aus dieser halb unfreiwilligen Begegnung eine Freundschaft fürs Leben erwuchs. Und ein gemeinsames Dichten und Trachten, möchte ich hinzufügen, ein stetes Zusammenarbeiten, er schaffend, ich nörgelnd. Ja, nörgelnd! Hab' ich's in meinem kritischen Bemühen einem Dichter um Kopf und Kufen bang gemacht, so war's ihm. Er hat's immer gewußt, wenn

er zu mir kam, die Mappe mit den frisch beschriebenen Blättern unter dem Arm, daß ihm sein sanftes Streichen behielden sein würde. Viel eher war er gefaßt, sich zu wehren gegen überkritische Bedenklichkeiten, an denen es niemals fehlte bei gewissen Eigentümlichkeiten seiner Ausdruckweise, die stark persönlich gefärbt zu sein pflegten. Einem Tritten, der unserem Treiben zuckerte, möchte es zuweilen wohl erdienen, als ob die Freundschaft zwischen Dichter und Kritiker darin bestünde, daß dieser freimütig alles Unangenehme sagt, was er von jenem denkt und befürchtet, daß andere von ihm denken. Aber im Grunde dieser Strengung lag die Angst für das Werk und die Sorge um den Dichter, und da der Dichter das wußte, so ertrag er den oft unwirklichen Treund mit nie versiegender Geduld. Er teilte den Kritiker doch bald seine Strafe in seinem Verfahren selbst, freilich auch zugleich sein bester Lohn. Er lebte

sich in das fremde Werk hinein, er teilte die Schöpferfreude, aber nicht minder die Erzeugerangst, die sich nach vollendetem Werke auflöst in einen schamhaften Widerwillen und in ein Gefühl, aus Schamheit und Ungebuld gemischt, gegen jedes einzelne Wort, das eint so viel Stimmung in sich faßt, so viel innere Bewegung! Darum ich das alles sage! Um aufrichtig gegen den Leser zu sein. Damit er wisse, daß er seine fühle kritische Stimme hört über den Dichter, der die Kritik herausgefordert hat, wie wenige, noch einen warmen Verehrer seines Talents, der es geworden, weil seine Werke ihm gefielen, sondern einen Freund, der sein Schaffen verfolgt hat von Anbeginn. Will man ihm bestreuen die kritische Objektivität abspreden, er ist es zufrieden, aber dann muß man ihm dafür die Kenntnis der Zusammenhänge, der biographischen wie der psychologischen, zugestehen, denn er sah es werden, was jetzt abgeschlossen vorliegt, und kennt das, was noch nach dem Abschluß ringt.

Doch zurück zu dem ersten Drama. Ja, ich bangte um das Stück beinahe so sehr wie der Verfasser, aber das hielt mich nicht ab, es denen gleich zu thun, über die sich Sudermann so bitter beklagt: ich liebte meinen Wig an dem unglücklichen Drama. Die Jugend ist grausam, nach Goethe, und wenn es nur auf die Grausamkeit anläßt, dann erstreckt sich die Jugend bis weit in die Studentenjahre hinein. Zarte Schonung wird als Schwäche empfunden, und um nicht dieser Schwäche teilhaftig zu erscheinen, verspottete ich die Charaktere und den Dialog, während ich innerlich die Fegung des Verfassers beinahe neidvoll bewunderte. Aber auch der Dichter bewegte sich damals noch als Königsberger Landsmannischer in derselben Tonart, und so konnte keiner meiner schlechten und billigen Scherze, deren ich mich damals schuldig machte, ihn irre werden lassen an der Ernsthaftigkeit meiner Teilnahme für das Werk und dessen Schicksal.

Aber eine intime Fühlung mit dem Stück konnte ich doch nicht gewinnen. Es war keineswegs die geschwollene Sprache, deren sich Sudermann selber anlag, das Häuermäßige, das mir widerstand; wir ostpreussischen Studenten mit unserer etwas kulturfeindlichen Naturwüchsigkeit ergötzen uns weiblich daran. Nicht das Gewalttame, Aho, Kraftmeierische zwang mich, einen geheimen Rückhalt zu machen, sondern — Sudermann hat es selbst schon angedeutet — der Geist der Valentine und des Grafen Waldemar, der in dem Opus spielte. An diesen beiden Freitagstagen Stücken hatte sich die Phantasie des Knaben entzündet, der Funke glühte noch lange unter der Asche nach, zu der die fremde Einwirkung allmählich zerfiel, und wer suchen wollte, sähe seine Spur noch in späterer reiferer Zeit vorlichte. In zwei schauspielerischen Erscheinungen verbieltete sich damals das Bild der Bühnenherrlichkeit, das vor seinen unerfahrenen Augen stand: Hermine Clara-Della und Ludwig Varnay, der ersten Valentine und dem ersten Grafen Waldemar seines Lebens. Seit seiner Tertianerzeit standen die beiden Figuren mit brennender Anschaulichkeit vor seiner Seele, tausendmal gründete sich der Knabe in die fremde Rolle hinein, die Gegenstände seiner schwüchsten Neigungen suchte der

Schuljunge zu dem weiblichen Gegenpart zu idealisieren, und das Drama, das große, beklagende Drama wuchs, gleichsam in Träumen erlebt, mit dem Puristen selbst in die Länge und Breite. Als es fertig war, war es ein Musterstück glühender Nachempfindung. Diese „Tochter des Glücks“ trieste förmlich von der dreifach in Ironie sublimierten Romanität, die Freitagstags Bühnenwerke kennzeichnet. Das alles war gemacht, in Sudermanns eigener Natur fand sich nichts davon. Jeder junge Poet hat mit der Anlehnung an ein Muster begonnen: was Sudermann an diesem Muster Verwandtes fand, war die jedem jungen Poeten eigene abenteuerlich schweifende Sinnlichkeit und das Weltmannsthum, das ihm im Blute steckte; was ihn dieses Muster ergreifen ließ, war der Zufall. Mir hatte der Zufall andere literarische Einbrüche beschied in jener Zeit, wo man die früheste Geschmackrichtung empfängt, bevor man sich auf seine eigene besinnt. Darum konnte ich mich Sudermanns „erstem Roman“ nicht innerlich anfreunden, so eifrig und besorgt ich auch Anteil nahm an den Orgien in Apfelmischen mit Schlaghahn, von denen er erzählt.

Mit ganz anderen Gefühlen stand ich zwei anderen „Werken“ des Studenten Sudermann gegenüber. Ich schwärmte für sie; ich sah in ihnen den unumstößlichen Beweis für die Echtheit seines Verufes. Das war eine Novelle und ein Roman; jene hieß „Meine Marie“ und dieser, wenn ich nicht irre, „Uuerdicbar“. Es dürfte Sudermann selber schwer werden, heute noch zu entscheiden, welche Arbeit weiter zurücksteht, die kleine Novelle oder das Drama, welche also eigentlich hätte herangezogen werden müssen, um die Frage des Heranzugens dieser Zeitschrift nach dem Erstlingswerk zu beantworten. Genug, die Novelle, wie der Roman, gehören derselben Zeit an, wie das Drama; sie waren noch auf der Schule entworfen und in der frühesten Unversitätszeit ausgeführt. Der Roman ist verloren gegangen wie das Drama; die Novelle wurde, einige Jahre später, wenig geküßt überarbeitet, in einer längst eingegangenen und vergessenen Volkszeitschrift abgedruckt.

Ob die beiden epischen Werke besser waren als das dramatische? — ob sie gut waren? Schwerlich. Aber sie hatten eins für sich, was sie allerdings für den jungen Dichter zur Achtenbedrückung verurteilte: sie waren ohne Vorbild. Und für mich hatten sie mehr für sich: sie waren ohne die vertrackte posierende Romanität. „Meine Marie“ erzählte eine Knabenliebe des Dichters. Mein Gott, die Psychologie war ja naiv genug! Die sentimentalischen Gefühle des an den Lauraoden und den problematischen Naturen gebildeten Sekundaners waren auf den Knaben übertragen. Aber es waltete in dieser Novelle eine persönliche Empfindung, die sich mir unwiderstehlich aufzwang. Der erste Frührothsein der Pubertät war in Jügen geschildert, die mir noch heute farbig und bewegt vor der Erinnerung stehen. Eine Scene, wie der Kleine in der Finsternis und Kälte eines Winterabends auf seine Marie wartet, hat sich mir unvergänglich in die Seele gegraben. Der Roman ging gleichfalls von persönlicher Anknüpfung aus. Er schilderte gewisse Vorgänge in dem deutsch-slavischen

Völkergemisch an der ostpreussischen Grenze. Der Held war ein edler Pole, und die Schakale, die er erlebte, weiterferten an Phantastik mit denen des edlen Demokraten aus der „Tochter des Glücks“, der stahl, wenn er hungerte. Und doch waltete da ein sehr erheblicher Unterschied ob. Zunächst gab es in dem Roman Zustands Schilderungen, die die Fähigkeit durchdringender Beobachtung und eigentümlicher Darstellung verrieten. Die entscheidenden Szenen spielten während der „Schadartp“ bei Tilsit.

Wenn der Frühling ins Land bricht, dann löst sich langsam die schwebende Eisdecke auf dem breiten Memeltrone, an dem Tilsit gelegen ist. Mit gewaltigen Strachen, wie gehäufte Donner, birft das weitenweite Eisfeld an taufenden Stellen. Kommt die lösende Wärme in der Nacht geschlichen, so werden die Bewohner von der Kanonade aus dem Schlaf geschreckt. „Das Eis bricht, die Schadartp ist da“, heisst es dann. Am Morgen geht der Strom mit gewaltigen, polternden, über einander sich türmenden, zerbrechenden, stürzenden Schollen. Der Verkehr von einem Ufer zum anderen ist gehemmt, oft für Tage, ja für Wochen, denn dort, in jenem tauben Strich, der meteorologisch und physiographisch schon zur balto-uralischen Tiefebene gehört, thut der Frühling langsam sein Werk. Diese Verkehrsstörung nennt man dort mit einem litauischen Ausdruck die „Schadartp“. Seit 16 Jahren hat eine gewaltige eiserne Eisenbahnbrücke einen unerschütterlichen Verkehrsweg zwischen den beiden Ufern hergestellt. Vordem aber war jede Verbindung während der Dauer der Schadartp unmöglich ohne dringendste Lebensgefahr. Viele Verwegene sind dem tollkühnen Unternehmen, während der Schadartp den Strom auf Böten oder zu Fuß mit dem Eispieß zu überschreiten, zum Opfer gefallen. Es giebt ein schönes Gedicht von Kopisch, „Der Trompeter“, mit dem Vers beginnend: „Wenn dieser Siegesmarsch in das Ohr mir schallt“, das die Situation dieser Unglücklichen in ergreifender Weise zur Anschauung bringt. Es hat Zeiten schwerer Eisgänge gegeben, in denen die schlecht proviantierten dörrischen Vorweiler von Tilsit auf dem anderen Memelufer Hungersnot litten. Eine solche Schadartp schilderte Sudermann in seinem Roman mit einer strahlend anschaulichen, einer Fülle der Bilder und einer dramatischen Lebendigkeit, die die einzige gedruckte Darstellung dieses Vorganges, die ich kenne, die in dem Roman des Kriminalisten J. D. H. Temme, „An der Memel“, unendlich übertraf.

Neben diesem Vermögen eindringlicher Schilderung hatte dieser Roman noch einen anderen bemerkenswerten Zug. Der inmitten der „Schadartp“ gefesselte Held, eben jener Pole, hat sich mit seiner Geliebten in die gefahrvolle Situation begeben, um hier seinen Verfolgern zu trotzen. Hier können sie ihn nicht erreichen und hier gebent er endlich seiner Liebe froh zu werden. Wie

auf einer Insel, von der Sturmflut umbrannt, trotz er hier seinem Geschick. Er geht zwar bei einem Rettungsversuch zu Grunde, aber dieser Ausgang ist nur ein Verlegenheitslösung. Sudermann war sich damals über seine Gemüthsverfassung noch nicht klar. Der edle Pole hätte über sein Verhängnis triumphieren müssen, wie es später Boleslaw von Schranden that, der halbe Pole, im „Rabensteg“.

Warum ich die Geschichte der beiden anderen „Erstlingswerke“ von Sudermann erzählt habe, die niemals den Truf erleben werden, die niemand lesen wird? Um Sudermanns Beitrag zur Geschichte des Erstlingswerks zu ergänzen? Nein, um die Quellen aufzudecken, aus denen das Schaffen eines wahren Dichters fließt. Der wahrhaft kritische Punkt in der Entwicklung eines jeden Dichters liegt dort, wo das Schaffen aus eigener Anschauung und aus persönlichem Gefühl beginnt, die Nachahmung der zufälligen Vorbilder zu verdrängen. Bei Sudermann liegt dieser Punkt schon am Ende der Schulzeit oder spätestens im Beginne der Universitätszeit. Sein „erstes Drama“ ist Nachahmung, im Anschaulichen Freytag, in der Sprache teilweise dem jungen Schiller nachgedichtet; aber schon in der gleichzeitigen Novelle und in dem wenig späteren Roman beginnt sich der originale Dichter zu regen: er schöpft hier aus eigener Anschauung und spricht seine eigene Sprache. Noch treibt in beiden frühreifen Arbeiten eine falsche Romantik ihr Spiel, in der einen die Romantik der Schaubank, in der anderen die Romantik des trogigen Ausgehöhenen, aber sie sucht in beiden Fällen auf persönlichem vorbildlosem Empfinden. Die Anschauungen, die Gedankenreihen, die Seelenbewegungen sind echt, sind selbstgebildet, sie bleiben; sie sind bejahrlich, eingegraben, fest, wie die Wangenlinie vom Mundwinkel zum Nasenflügel, die in jedes Menschen Antlitz von der Wiege bis zum Grabe unänderlich dasteht. Sie haben eine mangelhafte Ausprägung gefunden und werden wiederkehren. Sie erscheinen später in charakteristischerer Anprägung. Held und Heldin der Kindernovelle finden wir in „Trau Sorge“ wieder als Paul Menchofer und Elsbeth, den edlen Polen in Boleslaw von Schranden im „Rabensteg“. In diesen ausgereiften Werken kehren nur einige Züge der alten Figuren wieder, wir können sicher sein, die anderen Züge werden in späteren Werken erscheinen. Es scheint mir eine Wahrheit zu sein, die in jeder Dichterbiographie der leitende Faden sein sollte: die Eindrücke der Jugend sind die bestimmenden im Schaffen eines Dichters. Er schafft nur solche Charaktere, für die sich in den Jugendeindrücken die Elemente vorfinden. Und in einem späteren Ansatze an dieser Stelle, worin ich Sudermanns bisher erschienene Werke untersuchen werde, werde ich diese Beobachtung auszuführen suchen.

## Metrische Übersetzungen.

Die schöne, stille, edle Kunst der Nachdichtung findet auch in untern harten, lauten Tagen noch immer ihre Pfleger. Von den Beneficent für diese erfreuliche Thatsache, die mir die Redaktion dieser Zeitschrift zuwendet,

will ich hier für heute, indem ich mir ein Zurückkommen auf die anderen vorbehalten, nur zwei würdigen.

An dieser Stelle habe ich einmal geähnet. Alexander Petöfi gehöre wohl zu den unübersehbaren Dichtern.

Es liegt Grund genug für einen solchen Ausspruch vor. Einmal, von Sterbemiß bis Nengebauer, die nachgerade fast unübersehbar Schar von Petöfi-Übersetzern, denen ihr Werk gar nicht oder doch nur höchst unvollkommen gegläut. Und doch waren Männer darunter, die nicht bloß beide Sprachen beherrschten und ihren runden, glatten Vers schreiben können, sondern Männer von jener dichterischen Befähigung, ohne die ein solches Beginnen vergeblich, nutzlos, ja schädliche Arbeit ist. Daß sie alle ihr Ziel nicht erreicht, deutet auf ungewöhnliche innere Schwierigkeiten. In der That findet sich bei Petöfi so ziemlich Alles, was den Nachdichter abzuwehren kann, vereint vor: er ist ein elementarer Lyriker, aus seinen Versen geht, jammert, jauchzt und leuchtet der Naturlaut, er ist der nationalste Poet, der sich irgend ersinnen läßt und einem Volkstum entflammend, dessen Empfindungsweise von der unsrigen innerlich verschieden ist; er ist ein eigenwilliger Künstler, der seinem anderen Gesetz gehorcht, als jenem, das er sich selbst gibt und zu alledem ist er genau eben so groß, als eigenartig: einer der größten Poeten aller Zeiten. Rechnet man hinzu, daß die Sprache, in der er dichtet, einen von der deutschen unendlich verschiedenen Bau hat, so wird man jenen Anspruch begründet finden. Und man wird mir nachsichtigen, daß ich zu den beiden Bänden: „Gedichte“ von Alexander Petöfi. Aus dem Magyarischen übertragen von Heinrich Melas (Hermannstadt, W. Krafft) nur mit sehr bescheidenen Erwartungen gegriffen habe.

Nachdem ich nun dies Buch gelesen habe, muß ich sagen: gewiß ist Petöfi unübersehbar, aber so gut, als es überhaupt möglich ist, ist er nun für unsere Litteratur wiedergegeben. Heinrich Melas — nach dem Verlaßort seines Werks und dem Ort, aus dem er die kurze Vorrede datiert, Schäßburg, scheint ein Siebenbürger Sachse zu sein — hat sein Buch Paul Heyse gewidmet, nicht ohne Berechtigung, denn er ist dem Münchener Meister kein unwürdiger Jünger, und nur gerade das Widmungsonett ist formal und inhaltlich mittelmäßig, die Arbeit selbst vorzüglich, für alle Tonarten Petöfis, die wide, die poetische, die zarte, die funktmäßige, die vollstimmliche findet Melas den richtigen Ausdruck. Sogar für die vollstimmliche — was ich nicht für möglich gehalten hätte, aber man höre nur:

„Mein Frohsinn, wider Stabe,  
 Ei sprich, was ward aus Dir?  
 So legte sich dein Bruder,  
 Der stumme Gram, zu mir“ u. f. w.

oder:

„In Ezent-Nittos ist ein Räselin  
 Aufgegangen . . .  
 Ach! als ich es sah, da war ich  
 Gleich gefangen.  
 Da des Räselins Zauber nur mein  
 Herz bestochen,  
 Gehe Gott, es werde bald von  
 Werde bald von mir gebrochen“.

In sonstigen Proben fehlt mir leider der Raum. Über den Eindruck des Buches habe ich nichts mehr zu sagen. Nur auf einige Details, die bei einem Neubruck geändert werden könnten, möchte ich noch hinweisen. Für die magyarische Gesamt-Ausgabe, der Melas folgt, war gewiß chronologische Reihenfolge und mögliche Vollständigkeit geboten, für die deutsche Nachdichtung wäre eine Anordnung nach Stoffen und eine Auswahl empfehlenswerter. So mag z. B. dem Litterarhistoriker der Anfang, der die jugendlichen Veruche Petöfis bringt, von Interesse sein, für das größere Publikum nicht und Melas mag sie ebenso fortlassen, wie es Petöfi selbst gethan, als er seine Sammlungen redigirte. Auch der Entstehungsort jedes Gedichtes hat für den deutschen Leser keinen Wert. Ich gebe diese Nachträge für einen Neubdruck, weil ich glaube, daß ihm das Buch erleben wird. Wenigstens verdient es ihn.

Gleichfalls eine erfreuliche Leistung deutscher Übersetzungskunst ist August Vertuch's Nachdichtung von Frederi Miktrals provenzalischer Erzählung „Nerto“, (Verlag von Karl J. Trübner in Straßburg i. G.). Miktral, 1850 geboren, ist bekanntlich das Haupt der „Felibser“, des provenzalischen Dichterbundes und „Nerto“ eine seiner leistungswürdigen Schöpfungen, ein Sang aus dem Mittelalter. Der mächtige Ritter Pons zu Kastell-Meinaud — die Trümmer der Burg bilden noch heute ins Thal der Durance nieder — hat einst dem Teufel sein Töchterlein, die schöne, blonde Nerto, um Geld verkauft. Er bedauert es ihr, als er sich zum Sterben legt, und rät ihr, nach seinem Tode beim Papst zu Avignon Schutz zu suchen. Durch einen unterirdischen Gang in das Schloß gelangt, — denn Papst Benedict wird eben von Condottieren belagert — wird sie vom Knechten des Papstes, Graf Luna, freundlich aufgenommen. „Nur seine Furcht“, tröstet er,

„Um vor dem Erbfeind Euch zu retten,  
 Weis ich ein Mittel, wunderbar;  
 Was schlägt den Teufel selbst in Ketten?  
 Die Liebe ist's“. — „Und was ist Liebe?  
 Fragt sie, „man hört so viel davon  
 In Liebern und Novellenbüchern . . .  
 Allein, wer sah sie jemals schon?“  
 „Ich könnte das vielleicht Euch führen,  
 Verleiht Rodrigo liebesbrannt,  
 „Der Weg der holden Liebesgätter  
 Führt schattenerweg am Bachebrand,  
 Es ist der Weg zum Paradiese.“ —  
 „Ihr irrt, mein Herr; das kann nicht sein,  
 Die heilige Kirche lehrt es anders:  
 Dort sei das Paradies allein,  
 Wo heil ein Felspfad, rauh und schmal,  
 Nach oben führt, durch Dornenornat“.

Papst Benedict aber will den Teufel durch Gebete bannen. Inbes er sich damit abmüht, stürmen seine Feinde das Schloß, er muß, von Nerto geleitet, durch seinen Gang entfliehen. Zum Dank für seine Rettung weicht er ihr aber vor dem Teufel keinen besseren Schutz, als indem er sie ins Kloster schickt. Rodrigo weiß ihr besseren Rat, den sie aber nicht befolgen will — welcher Art dieser Rat ist und wie es der armen schönen Nerto in dem Kampf, den die Liebe, der Papst und der Teufel um sie führen, ergeht, — dies Alles lie hier nicht wiederzähl, weil eine solche trockene Inhalts-Angabe ein Unrecht an dem Gedicht wäre, dessen Hauptpreis nicht in der Fabel, sondern in der launigen Vortragsweise und der Fülle lebenswürdig erfundener Details besteht. „Con Diabolo porto peiro“, der Teufel trägt den Stein“, lautet das Motto der Dichtung, d. h. der Teufel muß den Gerechten die Bausteine zum Gotteshaus herbeitragen, Nerto kommt heil davon — aber es ist doch eigentlich nur eine Legende für weltliche Leute. Denn aber sei die anmutige Dichtung warm empfohlen. Daß Vertuch seine Sache gut gemacht hat, erhellt man schon aus der Probe, die wir gegeben. Wir greifen noch eine zweite heraus, weil sie zugleich für die ganze Tonart des Gedichts charakteristisch ist:

„Was ist die Schöpfung? Eine Wette,  
 Die unser Heiland einst gemacht  
 Mit jenem Bösen, der die Sünde,  
 Das Uebel in die Welt gebracht.  
 Der Teufel ist ein schlauer Spieler,  
 Ein frecher In-die-starten-Spieler,  
 Verliert er, spielt er ruhig weiter,  
 Bis er das Blatt sich wenden sieht,  
 So daß mit ihm nur allzu häufig  
 Der liebe Gott den Kürzeren zieht u. f. w.

Man hat gar nicht die Empfindung, eine Übersetzung zu lesen — und das passiert dem Kritiker nicht alle Tage . . .

Otto Hartig.

## Literarische Notizen.

— „Wachsen und Werden“ hat Franz Herold die Sammlung seiner „Ausgewählten Gedichte“ (Dresden, G. Pierfons Verlag) betitelt. Er hätte ihr keinen bezeichneten Titel geben können. Wir wissen von dem Dichter nur so viel, als das Inhaltsverzeichnis der „Deutschen Dichtung“ seit einigen Jahren sehr oft mitgeteilt hat, daß er in Prag lebt, sein Alter kennen wir nicht. So viel aber ist gewiß: als er die frühesten der Gedichte schrieb, die dieser Band vereinigt, war er noch innerlich sehr jung und in sich wenig gefärt, aber wir haben nicht oft ein Buch in der Hand gehabt, aus dem so deutlich zu ersehen ist, wie der Mohn allmählig Wein geworden, kein Champagner, aber ein guter, klarer, deutscher Wein. Herolds bettes können offenbart sich im Lyrischen, im kurzen Lyrischen; hier kann er eine Stimmung festhalten und in wenige Worte bannen, hier einen Gedanken lyrisch lösen und darstellen, daß man taub oder voreingenommen sein mühte, um nicht aufzuhören und dann freudig zu sagen: „Das ist endlich wieder ein echtes, wirkliches Talent.“ Und, die wir schon die Beiträge Herolds in dieser Zeitschrift mit Aufmerksamkeit verfolgt, war es eine Freude, in dem Bande nicht bloße wieder wiederzufinden, die uns in der „Deutschen Dichtung“ erfreut, sondern eine Reihe gleichwertiger seiner Gedichte. Hier ist aber nicht bloß Talent, sondern auch Eigenart; es ist etwas Nüchternes, Verschieertes und doch nicht Unklares in diesen Liedern, wie ein Duft, wie ein Schiefer liegt es über ihnen, der Dichter sagt das letzte Wort nicht klar heraus, aber weil man dennoch wohl erkennen, nachempfinden und nachdenken kann, was er gedacht und empfunden, so liegt gerade in dieser verhaltenen Tonart ein Reiz mehr und zugleich der beste Beweis für Herolds Talent. Es soll ja nicht verschwiegen sein, daß nicht alles in dem Buche gleichwertig ist; die beschreibenden Gedichte sind nicht immer anschaulich genug, in den rein gebankelten fehlt es ab und zu an Klarheit, auch an Originalität der Anschauung, ein großes Gebicht dieser Art: „Geist der Zeiten“ ist sogar falsch, denn es ist schwülzig und, wenn man das allzu schmuckvolle Gewand der Sprache abstreift, im Kern trivial. Aber das Beste ist gut und Vieles so echt, so frisch, so mafflos, daß man über das Schwächere gern hinweggeht. Die Gedichte sind gewiß nicht nach ihrer Entstehungszeit geordnet, sonst wäre das klare, schöne „Grettoi“ nicht an die Spitze und der „Geist der Zukunft“, eine nüchtern gereimte philosophische Betrachtung, an den Schluß genommen, aber daß wir es hier mit Einem zu thun haben, der vorwärts geht, ist doch unverkennbar. Die

Natur hat Herold viel gegeben; wir wünschen außerdem, daß er so viel erreiche, als er angeht seiner reichen Gaben und Gnaden bei strenger Selbstkritik und stetem Streben nach Vertiefung erreichen kann. I. h.

— Die deutschen Bücherpreise haben beständig in den letzten Jahren vielfach eine sehr gefährliche Neuerung erfahren — gewöhnlich nicht bloß für das Publikum, sondern auch durch den geistreichsten Ablass für Verleger und Autoren — aber die Preise für Unterhaltungs-Lektüre sind noch immer in der Regel recht hoch, durchschnittlich 5 Mark pro Band. Es war daher ein richtiger Gedanke der Verlagshandlung Friedrich Weisföder in Berlin, alljährlich eine Reihe belletrischer und populär-wissenschaftlicher Bücher erscheinen zu lassen, welche den Subskribenten auf die ganze Reihe, den Mitgliedern des „Vereins der Bücherfreunde“ in Berlin, alljährlich eine Reihe abgegeben werden. Der erste Jahrgang liegt nun abgeschlossen vor. Unter den acht Bänden, die da geboten wurden, scheint uns die Stizzenammlung von A. Baron v. Roberts „Aus Mittelid. u. A.“, mit künstlerischem Maßstab gemessen, den ersten Platz zu verdienen: wirklame, dabei sein erfindende Stoffe, die immer gut, teilweise brillant vorgetragen sind. Hervorzuheben ist auch Roberts' reiche Lebenskenntnis und Lebenserfahrung; daß sein Stil zuweilen zur Manier zu werden droht, muß freilich auch gelagt sein. Nicht hüßig und zum Teil von wirklichem Humor durchweht sind die „Segegsichten und Schilderungen“ eines, wenn wir nicht irren, in Wien lebenden Norddeutschen, Johannes Fiegler, die er „Rom grünen Wasser“ benannt hat. Olga Wobohrads Roman „Garrerie“ ist in der ersten Hälfte der Beweis eines ernsthaften Talents, die zweite ist dichterisch schwächer, bleibt aber immer spannend. Die gleiche Eigenschaft wird man Hermann Heibergs Roman „Zobünden“ nachsagen können; neben Variation, die harterbige Leser erfreuen, finden sich auch mit zarterem Pinsel entworfene Stimmungsbilder. Geboten wurden ferner: der Roman von W. v. Eschen, „Zwei reiche Frauen“, die Novellen-Sammlung „Seelenanalysen“ von M. Nordau, die Stizzenammlung „Fliegender Sommer“ von E. Ganghofer, endlich das gute und gebiegene populär-wissenschaftliche Buch: „Aus Urba's Port“. Schilderungen und Betrachtungen im Lichte der heutigen Lebensforschung von Dr. Theodor Jacobs. Auf den zweiten, eben beginnenden Jahrgang werden wir, sobald und einige Bände vorliegen, zurückkommen. I. h.

## Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Werke sind der Redaktion zur Rezension zugckommen:

Fuchs, Reinhold. Strandgut. Neuere Dichtung. Zweite Auflage. Weis. Karl Rauch. 1891.  
 Carlyle, Thomas. Briefe an Barnhagen von Enke. Ubersetzt und herausgegeben von Richard Frey. Berlin. Gebrüder Paetel. 1892.  
 Achim von Arnim, Ludwig. Unbekannte Aufsätze und Gedichte. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Berlin. Gebrüder Paetel. 1892.  
 Joemann, Richard. Aus allen Zonen. Dichtungen. Berlin. Max Hoffstädter. 1892.  
 Quemer, Franz. Der junge Poet. Lustspiel. Wien. Wilhelm Fried. 1892.  
 Andriess, G. Die Entwidlung der Menschen im Lichte christlich-nationaler Weltanschauung. Zweite Auflage. Hamburg A.G. 1892.

Nathan, Paul. Der Prozeß von Tisza Gzlar. Berlin. F. Fontane & Co. 1892.  
 Ebner-Eschenbach, Marie, von. Drei Novellen. Zweite Auflage. Berlin. Gebrüder Paetel. 1892.  
 Bierbaum, Otto Julius. Erlebte Gedichte. Berlin. Wilhelm Fleisch. 1892.  
 Philipp, Peter. Im Strome der Zeit. Dramatische Dichtung. Zweite Auflage. Leipzig. August Schulze. 1892.  
 Philipp, Peter. Eine verfindende Welt. Dramatische Dichtung. Leipzig. August Schulze. 1892.  
 Bornmann, Walter Dr. Kunst und Nachahmung. Stuttgart. Carl Krabbe. 1892.  
 Potens, Wilhelm von. Die Unschuld. Dresden und Leipzig. G. Pierfons. 1892.  
 Barintay, S. Buch der Rosen. Gedichte. Dresden und Leipzig. G. Pierfons. 1892.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von A. Knod in Berlin.



## Heimkunft.

Ein Roman von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Die starke Einatmung der Luft mußte von Sabine ausgegangen sein, in ihrem kräftigen Gesicht zitterten die Nasenflügel noch nach, und ebenso verfladerte in ihren dunkelblauen Augäpfeln noch ein flüchtig aus ihnen aufgeflogenes Licht, über das die leere Gleichgültigkeit ihres Blickausdrucks verlöschend zurücksiel. Nur wendete sie mechanisch jetzt den Kopf, denn ihr gegenüber stieß Jan Haring rasch hinter seinen letzten Worten drein heftig vom Mund: „Dummes Zeug! Was gehn mich die vergangenen Dinge an! In die Ecke damit, wo sie hingehören!“ Und er warf die Chronica Slavica Helmölds in der ehrwürdigen Druckausgabe durch Philipp Melancthon weit von sich in einen Stubenwinkel auf den Fußboden.

Dies Benehmen aber ging doch etwas über dasjenige, wozu die rücksichtsvollsten Wirte einem ungebetenen Gast gegenüber sich verpflichtet fühlen konnten. Die Pastorin stand mit der unzweideutigen Absichtsbekundung, das Zimmer zu verlassen, von ihrem Stuhl auf, während ihr Mann, seine Uhr hervorziehend, mit ziemlicher Bestimmtheit sagte: „In der That, es ist schon spät und wir sind gewöhnt, unsere Ruhepause nicht zu überschreiten.“

„Das brauchen wir ja auch nicht zu thun, schlafen ist gut,“ pflichtete Haring bei, und es konnte kaum einer Anweisung unterliegen, daß er sich nach einem Leuchter umsah, um damit seine Schlafstube aufzusuchen. Pastor Altermann räusperte sich schnell ein paar mal und versetzte: „Sie werden mit der Gastwirtschaft des Dorfes wohl noch bekannt sein — wir bedauern, daß unser Haus nicht über die Räumlichkeiten verfügt, Ihnen eine Nachtunterkunft darin anzu-

bieten — aber Sie können auf ein sauberes Zimmer und ein gutes Bett rechnen.“

„Ja so, wir sind nicht im Busch, man muß sich wieder ins richtige Geleis einfahren. Natürlich im Krug, wozu wär' er sonst da; den Weg find' ich schon noch. Where a will, there is a way, sagt der Engländer, oder auch: Where the will is ready, the feet are light. Das trifft bei mir zu. Es ist wohl Landesbrauch, für das Abendessen zu danken, danach muß man sich immer halten. Bei uns sieht man's als selbstverständlich an und achtet's für nichts. Also als Sohn aus dem Dorf danke ich bestens.“

„Oh, ich bitte, es war uns sehr erfreulich,“ fiel der Pastor ein. „Gedenken Sie noch — noch längeren Aufenthalt hier zu nehmen?“

„Nein, ich habe hier mit niemandem mehr etwas zu schaffen.“

„So werden Sie wohl die Stadt, in der Sie sich auf dem Gymnasium befinden, aufsuchen; vermutlich stehen dort noch manche Ihrer ehemaligen Coetanen in Amt und Beruf.“

„Ja, ich will morgen dahin und einmal nachsehen.“

Der Pastor atmete merklich erleichtert auf, er sagte: „Liebe Sabine, leuchte doch unserm Gast zur Hausthür.“

Die Pastorin hatte sich durch eine Thür ins Nebenzimmer begeben, Jan Haring sah sich flüchtig um: „Ihre Frau ist wohl schon zu Bett gegangen, dann habe ich ja nicht mehr nötig, mich von ihr zu empfehlen. Das muß jeder machen, wie er's am liebsten thut. Also good bye!“

Sabine hatte ein Licht angezündet und begleitete den Fortgehenden über den Flur. „So ist's in der Ordnung,“ redete er sie an, „Sie



haben mir vorhin die Thür gewiesen und weisen sie mir jetzt wieder. Was haben Sie denn —?“

Er griff nach dem Leuchter und bewegte ihn mit ihrer Hand gegen ihr Gesicht in die Höhe.

„Was wollen Sie?“ fragte sie.

„Nachsehen, ob Sie Spinnweben über den Augen haben, es kam mir so vor. Dann müssen Sie mit dem Keßleben dran und wegfeigen, das Zeug taugt nicht vor den Fenstern.“

„In Ihrem Kopf sind wohl Spinnweben.“ Sabine zog mit einem Armruch das Licht wieder herunter. „Hier ist die Thür.“

„Danke, ich seh's schon.“ Jan Haring blieb noch stehn. „Wie kommen Sie denn hier ins Haus und wer sind Sie eigentlich?“

Nach ihrer Miene wollte sie keine Antwort mehr geben, doch es flog ihr heraus: „Ein stumpfsinniges Känguruh.“

„Nein, die sind spinnäugiger, nur das sie auch nicht grade schön sind, das paßt. Aber sie haben was, das man ihnen ganz gern einmal zusieht. Es ist noch nicht so spät, wie Ihr Pastor meint, wenigstens nicht für mich. Wollen Sie mir nicht nach dem Krug hinkucken, wir könnten uns noch ein bißchen unterhalten.“

Das Gesicht des Mädchens drückte jetzt wirklich Zweifel an seinem Verstande aus. Ihre Hand öffnete mit festem Zugriff die Hausthür, und sie antwortete: „Da um den Kirchhof herum! Sehen Sie nur voraus, ich komme nach, wenn die Toten zu den Lebendigen kommen.“

Das übte eine sonderbare Wirkung auf Jan Haring, als ob es in seinem Kopf wirklich nicht richtig gewesen sei und er plötzlich zur Besinnung gelange. Er starrte die Sprecherin an und stieß aus: „So — dann? Glaubst Du, sie kommen wieder?“

Sein Arm fuhr vor und umfaßte mit den langen mageren Fingern wie mit einer Klammer ihr Handgelenk. Doch sie besaß große Stärke, riß sich kraßtoll los, drängte ihn über die Schwelle und schlug hinter ihm die Thür zu, an der sie schnell den Kiesel vorstob. Drinnen in der Stube war die Frau Pastorin aus dem Nebenzimmer zurückgekommen, und ihr Mann äußerte: „Eine wenig angenehme Persönlichkeit.“

Sie versetzte: „Du drückst Dich zart aus, ich bin nur in Zweifel, ob ich ihn mehr fleghaft oder verrückt nennen soll. Es ist mir unbegreiflich, wie Du den Menschen zum Thee einladen kountest, seine Kleidung sagte schon deut-

lich genug, daß es ein herumtreibender Strolch sei, der sich wahrscheinlich die Hausgelegenheit angesehen hat, um einmal lange Finger zu machen.“

„Ich habe ihn nicht eingeladen“, verteidigte der Pastor sich. „Das war für ihn nicht nötig; als angesagt wurde, ging er gerademwegs von selbst hier herüber und ich konnte ihn doch nicht am Hock herausziehen. Wo er hergekommen, bei dem Känguruhs, scheint das so Mode zu sein.“

„Ein unverfälschter Rüpel. Was wollte er denn eigentlich hier?“

„Das ist mir nicht klar geworden; wie's scheint, das Buch da in die Ecke werfen“, erwiderte Pastor Altermann humoristischen Tones und bückte sich, um die Helmsoldische Chronik vom Boden aufzuheben, während seine Frau antwortete: „Jedenfalls werde ich heut selbst auf das gute Zuschließen der Fensterläden Acht geben. Zum Glück sind wir nun doch wohl am längsten auf diesem elenden Dorf gewesen; nach einer Aukerung des Grafen schien mir Aussicht auf baldige Erlösung zu sein. Meinst Du eigentlich, daß wir Sabine dann noch mitnehmen sollen? Es wäre doch genau, sie als Verwandte gelten zu lassen; wir haben ja keinerlei rechtliche Verpflichtung gegen sie, und mich dünkt, es ist auch für sie besser, hier auf dem Lande zu bleiben, wohin sie paßt, und einen Dienst auf einem Hof anzunehmen, als daß sie in gesellschaftliche Verhältnisse veretzt würde, für die sie nicht den Bildungsgrad und keine ausreichenden Formen besitzt, so daß sie sich unter ihnen unbefriedigt und bedrückt fühlen müßte.“

### III.

Hier, in der Stadt war Jan Haring auf der gelehrten Schule gewesen, da in dem alten schiefen und krummen Bauwerk, vor dem er stand und es anfaß. Vom Kirchturm schlug's grade Mittag, und ein Gepolter von hunderten, eine dröhnende Kreppe herunterspringender Füße scholl aus dem Gebände heraus. Dann folgte ihm ein Gewimmel, kleine Knirps mit Schiefertafeln und daran bammelndem Schwamm, danach größere, immer bei jedem neuen Haufen ungefähr um einen halben Kopf amwachsend. Nun hinter den Schulrangen drein Sekundaner, schon gewichtiger in Miene und Bewegung, und zuletzt, einige Bücher unter dem Arm tragend,

langsamem Schrittes, ihrer Würdebewahrungspflicht eingedenk, die Primaner.

Ja, es war richtig. So, in allen Abstufungen war er auch neun Jahre lang aus der Thür herausgetommen und die Straße hier hinuntergelaufen, dann ruhiger gegangen, dann würdiger geschritten. Auch auf dem Heimweg geprügelt, wie die beiden Rangen da, hatte er sich manchmal, sogar nicht selten. Daß er ein Bauernsohn war, gab Anlaß dazu, er ließ sich keine Verhöhnung deswegen gefallen. Erst später in den oberen Klassen ward's ihm gleichgültiger, wenn noch einmal Einer ihm seine Herkunft zu verstehen gab. Da zuckte er mit der Schulter und zog sich, wie's überhaupt in seiner Natur lag, von den Andern mehr auf sich selbst zurück.

Wie dies menschliche Ameisengewimmel in der Sommersonne vor den Augen klimmerte, zugleich drohlig und sinuierend. Stand er denn abseits davon und sah es an sich vorüberstreifen, oder gehörte er mit dazu und wartete nur auf Einen, der noch zurückgeblieben war, um ihn am Arm zu nehmen und auch da entlang zu trollen?

Lauter fremde Gesichter, aber in die Köpfe sah er hinein, was darin augenblicklich hauste und vorging. Denn der sollte morgen einen Aufsatz liefern, von dem er noch keinen Strich gemacht. Das lag etwas auf ihm, doch mit einem Kopfrud schlug er's in den Wind; der Nachmittag war ja noch da, der Abend, die ganze Nacht. Einer, der hurtig lief, den zu Haus etwas Besonderes erwartete; hinter ihm ein Anderer, der ein schlechtes Gewissen mit heimbrachte. Drüben der Sekundaner dachte an einen Leich, den er im Walde entdeckt und zu dem er gleich nach dem Mittagessen hinaus wollte, um Wasserläufer für seine Sammlung draus zu fischen, — er war besorgt, daß der elfertig vor ihm Gehende auch schon davon wisse und ihm zuvorkommen könne. Überall lagen vor dem Zuschauer die Gedanken, Erwartungen, Wünsche in den Köpfen bloß, denn Jeder, auf den sein Blick fiel, war er selbst gewesen... Deshalb flog dem vereinzelt auf der andern Seite wandernden langen Primaner plötzlich eine Note ins Gesicht? Er zupfte rasch an seiner Halsbinde und glitt mit der Hand nach dem erst eben sichtbar werdenden Schnurrbart, dann trat er ausweichend über den Kinnstein und küstete den

Filzhut vor zwei jungen Mädchen oder Damen, die ihm auf dem Trottoir Arm in Arm entgegengetommen. Beide höchstens siebzehn Jahre, beide blond, schlank und hübsch. Sie erwiderten den Gruß halb mit einem Kopfnicken, halb mit einer Verneigung und gingen schnell weiter. Die Eine auch ein wenig rot geworden; die frischsten Lippen der Andern verbißen sich einen Lachreiß.

San Harring hatte dem Vorgang mit unverwandtem Blick zugehört und hielt noch so die Augen auf den leer gewordenen Straßenfleck geheftet. Dann drehte er hastig den Kopf vor jemandem, der an ihm vorbeiging, ab, als fühle er eine Note in seinem Gesicht und fürchte, er könne befragt werden, warum.

Durch die Umdrehung befand er sich unerwartet dicht einem aus dem Schulgebäude hervorgetretenen Herrn gegenüber, offenbar einem Lehrer. Da er fast gegen diesen anstieß, mußte er ihn auch ansehen, that es aus Evidenz, die sich aufweiteten, und wie ohne Wissen entfuhr ihm die Frage: „Zettler, nicht wahr?“

Der Angesprochene versetzte: „Ja, mein Name; Doktor Zettler.“ Er fügte noch hinzu: „Sind Sie vielleicht der Vater eines Schülers meiner Klasse und wünschen mit mir über ihn zu reden?“ „Vater? Nein, ich bin kein Vater“ — die Hand Jan Harrings rieb sich kurz über die Stirn — „ich habe keine Kinder, nie gehabt. Aber wir haben da drinnen auf der Bank zusammen gesessen —“

„Ah — es ist mir im Augenblick nicht — wenigstens Ihr Name mir nicht gegenwärtig. Ihr Gesicht kommt mir allerdings —“

Doktor Zettler unterbrach sich und rief einen verspätet aus der Schulkür vorbeilaufenden Quartaner an: „Komm mal her! Siehst Du mich hier nicht stehn? Ich will Deine Augen und Hände besser aufpassen lehren! Da, und heut' Nachmittag sitzt Du eine Stunde nach.“

Er schlug dem Jungen die Mütze, welche dieser achtlos aufbehalten, vom Kopf und fuhr, sich zurückdrehend, fort: „Man macht die Schule mit so vielen durch, daß natürlich der Einzelne, dem man nicht näher gestanden, aus dem Gedächtnis schwindet, besonders der Name —“

„Darauf kommt ja auch wenig an. Das ist wohl ein sehr bössartiger Junge?“ erwiderte Jan Harring, dem schluchzend sich davonnachenden Quartaner nachsehend.

Doktor Zettler entgegnete: „Er hat mich selbstverständlich nicht wahrgenommen, sonst wäre eine derartige Respektlosigkeit mir gegenüber nicht denkbar gewesen; aber die Pädagogik erkeiselt, auch die Unaufmerksamkeit nicht minder mit Strafe zu belegen, als den bösen Willen. Wir haben neben einander gegessen, sagten Sie? Das bringt mir in Verbindung mit der Gesichtserinnerung einen Namen auf die Zunge — etwa Harring?“

Der Benannte nickte. „Für Sie ist es eben lange her.“

„So — Harring. Ja, Sie kommen mir jetzt ins Gedächtnis, auch noch aus späterer Zeit. Entschuldigen Sie, daß meine Zeit mich gegenwärtig nach Hause ruft; ich muß mich noch für den Nachmittag vorbereiten.“

Leicht seinen Hut lüftend, entfernte sich Doktor Zettler. Er ging sehr aufrecht und hatte auf zahlreiche Grüße ihm Begegner zu erwidern; sichtlich war er eine sehr angesehene Persönlichkeit in der Stadt.

Dieses Vorzugs erfreute Jan Harring ebenso merkbar sich nicht. Er konnte gerechtfertigter Weise im Allgemeinen darauf auch nicht füglich Anspruch machen, denn zwei Jahrzehnte hatten nach dem Gange der Natur an der städtischen Bevölkerung viel geändert, und dem gegenwärtig herangewachsenen jungen Geschlecht war er durchaus fremd. Dagegen traf er hier und da vorgeschrittenere, an Ende der Dreißiger oder Anfang der Vierziger stehende Leute an, die er wieder erkannte, mit Namen begrüßte und die nach einigem Besinnen meistens sich auch des seinigen erinnerten. Nach ihrem Aussehen waren es Männer gelehrter Berufszweige und gesicherter Lebensstellungen, Beamte, Rechtsanwälte, Ärzte, ehemalige Schul- und Universitätsgenossen des vom Ausland Zurückgekehrten. Lange, ereignisreiche Zeit war vergangen, seitdem sie ihn nicht mehr gesehen und jedenfalls auch nicht mehr an ihn gedacht hatten; sie mußten erst in ihrem Gedächtnis nachsuchen, das so vielfach darüber Gehäufte abräumen. Aber wenn sie ihn aufgefunden, legten sie nach der ersten Überraschung des Erkennens alle ziemlich gleichartig keine sonderliche Freudigkeit über seine Rückkunft und die Begegnung mit ihm an den Tag. Sie schüßten nach kurzem Gesprächsaustausch, die Einen sicherer, die Andern verlegener, einen Grund vor, der ihnen Eile vorschreibe; eine Erwartung des

Wiedersehens oder Einladung zum Besuch knüpfte keiner daran. Er hatte einige mit „Du“ angesprochen, doch sie erwiderten mit „Sie“; unverkennbar war er auch unter den Kommilitonen und Bekannten seiner Jugendzeit ebensowenig eine angesehene Persönlichkeit, als er in dem Hause des Pastors Altermann einen angenehmen Eindruck hinterlassen hatte. Das Verhalten seiner einstigen Genossen schien ihn manchmal zu befremden, indes nicht innerlich aufzuregen. Weitergehend, sagte er einmal vor sich hin: „Wenn man zwanzig Jahre tot gewesen ist, geht man die Lebendigen nicht mehr an. Man muß erst selbst wieder lebendig dazu werden, die Toten haben kein Recht auf der Welt.“ Und den Kopf nach seiner Weise in den Nacken zurückwerfend, wanderte er durch die Straßen weiter.

Doch als eine Woche vergangen, ward gelegentlich in der Stadt von ihm gesprochen, und das Wie ließ erkennen, daß man ihn aus dem Stanbwinkel der Vergessenheit herausgeholt habe. Da und dort trafen sich Zweie an: „Ist es wahr, was ich gehört?“

„Was meinst Du?“

„Daß Harring — Jan Harring hieß er ja wohl — der Lieutenant damals beim Jägerbataillon, hier sein soll?“

„Ja, ich hab' ihn selbst gesehen; er hatte die Unverfrorenheit, mich auf der Straße anzureden.“

„Das ist stark, gut daß ich's weiß und mich darauf versehen kann. Mein Gott, wenn man so daran erinnert wird, was für eine Zeit ist seitdem vergangen! Wie sieht er denn aus? Erkennt man ihn von Weitem wieder?“

„Eigentlich wenig verändert, wir beiden sind älter geworden; man könnt' ihn für einen verblumelten Studenten so was im zwanzigsten Semester halten. Abgerissen genug sieht er auch aus dazu.“

„Natürlich ganz verkommen, das Finale kann man sich denken. Schade um seine Anlagen von Haus aus, ich sah mit ihm in der Prima, da wußte er inuner, wovon wir andern keine Ahnung hatten. Aber wenn die Leute keinen moralischen Halt in sich haben, geht's natürlich so. Wo hat er sich denn bisher herumgetrieben und was will er hier in der Stadt?“

„Das weiß ich nicht, ich habe mich gehütet, ihn danach zu fragen.“

„Na, weit liegt's nicht. Wenn's nirgendwo anders mehr geht, da soll der Heimatsort herhalten. Das kommt mir in meiner Gerichts-

praxis oft vor. So Einer denkt, über seine Antecedentien ist Gras gewachsen und alle Bekannte werden die Hand für ihn offen haben. Gesellig verjährt ist die Geschichte allerdings, aber ich gehöre nicht zu den Vergeßlichen, wie's aber viele in der Welt giebt, und ich würde mich solcher „Gutmütigkeit“ schämen, die in meinen Augen nur ein anderes Wort für Dummheit und Charakterschwäche bedeutet. Bei mir läme er an den Rechten! Das versteht sich freilich bei jemandem, der das Recht zu entscheiden und zu sprechen hat, von selbst. Also auf Wiedersehen beim Schoppen heut' Abend! Du kommst doch auch zur Geburtstagsgratulation morgen Vormittag zum Bankier Mattenlobt? Wer sich derartige Verdienste um die Geselligkeit erwirbt, kann wohl auf solche Anerkennung rechnen. Ich muß sagen, wirklich das angenehmste Haus in der Stadt, das Deinige natürlich ausgenommen. Wenn Reid nicht eine Untugend wäre, könnte man ihn um seine Köchin und seinen Weinteller beneiden. Er und seine Damen sind immer ein bißchen verwundert, daß man von dem Tage weiß, und man erhält dadurch Gelegenheit, einige passende Worte über seine Bedeutung für unser Gemeinwesen, künstlerische Interessen und dergleichen zu improvisieren; er erkennt solche Fuldigung sehr an, jeder Mensch hat ja so seine kleinen Schwächen. Adieu, mein Bester! Nur im Punkte der Ehrenhaftigkeit von Leuten, mit denen ich umgehe, verstehe ich seinen Spaß und werde dies nötigenfalls nachdrücklich befunden.“

„Adieu, lieber Nichtentisch! Gewiß, ich bin in Allem ganz Deiner Meinung und werde nicht versäumen, morgen — ein wenig präpariert — den Glückwunschbesuch abzustatten. Es kommt doch nur darauf an, daß jemand ein wirkliches Verdienst hat — man könnte in diesem Fall auch dem Adjektiv eine männliche Endung anhängen — da nimmt man eben seine kleinen Selbsttäuschungen gern mit in den Kauf. Du sagst ganz richtig, wer wäre völlig davon frei? nur Dich selbst muß ich wieder dabei ausnehmen.“

Der Bankier Richard Mattenlobt gehörte in der That zu den angesehensten, wie zu den reichsten Persönlichkeiten der Stadt. Während der mannigfaltigen politischen Schwankungen und Bewegungen der letzten Jahre hatte er stets die Hochachtung der Verteidiger des Landesrechts genossen, ohne der dänischen Gewaltherrschaft eine Handhabe für eine Maßregelung zu bieten, und durch den Über-

gang unter die preussische Staatszugehörigkeit war die Wohlmeinung, deren er sich bei der Regierung erfreute, nicht vermindert worden. Sein Haus galt als Mittelpunkt der auf feinere Bildung Anspruch erhebenden Gesellschaft, und die Ausnahme darin bildete gewissermaßen ein Diplom, das dem Inhaber bereitwillig sich jede andre Thür öffnen ließ. Als der Sohn eines gleichfalls schon reichen Vaters hatte er frühzeitig zu heiraten, durch die Wahl seiner Lebensgefährtin das ererbte Vermögen noch sehr beträchtlich zu erhöhen vermocht und stand gleich seiner Frau erst in mittleren, den sogenannten besten Jahren, obwohl ihre Tochter Clotilde vor Kurzem bereits ihren achtzehnten Geburtstag gefeiert hatte. Sie war bei diesem Anlaß unter kostbaren Spitzenbouquets, wie ihre Freundinnen sagten, beinahe erblüht worden, und ein junger, poetisch begabter Meiserendar hatte in einem Festgedicht geschildert, wie die schönsten Kinder Floras in allen Gärten der Stadt nur auf den Anbruch der Morgenröthe dieses Tages geharrt, um ihre Knospenschülle zu verlassen und freudig ihr junges Blütenleben auf dem Altare der höchsten Anmut zum Duftopfer zu bringen. Es herrschte nur eine Stimme darüber, wie bewunderungswürdig einfach, bescheiden und natürlich Clotilde Mattenlobt solchen Aufdichtungen gegenüber bleibe, wiewohl ihre geistigen Vorzüge nicht minder geeignet seien, ein bei solch' vielfältiger Naturmitgift begreifliches und so verzeihliches Selbstbewußtsein in ihr zu erwecken. Freilich verdankte sie ihre seltsame Ausbildung und Richtung auf ideale Interessen jedenfalls im Wesentlichen ihrer Mutter, einer Frau, der man einhellig eine Verbindung seltener Herzengüte mit eminentem Kunstverständnis und feinsten Umgangsformen zuerkannte. Als hervorsteckende Eigenschaft ward indes ihre unerbittbare Wahrheitsliebe bewundert, mit der sie über Alles und jedem gegenüber stets ihre Anschauung in taktvollen Worten, doch ohne Scheu zum Ausdruck brachte, und diesen wohl selten in solcher Vereinigung wiederzufindenden Eigenschaften gesellte sich hinzu, daß sie beim Gehen auf der Straße in Begleitung ihrer Tochter selbst von nächst Befreundeten anfänglich oftmals für die ein wenig ältere, vor Kurzem an einen obligen Offizier nach Berlin verheiratete Schwester Clotildes gehalten wurde; eine Täuschung, über die sie in ihrer lebenswürdigen Weise mit einem Bedauern der Kurzsichtigkeit ihrer Freunde zu spotten pflegte.

Am Geburtstagsmorgen des Herrn Mattenlobt zeigten die beiden Damen schon in der Frühe, daß ihre geistige Bedeutbarkeit keineswegs eine Vernachlässigung häuslicher Obforge mit sich bringe. Vielmehr legten sie selbst eifrig Hand an, alle Wohnräume für das Familienfest würdig zu bereiten, einfache Gegenstände und Geräte alltäglichen Gebrauchs durch wertvollere aus den Schränken zu ersetzen, sorglich den Staub von Bilderrahmen, Statuetten und Nippfachen abzuwischen und den Inhalt eines großen, vom ersten Kunstgärtner der Stadt geschickten Blumenorbis mit geschmackvoller Anordnung in bereit gestellte Vasen zu verteilen. Unter der Aufsicht der so Beschäftigten füllten die Mägde während dessen elegante Porzellanplatten mit zierlichen Kaviar-, Lachs-, Braten-, Sardellen- und Anchovisbröckchen an, zahlreiche Weinsflaschen wurden aufgekorkt, Gläser auf silbernen Tabletten geordnet und große Torten auf dem Küchentisch neben einander gereiht. Der Hausherr befand sich nicht zugegen, sondern wie gewöhnlich unten in seinem Geschäfts-Zimmer; er maß dem Tage keine weitere Bedeutung zu, als daß er beim Frühstück die herzlichsten Glückwünsche seiner Frau und Tochter entgegennahm, dann jedoch sich, wie immer, den Vormittag seiner anstrengenden Berufstätigkeit hingab. Für die Seinigen indes war es bei dem stadtbekanntem innigen Familienverhältnis selbstverständlich, daß sie sich keiner derartigen Gleichgültigkeit überließen, vielmehr Alles anboten, ihrer innerlichen freudigen Erregung auch äußeren Ausdruck zu verleihen. Sie wählten die ihnen am vorteilhaftesten stehenden Kleider und machten sorgfältigste Toilette, um den zum Mittagstisch aus dem Comptoir Zurückwarteten auch selbst, gleich den Zimmern, geschmückt zu empfangen. So rücte der Morgen weit vor, eh' sie mit allen Vorkehrungen dazu fertig geworden, denn sie waren höchstens seit einer Viertelstunde dahin gelangt, als es vom Kirchturm zwölf Uhr schlug und zugleich, einen Besuch anmeldend, die Thür-glocke ging. Nahstehende Freunde stellten sich ein, welche dadurch, daß der Mann im Frack, die Frau im seidenen Kleid erschien, auf einen besonderen Zweck ihres Kommens hinwiesen. Doch blieb kaum Zeit zu einer Äußerung über diese feierliche Nachbarvisite, da die Haushürklingel schon abermals erscholl und überhaupt für keine Viertelminute mehr zur Ruhe gelangte. Unausgesehrt drängte es von angesehenen Persönlichkeiten

der Stadt, Herren und Damen, in Zivil und Uniform, die Treppe herauf, so daß Frau Belleba Mattenlobt, fast ohne dazwischen Atem schöpfen zu können, ein halbes Duzendmal wiederholen mußte: „Auch Sie, meine lieben Freunde, wissen von diesem Tage, den wir nur im Schoße der Familie bekannt glaubten? Das ist eine Überraschung, doch eine herzbewegende. Da mußt Du doch zu Deinem Papa hinunterscheiden, liebe Clotilde, und ihn bitten lassen, seine Arbeit, der er sich heute nicht anders als sonst hingiebt, zu unterbrechen.“

Das geschah, die Magd hatte indes offenbar versäumt mitzuteilen, zu welchem Behuf der Herr Bankier heraufzukommen gebeten werde, denn er trat in seinem Comptoirrock mit der Frage: „Du wünschst, liebe Belleba —?“ in den mehr als halb angefüllten Saal ein. Dann stuchte er allerdings besremdet zurück, da von überall her Ruize ihn begrüßten und glückwünschende Hände sich ihm entgegenstreckten, und er brachte, leicht stotternd, hervor: „Oh — oh — was bedeutet das? Ich glaube gar — und ich finde mich dazu in diesem meinem Arbeitsanzug ein. Erlauben Sie, daß ich wenigstens rasch —“

Aber man hielt ihn von allen Seiten: „Nein, ein Geburtstagskind braucht keine Toilette! — Wir sind Freunde des Hauses und kommen, um dem Freunde zu gratulieren. — Unsere Stadt verehrt einen Mitbürger wie Dich nicht so ausnahmslos um des Hodes willen, den er trägt.“

Auch Frau Mattenlobt sprach ihrem Mann laut zu: „Nun, so darfst Du der Magd ihre Unterlassungsfünde schon verzeihen, lieber Richard; unsere Freunde wissen ja, wie hoch Du sie schätest, um in einem solchen Mißverständnis keine Geringsachtung ihrer Aufmerksamkeit zu empfinden. Aber, liebe Clotilde, für unsere lieben, unerwarteten Gäste wäre wohl eine kleine Erfrischung wünschenswert. Wenn Du Dich bemühen möchtest, einmal nachzusehen, was unsere einfache Hauswirtschaft bietet!“

In einer Ecke des großen Raumes tauschten einige der Besucher Begrüßungen aus: „Mich dünkt, es ist noch voller hier, als vor einem Jahr. Der prächtige Mann überarbeitet sich offenbar, so daß sein Gedächtnis darunter leidet, sonst hätte er sich auch daran erinnern müssen“.

„Ich vermute eher, seine Bescheidenheit läßt die Annahme von der Möglichkeit einer Wiederholung der ihm damals ebenso erwiesenen allgemeinen Hochachtung und Verehrung nicht zu“.

Durchs Zimmer ertönte laut die Frage der Frau Gymnasialdirektor Winterbrod: „Haben Sie denn schon die freudige Nachricht vernommen?“

Im Ton ihrer Stimme klang Besonderes. „Rein, welche, verehrte Frau?“ kam es zugleich von mehreren Lippen.

Aber die Befragte gab nur noch den Kommentar: „Eine nah bevorstehende außerordentliche Bereicherung unserer Stadt in wissenschaftlicher,

ästhetischer, gesellschaftlicher, überhaupt in jeglicher Hinsicht. Ich darf wohl sagen, über unser Wünschen und Hoffen hinaus.“

Die Spannung, auch der Herren, war allgemein. „Was mag das sein? Es ist eigentlich mit dem philantropischen Charakter der Frau Direktor unvereinbar, uns derartig auf die Folter zu spannen.“

(Fortsetzung folgt.)

### Tischblicks.

Ich kann in schon verwelkten Zügen  
Die Schönheit wider auferseh'n,  
Und Spur von Weisheitsadlerflügeln  
Noch im erloschnen Antlitz seh'n.  
In Teuen selbst, die schmachverfunken  
Am Abgrund seh'n, wird offenbar  
Aus eines Blickes müdem Luthen,  
Was einst ein stolzes Hoffen war.

Hermann Eingg.

### Blaulicht.

Sternenglanz. In sel'ge Weite  
Taucht der fromme Blick sich ein.  
Sanft geschmiegt an meine Seite,  
Staunt mein Lieb in Glanz und Schein.

Fremdes, großes, reines Leuchten  
Glänzt im holden Himmelblau . . .  
Schöner spiegelt sich in feuchten  
Augen Gottes Wunderau.

Welche helle, heil'ge Lerne  
Strahlt mir in das Herz hinein!  
Sind es Deine Augenlerne,  
Oder Gottes Sonnenschein?

Maurice von Stern.

### Treu.

Gächtel, verbannt von Kaiser und Land,  
Verschollen in Kerker und Ketten,  
Und alle Freunde von ihm gewandt  
Und sein Schwert kann ihn nicht ertreten! —  
Doch fern im blühenden, nordischen Gau  
Vernahm's die geliebte, getreue Frau.

Sie stieg von der hohen Burg herab,  
Unlos' von schneidenden Winden,  
Und jog die Strahlen auf nnd ab,  
Den Heiliggeliebten zu finden,  
Mit blutendem Fuß, mit jerriff'nem Kleid  
Und tief im Herzen der Liebe Leid.

Sie fragte die Strahlen hin und her:

„O sprecht, habt ihr ihn gesehen?“ —

Doch Keiner sagte noch wuh! es mehr,  
Und Alle hiefen sie gehen.

Sie aber wanderte weiter durch's Land,  
Bis daß sie vor seinem Kerker stand.

Sie konnt' ihn nicht hören, nicht schau'n sein Gesicht,

Nicht Freiheit, noch Einlaß erwerben,  
Wich Tag und Nacht von dem Kerker nicht,

Wollt' lieber mit ihm verderben,  
Mit blutendem Fuß, mit jerriff'nem Kleid  
Im treuen Herzen der Liebe Leid.

Therese Dahn

geb. Frein von Droste-Balsbott.

### Alles Eins.

Der Römergrau — bleich und geistlich,  
Der Zeit Skelett, der Fleisch und Adern schrumpften,  
Der starken Zeit, wo sich die Schwerter stumpften  
An Todesruht und Lebensüberkraft.

Der Mond darüber hatten, sahlen Schein's,  
Der ausgeführte, lergebrannte Krater;  
Ein Welttheater über'm Welttheater —  
Sie grüßen sich und lächeln: Alles Eins!

Franz Herold.

### Spruchgedichte.

Glaub's nicht, daß aus und vorüber sei,  
Wenn etwas zu Ende gegangen!  
Doch glaub', das vieles schon aus und vorbei,  
Bevor es noch angefangen!

Daß Poesie, als höchste Kunst,  
In edler Form nur sich verkündet,  
Vergaß man's ganz? — Ei, blauer Dunst,  
Der Langenweile nur verbündet:  
Die Kunst sei formlos, so wie wir,  
Fremdsärmelig bei Tabak und Bier!

Otto Roquette.



Alle Rechte vorbehalten.

Den Bühnen gegenüber Manuskript.

## Die gelehrten Frauen.

Kußspiel in fünf Akten von Molière. In deutschen Versen von Ludwig Fulda.

(Fortsetzung.)

Chrysale.  
Ist was vom Silberzeuge nicht zur Stelle?  
Hat sie die Küchenschranke schlecht bewacht?

Philaminte.

Das Alles wäre gar nichts.

Chrysale (zu Martine).

O Skandal!

(zu Philaminte.)

So hast Du sie beim Diebstahl angetroffen?

Philaminte.

Noch ärger!

Chrysale.

Ärger noch?

Philaminte.

Ja hundertmal!

Chrysale (zu Martine).

Was? Schelmin! Gaunerin!

(zu Philaminte.)

Ich will nicht hoffen . . .

Philaminte.

Trotzdem ich systematisch sie belehrt,  
Hat sie mein Ohr in sträflicher Verblendung  
Verteilt mit einer niedern Redewendung,  
Die Langelas für unerlaubt erklärt.

Chrysale.

War's das?

Philaminte.

So die Grammatik zu vertegen,

Der Wissenschaften Fundament,  
Die selbst der König seine Herrin nennt,  
Sich beugend ihren ewigen Gesetzen!

Chrysale.

Nun, wenn die Frevelthat nicht größer war . . .

Philaminte.

Wie, hältst Du dies Verbrechen für verzeihlich?

Chrysale.

Das sag' ich nicht.

Philaminte.

Entschuldigt sie wohl gar?

Chrysale.  
Nicht um die Welt!

Belise.

Schlamm war die Sache freilich.  
Wir brachten zehnmal ihr die Regeln bei;  
Doch keinen Satz will sie korrekt gestalten.

Martine.

Ich glaub ja gern die ganze Litanei;  
Nur kann ich all die Faren nicht behalten.

Philaminte.

Das Kästernaul, den Sprachgeist nennt sie Faren.  
Der tiefem Sinn und altem Brauch entspricht.

Martine.

Ich red, wie mir der Schnabel ist gewachsen;  
Für's Andre geb' ich keinen Heller nicht.

Philaminte.

Da hörst Du selber nun; das ist ihr Stil:  
„Mein Heller nicht“!

Belise.

Was hilft da Pädagogik!

Man plage sich auch noch so viel,  
Zu diesen Schadel bringt man keine Logik.  
Wenn zwei Verneinungen zusammenkamen,  
Sagt' ich Dir stets: die eine bleibt heraus.

Martine.

Ah, ich bin nicht von die studierten Dauen,  
Ich schwäg' halt, wie man schwägt bei mich zu Haus.

Philaminte.

O Pein!

Belise.

Der Schniger ist ganz fürchterlich.

Philaminte.

Sie redet, daß man den Verstand verliert.

Belise.

Welch enges Hirn! — Das Wörtchen „bei“ regiert  
Den Dativ stets: „Bei mir“ und nicht „bei mich“  
Du kränkst die Philosophen insgesamt.

Martine.

Was kann denn ich dafür, wenn sie Viel laufen?

Philaminte.  
 O Graus!  
 Welife.  
 Nun wirst sie Alles üben hanfen!  
 Weißt Du denn nicht, woher das Fremdwort stammt?  
 Martine.  
 Woher? Meintwegen aus Auteuil, Chaillet,  
 Aus sonst 'nem Dorfe.

Welife.  
 Alberne Replik!  
 Der Philosoph befaßt sich weisheitsfroh  
 Mit Logik, Metaphysik und Kritik.  
 Martine.  
 Die Damen hab' ich nicht die Ehr' zu kennen.  
 Philaminte.

O Folterqual!  
 Welife.  
 Wie oft soll ich Dir sagen:  
 Philosophie lehrt uns Begriffe trennen,  
 Und wie sie mit einander sich vertragen.  
 Martine.

Paß schlägt sich, Paß verträgt sich, mir egal.  
 Philaminte (zu Welife).  
 Spar Deine Müß; sie wird ja doch nichts lernen.  
 (zu Chrysale).

Nun also — hab' ich Recht, sie zu entfernen?  
 Chrysale.  
 Ganz unbedingt. (weiset). Sie will es nun einmal.  
 (zu Martine).  
 Nun geh, Martine; geh; sonst wird's nur schlummer.  
 Philaminte.

Du sprichst ja äußerst höflich und gefind!  
 Du hast wohl Furcht vor diesem Frauenzimmer?  
 Chrysale.  
 Ich Furcht? (Mit hartem Ton). Hinaus! (weiset und sanft).  
 Leb wohl, mein armes Kind.

### Siebenter Austritt.

Philaminte. Chrysale. Welife.

Chrysale.  
 Was Du gewollt, das ist geschehn: sie ging;  
 Doch geb' ich Dir nicht Recht in dieser Sache.  
 Ein Mädchen, das geschickt in seinem Fache,  
 Sagt man nicht fort um einen Pfefferling.

Philaminte.  
 Du willst, daß ich sie noch behalten soll,  
 Damit sie Tag für Tag mein Ohr verlege,  
 Durch Sünden wider alle Sprachgesetze,  
 Ausbrüche grob und fehlervoll,  
 Zerhackte Wörter, falsche Satzverbindung  
 Und Lebensarten aus dem Schlamm der Gassen?

Welife.  
 Wir trugen's mit der größten Überwindung.  
 Sie trieb mit Baugelas täglich Bosse,

Das Allermindeste, was sie verbrochen,  
 War Pleonasmus und Kataphonie.

Chrysale.

Was thut's, daß Baugelas zu hoch für sie?  
 Ich frage nur: Verstand sie nicht zu fochen?  
 Bei meiner Köchin scheint mir's mehr erträglich,  
 Daß sie den Dativ nicht gehörig kennt  
 Und grobe Wörter braucht, als daß sie täglich  
 Die Suppe mir verfalzt, das Fleisch verbrennt.  
 Vom Essen leb' ich, nicht von Rederei.  
 Herr Baugelas war niemals Küchenmeister,  
 Und Balzac und Malherbe, die großen Geister,  
 Am Kochtopf wär's mit ihrem Wiß vorbei.

Philaminte.

Die ganze Antwort ist erbärmlich hohl.  
 Denn was erniedrigt mehr die Menschenwürde,  
 Als wenn der Geist sich beugt dem Leibeswohl,  
 Statt müßig abzuschütteln seine Würde?  
 Der Körper, dieser Staubkloß, ist so nichtig,  
 Daß man am besten gar nicht an ihn denkt,  
 Ihm keinen Augenblick Beachtung schenkt.

Chrysale.

Mein Körper bin ich selbst; mir ist er wichtig;  
 Ein Staubkloß? Schön. Doch lieb ich meinen Kloß.

Welife.

Der Geist ist von dem Körper unzertrennbar,  
 Doch durch die Wissenschaft wird uns erkennbar,  
 Der Körper ist des Geistes Hülle bloß.  
 Drum ist es Pflicht der menschlichen Natur,  
 Sich zu durchsättigen mit Weisheitslehren.

Chrysale.

Nun, wenn's Euch sättigt, Euren Geist zu nähren,  
 Sagt lieber gleich: Ihr braucht die Hungertur;  
 Denn Eure sonstige Verbuseitheit . . .

Philaminte.

Verbuseitheit! Das Wort ist schrecklich platt  
 Und duftet ganz betäubend nach der Schenke.

Chrysale.

Wollt Ihr nun endlich wissen, was ich denke?  
 Jetzt reißt mir die Geduld; ich hab' es satt!  
 Die ganze Welt verhöhnt Euch, und zuletzt . . .

Philaminte.

Wie? Was?

Chrysale.

Mit meiner Schwester red' ich jetzt.  
 Du rügst den kleinsten Schniber, wenn man spricht,  
 Doch nie der eignen Fehler lange Kette.  
 Dein ganzer Büchertram behagt mir nicht.  
 Der Band Plutarch, mit dem ich meine Kragen glätte,  
 Den nehm' ich aus; die andern wirf ins Feuer;  
 Den Herrn Doktoren pfusche nicht ins Fach  
 Und laß herunterholen von dem Dach  
 Das große Fernrohr, dieses Ungeheuer,  
 Nebst andern astronomischen Gerät.



Anstatt zu sehn, was man im Monde macht,  
 Lieb hier im Haus ein wenig besser Aht,  
 Wo Alles auf dem Kopfe steht.  
 Es will der Frau nun einmal nicht gebühren,  
 Daß sie studiert und stets in Bücher gaff;  
 Denn die Erziehung ihrer Kinder leiten,  
 Auf das Gesunde sehn, die Wirtschaft führen,  
 Sparsam den Hausbedarf bestreiten,  
 Das ist ihr Studium, ihre Wissenschaft.  
 Wie dachten unsere Väter doch so klug!  
 Sie waren mit der Frauen Geist zufrieden,  
 Wenn diese scharf und schnell genug  
 Ein Wams von einer Hofe unterschieden,  
 Die lasen nicht; jedoch sie lebten gut;  
 Statt Streitgesprächen, pflegten sie das Haus,  
 Statt Büchern, Nadel, Wirtu und Fingerhut  
 Und steuerten damit die Töchter aus.  
 Die heut'gen Damen kümmern das nicht mehr:  
 Die müssen Bücher schreiben, müssen dichten  
 Und disputieren, daß es nur so taucht.  
 Bei mir zu Hause geht's am schlimmsten her:  
 Da forscht man nach den dunkelsten Geschichten,  
 Da weiß man Alles, außer was man braucht:  
 Mond und Polarstern hat man hier im Kopf,  
 Saturn und Mars; recht wichtig'e Gegenstände!  
 Man ist daheim am fernsten Welteuende;  
 Jedoch kein Mensch besorgt mir meinen Topf,  
 Selbst das Gesind studiert, weil's Euch behagt,  
 Und wird an Lässigkeit tagtäglich dreister;  
 Schon ganz durchgeleitet habt Ihr Stuecht und Magd,  
 Doch all der Geist vermehrt die Plagegeister.  
 Der Eine, weil er liebt, verdirbt mein Leibgericht,  
 Der andre reimt, indes ich durstend schmachte,  
 Nun seht, wohin es Euer Beispiel brachte:  
 Ich habe Diener, doch sie dienen nicht,  
 Die wackere Martine ganz allein  
 War von der bösen Seuche freigeblieben,  
 Und diese wird mit großem Lärm vertrieben,  
 Weil ihre Nedekunst zu wenig fein!  
 Der Zustand, Schwester, kann mir nicht gefallen;  
 Denn, wie gesagt, ich rede nur mit Dir.  
 Was soll der Schwarm von Schriftgelehrten hier,

Was dieser Triffotin vor allen?  
 Mit seinen Versen macht er Euch zu Narren;  
 All sein Geschwäg hat weder Saft noch Kraft;  
 Er redet, doch der Sinn bleibt schleierhaft,  
 Und irr' ich nicht, so er hat einen Sparten.

Philaminte.

Wie ordinär gesprochen und gedacht!

Belise.

Nur aus Atomen der gemeinsten Klasse  
 Entstand ein Geist so plump und ungeflacht.  
 Ist's möglich? Sind wir von demselben Blut?  
 Ist's denkbar? Er und ich aus einer Rasse?  
 Ich ziehe mich zurück; mir ist nicht gut.

Achter Austritt.

Philaminte. Chrysale.

Philaminte.

Hast Du noch andre Pfeile zu versenden?

Chrysale.

Ich? Nein; jezt bin ich fertig. Aber wenden  
 Wir uns zu Andern. Unser ältes Kind  
 Ist einem Ehebund nicht wohlgefinnt;  
 Sie will nur Philosophin sein, wohlhan;  
 Du hast sie nun einmal dazu erlesen.  
 Doch unsre Jüngste hat ein andres Wesen;  
 Drum wär' es Zeit, wir suchten einen Mann  
 Für Henriette . . .

Philaminte.

Dies bedacht' ich längst.

So höre nun, wen ich ins Auge faßte.  
 Herr Triffotin, der Dir im Haus nicht paßte,  
 Den Du mit saurer Miene nur empfängst,  
 Ihn hab ich ihr zum Gatten ausersehn;  
 Denn seinen Wert erkenn' ich mehr als Du.  
 Ich lasse keine Widerrede zu;  
 Ich hab's beschloffen und so wird's geschehn.  
 Doch sag' ihr nichts davon; sie vorbereiten  
 Will ich zunächst. Ich habe meinen Grund,  
 Ihr erst allein den Plan zu unterbreiten,  
 Und will Dir raten, halte reinen Mund.

(Fortsetzung folgt.)

### Zu spät!

Ach hält' ich einmal Dich geküßt, ach wärst Du einmal mein gewesen,  
 Uns wäre dann das Scheiden nicht so reuvoll bittere Pein gewesen.  
 Wo wir auch wellten, dächten wir mit süßer Sehnsucht beide doch  
 Der Stunde, da wir Brust an Brust mit unserm Glück allein gewesen.  
 Uns bliebe ein gemeinsam Gut die selige Erinnerung,  
 Und wär in dunklen Zeiten uns tröstvoll ein Sternenschein gewesen.  
 Zu spät! — Wir nahmen Abschied still und wußten doch von unsrer Liebe.  
 Wir wären für des Glückes Maß vielleicht zu schwach und klein gewesen.

G. Brandt.



## Die Handschrift der Natur.

Novellette von Feodor Helm.

(Schluß.)

„Es ist ein alter geheimnisvoller Brauch der Zigeuner“, fährt die Komtesse fort, „aus den Linien der Hand die Zukunft zu prophezeien. Vielleicht ist auch das uralte Weisheit und Erfahrung, und unsere Hand, mit allen ihren feinen Strichen und Linien, ist die Generalstabkarte, auf der unser Lebensweg — dem Kundigen deutlich erkennbar — vorgezeichnet ist! — Mir wurde der unfruchtbare Lorbeer prophezeit“, setzt sie leise hinzu. Ihre Augen blicken traurig ins Weite und ihre Lippen haben sich geöffnet.

Eine Pause entsteht. Aus der Ecke drüben tönt das tiefe, regelmässige Amen der Frau von Verlepsi, dem Professor wird unbehaglich zu Mute. Er räuspert sich und da Irene zu ihm aufsieht, sagt er: „Ihre Theorie will mir nicht in den Kopf. Ich habe mich bisher immer an den Spruch des alten Mystikers Angelus Silesius gehalten, der sagt:

„Es ist eine Gerechtigkeit auf Erden:  
Dass alle Geschöter wie die Menschen werden.“

Sie schüttelt den Kopf. „Haben Sie es denn nie beobachtet“, sagt sie lebhaft, „wie der Schein allmählig zum Sein wird? Wie unsere ganze Umgebung uns in den vorgezeichneten Weg förmlich hineindrängt und wie endlich ein unbewusstes Streben nach Harmonie uns selbst dazu zwingt, unser Inneres mit unserem Äusseren in Einklang zu bringen?“

„Und?“ fragt er verwundert. „Wer sich so frei ausleben darf, wie Sie, Komtesse, der hat wohl kein Recht zu solcher Betrachtung!“ Sie antwortet ihm nicht, sondern blickt mit einem gewissen feierlichen Ernste gerade vor sich hin.

„Und doch bin gerade ich ein Beispiel dafür, wie man zur Dichterin erzogen werden kann“, sagt sie sinnend. Er schüttelt lächelnd den Kopf. Sie aber läßt sich auf dem großen, geschmigten Lehnestuhl nieder, den er ihr hinschiebt. „Hören Sie nur erst!“ sagt sie lebhaft „und Sie werden mir Recht geben.“

„Ich wuchs als ein tolles, übermütiges Kind unter meinen gleichgearteten Geschwistern auf. Neun Jahre mochte ich alt sein, als mein Vater auf den Einfall kam, mich malen zu lassen. Der Münchener Künstler, der schon die Portraits meiner beiden älteren Brüder gemacht hatte, wurde aufs neue berufen. Er kam und schien sehr eingenommen von seiner diesmaligen Aufgabe. Es war in meiner Gegenwart viel von meinem „philosophischen Gesichtchen“, meinen „großen träumerischen Augen“ die Rede, und man begann eine sprechende Ähnlichkeit zu finden zwischen mir und dem dunkleren der beiden Engelsköpfe auf der Sixtina. Meine Aufmerksamkeit war geweckt. Stundenlang stand ich nun vor dem großen Kupferstich, der in unserer Wohnstube hing, um das Engelchen zu betrachten, dem ich so ähnlich sein sollte. In kindlich neugieriger Eitelkeit stellte ich mich auch wohl vor den Spiegel und versuchte so lange, bis ich den tief sinnigen Blick dieser Augen getroffen zu haben vermeinte.

Ich entsinne mich ganz genau, daß, so oft mich Jemand aufmerksamer betrachtete, (was anlässlich des Bildes jetzt oft geschah) ich unwillkürlich jenen halbstudierten Blick machte, von dem ich wußte, daß er Ausrufe zur Folge hatte, wie: „Seht die kleine Philosophin! Wie poetisch! — Das Kind wird noch einmal eine Gelehrte werden! — Eine Dichterin!“ —

Diese Urteile, die damals ja nur meinem Äusseren galten, machten einen tiefen Eindruck auf mich und in dem dunklen Gefühl, daß es nun eigentlich meine Schuldigkeit sei, die Erwartungen zu erfüllen, die man von mir hegte, hielt ich mich von dem wilden Spiele der Geschwister fern, saß allein abseits unter einem Baume, ein Buch in der Hand und las, wie ich es auf einemilde meines „Orbis pictus“ gesehen hatte, das die Unterschrift trug „Ein Dichter“.

Wurde ich dann von den Geschwistern geneckt, so nahmen die Erwachsenen mich in Schutz: „Laßt sie doch! Sie ist eben anders als Ihr!“

„Ich wette, Du machst heimlich Verse!“ sagte einmal ein Freund unseres Hauses, indem er mir durch die Loden strich und, zu meiner Mutter gewendet, leise hinzufügte: „Sie hat Poetenaugen“.

Verse? Nein, ich hatte noch nicht daran gedacht! Nun aber begann ich mit Feuerreiser meinen „Echterneyer“ und meinen „Strogge“ durchzustudieren und, nach dem Muster der vorhandenen, selbst Verse zu schmieden, die nicht besser und nicht schlechter waren, als es solche Erzeugnisse zu sein pflegen. Dann wurden Raubzüge gemacht in den Bücherstank, der uns Kindern eigentlich verschlossen war. „Mit Irene müssen wir eben eine Ausnahme machen“, sagte die Mama und überließ mir ruhig sämtliche Klassiker, die ich mit Eifer wieder und immer wieder las, bis ich weit mehr in jener geträumten schönen Welt zuhause war, die mir meine Lektüre erschloß, als in der mich umgebenden Wirklichkeit.

Natürlich ließ ich meiner erregten Phantasie in Vers und Prosa freien Lauf, und mittlerweile hatte ich auch etwas gelernt, so daß ich meinen Gönnern, die diese Erklärungsversuche in die Welt einführten, keine Schande machte. Ich war ja nicht dumm, nicht unbegabt und hatte überdies eine Erziehung genossen, die geradezu auf meine Ausbildung zur Schriftstellerin lossteuerte! Meine Arbeiten waren fleißig und sorgfältig ausgeführt; ich beherrschte die schwierigsten Formen, man lobte meine „poetische Sprache“, kurz — man war mit mir zufrieden.

Schon als ich 17 Jahre alt war, galt es für ausgemacht, daß ich, „die Dichterin“, keine Freude an der seichten Unterhaltung der geselligen Vergnügungen fände. Ich selbst behauptete das. „Meine Bücher sind meine besten Freunde!“ sagte ich, ohne zu ahnen, daß es nur befruchteter Ehrgeiz war, der mich so sprechen ließ und die Unkenntnis aller der Dinge, die „Jugend und Leben bedeuten“.

Die Dichterin atmet tief und schwer, ehe sie fortfährt: „Die Franzosen werfen unsern deutschen Mädchen vor, daß sie „Alles wissen und Nichts kennen“. Auf mich wenigstens paßte dieser Ausspruch! Unzählige Male schon hatte ich in kunstvollen Versen Liebesglück und Liebesleid besungen, ehe ich selbst — und nur ein kurzer Moment — “

Sie schließt die Augen.

Ein lieblich träumerischer Ausdruck kommt in ihr Gesicht und heimlich treiben Erinnerung und leise, unbewußte Sehnsucht ein wunderliches Spiel in ihrem Herzen, daß dieses kluge Herz zu klopfen beginnt, unvernünftig, süß und mild — ganz wie es „damals“ klopfte.

Und wie damals fühlt sie durch die geschlossenen Lider hindurch einen beharrlichen Blick auf sich geheftet, der sie zwingt die Augen aufzuschlagen und hineinzublicken in die grünliche, flammende Tiefe der Seinen — ganz wie damals!

Es ergreift sie eine seltsame Verwirrenheit; Gegenwärtiges mischt sich phantastisch mit der Vergangenheit, und während sie sich das Bild des feurigen jungen Kunstschülers zurückrufen will, tritt an seine Stelle die kräftige, geschlossene Persönlichkeit des Mannes, der in greifbarer Wirklichkeit vor ihr steht.

Sie zwingt ihre rebellischen Gedanken zurück zu jener Stunde vor langen, langen Jahren, zu jener Empfindung überraschter, neugieriger Lebenslust, mit der sie in den Armen des schlanken, jungen Griechen lag, und sie hört wieder eine warme, klangvolle Stimme: „Vergeßen Sie nur; ich habe Sie nun doch zu lange“ — Nicht doch! Er, der junge Kunstschüler hat jetzt diese Worte nicht gesprochen, seine Stimme hat sie wohl kaum gehört in jenem Augenblick — aber hier — der Professor — ?

Sie sucht sich gewaltsam loszureißen aus ihrer Verwirrung.

„Das ist lange her!“ sagt sie, indem sie sich erhebt. Die Bewegung giebt ihr die gewohnte Besonnenheit und Ruhe wieder. „Lange her!“ wiederholt sie „ich war damals noch —“

Sie stockt, denn der Maler ist plötzlich vor sie hingetreten, seine Augen funkeln und sein Gesicht hat sich geröthet: „Pygmalion und Galatea — war es das?“ —

Sie sieht ihn starr an, dann fliegt über ihre Züge ein plötzliches Verstehen; — sie läßt die Arme sinken und biegt das schöne, stolze Haupt zurück.

„Pygmalion!“ wiederholt sie träumerisch, dann blickt sie ihm tief und forschend in die Augen und mit einer unendlichen Weiche in Ton und Geberde sagt sie, während Thränen in ihren Augen aufsteigen: „Sie waren der Erste und Einzige, der in mir nicht die stolze, unnahbare Dichterin sah, sondern das natürlich empfindende Mädchen — das Weib.“

Er ergreift ihre beiden Hände, daß sie das Hämmern seiner Pulse fühlt bis in ihre eigenen Fingerspitzen hinein: „Und wenn es so ist — wenn Sie mir nicht zürnen — wenn Du — o Gott! Es ist noch nicht zu spät — wir können — —“ Sein Atem geht keuchend und seine Lippen zittern.

Ein seltsames schluchzendes Lachen kommt aus ihrem Munde. Sie schließt die Augen und es ergreift sie ein köstliches Gefühl willenloser Hingebung, als triebe sie langsam auf den Wellen eines starken Stromes dahin, dessen Heben und Senken sie wohligh an ihrem Körper zu spüren meint. So läßt sie sich von der leidenschaftlichen Kraft dieser Hände, die noch die übrigen halten, heranziehen und von seinen Armen umfassen mit atemraubender Festigkeit. Eine Wonne, so stark, daß sie an die Empfindung des Schmerzes grenzt, durchschauert sie. Die Thränen laufen ihr über das Gesicht und seine heißen Lippen saugen sie auf. Er drückt seinen Mund auf den ihrigen, daß seine Zähne sich in ihre weichen Lippen pressen, er betastet ihr Haar, er küßt ihre Finger, jeden einzeln, und das alles mit einer lautlosen Geschäftigkeit, die etwas komisches hat. Sie läßt ihn gewähren und weint und lächelt. Endlich löst sie sich sanft aus seinen Armen. Sie stellt sich auf die Füße, legt die Hände um ihre Hüften und reckt sich anmutig empor. Sie ist hinterhebend schön in diesem Augenblick und er stürzt aufs Neue auf sie zu. Sie aber wehrt ihn leise ab, und während sie sich glättend über Haar und Kleidung streicht, verschwindet der Ausdruck seliger Erregung aus ihrem Gesicht.

Ihre Züge konzentrieren sich, — sie blickt zu Boden.

Er betrachtet sie mit Verwunderung. „Habe ich Dich verkehrt, Geliebte?“ fragt er ängstlich und greift nach ihrer Hand, „war ich zu stürmisch?“

Sie hört ihn nicht und achtet nicht auf seine Frage.

Sie ergreift einen Bleistift, der auf dem Tische liegt, nimmt eine breite Visitenkarte aus der großen Bronzeschale dort und schreibt auf die Rückseite ein paar Zeilen in ihrer schlanken Schrift. Er sieht ihr über die Schulter. Sie streicht sie ein Wort aus und fügt ein anderes ein, dann liest sie:

„Die Zeit der Wunder kehrt uns wieder,  
Vom Postament steigt Galatea nieder;  
Aufs neue will sie in der Liebe Armen  
Zu niegekannter Lebensglut erwarmen.“

Das Marmorbild beginnt zu lachen,  
Was Regung heißt und Wort und Ton,  
Und dankbar neigt sich dem modernen,  
Dem besseren Hygiation.“

„Es ist schlecht geworden“, fügt sie hinzu und runzelt ein wenig die weiße Stirn.

Er errötet plötzlich, wie ein Schulknabe errötet, der sich schämt. Ein kaltes Gefühl von Enttäuschung treibt das Blut aus seinem Herzen und drängt ihm den siedenden Strom in die Stirne hinein.

„Was hast Du?“ fragt Irene erstaunt und sieht ihn an.

Die Blut hat sich langsam über sein ganzes Gesicht verbreitet und zieht sich noch tief unter das dunkle, büstenartig geschnittene Haar.

Eine unbestimmte Angst steigt in ihr auf. — Sie zittert. „Was hast Du?“ fragt sie noch einmal.

Er beugt sich zu ihrem Ohr, und — als schäme er sich des Bekenntnisses — flüstert er ihr zu: „Sei mir nicht böse, Du Einzige, Liebe, aber es thut mir wehe, daß Du jetzt dichten kannst!“

Sie sieht, wie der Strahl übermüthigen Glückes in seinen Augen erlischt; sie liest die peinliche Enttäucherung in seinen Wienen und alle Farbe weicht aus ihrem Gesicht.

Sie taumelt, als habe sie einen Schlag erhalten.

„Zu spät!“ sagt sie endlich leise. „Es ist alles zu spät!“

Er sieht sie mitleidig und zärtlich an, aber er schweigt.

Eine unsäglich Bitterkeit kräufelt ihre Lippen.

„Sie haben Recht!“ sagt sie und ihre Stimme klingt rau vor verhaltenem Schmerz. „Allzu lange habe ich die Liebe in kunstvollen Sonetten und Terzinen besungen — nun verstehen meine Lippen nicht mehr, das schlichte Wort „Ich liebe Dich!“ zu formen.“ Er fühlt ein tiefes Erbarmen mit ihrer Seelenpein. „Irene!“ ruft er, „mein armes Kind, was redest Du da! Komm zu mir, sprich zu mir, sage mir, daß Du mich liebst, daß Du mir gehören willst. So sprich doch, Geliebte! Hörst Du mich nicht? Irene!“

Ein Grauen faßt ihn vor dieser toten, statuenhaften Rede. Er berührt ihre herabhängenden Hände — sie sind kalt wie Eis.

„Umsonst!“ sagt sie tonlos. „Die Handschrift der Natur ist nicht zu löschen! — Mir ward der unfruchtbare Lorbeer prophezeit!“

„Aber das ist Wahnsinn!“ sagt er und ergreift sie an den Schultern, als wolle er sie wachrütteln aus einem bangen Traume.

Sie schüttelt traurig den Kopf und ihre Augen starren ins Leere. —

Es ist ihm plötzlich, als entschwände sie ihm wie ein wesensloses Etwas unter den Händen. Er läßt die Arme sinken und weicht langsam von ihr zurück, wie vor einem Phantom.

Dabei löst er an seine Staffelei und die Leinwand in ihrem Blendrahmen fällt zu Boden. Das polternde Geräusch weckt die Tante aus ihrer beschauflichen Ruhe. „Ja, ja, „die Handschrift der Natur!““ sagt sie, sich ermunternd, „ich habe Alles gehört! Ist denn die Pause schon vorüber?“

Und sie blickt fragend von Einem zum Andern.

### Rufverlangen.

Bei diesem Sommer, der nicht sterben mag,  
Der seines Sommerglanzes warmes Gold  
Verfchwend' r'isch streut auf jeden jungen Tag,  
Ihm neue Art von Licht und Duft entrollt. —  
Was klopfst du, Herz, so sehnsuchtsbang' und jag'  
Bei diesem Sommer, der nicht eiden mag?

In all' der Blütenfülle, die er hegt,  
Schleicht sonnenmüd' sich mir die Wimper zu,  
Mir in der tiefsten Seele leise regt  
Ein Sehnen sich nach Nacht und Winterruh';  
Ein Traumverlangen ist's, das mich bewegt  
In all' der Blütenfülle, die er hegt.

Zuviel! Zuviel! Es wird zum Kaften Zeit;  
Was soll der Farb- und Blüten-Überschwang?  
Es ist kein Herz zu fassen sie so weit,  
Dem Frieden schlägt's entgegen, heiß und bang'.  
Oh, breite du die Schwingen, weich und weit;  
Zuviel! Zuviel! Es wird zum Kaften Zeit!

So sehnt in dieses Lebens Sommerlast,  
In Duft und Wärme, die der Tag gebracht,  
Das Herz sich auch wohl müd' zuleht nach Raft,  
Und nach den Schallen ew'ger Winternacht,  
D'cin aller Duft und alle Blut verbläht  
Aus dieses Lebens heißen Sommerlast.

Konrad Telmann.

### S i e m e n .

Der Regen r'innt, der Regen rauscht,  
Der Wind weint über die Haide —  
Ich habe mein ganzes Glück verlauscht  
Mit einem tiefen Leide!

Es starben die Rosen allzumal  
Im leuchtenden Sommergarten;  
Herbstnebel kullern durch's stille Thal  
Wie tiefgraue Grabstandarten.

Und zwischen Erde und Himmelszell  
Schwebt hin ein totnüdes Schemen;  
Das kam und ging durch die weite Welt  
Als Scheiden und Abschiednehmen.

Das kam mit leisem Geisterflug  
Und ruhle zwischen uns Beiden. —  
Nun geht durch die Seele der tiefe Zug,  
Der bange Zug vom Scheiden.

So brich mir denn vom säuselnden Strauch  
Die Rosen, die lehten, blasen,  
Auf daß ihr schwerer, sterbender Hauch  
Mich nimmer solle verlausen,

Auf daß das weike Sträußlein sag',  
Wenn nichts aus Erden mir bliebe,  
Daß einst mein Leben ein Maienlag  
Voll Sonnenschein und voll Liebe. —

Es r'innt der Regen, der Regen rauscht — —  
Nun schüke Gott uns Beide! —  
Ich habe mein ganzes Glück verlauscht  
Mit einem tiefen Leide!

Karl Bienenstein.

### Nur eine Farbe hat meine Fahne . . .

Nur eine Farbe hat meine Fahne  
Und meine Harfe nur einen Klang.  
In dir nur leb' ich und in dem Wahne  
Dich zu ertingen, ertönt mein Sang.

Daß mir das blutende Herz vernarbe  
Gewähr ihr ihm endlich der Liebe Lohn! —  
Es hat mein Banner nur eine Farbe  
Und meine Harfe nur einen Ton.

Rudolf Kunnert.

### Weiße Veilchen.

Ich bringe dir die weißen Veilchen dar:  
Von Farb' und Duft fehlt ihnen jede Spur;  
Sie teilen mit der blauen Schwestern Schar  
Gestalt und Namen nur.

Die Liebe, die dem Glück entsagen muß,  
Lebt blaß und traurig so im Herzen noch;  
Sie weiß von keinem Köcheln, keinem Auf,  
Und Liebe ist es doch. —

Mus dem Jullienf'chen der Annie Piranti von  
Johannes Schürmann.



## Leben und Sterben.

Von Eduard von Bauernfeld. \*)

(Ungedruckter Nachlaß.)

„Carpe diem!“

Der Tod ist nichts, das Sterben ist Alles und die Art des Sterbens. Der Tod auf dem Schlachtfelde oder durch einen Schlagfluß ist bei Vielen kein so brutaler Akt, als das langsame Dahinsiechen unter Schmerzen und Qualen, das sich sterben fühlen und sehen, das sich zu Tode leben. —

„Den die Götter lieben, der stirbt jung!“ sagten die alten Griechen — und sie hatten Recht. Ihr Achilles und Patroklos leben noch bis zum heutigen Tage im hell strahlenden Lichte der Poesie, als jugendlich frische Helben. Wer in der Fülle der Jugend, der Kraft und des Wirkens plötzlich und ahnungslos dahingeht, der ist wahrhaftig zu beneiden. Das Alter ist aber schon ein langsames Absterben und voraussetzliches Sterben. Jedes Jahr ist da ein Geschenk, zuletzt jeder Tag. Wer aber kein Pessimist ist, der hängt am Leben, wie der alte Castelli, oder wie der quondam Staatsminister Fürst Maunich, in dessen Gegenwart bekanntermaßen von Sterben und Tod niemals die Rede sein durfte. War einer seiner Mittagsgäste schwer erkrankt, so mußte darüber Schweigen herrschen; wenn aber der Kammerdiener melden kam: „Seine Excellenz sind verhindert, bei Tafel zu erscheinen“ — so wußte der Fürst, woran er war. Die Excellenz war bereits Würmerpeife. —

Niemand, so alt er auch wäre, hat eigentlich Zeit zum Sterben. Mit tausend Fäden hängt ein Jeder von uns an Personen, an Sachen, an Verhältnissen. Nicht Jeder ist ein frommer Simeon, der nach des Kindlein Jesu Geburt andrufen konnte: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener im Frieden fahren!“ — Der Mann hatte sein Lebensziel erreicht: der Weltelöser war zur Welt gekommen. Mehr verlangte sich der Alte nicht.

Aber andere alte Erdennürmer haben noch ihre Geschäfte und Spekulationen im Kopf, oder sie er-

warten einen Titel, einen Orden. Noch Andere harren auf die letzte Lieferung des neuesten Romans, sie wollen noch überhandener Krankheit irgend ein Sensationsstück sehen oder gar eins dergleichen schreiben. Wer denkt da ans Sterben? —

Man kann zwar daran denken, allein man lebt, so lange man lebt, und man sollte eigentlich leben, als lebte man ewig. Der große Goethe, bereits ein Achtziger, beschäftigte sich noch unablässig mit der Fortsetzung von „Wahrheit und Dichtung“ und mit dem Abschluß des „Faust“. — Ich kannte einen Achtziger, welcher Bäume für seine Enkel pflanzte, und der Achtziger Laroché spielte seinen alten Diener in der „Furcht vor der Freude“ mit so viel Verbe und jugendlichem Feuer, als handelte sich um eine Debutrolle und um ein neues Engagement.

In diesem Sinne mag auch das frivol klingende „carpe diem“ gelten. Der Tag gehört Dir! Benütze ihn. Lebe Dir und den Deinen, so lange Du atmest, und mit dem letzten Hauch verschwebe ins All und laß die Andern Dein und ihr mühselig Tagewerk fortsetzen. Sie treffens wohl so gut oder so schlecht wie Du. Darum wähne nur ja Niemand, daß er unerfeglich sei!

Der Herrscher Agamemnon ist gestorben mit faunt Homer, der ihn besungen, Alexander und Aristoteles, Kaiser August und Horaz und Virgil, die große Elisabeth und Shakespeare, Louis XIV. und Molière, Friedrich der Große mit seinen Feldherrn — wer denkt ihrer Aller noch? Wer hat ihrer gedacht, acht Tage nach ihrem Scheiden? Der Sarg eines großen Mannes hat sich geschlossen — mag sein, daß wir ihm den Zoll einer Thräne entrichten, doch wir leben weiter, wir essen, trinken, schlafen, wir amüsieren uns, lieben oder betrügen uns wie bisher. So war es, ist es, wird es und muß es im Grunde auch sein.

\*) Der vorliegende Aufsatz wurde von dem seither dahingegangenen Altmeister des Lustspiels unserer Zeitschrift im März 1887 zur Veröffentlichung überlendet. Kurz darauf hat der greise Dichter den Abdruck insoweit hinausgeschoben, bis er Muße gefunden, noch einige bezeichnende Details, die ihm beigefallen, einzufügen. Leider ist er dazu nicht mehr gekommen. Wir veröffentlichen nun den Aufsatz in seiner ursprünglichen Gestalt in der sicherlich nicht unbegründeten Hoffnung, daß derselbe, für Jedermann lesenswert, namentlich Allen, die Bauernfelds pietätvoll gedenken, als ein treuer Spiegel der Lebensanschauung des zugleich helter genickten und rastlos schaffenden Geistes doppelt wert sein wird.

Der Mensch, das Individuum, ist nichts, die Menschen sind Alles. Wer sich ausgelebt hat, gilt nicht mehr, nur der Lebende hat Recht. Aber kein Lebender bilde sich ein, daß ihn ein Anderer nicht ersetzen könne. Bisweilen der nächste beste.

Le roi est mort, vive le roi! Das gilt auch für die Könige der Litteratur. *Corneille est mort, vive Victor Hugo!* Das paßt auf alle Menschen. Nach dem Peter kommt der Paul und mit dem lebt sich's eben so gut wie mit seinem Vornann.

Zu dem Theaterpächter Duport kam ein Tenorist und verlangte höhere Gage. „Warum, Monsieur?“ fragte der knickrische Franzose. „Weil ich dem Theater unentbehrlich bin!“ erwiderte stolz der Besizer des hohen C.

Duport lächelte schlau. „Meine liebe Herr, —“ sagte er in seinem gebrochenen Deutsch — „kein homme sein unentbehrlich als Adam, der erste Mensch“.

Der Tenorist ward entlassen und sein Ersatzmann machte Furore. Das große Publikum merkte gar nicht, daß er mit Not nur bis ins A hinaufreichte.

Wie weit wir reichen, ist gleichgültig, wenn sich's nur mit uns leben läßt. Von unsern Vorgängern sagt man: „sie sind uns bessere Leben übergegangen“ — vermutlich weil dieses unser Leben das schlechtere ist. Magister Bangloß meint zwar: „Que tout est au mieux dans le meilleur des mondes possibles!“ — Mag sein. Jedenfalls gilt es, sich fügen, sich nach der Decke strecken.

Das ist die ganze Lebensweisheit. Verlange nur Niemand von diesem zeitweisen Dasein mehr,

als es zu gewähren vermag. Ein bißchen Sonne, ein bißchen Liebe, ein paar helle Gedanken! —

Und der Tod? Je nun, er komme! Und Heil den nach uns Lebenden! Nur aber, die wir noch leben und sind, uns geziemt es, nebst dem *memento mori* uns auch ein freudiges *memento vivero* zuzurufen. Zwar die meisten Leute bedürfen der letzteren Mahnung durchaus nicht. Sie verlieren einen Freund oder eine Geliebte, etwa wie man einen Handschuh verliert; ein kurzer Verdruß — und vorüber!

Das sind dieselben Tugendmenschen, die sich zu Hinrichtungen drängen, um darauf mit verdoppeltem Appetit zu Mittag zu essen. Es gab immer so Leute. Männer wie Frauen. So die königliche Witwe Gertrude von Dänemark, die kaum vier Wochen nach ihres Gemahls Ableben sich einen zweiten erkiesie.

— „Bevor die Schuh' verbraucht,

Womit sie meines Vaters Leiche folgte!“

sagt der pessimistische Hamlet:

— „Das Gebäd'ne

Vom Leichenschmaus gab lalte Hochzeitsküßeln.“ —

Die meisten Menschen leben in den Tag. Dazu bedarf es bei ihnen keiner Mahnung. Es gilt aber den Tag zu benützen, ihn zu verwerten. Goethe meint irgendwo, man sollte jeden Tag etwas Schönes sehen und hören, ein gutes Buch lesen und, wo möglich, ein paar vernünftige Worte sprechen. In ähnlichem Sinn war das wohl auch die Meinung des gebildeten Sanguinikers Horaz, als er uns zurief:

„Carpe diem!“

## Die Frage der Theater-Sensur.

### II.

Wir fahren in der Veröffentlichung der uns zugewonnenen Gutachten in der Reihenfolge des Einlaufs fort.

Der Direktor des „Berliner Theaters“, Herr Ludwig Baranag, schreibt uns:

Sehr geehrter Herr!

Die endgültige gesetzliche Regelung der Theaterzensurfrage, welche diesen in seiner Wichtigkeit für das kulturelle Leben nicht zu unterschätzenden Faktor der Praxis der Polizei-Verordnungen entziehen und ihn auf den Boden der Gesetzgebung stellen würde, halte auch ich für eine unerläßliche Maßnahme, von Interesse für die Bühnenleiter und für die Dramatiker und von Bedeutung für das Ansehen der Verwaltung selbst, das in den Augen der breiten Masse nicht eben gefördert werden kann durch die

Thatsache, daß über ein und dasselbe Wert Seitens verschiedener Aufsichtsbehörden verschiedene Entscheidungen, in ihrem Inhalte und ihrer Wirkung einander schnurstracks entgegenlaufend, gefällt werden.

Daß die Zensur über Druckschriften, also die sogenannte Zeitungs- und Büchsenzensur, ganz verschiedenartig sein muß, nach ganz anderen Grundsätzen gehandhabt werden muß, wie die Theaterzensur, geht schon daraus zur Evidenz hervor, daß diese beiden Arten der Zensur zwei sehr verschieden geartete Wirkungen erzielen; es ist deshalb nicht rasam, bei der Beurteilung dieser beiden Zensur-systeme Parallelen zu ziehen — ist doch nur in den aller seltensten Fällen mit der Beschlagnahme von Druckschriften eine so tiefgehende Wirkung auf weite Kreise der Öffentlichkeit verbunden, wie dies mit der

Inhibierung eines neuen Theaterstückes der Fall ist, und wenn nun gar durch spätere gerichtliche Entscheidungen die ersten Verbote aufgehoben, die beschlagnahmten Objekte frei gegeben werden, so ist, besonders im Hinblick auf größere literarische, in Buchform veröffentlichte Produkte, der materielle Schaden ganz unbedeutend und in keinem Vergleich zu bringen mit dem Schaden, der einer Bühne wohl unter allen Umständen schon im Momente des Verbotes erwächst, und der — bei den eigenartigen Lebensbedingungen einer Bühne — später überhaupt nicht wieder einzubringen ist.

Diesen, durch das etwaige Verbot hervorgerufenen materiellen Schaden des Instituts möglichst zu verhüten, ist meiner Ansicht nach die jetzt übliche Präventiv-Zensur ins Leben gerufen; sie ist nach meiner Überzeugung die bestmögliche Form der durch die Staatsraison gebotenen Maßregel. Über ihre Handhabung, ihre Ausübung durch die berufenen Organe wird weiter unten zu sprechen sein. Ich habe die jetzige, von der Polizeibehörde gehandhabte Theaterzensur stets als eine, wenn der Ausdruck gestattet ist, prophylaktische Maßregel betrachtet; es wird eben bei Zeiten Vorsorge getroffen, daß das Unangenehme und Unerwünschte, wenn es nun einmal zur Thatsache werden muß, möglichst milde in seinen Konsequenzen ist. Vorher soll jedes Stück eingereicht werden, damit das nachträgliche Verbot auf jeden Fall vermieden werden kann und somit jeder Bühnenleiter vor dem schweren Schaden bewahrt bleibe, Zeit, Geld und Mühe an die Einstudierung eines Werkes gesetzt zu haben, dessen materielle Ausnutzung ihm durch das nachfolgende Verbot unmöglich gemacht würde.

Ich will nicht unterlassen, hierbei zu bemerken, daß ich während meiner ganzen Thätigkeit als Bühnenleiter niemals unter der Theaterzensur zu leiden hatte. Stets fand ich mich wohlwollenden Beamten gegenüber, die mit eingehendem Eifer, mit Verständnis und Sorgfalt ihres wahrlich nicht leichten Amtes walteten, mir in entsprechendem Maße wohlwollend ihren Rat erteilten und nicht störend, sondern eher im gewissen Sinne fördernd wirkten. Es ist auch meine feste Überzeugung, daß bei guter Verwaltung eines Instituts und bei sorgfamer Beobachtung der polizeilich gestellten Forderungen es nicht gut denkbar ist, daß ein Verbot eines Stückes erst dann der betreffenden Direktion zugeht, wenn bereits alle bezüglichen Vorbereitungen zur Ausführung getroffen sind. Auf ein zeitig genug eingereichtes Manuskript erfolgt — darauf ist mit Sicherheit zu rechnen und ich selbst habe es in meiner Praxis stets bestätigt gefunden — auch bei Zeiten die Mitteilung und ein etwaiges Verbot kann dann wohl einen Ausfall erhoffter Einnahmen, nicht aber

eine direkte Schädigung an Arbeitskraft, Zeit und Geld mit sich bringen.

In Rücksicht auf die von juristischen Fachleuten befürwortete gesetzliche Regelung der Materie will ich bemerken, daß ich im Prinzip einer solchen, das ganze deutsche Reichsgebiet umfassenden einheitlichen Gestaltung eifrig das Wort reden möchte, doch möchte ich dringend abraten, durch gesetzliche Vorschriften die Zensurgewalt ausschließlich den Verwaltungsbehörden zu übertragen. Es wäre dann nur erreicht, daß viele heute als ungeeignet, als einseitig bezeichnete Maßnahmen mit dem größeren Gewicht der gesetzlich gerechtfertigten Entscheidungen ins Leben treten, und es würde die Verstimmung in den Kreisen der Betroffenen nur wachsen, wenn dasjenige, was heute ansichtbar ist als polizeiliche Anordnung, später womöglich als unanfechtbar gelten soll. Meiner Ansicht nach wäre es angemessen und wichtig, hier einen Zustand zu schaffen, der allen Faktoren in möglichst ausgleichender Weise zu ihrem Rechte verhelfen kann: den Autoren und Bühnenleitern, welche in eigenartigem Gemisch hier ideale und materielle Interessen verfolgen, und nicht minder der Staatsgewalt, die ein unabweisliches und unveräußerliches Recht besitzt, aus politischen, sozialen und staats-ehtischen Momenten das Veto über Bühnenstücke auszusprechen. Am zweckmäßigsten wäre es meiner Ansicht nach, die Zensurgewalt einer ad hoc gebildeten Reichskommission zu übertragen, die permanent in Thätigkeit ist und bei ihrer Zusammenfügung aus Verwaltungsbeamten und Sachverständigen allen in Betracht kommenden Faktoren Rechnung trägt. Die Verbote und die Ausführungserlaubnisse dieser Zensurkommission wären bindend für alle Polizeibehörden, wie für alle Bühnenleitungen im Gebiete der Bundesstaaten, und es hätte somit der Theaterdirektor außerhalb der Hauptstadt und nachdem die Reichskommission ihre Entscheidung gefällt, keine Verpflichtung mehr, ein dort genehmigtes Werk nochmals vorzulegen, wie er andererseits auch ein dort verbotenes Stück an seiner Bühne nicht aufführen dürfte; — ob in besonderen Fällen ein von der Kommission freigegebenes Stück an einem bestimmten Orte aus z. B. lokal-politischen, lokal-sozialen und ähnlichen Gründen verboten werden darf, wäre von Fall zu Fall Seitens der der Kommission vorgelegten Behörde, das ist des Reichsamts des Innern, zu entscheiden.

Es dürfte füglich auch eine Entscheidung dieser so gebildeten Reichskommission appellabel sein; die Reklamation wäre dann bei der höheren Instanz anzubringen, gegen deren Entscheidung ein Appell unzulässig ist; wie diese höhere Instanz zusammenzusetzen ist, kann hier eingehend nicht erörtert wer-



den; im Prinzip wäre sie analog der Reichskommission zu bilden. Sowohl Seitens der betroffenen Autoren und Bühnenleiter könnte den Entscheid der Kommission an die höhere Instanz appelliert werden, wie dies auch geschehen dürfte Seitens des Vorsitzenden der Kommission, wenn z. B. dessen persönliche Ansicht von dem einzelnen Falle sich nicht deckt mit der durch Stimmenmehrheit in der Kommission gefällten Entscheidung, und der Vorsitzende aus politischen Gründen dem Entscheid der Kommission nicht gänzlich beipflichten zu dürfen.

Der Vorschlag des Herrn Dr. Fritz Friedmann hat für mein Empfinden das Nützliche, daß lediglich Rechtsverständige vom juristischen Standpunkte, aber nicht auch Autoren, Bühnenleiter, Schauspieler, Litteraturkenner, Kritiker u. s. w. über eine Frage entscheiden sollten, der welcher das Rechte oft wichtiger und maßgebender sein dürfte, als das Recht.

Im Ubrigen glaube ich, daß es angezeigt wäre, alle hier in Betracht kommenden Fragen in einer freien Versammlung von Autoren, Juristen, Bühnenleitern und Verwaltungsbeamten zu erörtern, da bei solchem direkten Meinungsaustausch jedenfalls neue Gesichtspunkte eröffnet, neue Anregungen gegeben werden — was bei einer Enquete doch nur in beschränktem Maße der Fall sein kann.

Hochachtungsvoll

Ludwig Barway.

Wir bemerken dazu, daß sich eine derartige „freie Versammlung“ schwerer veranstalten ließe, als man glauben sollte. Zweimal ist die Anregung dazu in Berlin ausgegangen, einmal von einem engeren Kreise, ein andermal von einer organisierten, wohl angesehenen Gesellschaft. Die Beteiligung war eine geringe, noch geringer leider das Resultat. An den Schreibtisch sind die Herren zu bringen, in eine Versammlung viel schwerer.

Sachlicher Bemerkungen enthalten wir uns auch hier und betonen nur den scharfen Gegensatz zwischen diesem und dem folgenden Gutachten. Ludwig Fulda schreibt uns:

Berehrter Freund!

Also — Sie thun es nicht anders. Auch ich muß Ihnen mein „Gutachten“ — das Wort hat einen beängstigend offiziellen Anstrich — über die Theater-Zensur abgeben. Mir scheint, das ist eine heisse Sache. Denn als einer jener schändlichen und gewissenlosen Volkserführer, deren verabscheuungswürdiges Streben es ist, den großen Geisteskampf der Zeit künstlerisch zu erfassen und wiederzuspiegeln, bin ich selbst schon einige Male von der Zensur ereilt worden. Man wird daher von vornherein meine Unparteilichkeit in Zweifel ziehen, und die Gegner völliger Gedankenfreiheit werden diesmal ausnahmsweise mit dem Marquis

Papa übereinstimmen, welcher bekanntlich sagt, daß „das Opfer wenig dazu taugt, dem Geist des Opfers ein Loblied anzustimmen“.

Da Sie aber selbst auf diese Gefahr hin mein Gutachten zu haben wünschen, so scheue ich mich nicht auszusprechen, daß ich die bestehende Theater-Zensur als etwas ganz und gar nicht Gutes erachte, und ich glaube, daß meine sachlichen Gründe stark genug sein werden, um mich von dem Verdacht persönlicher Voreingenommenheit zu reinigen.

Vor Allem kann eine Einrichtung nicht gut sein, wenn sie nicht gerecht ist. Denn das Ungerechte ist niemals das Gute, selbst dann nicht, wenn es in irgend einem Betracht das Nützliche ist. Die Theater-Zensur aber ist insofern eine große und offenbare Ungerechtigkeit, als sie eine ganz bestimmte Sorte von Bürgern — die dramatischen Autoren — einem harten Ausnahmegesetz unterstellt. Der dramatische Autor ist meines Wissens gegenwärtig der einzige Mensch im Deutschen Reich (und anderswo), der in jedem Augenblick nach ungeschriebenen Gesetzen gerichtet, verurteilt und bestraft werden kann. Oder ist es kein Gericht, keine Verurteilung, wenn man ihm sagt: „Dein Werk darf den Zweck, zu welchem Du es geschaffen hast, nicht erfüllen“? Ist es keine Strafe, wenn man ihm die Früchte einer Arbeit, welche ihn wenigstens einige Monate, vielleicht aber auch ein Jahr und darüber gekostet hat, ohne jede Entschädigung entzieht? Der gerichtliche Bestrafe hat nur den großen Vorteil voraus, daß er genau weiß, warum er bestraft wird. Er erfährt, gegen welches bestimmte Gesetz er sich vergangen hat, und das Urteil wird überdies noch im Einzelnen sorgfältig begründet. Der Polizei-Zensur aber ist beim Verbot eines Stückes zu näherer Motivierung nicht verpflichtet, und so kann der dramatische Autor in die Lage kommen, niemals den Grund seiner Bestrafung zu erfahren. Und wer den Grund einer Strafe nicht kennt, der hat nicht einmal den Trost büßfertiger Sünder: daß er gelernt hat, sie ein zweites Mal zu vermeiden.

Man wendet ein, daß die Zensur im Allgemeinen mit der größten Milde ihres Amtes walte. Das aber kommt hier gar nicht in Frage. In der Bestimmung liegt die schwere Ungerechtigkeit, nicht in der Anwendung. Die Persönlichkeiten wechseln; der Polizeiparagraph bleibt. Das Damocles-Schwert hängt drohend über dem Haupte des Dramatikers — von der ersten Konzeption seines Werkes bis zur Aufführung — und auch ohne daß ein Verbot ihn trifft, das Gefühl stetiger Unsicherheit, das Gefühl der Rechtlosigkeit bleibt dasselbe.

Aber man sagt: die Theater-Zensur ist notwendig, und selbst eine vereinzelte Ungerechtigkeit

darf nicht ins Gewicht fallen gegenüber der Notwendigkeit, die allgemeine Ordnung aufrecht zu erhalten. Gewiß — der Staat ist verpflichtet, seine Bürger vor Ausschreitungen jeder Art zu schützen; er ist berechtigt, sich selbst und seine Einrichtungen gegen unmittelbare Angriffe zu verteidigen. Ich bin jedoch der Ansicht, daß hierzu das Strafgesetzbuch vollständig ausreicht, und genau derselben Ansicht ist der heutige Staat auf allen Gebieten des künstlerischen und litterarischen Lebens, mit alleiniger Ausnahme des Theaters. Und warum das? Warum muß nicht der Maler sein Bild, bevor er es ausstellt, der Romandichter sein Buch, bevor er es drucken läßt, der Journalist seine Zeitung, bevor er sie veröffentlicht, dem Zensur unterbreiten, wohl aber der Dramatiker sein Stück, bevor er es aufzuführen läßt? Warum genügt es dort, wenn der Staatsanwalt gegen das vollendete Reat einschreitet, während hier die prophylaktische Methode der Zensur für unumgänglich gehalten wird? Heinrich Vultaupt löst uns (S. 24 ff. des laufenden Bandes der „Deutschen Dichtung“) dieses Räthsel, indem er ausführt, daß in der besonderen Natur des Theaters die Besonderheit seiner Behandlung begründet liegt, und daß auch das gesetzlich Inzulässige unter Umständen von der Bühne ferngehalten werden müsse. Ganz abgesehen von der Ungeheuerlichkeit, daß der Staat etwas soll verbieten dürfen, was seine Gesetze erlauben, zu welchen Folgerungen gelangen wir denn auf dieser Bahn? Wenn das Theater wirklich mit Rücksicht darauf gestaltet werden soll, daß kein Schwachkopf sich verwirre, keine unmündige Seele Schaden leide und keine unreifen Sinne aus der Darstellung des Natürlichen Gift saugen, dann bleibe man doch nicht auf halbem Wege stehen; dann verbiete man unsere sämtlichen klassischen Dramen, von denen nicht ein einziges die Möglichkeit solcher Gefahren ausschließt; dann sperre man unsere Museen, zensuriere unsere Tagesblätter in- und ausländisch und lasse von Kunst und Wissenschaft nicht mehr bestehen, als von Dummköpfen nicht mißverstanden und von Stündern nicht mißdeutet werden kann. Ist aber dies Alles vollzogen, dann dekretire man endlich noch, daß es vom so- und so vielen an nicht mehr zwei getrennte Geschlechter geben darf, und schaffe dadurch mit einem Schläge alle aus diesem bedenklichen Zustand sich ergebenden Mißbilligkeiten aus der Welt.

Im Ernst gesprochen: die tausend und aber-tausend Quellen, aus welchen unreife Seelen Gift trinken können, wenn es sie danach dürstet, werden auch durch die weisesten Vorkehrungsmaßregeln der Regierung nicht geschlossen werden. Die Schutzmittel dagegen liegen auf einem ganz anderen Gebiete. Die Theater-Zensur ist jedenfalls nichts

weniger als ein solches Schutzmittel; im Gegentheil, wie jede Halbheit schadet sie grade Denjenigen am meisten, welche sie vor Schäden bewahren will. Sie erzeugt die Triviolität, statt sie auszurotten. Vultaupt selbst betont ja, daß „ein Drama um so eifriger gelesen wird, je energischer die Polizei es bekämpft hat“. Und auf welche Art wird es gelesen! Unter dem anschließlichen Gesichtspunkt, des süßen Giftes habhaft zu werden, auf welches die Polizei so nachdrücklich hingewiesen hat; unter einem Gesichtspunkt, unter welchem sich reinste Natürlichkeit in schmutzige Anspielung verwandeln müßte, unter welchem selbst das lauteste und ehrwürdigste Buch der Menschheit, die heilige Schrift, als ein für die Jugend gefährliches Buch zu bezeichnen wäre. Glaubt Vultaupt wirklich, daß dadurch weniger Schaden angerichtet würde, als durch die Aufführung desselben Stückes vor einem völlig unbefangenen Publikum? Sollte das Stück eine Ungeheuerlichkeit enthalten — was gewiß ein seltener Fall wäre — dann hätte nach einmaliger Darstellung der Staatsanwalt einzuschreiten. Ganz sicher würde aber schon vorher das Publikum selbst — wenn nicht das ganze, so doch ein überwiegender Teil — an dem Stücke grausame Zensur üben; denn so viel sittliche Entrüstung wie ein deutscher Premieren-Besucher kann auch der gewissenhafteste Beamte am grünen Tisch nicht aufbringen. Sollte dagegen das Stück nur anständig sein im Sinne jener Unmündigen und Schwachen, dann wäre wohl die richtige Lösung, nicht dieses Stück ungeachtet seines vielleicht bedeutenden künstlerischen Wertes, sondern jene Unmündigen und Schwachen vom Theater fernzuhalten. Es ist durchaus nicht nötig, daß Schulmädchen von ihren Eltern in ein neues Stück geführt werden, dessen Inhalt die letzteren noch nicht kennen. Und wenn der Staat schlechtbehüteten Kindern durch eigene Fürsorge die Eltern oder Vormünder ersparen will — was er leider in viel wichtigeren Punkten nicht thut — dann möge er, wie bei bestimmten Museen, so auch bei bestimmten Theatern, den Eintritt nur Erwachsenen gestatten.

Die Kunst ist Nachahmung der Natur, und ihre höchste Aufgabe ist Nachahmung der menschlichen Natur. Wie es das edelste Ziel der Plastik übrig bleiben wird, den nackten menschlichen Körper darzustellen, so bleibt das edelste Ziel der Poesie, vor allem der dramatischen Poesie, die Darstellung der nackten menschlichen Seele. Eine Kunst, die an der Erreichung dieses Zieles verhindert wird, muß zu Grunde gehen. Und nicht sie allein; mit ihr zugleich geht die natürliche Sittlichkeit zu Grunde. Der Prüderie aber, welche an deren Stelle tritt, erscheint das Triviale hundertmal weniger anständig als das Natürliche. Und so kann es kommen, daß

die Zensur den perverfen Neigungen der Unmündigen wie der Mündigen nicht wehrt, sondern dient, daß sie nicht der Beschützer, sondern der Lakai des Publikums wird, daß sie den Import der schmutzigsten französischen Jotenschwänke gestattet und ein von so tiefem und starker Sittlichkeit eingeebnetes Werk wie Ibsens „Gespenster“ verbietet.

Ich glaube bewiesen zu haben, daß zur Pflege der öffentlichen Moral die Theaterzensur nicht notwendig ist, und auch auf politischem Gebiet halte ich die Bestimmungen des Strafgesetzbuches für vollständig hinreichend, um Ausschreitungen vorzubeugen oder wenn sie doch einmal vorkommen sollten, zu begegnen. Sollte es sich aber wieder um Verstöße gegen unge schriebene Gesetze handeln, dann meine ich, unsere Regierung würde, wenn sie nach dieser Richtung hin weniger Empfindlichkeit, weniger Angst verraten wollte, weder an Macht noch an Ansehen verlieren. Ich will unseren Gewalthabern nicht geradewegs die Unbefangenheit ihrer altathenischen Kollegen zumuten, welche bekanntlich ihre leibhaftige Karikatur auf der Bühne bildeten und belachten; ich will es ihnen nicht verübeln, wenn sie einem etwaigen modernen Kristophanes zum alleinigen Tummelplatz die politischen Witzblätter einräumen. Aber etwas mehr von dem Geiste jenes großen Friedrich, welcher das gegen ihn gerichtete Basquill tiefer hängen ließ, dürfte man in dem Reich, dessen Größe er mitbegründen half, wohl verlangen. Und wenn ich endlich von der inneren Politik noch auf die auswärtige kommen soll, so scheue ich mich nicht vor der kühnen Behauptung, daß der Dreißbund heute auch dann noch fortbestehen würde, wenn der „Generalfeldoberst“ Wildenbruch unbehelligt auf einer Berliner Privatbühne erschienen wäre.

Für die vorgeschlagenen Palliativmittel kann ich mich nicht sonderlich erwärmen, selbst dann nicht, wenn hier und da ein kleiner Vorteil dadurch erzielt werden sollte. Ich verurteile die Zensur als solche, einerlei, welchen Händen sie anvertraut ist. Solange von der Willkür eines oder einiger Beamten die Entscheidung abhängt, was dem Theater erlaubt ist und was nicht, solange sind Mißgriffe unvermeidlich, selbst dann, wenn jene Beamten die vorurteilsfreiesten und gebildetsten des ganzen Reiches wären. Und eine Kommission von Sachverständigen? Sie würde vielleicht gerade aus ihrem biederen Sachverstand heraus zu Gunsten irgend einer herrschenden Kunstschablone dem genialen Neuerer den Weg versperren.

Das heutige Theater ist wahrlich nicht nur ein Kunstinstitut; sondern es sprechen eine Anzahl von Faktoren bei ihm mit, welche mit der Kunst wenig oder gar nichts zu thun haben. Niemand kann das

schmerzlicher empfinden als diejenigen, welche wissen, was ein Theater der Nation zu sein vermöchte, wenn es ganz seiner ursprünglichen hohen Bestimmung wieder zugeführt werden könnte. Aber von der Kunst alles Unkünstlerische, wenn nicht fernzuhalten, so doch abzuwenden, das ist die Aufgabe der Kritik, nicht der Polizei. Und in weiterem Sinn ist es auch die Aufgabe der nationalen Erziehung, sofern diese sich wird entschließen können, neben der Ausbildung des Gedächtnisses der Ausbildung des Geschmacks einen größeren Raum zu gönnen. Hält man aber trotz alledem unsere bestehenden Gesetze für unzureichend, um jedem thatsächlichen Delikt — auf der Bühne oder anderswo begangen — beizukommen, dann möge man diese Gesetze entsprechend ergänzen; hält man sie für unzutreffend, dann möge man sie verbessern. Nur Inebeln man nicht mit polizeilichen Ausnahme-Maßregeln diejenige Kunst, welche nach dem Ausspruch ihres größten Meisters berufen ist, „der Tugend ihre eigenen Füge, der Schmach ihr eigenes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen“. —

Mit den besten Grüßen

Ihr allzeit ergebener

Ludwig Fulda.

Das Datum des Einlaufs, also ein Zufall, läßt diesen Gutachten ein anderes folgen, das von ähnlichem Geiste erfüllt ist, obwohl es von dem Vertreter einer nüchternen Wissenschaft herrührt. Von Herrn Prof. Dr. Josef Hochler, dem bekannten Rechtslehrer der Berliner Hochschule, liegt uns nämlich folgende Äußerung vor:

Sehr geehrter Herr!

Soll die Theater-Zensur fortbestehen? d. h. die Zensur als eine Einrichtung vorgängiger obligatorisch-polizeilicher Prüfung der aufzuführenden Theaterstücke mit dem diskretionären Recht der Polizeibehörde, die Aufführung zu untersagen?

Gewiß nicht. Alle Erwägungen, die man geltend gemacht hat: daß im Theater eine Macht zu erblicken ist, die verberlich in das Lebensmark des Volkes eingreifen kann, die vergiftete Keime in das Volk einzupflanzen und sittliche Krankheit zu erregen oder die Besten staatllicher Ordnung zu erschüttern vermag, müssen zerfallen: es sind die gleichen Erwägungen, die einst gegen die Tagespresse geltend gemacht wurden: eine Zeitung, die jeden Morgen die Lektüre von 10 000 Personen der verschiedensten Schichten bildet, trägt andere Gefährlichkeiten an sich, als ein Theaterstück, das in seiner ersten Aufführung vielleicht von 2000 Personen besucht ist.

Die Zensur dort aufheben und hier aufrecht halten, geht nicht an, um so weniger als Zeitungen von politischer Tendenz offensichtlich eher Gefahr lauten, mit den Staats- und Gesellschaftsinteressen

zusammenzustößen, als Theaterstücke, die doch zunächst der ästhetischen Anregung dienen.

Wie bei der Presse die erste Verbreitung, ist es ja bei der Bühne nur die erste Aufführung, die bei Aufhebung der Zensur als gefährdend in Betracht kommen könnte. Sollte sich dabei etwas Unerlaubtes zeigen, so kann nun ja doch ein gerichtliches Verbot erfolgen; und nötigenfalls kann, wenn Gründe des Verdachts vorliegen, die leitende Behörde sich ausnahmsweise den Text vor der Aufführung weisen lassen. Aber, auf den Fall hin, daß einmal das eine oder andere Stück Unerlaubtes enthält, alle Stücke einer Präventivprüfung unterwerfen, schießt über das Ziel hinaus; man verlangt von Niemandem Rechenschaft seiner künftigen Thaten, um sie, wenn darin Unerlaubtes steckt, zum Voraus zu verhindern.

Soweit, was den Präventivcharakter der Zensur anbetrifft. Aber darin liegt noch nicht ihr eigentliches Wesen: ihre eigentliche Natur beruht in dem diskretionären Verbiethungsrecht, und gerade hier sollte die abändernde Gesetzgebung eintreten. Daß Theaterstücke mit strafrechtlich verpöntem Inhalte verboten werden, ist selbstverständlich, und dies gilt, mag Präventivsystem bestehen oder nicht; denn auch wenn dieses fällt, kann das Verbot nach der ersten Aufführung erfolgen, und auch die Möglichkeit, sich im Falle des Verdachtes vorher Einsicht des Textes zu verschaffen, ist oben angedeutet worden. Was wir wollen, ist aber, daß nicht nach Grundrügen der Opportunität, des mehr oder minder Zweckmäßigen oder des für ästhetisch zulässig Erachteten ein Stück verboten werden soll, sondern nur wegen Vergehung gegen die allgemeinen Strafgesetze. Ist dies auf andern Gebieten der Kunst, so muß es auch im Bereiche der dramatischen Kunst sein. Die Polizei ist keine ästhetische Akademie und soll es nicht sein; aber auch eine Akademie, die mit den größten Künstlern und Gelehrten besetzt wäre, könnte nicht die Aufgabe übernehmen, die dramatischen Werke nach der ästhetischen Seite hin als fördernd oder nicht fördernd, und demnach als ausführbar oder nicht ausführbar zu bestimmen.

Keine Akademie, sondern das frische Leben und die in unserem Kulturleben pulsierenden Triebe und Neigungen können die Schritte der Kunst lenken, dem Guten und Förderlichen den Sieg und dem Schlechten, Seichten, Manirierten, Gemachten die Niederlage bereiten. Kein Geist, auch nicht der größte, kann zum Voraus bemessen, welches die Wege der Kunst sein werden und was ihr zum Heile gerecht; und wenn er es könnte, so würde er nichts anderes thun, als die Kräfte sich selbst überlassen, damit sie sich messen, sich entwickeln, sich ausleben.

Die verschiedensten Richtungen müssen aus dem Schoße der menschlichen Kultur aufsteigen, zu Blüte

und Frucht gelangen und in ihren Gegenständen ihr wahres Wesen bethätigen; und wenn eine Richtung auch nur etwa die Zwischenbedeutung hätte, für eine andere Richtung Platz zu machen, ihr den Boden zu bereiten, so hat sie diese Bestimmung zu erfüllen. Wäre z. B. der Naturalismus auch nur eine Vorstufe zur Romantik, um in der Menschheit die Sehnsucht nach dem Phantastischen wieder anzuregen, so hätte er damit doch seine universell-historische Bestimmung, und seine Verfassung würde einen wesentlichen Fehl in die Welt bringen. Manche ästhetische Versuche müssen gemacht werden, wenn auch nur, um spezifisch zu beweisen, daß hier nicht der richtige Weg ist und daß man in eine Sackgasse gerät. So ist es auf dem Gebiete der Wissenschaft, so auf dem Gebiete der Kunst. Und die Freiheit der Künste, hat gerade den Vorzug vor dem Akademismus, daß hier die Kunst nie Gefahr läuft, in Manier zu verknöchern. Was wäre die französische Malerei geworden, wenn nicht der große Ummwälzer Gericault gekommen und der „Untergang der Nebula“ die steif klassifizierende Richtung der Bonaparteszeit zu Fall gebracht hätte!

Aber auch die Verhältnisse zwischen Kunst und Leben werden wechseln; immer neue Lebensprobleme werden in der Kunst zur Darstellung kommen; bald schüchtern, bald fester wird die Poesie hinein ins Menschenleben greifen. Auch hier gilt kein konventioneller Zwang und darf keiner gelten. Die Grenzen sind nur die Grenzen der Kunst; wo die Kunst aufhört und die frivole Nervenreizung beginnt, hören auch die Bretter auf, die Kunst zu tragen und die Welt zu bedeuten.

Darum kann ich auch keiner gemischten Kommission zur Entscheidung über die Ausführbarkeit und Nichtausführbarkeit eines Stückes zustimmen; wie sonst in Litteratur und Kunst, gilt nur die eine Schranke, die Schranke des Strafverbotes; und diese zu wahren ist allein der Richter in der Lage, wenn ihm auch hierbei der Akt der Sachverständigen willkommen, oftmals notwendig sein muß.

Einen Eingriff in die Kunst will ich daher nur dann befürworten, wenn das Kunstwerk (bezw. das soit disant Kunstwerk) gegen das Strafgesetz verstößt. In solchen Falle kann nicht nur Strafe, sondern auch das Verbot der Aufführung erfolgen: Dieses entspricht bei dramatischen Werken dem, was die Beschlagnahme oder Einziehung bei den körperlich ausgeprägten Kunstwerken ist. Ein solches Verbot ist allerdings auch bei sog. bloßer objektiver Rechtswidrigkeit möglich, sofern nämlich das dramatische Werk gegen die Gesetze verstößt, ohne daß es dem Unternehmer bewußt geworden ist; was z. B. bei Anspielungen möglich ist, die etwa dem Einzelnen unverständlich waren.

Ein solches Verbot kann nach der ersten oder folgenden Ausführung stattfinden; es kann auch vor der ersten Ausführung erfolgen, sofern die Behörde von dem Inhalte des Stückes Kunde bekommt, beispielsweise wenn der Theaterunternehmer das Stück freiwillig einreichte, um zu wissen, was er zu gewärtigen hat — eine Möglichkeit, von der sofort zu sprechen ist.

Das Verbot kann vorläufig durch die Polizeibehörde erfolgen; aber wesentlich ist, daß eine definitive Entscheidung nur durch die Gerichte ergehen soll, mindestens daß ein Rekurs an die Gerichte möglich sein muß, und daß jedes Stück freigegeben ist, wenn die Gerichte die Bestätigung des Verbots verweigern.

Bei dieser Sachlage wird es häufig im Interesse der Theaterunternehmer sein, sich vorher zu verlässigen, um nicht Kosten und Mühe aufzuwenden und zuletzt vor einem Verbote stille halten zu müssen. Gegen eine solche vorgängige Entscheidung, die ein Beteiligten selbst einholt, ist natürlich nichts zu sagen; zu diesem Zwecke müßten die nötigen juristischen Einrichtungen getroffen werden: es wäre eine Art Festsetzungsverfahren, das in der einen oder anderen Art, etwa in der Weise verwaltungsgerichtlichen Streitens eingerichtet werden könnte. Ich denke so: Einrichtung an die Polizeibehörde, Bescheid derselben; wenn negativ: ein Prozeß, in welchem der Theaterunternehmer als Kläger, die Polizeibehörde als Beklagte fungieren würde. Eine Entscheidung, die zu des Klägers Gunsten erfolgte, wäre endgültig und würde den Theaterunternehmer vor jeder Verfolgung und jedem Verbote sichern. Und würde man dies für

zu weitgehend erachten, indem so die Gesellschaft sich für alle Zukunft die Hände bindet, so wäre immerhin ein Noberamen in der Art möglich, daß die Entscheidung nach einiger Zeit, z. B. nach einem 1/2 Jahre, in Frage gestellt und einer Nachprüfung unterworfen werden könnte.

Diese Art der Prozedur würde sich überall von selbst empfehlen, wo das Stück Seiten aufweist, die einer Auslegung im schlimmsten Sinne Raum geben; und schon das Interesse der Theaterunternehmer würde dahin führen, dieses Verlässigungsverfahren in allen zweifelhaften Fällen zu betreten und sich dadurch zu sichern. Auf solche Weise müssen alle Bedenken zerfallen, die nach dieser Richtung laut geworden sind.

Alles dieses läßt sich nach den Grundsätzen der juristischen Technik ziemlich einfach gestalten.

Ich würde also der Gesetzgebung raten, die Präventive der Polizei zu lösen, oder sie auf den Fall zu verlegen, wo die Beteiligten die Präventive suchen. Aber auch die Repression sollte sich in der Gesetzgebung der Zukunft auf den Fall des Strafrechts beschränken; im übrigen würde ich keinen Anstand nehmen, der Gesetzgebung für das dramatische Kunstwerk dieselbe Unbeschränktheit zu empfehlen, wie für jedes andere Kunstwerk.

Hochachtungsvoll

Ihr ergebener

Möller.

Eine Reihe weiterer Gutachten lassen wir in einem der nächsten Hefte folgen.

(Ein dritter Artikel folgt.)

## Rudolf von Ihering.

Von Karl Emil Franzos.

(Schluß.)

Iherings Werke nun einzeln zu betrachten, ist, sagte ich schon, nicht meine Absicht. Ich erwähne nur kurz, daß sie sich in drei Gruppen einteilen lassen. Erstlich jene beiden Hauptwerke, deren ich bereits gedacht. Dann seine streng wissenschaftlichen Schriften, die „Vermischten Schriften juristischen Inhalts,“ die „Gedammelten Aufsätze“ aus den von ihm redigierten „Jahrbüchern für die Dogmatik des heutigen römischen und deutschen Privatrechts,“ die treffliche Schrift über den „Befehlswillen,“ die als Kritik der herrschenden juristischen Methode gewaltiges Aufsehen erregte, u. v. A. Eine Zwischenstellung zwischen diesen Werken und seinen kleinen populären Vorträgen nimmt das köstliche Buch: „Schmerz und Ernst in der Jurisprudenz“ ein; es schildert mit feinstem Humor die Irrtümer der römisch-rechtlichen Theorien, ist in der Tonart fast ganz belustigend,

aber allerdings nur für Juristen berechnet. Dingen werden sich seine beiden kleinsten Schriften an seine Kreise und haben sie sich auch in einem Maße erobert, daß es Wasser ins Meer tragen hieße, wenn ich über ihren Inhalt hier des Näheren sprechen wollte. Nur Eine Bemerkung sei mir gestattet: daß der Kampf gegen das Trinkgeld ihm aus ebenso tieferen Gründen erwachsen ist, wie etwa der ums Recht. Daß aber dieses letztere auch zugleich eine sittliche That ist, braucht nicht erst gesagt zu werden. Man hat es ja einige Male auch als eine Aufforderung zur Prozedur bezeichnen hören, aber das sind Stimmen, die man überhören darf; wir Andern Alle wissen, daß es eine Aufforderung ist, die Menschenwürde zu wahren.

Dies Buch hat mich zu Ihering in brüderliche Beziehung gebracht; kurz sei erzählt, wie sich dies gefügt.

Ich habe bereits gesagt: ich war Jurist und wollte es bleiben. Verschiedene Gründe nöthigten mich zu einer Aenderung meines Berufs, äußere und innere. Der äußere war die Überzeugung, daß ich, der in seiner Studentezeit durch seine deutsche Gesinnung in Konflikte mit Polizei und Gericht geraten, schwerlich als kaiserlich-königlicher Beamter gut vorwärts kommen würde, die innere meine Neigung zu dichterischen Arbeiten und — mein Respekt vor dem Recht. Meine Überzeugung von der Unzulänglichkeit der Rechtspflege, der Gedanke, daß selbst der gewissenhafteste Richter irren könne, trugen sehr wesentlich zu meinem Entschlusse bei, mich der Litteratur zu widmen. Zu meinen frühesten Plänen (von 1870) gehört ein Roman, der einen solchen Gewissenskonflikt eines Richters schildern sollte.

Im Jahre 1872 erschien Jherings Wüchlein. Ich las es sofort, es machte mir einen sehr tiefen Eindruck, zu dichterischer Arbeit regte es mich jedoch zunächst nicht an. Was er verkündete: den Kampf um sein eigenes Recht als sittliche Pflicht des Menschen, das hatte ja schon Nietzsche im Mohlhaas unübertrefflich dargestellt. Aber Jhering beharrte und bestärkte meine Überzeugungen von der Heiligkeit des Rechts. Der Gedanke, ihnen in einem dichterischen Werke Ausdruck zu geben, lehrte mir immer wieder. Im Jahre 1878 entwarf ich endlich die Skizze zu einem Roman, der einen Grundgedanken hatte, den Jherings Schrift nicht enthält: es ist nicht bloß Pflicht, für sein Recht zu kämpfen, sondern für das Recht überhaupt, und sich gegen Unrecht anzulehnen, auch wenn es nicht uns persönlich trifft. Das thut mein Held Taras Barabola, der Richter von Zulawce im „Welfs Land“, dem großen Bergwald der Karpathen. Das Dorf Zulawce sollte ursprünglich „Madowa“, der Roman „Der Richter des Madowa“ heißen; fremder Mat hieß mich Jherings populären Titel benutzen und das Buch „Ein Kampf ums Recht“ nennen. Das Buch ist also seine dichterische Darstellung dessen, was Jhering lehrt, der Grundgedanke ist mein Eigentum, aber auf die Aufschauungsweise, aus welcher mir dieser Gedanke erwuchs, daß Jhering nachhaltig eingewirkt. Dies legte ich ihm in dem Begleitbrief dar, mit dem ich ein Exemplar der Buchausgabe (den ersten Abdruck hatte die „Neue Freie Presse“ gebracht) an Jhering sandte. Hier seine Antwort:

Hochgeehrter Herr!

Ihr Schreiben hat mir eine ganz außerordentliche Freude gemacht, und ich säume nicht, obgleich Ihr Roman noch nicht in meine Hände gelangt ist, Ihnen dafür meinen aufrichtigen Dank zu sagen. Sie können sich leicht denken, daß ich von dem Erscheinen Ihres Romans in der „Neuen Freien Presse“ Kunde erhalten habe, obgleich ich hier allerdings dies Blatt regelmäßig nicht zu Gesichte bekomme, es wird zwar in unserem Klub gehalten, aber letzteren besuche ich nur äußerst selten. Ich habe einen Freund in Oesterreich ersucht, mir eine der betreffenden Nummern der Neuen Freien Presse zu verschaffen, um sie zu meinem Konvolut, betreff meinen Kampf ums Recht zu legen (in dem sich u. a. auch ein von einem ungarischen Stud. jur. komponierter Czardas: „Kampf

ums Recht“ befindet, der bei Gelegenheit eines Juristenballes in Pest das Licht der Welt erblickt hat!) Statt dessen bekomme ich jetzt aus den Händen des Verfassers den ganzen Roman und der Verfasser selber, dessen Namen wir ja bereits wohl bekannt geworden war, entpuppt sich nicht bloß, als einer meiner Wiener Zuhörer, der mich gar persönlich kennt, sondern zugleich als ein solcher, der mir eine so warme Erinnerung bewahrt hat und der auch, nachdem er sich äußerlich von der Jurisprudenz getrennt hat, innerlich die Beziehung zu mir oder zu meinen Ideen anfrecht erhält. Sie glauben nicht, wie wohl es mir thut zu vernehmen, daß das Interesse für meinen Geist des N. N. in Ihnen mit der äußeren Loslagung vom juristischen Beruf nicht erloschen ist; derartige Erfahrungen, wie ich sie jetzt bei Ihnen mache und zu meiner Freude öfter in der Lage gewesen bin zu machen, gelten für mich als der erfreulichste Beweis, daß das Streben, welches mich bei meinem Buch geleitet hat, dem N. N. eine allgemein wissenschaftliche Seite abzugewinnen, es aus der Nüchternung des rein sachmännlichen Wissens in die Höhe des allgemein wissenschaftlichen Denkens und Interesses zu erheben, nicht ohne Erfolg geblieben ist. Sie gemäßen mir reichen Erfrag für die frühere und zum Teil jetzt noch andauernde Theilnahmlosigkeit, mit der so viele Juristen von Ihrem Buch aufgenommen haben. Noch in diesen Tagen ist mir ein Zeugnis davon zu Gesicht gekommen, eine Anzeige des zweiten Bandes meines Wertes von dem verstorbenen Bruns in Berlin, die in seinen gesammelten Schriften wieder zum Abdruck befördert ist, in der mein Werk zwar nicht als eine gänzlich oberflächliche und leichte Schrift, wie von Manden behauptet wurde, aber doch als ein recht schwaches Opus von oben herab behandelt wird.

Ihr Werk wird bei mir, wenn ich es erhalte, der günstigsten Aufnahme sicher sein, des Namens des Verfassers nicht minder als des Titels wegen, den es an sich trägt, und des Problems wegen, das es behandelt. Naum ein anderer Ihrer Leser wird es mit dem Interesse zur Hand nehmen, als ich, es ist ja der Schriftsteller, der zu Gast geladen wird beim Dichter, um zu erfahren, wie letzterer seine Ideen dichterisch verarbeitet hat.

Aber ich muß Sie gleich darauf vorbereiten, daß einige Zeit vergehen wird, bevor ich Ihren Roman gelesen haben werde. Ich selber darf wegen der Schwäche meiner Augen bei Licht kaum mehr lesen und bin auf das Vorlesen von Seiten meiner Frau angewiesen, die täglich höchstens nur zwei Stunden nach dem Abendessen für mich zur Verfügung hat. Und zur Zeit bin ich sehr durch ein anderes Werk in Anspruch genommen, das mich vielleicht 14 Tage lang von der Lektüre Ihres Romans abhalten wird: Lassons Rechtsphilosophie. Bin ich damit fertig, so sind Sie der Nächste, der an die Reihe kommt, und jedenfalls werde ich noch im Laufe dieses Jahres in der Lage sein, Ihnen den Eindruck, den Ihr Buch auf mich gemacht hat, zu schildern. Nur Ihr ausdrücklicher Wunsch kann mich bestimmen, dies zu thun,

es würde mich sonst die Erwägung davon abhalten, daß ein Jurist nicht berufen ist, ein ästhetisches Urtheil abzugeben.

Ich bitte mir zu verstellen, Ihnen meinen Dank für Ihre große Liebenswürdigkeit durch Übersendung meiner Photographie auszudrücken, die Ihnen die Jüge in Erinnerung führen möge, die Sie von früherher kennen. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie mir durch Übersendung der Ihrigen die Möglichkeit gewähren würden, mir auch Sie persönlich gegenwärtigen zu können. Mit größter Achtung

Ihr ergebener  
H. v. Ihering.

Göttingen, 25. Nov. 1881.

Den zweiten Brief Iherings — vom 22. Januar 1882 — vollinhaltlich drucken zu lassen, kann ich mich nicht entschließen; es ginge gegen den guten Geschmack. Denn er enthält sein Urtheil über meinen Roman und zwar ein ungemein anerkennendes. Zwar könnte ich mich damit entschuldigen, daß Ihering — im Gegensatz zu der Art der meisten Menschen — mich brieflich weniger gelobt, als dann in seinem „Kampf ums Recht“ öffentlich; gleichwohl gebe ich ihn nur insoweit wieder, als er zur Charakteristik von Iherings Briefstil und seiner Denkweise bezeichnend ist.

Er beginnt damit, daß er schon seit geraumer Zeit meinen Roman gelesen — in den Weihnachtsferien — „aber es war mir nicht vergönnt, Ihnen, wie ich Ihnen seiner Zeit versprochen hatte, Bericht zu erstatten über den Eindruck, den er auf mich gemacht hat. Im Laufe von nicht 7 Wochen bin ich durch drei Todesfälle im nächsten Kreise meiner Familie heimgejucht worden, mir starben meine Schwester, mein Bruder und dessen Frau, und zwei Mal war ich genöthigt, meine Vorlesungen zu unterbrechen und eine Reise zu unternehmen, um den Verstorbenen das letzte Geleit zu geben. Am Mittwoch der letzten Woche bin ich erst von der zweiten Reise zurückgekehrt, und nur der Wunsch, Ihnen gegenüber nicht den Schein der Unfrennlichkeit auf mich zu laden, veranlaßt mich, die Feder zur Hand zu nehmen, obgleich meine Gemüthsstimmung sehr wenig darnach angethan ist. Verzeihen Sie es mir daher, wenn ich mich nicht ganz so ausführlich über Ihr Werk auslasse, als ich es sonst — trotz des Augenleidens, das mir schon ein sehr langes Maß für meine Briefe auferlegt — gethan haben würde. Als ich zuerst Kunde von dem Erscheinen Ihres Romans in der Neuen Freien Presse erhielt, war, wie ich nicht erst zu bemerken brauche, das erste Gefühl, das sich in mir regte, das der Freude, den Namen meiner kleinen Schrift an der Spitze eines dichterischen Wertes zu erblicken. Das zweite war das Bedenken, ob es wohl gethan gewesen sei, nach Michael Stobhaas dasselbe Thema zum zweiten Mal zu behandeln. Dasselbe schwand, als ich durch Ihre Güte in den Besitz Ihres Wertes gelangte und aus demselben

entnahm, daß es eine ganz andere Seite des Kampfes ums Recht behandelte, als Kleist gewählt hatte. Ihr Thema war also in der That völlig neu, die beiden Helden völlig verschieden“.

Den sonst so gefährlichen Vergleich mit Kleist hätte also mein Roman nicht zu befürchten, denn der Held sei „eine unuartige lebendige Persönlichkeit“. Seine fast fanatische Liebe zum Recht sei durch seine Ständebücherei motiviert. „Nachdem man das Bild des Mannes vor sich hat, erscheint das Schicksal deselben besiegelt, es ist nicht der Wille des Schriftstellers, der ihn weiter treibt, sondern eine innere physiologische Notwendigkeit — der Mann mußte so handeln und mußte so enden.“ Besondere Anerkennung wendet Ihering dem Ende zu. „Der Mann gehe nicht unter an der äußeren Gewalt, sondern an der Unausführbarkeit seiner eigenen Ideen und der eigenen Erkenntnis davon, und darin liegt die Veröhnung und zugleich gegenüber der inneren und äußeren Anfechtung des Rechts der innere Triumph des Rechts — nicht die äußere, sondern die innere Macht des Rechts stellt die zerstörte Ordnung wieder her; dem Rechte geschieht kein Unrecht.“

Auf's Eingehendste und Liebevollste geht nun Ihering auf eine Reihe von Einzelheiten ein; eine Stelle — sie betrifft meine Schilderung österreichischer Rechtsverhältnisse und Iherings Meinung über die gegenwärtigen Rechtszustände im östlichen Theil der Monarchie, die wohl mittelbar wäre, — unterbrüche ich aus dem Grunde, weil sie in diesem Augenblicke eine nach meinem Empfinden gar zu traurige Aktualität hätte. Hingegen darf ich Folgendes drucken lassen: — unterbrüche ich aus dem einzigen Partie bin ich angestoßen. Die Reise des Helden nach Wien ist mir nicht knapp genug geschildert, hier hat bei mir die Spannung und das Interesse etwas nachgelassen.“ Den Schluß muß ich wieder verschweigen; er beschäftigt sich mit der Zukunft des Buches und weißagt ihm einen Erfolg, der nur — hauptsächlich infolge eines Offens von Gladstone — der englischen Übersetzung, nicht aber der deutschen Ausgabe beschieden gewesen ist.

Im Jahre 1886 lernte ich Ihering in Wien persönlich kennen. Welchen Eindruck er mir als Mensch gemacht, habe ich bereits gesagt. Damals hat er mir auch jene Aufzeichnungen geschenkt, die das vorige Heft veröffentlichte. Er hatte sie für seine Freunde niedergeschrieben, an den Druck dachte er nicht. Als ich ihn fragte, ob er sie mir nicht als Beitrag für eine damals von mir herausgegebene Zeitschrift überlassen wolle, sagte er: „Nach meinem Tode sollen Sie drucken dürfen, was für weitere Kreise gehört“. Dann wollten wir erst in dreißig Jahren darüber verhandeln, erwiderte ich. Er aber ließ sich sofort das Manuskript reichen und bezeichnete die Stellen.

Nicht bloß die deutsche Wissenschaft, auch die deutsche Litteratur wird Iherings nie vergessen. Er war nicht allein ein großer Jurist, er war ein großer Schriftsteller.



## Heimkunft.

Ein Roman von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Nun lächelte die zugleich mit dem Vorwurf Belastete und Gepriefene: „Das ist verdiente Strafe der Neugier. Aber wenn Sie es durchaus wissen wollen, ich habe heut' Morgen aus sicherster Quelle erfahren, daß Pastor Altermann zum Konsistorialrat ernannt worden und seine neue Stellung schon in kürzester Zeit antreten wird“.

„Ah, das übertrifft allerdings die höchste Erwartung. — Gewiß, das Wort Bereicherung ist in dem Fall nur ein schwacher Ausdruck. — Eine Kapazität ersten Ranges in jeder Richtung und, wie die Frau Direktor bemerkt, nicht zum letzten bezüglich des geselligen Verkehrs; es gehört zu den Seltenheiten, daß ein Theologe so das geistliche Amt völlig von feinsten Urbanität in weltlichen Beziehungen geschieden zu halten vermag“.

„Seine Frau soll an Geistes- und Herzensbildung unter ihren Standesgenossinnen nur wenige ihresgleichen besitzen“.

„Bei den Vorgängen eines Mannes, verehrte Freundin, fragt jeder Psychologe zunächst nach dem Einfluß, den seine Frau auf ihn ausübt“.

„Ich“, schaltete die verwitwete Frau Obersteuerinnehmer Wiefehahn ein, „muß in meiner Freude an den tiefen Schmerz gedenken, den seine Gemeinde über den Weggang ihres Seelenhirten empfinden wird, und ich fühle nach, wie schwer auch er sich von einer Stätte und einem Heimatlande losreißt, wo er als Amtsnachfolger seines seligen Vaters so segensreich gewirkt hat. Man muß sagen, der Unterschied zwischen den beiden konnte kaum größer gedacht werden; der Vater war gewiß, wie man es so nennt, ein recht guter Mann, aber von seiner Manier, die doch immer das Kennzeichen eines feinen Gemüts ist, besaß der liebe Mann, weiß der liebe Gott, keine

Ahnung, sondern paßte so recht auf sein abgelegenes Dorf unter die Bauern“.

„Ja, das arme Dorf verliert mit dem gegenwärtigen Pastor Altermann und seiner Frau das Beste, die Wohltäter nicht nur der Seele, sondern auch des notleidenden leiblichen Daseins. Sie sind die echten Samariter, die nicht, wie manche andere Leute, dafür zu sorgen verstehen, daß ihre Spenden an die große Glocke gehängt werden, vielmehr sich in der Stille bemühen, nur für das eigene Bewußtsein zu helfen und lindern. Ich weiß zum Beispiel, daß sie eine blutarme verwaiste Anverwandte, ich glaube von den Nordseeinseln her, bei sich aufgenommen haben und ganz für sie Sorge tragen, obwohl das Mädchen wirklich nicht solche Eigenschaften besitzt, daß ich das Lebensopfer bringen möchte, es immer am Tisch und um mich zu sehen“.

In einer Feinsternische äußerte der gleichfalls anwesende Bürgermeister zu einem neben ihm Stehenden: „Nun, das ist ja sehr erfreulich, wir ist, daß der Pastor, ich meine Konsistorialrat Altermann auch V'hombre spielt. Er hat lange warten müssen; vor fünf Jahren, als sein jetziger Vorgänger an der schweren Lungenentzündung lag, schaffte er sich eine städtische Hansleinrichtung für seine erhoffte Überfiedlung hierher an. Aber der Alte hatte damals noch keine Lust zum Sterben, sondern kam sich wieder, und so nützte alle gräfliche und hochgeborene Protektion in Land und Stadt vorderhand noch zu nichts. Bei den Karten fällt mir übrigens die köstliche Geschichte ein, wie Claus Harnis in seiner Jugend auf einem Dorf zur Predigerwahl stand und nach seiner Probepredigt ihm einer von den Dorf-Kirchenältesten sagte: „Dat weer jo ganz godt, awer Pastor



könt Se bi us nich warren". — „Warum nicht?“ fragte Harns verwundert. — „Nee, wi brukt in'n Krog en dritten Mann to'n L'hombre, un dat hebbt wie hört, Se speeln jo nich“. Da war Pastor Altermann klüger und hat sich für alle Fälle rechtzeitig vorgeföhnt“.

Durch die Portieren einer Flügelthür lehrte Fräulein Clotilde zurück, hinter der zwei äußerst sauber gekleidete Mägde dreinsfolgten und den Anwesenden Platten mit belegten Bröbchen und gefüllten Sherrygläsern präsentierten; die Tochter des Hauses versah den gleichen Dienst mit einer, von Blumen umtränkten, aus einem großen, durchbrochen umranderten Porzellan-Fruchtkorb aufblickenden Torte. Bei ihrem Eintritt warf Frau Mattenklodt einen begreiflichen, etwas besorgt prüfenden Hausfrauenblick auf die für die Gäste bereiteten Erfrischungen und fragte: „Liebes Kind, hast Du —?“

„Ja, liebste Mama, zum Vorliebnehmen. Was mir eben in der Eile —“

Doch die erste Tortennehmerin überhob die Antwortende der Fortsetzung: „Wie allerliebste arrangiert, mit wahrhaft künstlerischem Geschmac, über den man freilich in diesem Hause nicht ersaunt.“

„Und welsch' ein reizender altväterischer Korb! Ein ächt poetischer Gedanke, die Vergangenheit der Voretern so mit den blühenden Kindern des heutigen Tags zu vermählen.“

„Ein wirklich ganz exzellenter Portwein“, äußerte der Lustigat Schimmelpennig, „den man nicht leicht wieder antrifft und mit der Etiquette ‚Mattenklodt' belegen sollte“.

„Ein derartiges Lob aus solchem Kennermunde —“, versetzte einer der Hörer, doch die ziemlich laut gehobene Stimme der Frau des Hauses übertönte ihn: „Nein, liebste Freundin, ich bitte Sie, suchen Sie das nicht zu beschönigen. Ich fühle allerdings sehr wohl, daß Ihre Herzengüte Sie verleitet, in diesem Fall die Umgehung der Wahrheit von Seiten der Betreffenden milder zu beurteilen, aber es ist meiner Natur einmal vollkommen unbegreiflich, wie jemand auch nur eine sogenannte gesellschaftliche Notlüge in den Mund nehmen kann.“

„Herr Baron von Hagen wünscht seine Aufmerksamkeit zu machen“, meldete ein Diener dem Bankier.

„Oh, sehr erfreut. Bitten Sie den Herrn Baron —“

Dieser trat ein, sehr elegant gekleidet und ebenso weltgewandt-sicher in seinen Formen. Man sah ihm die aristokratische Abkunft an, sowie eine, freilich schon geraume Zeit hinter ihm liegende landesmäßig als Offizier verbrachte Jugend; seit einigen Jahren war er durch unverhoffte Erbschaft in den Besitz eines Gutes unweit von der Stadt gelangt. Einen Strauß von ausgewählten, besondern Rosenarten in der Hand haltend, begrüßte er den Hausherrn: „Meine Pferde haben sich leider durch einen kleinen Unfall etwas verspätet, so daß ich Ihnen nicht als der erste meine Glückwünsche zu diesem festlichen Tage auszusprechen im Stande bin, aber ich hoffe, daß Sie mir mein Mißgeschick nicht als Unachtsamkeit auslegen werden.“

Auch Frau Belleba Mattenklodt war herzugelommen und fiel ein. „Wo man Adel der Geburt so mit adliger Gesinnung vereinigt weiß, lieber Herr Baron, schließt sich wohl die Annahme jeder irrigen Auffassung von selbst aus.“ Die Sprecherin reichte dem Ankömmling die Hand entgegen, ihn dadurch als einen dem Hause näher Stehenden bekundend. Auch er selbst erwies sich gleich darauf als ein solcher, indem er mit einer halb förmlichen, halb vertraulichen Verbeugung zur Tochter des Hauses vortrat und ihr den von ihm mitgebrachten Rosenstrauch überreichte: „Mein Garten hat vergeblich etwas Ihrer Würdigen hervorzubringen gesucht, Fräulein Clotilde, und so muß ich Sie bitten, mit dem karglichen Ausdruck seiner Absicht vorlieb nehmen zu wollen.“

Die Miene der Beschenkten zeigte hohe Überraschung. „Für mich? O wie besauernd! Aber solche Gabe kommt mir an diesem Tage nicht zu, erlauben Sie, Herr Baron, daß ich die herrlichen Blüten auf den Geburtstagstisch meines teuren Vaters stelle und mir nur eine von ihnen auswähle, mich für ihn damit zu schmücken.“

Sie nahm eine dunkelrote Rose aus dem Strauß hervor, die sie an ihrem Kleide befestigte; während sie dies niedergeschlagenen Blicks that, überhauchten ihre Wangen sich mit einer leichten rosenähnlichen Farbe. Clotilde Mattenklodt besaß in der That vollstes Anrecht auf den Namen eines ungewöhnlich schönen Mädchens; ihre schlante Gestalt trug einen schmalgesichtigen Kopf von außerordentlich zarter Färbung des Teints, den das glanzbraune, weichgestockte Haar anmutreich übertränzte. Aus ihrer Gesamterscheinung, doch

besonders aus dem Aufschlag ihrer langbewimperten, hellgestirnten Augen sprach etwas Poetisches, mädchenhaft Liebliches, das die leichte Befangenheit, die sie im Moment nicht verhehlen konnte, noch reizvoller zum Ausdruck brachte. Mannigfache Äußerungen der näher Befindlichen ließen dem allseitig an ihr genommenen Interesse Worte: „Es giebt für mich kein ergreifenderes Bild, als das solcher jungfräulichen Verwirrung, wenn sie sich mit einem derartigen Reichtum an äußerem Liebreiz und Herzensunschuld paart.“ — „Wie unzertrennlich bei diesem lieben Wesen, und wie bedauerlich, daß sie nicht immer so vereint sind!“

„Frau Baronin Clotilde von Hagen klänge nicht übel.“

„Die Eltern werden sicherlich der Neigung ihres jetzt einzigen, geliebten Kindes keinen Widerstand entgegensetzen. Der liebenswürdige Empfang von Seiten der Mutter wies erfreuend darauf hin.“

„Von vornherein besorge ich auch keine Weigerung, indes man kennt die Umstände doch nicht so.“

In der offen gebliebenen Flurthür erschien ein Bediensteter aus dem Comtoir, sah sich etwas schüchtern-unsicher nach dem Hausherrn um, trat dann zu diesem hin und richtete ein paar leise Worte an ihn. „Jemand, der mich zu sprechen wünscht?“ wiederholte der Bankier. „Es ist mir im Augenblick nicht möglich, von hier — bitten Sie den Herrn doch, heraufzukommen.“

„Ich weiß nicht recht, ob es — ob es ein Herr ist,“ antwortete der Bediente — „ich glaube eher, in Geschäftssachen —“

Doch er stürzte zu leise und sein Chef wurde zugleich von der andern Seite her angesprochen, so daß er die Entgegnung nicht vernahm und nichts mehr erwiderte. So stand der junge Mensch noch kurz, ungewiß wartend, entfernte sich dann jedoch, und um eine Minute später tauchte der Angekündigte vor der Thür auf, hielt indes beim Gewahrwerden der zahlreichen Gesellschaft mit unsuchenden Augen auf der Schwelle an, und einige Blicke, die zufällig seiner ansichtig wurden, blieben verwundert auf ihm haften. Er war nicht festlich gekleidet, eher nachlässig, denn er trug einen grauen, im Zuschnitt unmodernen und obenrein von mancherlei durchgemachten Strapazen redenden Anzug. Augensteinhell gehörte er nicht hierher, sondern war durch einen Irrtum hergeführt und empfand dies selbst.

Auch der Hausherr ward seiner jetzt gewahr und überstreifte mit einem mißbilligenden Blick die Kleidung des Fremden. Doch gleichzeitig kam ihm Erinnerung an das ihm Gemeldete, er trat rasch, um seinen Gästen die unliebsame Erscheinung zu entziehen, gegen die Thür hin und sagte: „Ich bin gegenwärtig in Anspruch genommen. Sind Sie derjenige, der mich zu sprechen wünschte?“

„Ja, mein Name ist Harring; Sie scheinen mich nicht mehr zu kennen. Wir haben oft Dummheiten miteinander gemacht, ich sehe Ihr Gesicht bei mancher davon noch deutlich vor mir.“

„Ah so — Harring — allerdings wir waren wohl — doch es ist sehr lange her. Ja, ich erinnere mich, ich habe schon gehört, daß Sie wieder —“

Es zählte zu den größten Seltenheiten, Richard Mattenklodt in einer unschlüssigen Haltung zu sehen, aber im Augenblick befand er sich unverkennbar in einer solchen. Der unter der Thür Stehende hatte seinen Namen mit lauter Stimme gesprochen, so daß dieser vernehmbar durch den Saal geklungen, und in Folge davon war die Unterhaltung der Gäste beinahe überall verstummt und die Mehrzahl der Gesichter dem Vorgang an der Flurthür zugewandt. Der Blick des Hausherrn faßte dies auf, es steigerte sichtlich seine Verlegenheit, und er fügte, merkbar zu dem Zweck, den Ankömmling vom Überschreiten der Schwelle abzuhalten, seinen Worten rasch nach: „Wenn Sie ein Anliegen an mich haben, so will ich mit Ihnen in mein Comtoir hinunter —“

Doch Jan Harring bemerkte und empfand weder etwas von dem Bemühen des Hausherrn, noch von der Wirkung, die seine Anwesenheit auf die versammelte Gesellschaft ausübte. Er erwiderte: „Das können wir ja auch später abthun, wenn es Ihnen jetzt nicht paßt“, und einen unweit stehenden Herrn gewahrend, trat er auf diesen zu ins Zimmer hinein: „Sieh da, Billing! Dich hätte ich auf den ersten Blick unter den black fellows im Busch wieder erkannt, nur Dein Schnurrbart ist ein bißchen dicker geworden.“

Der Angeredete bewegte sich, leicht die Schulter zuckend, ein wenig zurück. „Ich weiß nicht —“

„Was weißt Du nicht?“  
„Mein Name ist allerdings Medizinalrat Dr. Billing — aber —“

Der Amtsrichter Nichtentisch hatte sich mit einer sicheren, feste Entschiedenheit ausprägenden Miene dem Bankier genähert und unterbrach das

Gespräch durch die laut gestellte Frage: „Wer ist dieser Herr, lieber Freund?“ Auf die etwas zögernd gegebene Antwort fuhr er fort: „Ach so — ich erinnere mich des Namens als desjenigen eines Lieutenants in unsrer Armee, der vor der Verrückung des Krieges gegen Dänemark aus ihr abschied.“

Zan Harring sah den Sprecher nachsuchend an. „Nichtentfesselt, nicht wahr? Bei Ihnen thut's mehr die Stimme, als das Gesicht, die hatte inimmer was Spitziges, woran man sie gleich heraushörte. Wir standen bei'm selben Bataillon; ja, das ist ganz richtig, ich nahm vorher meinen Abschied.“

„Wir ist es sehr deutlich im Gedächtnis, es wird bald nach der unglücklichen Schlacht bei Friedericia gewesen sein, als Sie Ihren Abschied erhielten“, verlegte der Ansrichter mit nicht starkem, aber doch scharfem Nachdruck des letzten Wortes.

Im Zimmer wurden mehr oder minder vernehmliche Bemerkungen ausgetauscht: „Grabezu ein Affront!“

„Wirklich unerhört!“

„Eine Schamlosigkeit, von der man sich keine Vorstellung zu machen im Stande ist.“

Der Baron von Hagen hatte an einen Nachbarn eine Frage gerichtet und äußerte jetzt: „Ah, das ist ja unglücklich! Ich stand damals in österreichischem Dienst — etwas, wovon man wohl zur Ehre der Uniform sagen kann, daß es weder vorher noch nachher dagewesen ist.“

Er hatte sich unweit von dem Standplatz Harrings entfernt befunden, trat jedoch bei seiner Aufernung ostentativ mit großen Schritten zur Seite und stellte sich gleichsam wie zum Schutz vor der Verührung von etwas Unreinem vor Clotide Wattenlobt hin. In gleicher Besessenheit oder mechanisch folgten alle übrigen Gäste seinem Beispiel nach, und Zan Harring stand allein in der Mitte eines plötzlich ihn umbreitenden, völlig leeren Kreisraumes. Er hob den Kopf, sah den ihm zunächst Befindlichen an und danach verwundert in die schweigend zurückgewichene Runde. In seinem Gesicht lag ein Ausdruck, als ob er nichts von dem auffälligen Vorgang oder vielmehr Rücksang um ihn her begreife. Dann fiel sein Blick zufällig auf den Armel seines stark abgetragenen Rockes und er sagte laut zu sich selbst: „Ja so, das ist es wohl, das paßt heute nicht hierher. Na, dann komm'

ich ein ander Mal, wenn's besser an der Zeit ist. Im Busch hätte man sie angeknüpft, wenn sie so heringekommen wären. Es hat Alles seine unter-schiebliche Manier in der Welt, man muß sich nur erst wieder drauf besinnen.“

Sein Mund begleitete das Letzte mit dem kurzen Lächeln, der eigentlich kein Lachen war; ein solches schienen seine Lippen nicht zu kennen. „Dann empfehle ich mich der Gesellschaft, so heißt's ja wohl“, fügte er nach und ging der Thür zu. Doch trotz der lebendigen Schutzwand, die der Baron von Hagen vor der Tochter des Hauses aufgerichtet hatte, trafen die Augen Zan Harrings auf Clotide, und noch einmal anhaltend und sie kurz betrachtend, nickte er mit dem Kopf: „Das ist ein nettes Gesicht“. Danach verließ er gleichmütig das Zimmer, offenbar ohne ein Gefühl, daß er auch mit der letzten, lauten Bemerkung etwas Sonderbares gethan habe. Wie es schien, machte er zwischen Denken und Aussprechen keinen Unterschied und mußte sich auch darin erst auf das in Deutschland Bräunliche wieder besinnen.

#### IV.

Es konnte kaum einem Zweifel unterliegen, daß Zan Harring in der Stadt und in der Erinnerung seiner Zeitgenossen keine angenehme Persönlichkeit sei. Wenn er in der Meinung zurückgekommen war, dafür zu gelten, so hatte er sich sehr getäuscht. Die, welche ehemals seine Zeitgenossen gewesen, befanden sich in vortrefflichen Lebensstellungen und Umständen, bildeten einen großen nah befreundeten Kreis und bedurften keiner nach keiner Richtung. Auch Frauen und Kinder besaßen sie zumeist und eigne Heimstätten; sie hatten durch lange Jahre sich eifrig ihrem Beruf hingegeben und es zu etwas gebracht, so daß sie jetzt nach Verdienst die Früchte ihrer Arbeit einernteten. Von allem dem war bei ihm nichts vorhanden, er stand und ging hier grad' ebenso wieder in den Straßen, wie damals, als er es zuletzt gethan, lediglich um zwanzig Jahre älter.

Hielt er sich denn in der Stadt zu dem Zweck auf, um die alten Schul- und Universitäts-Bekannten wieder zu sehen? Eigentlich wohl nicht, es machte sich nur von selbst so, daß er mit ihnen zusammen traf. Wär' er von solchem Verlangen hergeführt worden, da hätte er in der Zwischenzeit öfter an sie gedacht haben müssen,

und er konnte nicht umhin, sich zu fagen, daß er dies höchst selten einmal gethan. Vielleicht an ihre Gesamtheit als an einen Begriff, doch an den Einzelnen faun. So durfte er sich über die Wechselfeitigkeits ihres Verhaltens gegen ihn auch so wenig wundern, als er innerlich davon empfindlich berührt ward, und außerdem lag das nicht mehr Zusammenstimmen mit ihnen vermuthlich zu großem Theil an ihm selbst. In vieler Hinsicht war er wohl der Nämliche, der als junger Mensch hier gegangen, und in anderer Richtung war er's doch wieder auch nicht. Das fühlte er ganz gut, und seine anders gewordene Art, das Leben, die Menschen und die Dinge zu schätzen, sei's, was die Leute hier befremde und ihn ihnen entfremde. Ihm war aber das Meiste, was ihnen wichtig dünkte, zu gleichgültig; das stieß sie ab. Auch wohl seine Form, die Art, wenn er seine Meinung über etwas sagte, nicht vorher nachzudenken, ob die Andern sie so zu hören wünschten. Aber er hatte sich entwöhnt, es anders zu machen, konnte es auch wohl nicht mehr und war erst daran erinnert worden, daß dies hier nicht brüchlich sei. Ebenso schien seine Kleidung Anstoß zu verursachen; es war allerdings die gleiche, die er schon Jahr und Tag in Australien getragen und in der er die Seefahrt gemacht, aber es kam ihm zum erstenmal, sie könne als ein Mangel an Achtung vor denen, die er begrüßte, ausgelegt werden. Der Begriff „Schicklichkeit“, auf Kleider angewandt, wenn man nur überhaupt solche am Leibe trug, war ein so sonderbarer. Nun, für dies europäische Augenbedürfnis gab es ja Schneider, aber den inneren Menschen konnte man nicht in einem Laden anders anschauen, um ihn für die gesellschaftlichen Anforderungen schicklich herzustellen. Und wozu denn auch? Das lag für sein Bedürfnis ungefähr hinter ihm, wie die gleichförmigen Schaumköpfe der Wellen auf dem indischen Ocean, oder wie eine Kinderklapper, mit der er einmal in der Wiege gespielt. Nein, das wieder zu thun, war er nicht hierher gekommen.

Doch zum Schneider ging er, sich einen andern Anzug zu beschaffen. Für seine Größe fand sich indes keiner vorräthig, er mußte sich Maß nehmen lassen und einige Tage auf die Fertigstellung warten. So lehrte er vorderhand unverändert auf die Straße zurück.

Zu welchem Zweck befand er sich denn eigentlich hier? Wunderlich, wenn man zweitausend

Meilen weit hergekommen und darüber erst nachdenken mußte.

Ja, das wollte er; nicht länger im Gasthof wohnen, sondern sich ein paar eigene Zimmer mieten. Er hatte sich erkundigt und war schon einmal durch eine Straße an einem Hause vorbeigegangen, das ihm seinen Wünschen zu entsprechen schien. Es lag etwas zurück in einem hübschen Garten mit schattigen Bäumen und hohen Gesträuchen und gehörte, wie er ersahen, einer Frau Uhlmann, die es allein bewohnte und vielleicht ein paar Stuben abgeben werde.

Nun stand er, doch noch wie unschlüssig zögernd, an der Gartenthür. War's denn auch das richtige?

Ja, das war's. Er entdeckte an einem der Thürpfosten ein kleines bisher nicht von ihm wahrgenommenes Schild mit der etwas unleserlich gewordenen Aufschrift: „Frau Lucie Uhlmann, geb. Wigelius.“ Des letzteren Namens entjann er sich aus seiner Schülerzeit; ein Doktor Wigelius war damals ein gesuchter älterer Arzt in der Stadt gewesen.

San Harting trat jetzt ein. Goldregen, rote Dornblüthe und weiße Schneeballen stauden in voller Mäute, schwere Syringentrauben füllten die sonnenwarme Nachmittagsluft mit einem süßen nordischen Frühlingsduft an; in dem noch noch hinten über das Haus hinausgehenden Garten schlug aus einiger Entfernung eine Nachtigal. Etwas seitwärts vom graben Zugangswege breitete eine eben erst frische Blätter austreibende Hängebirke ihre rundum geschickt niedergebogenen Zweige zu Boden, eine mit Tisch und Sitzplätzen ausgestattete Laube bildend, aus der den achtslos Vorübergehenden unerwartet die Frage traf: „Wen wünschen sie zu sprechen?“

Eine etwas scharfe Stimme war's, die ihn zu derselben Annahme verleitete, welche sich ihm in seinem Geburtsdorf als irrig herausgestellt hatte, die Anrede rührte von einer Bedientesten des Hauses her, und er erwiderte, ohne unglücklich, „Befindet Frau Uhlmann sich zu Hause?“

Das Geräusch eines sich bewegenden, die Mäntel streifenden Kleides antwortete darauf, dann ein sich durch die Lauböffnung vorsetzender Fußtritt, und danach erklang wieder die weibliche Stimme, ein wenig im Ton abgedämpfter: „Die bin ich.“

Nun drehte Harting den Kopf, und ihm flog vom Mund: „Sie —?“ Sein Blick verweilte

groß auf der unweit vor ihm Stehenden, dann wiederholte er wie ungläubig: „Sie sind Frau Uhlmann?“

Er mußte sich nach irgend einer Auskunft eine andere Vorstellung von der Besitzerin des Hauses gemacht haben. Eine Dame gegen die Vierziger mochte es sein, doch sie sah sowohl älter als jünger aus. Ersteres bei genauerer Betrachtung des vielfach um Augen und Mund gefältesten Gesichts, letzteres, wenn man nur einen allgemeinen Eindruck des rosig gepuderten Leints, der sorglichen Frisur und der elegant die Gesamterscheinung unterstützenden Toilette ansahm. Sie erhielten einen offenbar mit großer Behutsamkeit gepflegten Neiz noch jugendlichen Ansehens und ließen auch auf vergangene, ehemals wirkliche Schönheit schließen. Nur erweckte sie ein Gefühl, als ob diese anderer Art gewesen sei, als der jeßige Ausdruck des Gesichtes. Die Züge konnten sich wohl nicht von Grund aus verändert haben, aber unmaßlich waren die Linien derselben einmal weicher verlaufen, die Farbe zart und düstig ineinandergegangen, anstatt daß gegenwärtig gewissermaßen nur ein durch Kunstmittel täuschend überkleidetes Gerippe der anmutlos gewordenen Formen übrig geblieben.

Frau Lucie Uhlmann nahm sein ungläubiges Erröthen gewahr, und eine Verwunderung von ihrer Seite darüber ließ sich ihr nicht verdenken. Sie entgegnete auf seine letzte Frage: „Ich verstehe nicht, warum Sie Zweifel darin zu setzen scheinen, daß ich es bin.“

Doch während sie sprach, veränderte sich ihre Miene, sie sah ihm mit einer bemerkbaren Anspannung der Augen forschend ins Gesicht und fügte nach kurzem Innehalten hinterdrein: „Mir will vorkommen — ich habe gehört, glaub' ich — sind Sie etwa —?“

„Ja“, nickte er, „das bin ich.“

Ein paar Augenblicke blieb es still, das Gesicht der Dame verweilte überauslernend auf seiner Erscheinung, dann kam ihr nachlässig von den Lippen: „Und Sie suchen —?“

„Es ist mir gesagt worden, Sie hätten vielleicht in ihrem Hause ein paar Zimmer zu vermieten.“

Dies mochte richtig sein oder nicht, jedenfalls gab der Ausdruck Frau Uhlmanns zu erkennen, daß ihr der Mieter nicht zusage. Sie versetzte rasch: „Die Meinung muß auf einem Irrtum beruhen, ich vermiete nicht.“

„Da entschuldigen Sie wohl, daß ich Sie ge-

stört habe. Der Garten gefällt mir sonst recht gut.“

Zan Harring küstete seinen Hut, zum erstenmal seitdem er sich wieder in der Stadt anhielt, da er bisher die ihm bekannten Leute stets mit bedecktem Kopf angesprochen hatte. Aber hier kam's ihm offenbar in Erinnerung, was einer Dame gegenüber in Deutschland schädlich sei; sein Ornat kennzeichnete sogar eine gewisse Bestimmtheit, sich keiner Verschämung einer Anstandsvorschrift schuldig zu machen, und danach ging er wieder zur Thür zurück. An dieser blieb er jedoch noch einen Augenblick stehen; durch die Luftstille klang etwas, wohl das Flöten der Nachtigal, darauf hörte er hin. Aber sie mußte in einen anderen Garten geflogen sein, der Ton kam aus so weiter Entfernung herüber, daß sich nicht mehr heraushören ließ, ob es wirklich eine Nachtigal gewesen. Frau Uhlmann sah, in die Laube zurückgekehrt, auf der Bank, von der sie aufgestanden. Um ihren Mund ging noch ein flüchtiges Zucken, und ebenjo zuckte sie auch einmal leicht mit der Schulter; beides schien ein Ausfluß ihrer Radempfindung über die zwecklose Belästigung zu sein. Sie vertiefte sich in die Überlegung des französischen Romans, bei dem sie unterbrochen worden, und Alles war wieder wie vor dem Eintritt Zan Harrings.

Dieser ging auch wieder ebenjo wie vorher durch die Straßen. Man sah ihm keine Enttäuschung darüber an, daß seine Idee, in dem Gartenhaus eine Wohnung zu bekommen, sich nicht verwirklicht hatte. Indes seine Gedanken verweilten hörbar noch dabei, oder vielmehr bei dem Namen, den er auf dem Schild gelesen, denn er jagte halblaut vor sich hin: „Lucie, das stammt wohl von lux und bedeutet „die Lichte“, so etwas wie Morgenrot. Und Vigilus hängt mit vigil zusammen, vigilare, wachsam sein, aufpassen; man sagt ja auch noch, auf etwas vigilieren. Lateinisch gelernt zu haben, schadet nie.“

Auf weitere Wohnungssuche ging er heute augenscheinlich nicht mehr an, sondern trieb sich zwecklos, wie seine ganze Anwesenheit in der Stadt es war, herum. Vor den Schaufenstern stehend, sah er die Waren an, ungefähr wie ein großer Junge vor einem Konditorladen, und Vorübergehende, die ihm zuschauten, raunten sich lachend zu: „Der möchte gern, aber man sieht's ihm an, der arme Schelm hat nichts in der Tasche.“ Auch vor einer Sortimentsbuchhandlung hielt er

einmal still, wo der Inhaber ein Stück eines Katalogs vors Fenster gehängt, und nun hatte Jan Haring nichts Besseres zu thun, als darauf die herabgesetzten Sachen herunter zu lesen. Alles Mögliche, wie Mizpicles durcheinander; oben drüber stand mit Blauflüß vermerkt: „Um damit zu räumen“, manchmal am Rand: „Un glaublich billig!“ und unten neben der letzten Anzeige auf dem Blatt mit Rotflüß: „So gut wie geschenkt!“: „Serena. Die Jungfrau nach ihrem Eintritt in die Welt. Antiquarisch. Pappband. Etwas flechtig.“

Da es die letzte Offerte auf dem Katalogstück war, konnte der Lesende seine Beschäftigung nicht weiter fortsetzen. Er schüttelte den Kopf: „Nein, das habe ich ja nicht nötig“, und schlenderte in der Straße weiter. Vom Turm schlugs Mittag, um eine Ecke kam die Wachtparade mit Musik. Ein kleiner Bengel stürzte beim Vorüberziehen der Soldaten aus einem Hausthorweg hervor und schulkerte und präsentierte mit tiefem Ernst im Gesicht eine halbzerbrochene Holzflinte. Jan Haring klopfte dem Jungen auf den bloßen Kopf: „Du möchtest wohl Lieutenant sein, wie? Wart' nur, es kommt Alles.“ Er sah dem straffen Tritt des preußischen Militärs zu: „Das klappt doch anders, als damals bei uns.“ Ihn geriet etwas dabei in Erinnerung: „Was wollten sie denn bei mir mit dem Lieutenant? Es sagt's schon mal Einer.“

Da ward seine Aufmerksamkeit von etwas ganz Andersartigem, einer ihm entgegen kommenden jungen Dame in Anspruch genommen. Es war Fräulein Clotilde Mattenlobt, und Jan Haring legte Zeugnis für ein gutes Gedächtnis seiner Augen ab, denn obwohl er sie nur einmal flüchtig im Hause ihres Vaters wahrgenommen hatte, erkannte er sie auf dem ersten Blick wieder. Freilich mochte dies bei einem so schönen Mädchen nicht Wunder nehmen, sie prägte sich wohl jedem, der sie gesehen, ein. Jemandem, der eben von der Frau Ahlemann kam, konnte dabei eine gewisse typische, auf die gleiche Stammeszugehörigkeit hindeutende Ähnlichkeit mit jener anfallen. Nur war hier Natur und echte Zugen, wo sich dort künstliche Hilfsmittel über das Hingeschwundensein derselben wegzutäuschen bemühten, und ein Blumenvergleich hätte die beiden vielleicht als eine eben voll aufgeblühte rosenfarbige Hyazinthe und eine schon angeweltete Herbstflaier in den stärksten Gegensatz gebracht. Doch für den Phy-

siognomiker lag im Schnitt und Bau der Züge Uebereinkommendes, das die Vorstellung wachrief, etwa so auch möge vor zwanzig Jahren Frau Ahlemann ausgesehen haben, als ihr Gesicht noch die Weichheit, Frische und zarte Färbung besaßen, die sich gegenwärtig zum jugendlichen Vibreiz Clotilde Mattenlobts vereinigten.

Was aber doch Wunder nahm und überraschte, war, daß Jan Haring wieder vor ihr seinen Hut vom Kopf löstete. Es schien ihm jetzt zurückgekommen zu sein, daß man solche Höflichkeitspflicht vor dem weiblichen Geschlecht nicht außer Acht lassen dürfe, wenn man als ein Mensch angehen werden wolle, der sich schädlich zu betragen wisse. Die junge Dame blidte ihn flüchtig an und nidte; sie erkannte ihn offenbar nicht wieder, doch sie war gewöhnt, viel auf der Straße begrüßt zu werden. Nach seiner Kleidung mochte es irgend ein Handwerker gewesen sein, der für ihr Elternhaus arbeitete.

Das war freilich nun wieder nicht dem guten Ton gemäß, daß er sich hinter ihr umdrehte und ihr nachsah. Wie leicht ging sie in ihrem hellen, düstigen Sommerkleid, auf das im Nacken die braunen, zu einem losen Knoten verschlungenen Haarflechten reich herabfielen; Alles an ihr war mehr noch als Anmut, war Lieblichkeit, ein ungekünstelt schönes Werk der Natur. Merkwürdig machte Jan Haring jetzt plötzlich beide Augen fest zu, als ob er auf einmal von Mirdigkeit befallen werde, und stand eine Weile so mit geschlossenen Lidern. Dann öffnete er sie wieder und sah wieder dem weitergeschrittenen Mädchen nach, dessen lichte Gestalt nun klein vom Ende der Straße schimmerte und verschwand; und er ging ebenfalls weiter und setzte seine Lucus a non lucendo Beschäftigung fort. Zum Unterschied blieb er dabei einmal vor der Anslage eines Goldschmieds stehn und begaffte, was drinnen glitzernd zur Schau gestellt war. Doch dann that er Andres als bisher, denn er trat in den Laden hinein.

In diesem befanden sich Herr und Frau Gymnasialdirektor Winterbrod, die ein kleines Schmuckstück zu herabgesetztem Preis suchten, wenn auch etwas veraltet und geringer an Qualität, da es nur zur Belohnung für eine nächstens zwanzig Jahre bei ihnen im Haus befindliche alte Magd sei, die nicht auf den Geldwert solches Geschenks, sondern auf die darin ansgebrüchte Anerkennung ihrer treuen Dienste sehe. Wie Jan

Harring hereinlam und sich an einen geöffneten Schaufenster stellte, erkannte die Frau Direktor in ihm die „mesquine“ Persönlichkeit von der Geburtstagsfeier im Mattenlobtschen Hause wieder und äußerte gegen den Ladeninhaber, er möge sie und ihren Mann nur einstweilen lassen, um sich erst nach dem Zweck des Fremden zu erkundigen. Ein begleitender verständlicher Blick der Sprecherin empfahl ihm wohlmeinend Vorsicht an, daß sonst möglicherweise irgend ein Gegenstand aus seinen Kästen unbemerkt verschwinden könne. Der Juwelier dankte mit verbindlicher Miene für die aufgefaßte Warnung, begab sich zum Standplatz des Verdächtigen hinüber und fragte nach dessen Begehr. Zan Harring deutete auf ein kleines herzförmiges Medaillon in der Auslage, das möchte er näher ansehen. Darin lag viel Argwohn Bestätigendes, denn um das Schmuckstückchen aus dem Fenster zu holen, mußte der Goldschmied den Rücken drehen, und die Frau Gymnasialdirektor hielt währenddessen pflichtgemäß, wenn auch unauffällig, doch scharf beobachtend aus dem Augenwinkel den Blick auf Harring verwandt. Insofern dieser wachte die Gelegenheit noch nicht als günstigansehnd, sondern auf eine bessere passen, denn er rührte seinen Finger, streckte die Hand erst nach dem ihm hingereichten Medaillon aus und betrachtete es. Dann sagte er: „Ist zu hell, zu viel Silber im Gold“.

Der Gesichtsausdruck des Juweliers gab zu verstehen, daß er nicht viel Umstände mit solcher Rundschau zu machen gewillt sei. Er antwortete: „Wenn es Ihnen nicht gefällt —“ und wollte die kleine Kapfel zurücknehmen.

Doch Zan Harring ließ sie nicht los. „Sonst ist's schon richtig, nur das Gold zu blaß.“

„Es ist Gold von Australien.“

„Nein, das ist es nicht.“

Nun suchte der Ladenbesitzer geringschätzig die Achsel: „Ich glaube, daß ich mich etwas besser, als Sie, darauf verstehe und wohl mehr australisches Gold in der Hand gehabt habe.“

### Graf Joscelin.

Krank lag Edessa's Graf, Herr Joscelin,  
Sein letzten Sturm traf eine Mauer ihn.

Da fielen Sarazenen in das Land,  
Die oft bezwungen seine starke Hand.

Sie schwärmten jubelnd um sein festes Schloß,  
Schon slog in sein Gemach ihr Pfeilgeschloß.

„Mein Sohn“, sprach er, „mein treues Heer führ' an,  
Hinaus ins Blachfeld zieh die Siegesbahn.“

„Das ist gut möglich,“ versetzte Harring mit gleichmütigstem Ton. „Haben Sie 'mal solchen Klumpen gehabt?“

Er hielt seine Hände ungefähr auf Fußlänge auseinander; der Andre sah ihn verdußt an und wiederholte: „Solchen Klumpen?“

„Ja, die kommen vor; wenn ein Digger Glück hat, kann er sie so finden. Ich hab' einen gewogen, der hatte dreihundsechzig Pfund; aber das Gold geht mehr ins Rot, dies ist aus dem Sand gewaschen. Was soll das Herz kosten?“

Der Juwelier überflog mit einem Blick die Kleidung des Sprechers und brachte, etwas anstoßend, heraus: „Sie haben selbst solchen —? Entschuldigen Sie, daß ich mir erlaube —“

Er fügte den Preis des Medaillons nach, Zan Harring nickte: „Ja, das ist so der Wert, die Sachen bleiben sich im Preis ziemlich gleich.“ In die Tasche greifend, zog er das Verlangte in Silber heraus und legte es auf den Tisch, während der Empfänger, sich verbeugend, bestijentlich entgegnete: „Ich bitte, wenn Ihnen sonst vielleicht in meinem Laden etwas —“

„Nein, weiter brauch' ich heut' nichts.“

„Doch falls Sie später — es würde mir ein besonderes Vergnügen sein. Die Zufriedenheit eines so Sachverständigen —“

Der Goldschmied begleitete den Fortgehenden um den unlichfamen Eindruck der anfänglichen falschen Beurteilung desselben gut zu machen, dienstgeben an die Thür und äußerte zurückkommend: „Ich bin Ihnen für Ihre wohlwollende Absicht sehr verbunden, Frau Direktor, aber es war recht unangenehm für mich, daß Sie sich in der Achtungswürdigkeit und offenbar auch in der Person des Herrn so fatal getäuscht haben. Man kann nicht immer nach den Kleidern schließen; Sonderlinge verbergen zuweilen etwas höchst Respektables darunter, wie es hier ohne Frage der Fall ist.“

(Fortsetzung folgt.)

„Schwach ist die Schar, der Feinde sind viel mehr,  
Des Schlosses Mauern unsre beste Wehr.“

„So will ich selber in die Feldschlacht zieh'n,  
Die Thore auf“, rief rürend Joscelin.

In einer Sänfte trug man ihn hinaus,  
Vom Krankenlager in den Schlachtlengraus.

Das Heerhorn scholl und der Drummel Ton,  
Doch lauter seiner Stimme wildes Drohn.

Da sloh der Feind, entseht das Blachfeld hin.  
So siegt, ein Held noch sterbend, Joscelin.

Gans M. Gräninger.



Alle Rechte vorbehalten.

Den Bühnen gegenüber Manuskript.

## Die gelehrten Frauen.

Kußspiel in fünf Akten von Molière. In deutschen Versen von Ludwig Fulda.

(Fortsetzung.)

### Neunter Auftritt.

Arist. Chrysale.

Arist.

Nun also, Deine Frau verließ Dich eben;  
Du sprachst mit ihr; was hast Du zu berichten?

Chrysale.

Ich?

Arist.

Werdet Ihr ihm Henriette geben?  
Ist sie's zufrieden? Seid Ihr einig schon?

Chrysale.

Noch nicht so ganz.

Arist.

Sie weigert sich?

Chrysale.

Mit nichten.

Arist.

Sie schwankt noch?

Chrysale.

Damit hat es nicht Gefahr.

Arist.

Nun . . . ?

Chrysale.

Ihr liebt ein andrer Schwiegersohn.

Arist.

Ein andrer?

Chrysale.

Ja, ein andrer.

Arist.

Was für einer?

Chrysale.

Herr Trissotin.

Arist.

Was, der? Warum nicht gar!

Chrysale.

Ja wohl, der Berjemacher, der Lateiner.

Arist.

Und Du hast zugestimmt?

Chrysale.

I Gott bewahr'!

Arist.

Was hast Du drauf erwidert?

Chrysale.

Nicht ein Wort.

Dies war das Klügste, weil's zu nichts verpflichtet.

Arist.

Da hätten wir ja Großes ausgerichtet!  
Hast Du ihr wenigstens Eitander vorgeschlagen?

Chrysale.

Da sie vom Andern sprach in einem fort,  
Hielt ich's für gut die Sache zu vertagen.

Arist.

Ja wohl, Du bist gewaltig schlau! —  
Schämst Du Dich nicht, so feig Dich zu betragen?  
Bist Du denn wirklich eine von den Memmen,  
Die zittern vor der Herrschaft ihrer Frau  
Und keiner Laune sich entgegenstemmen?

Chrysale.

Ach lieber Gott, Du hast gut reden,  
Doch Zank und Streit belastet mir das Herz.  
Ich hab' gern Ruhe, wünsche keine Fehden,  
Und meine Frau im Zorn — das ist kein Scherz.  
Sie prahlt mit ihrem Philosophentum  
Und wird beim kleinsten Anlaß heftig;  
Zwar ihre Weisheit fühlt sich stolz und kräftig,  
Doch ihre Galle schert sich nicht darum.  
Wenn ihr nicht Alles nach dem Kopfe geht,  
Dann giebt's acht Tage Witz und Donnertrachen;  
Sie hat 'nen Ton, dem Niemand widersteht,  
Da heißt es flüchten, wie vor einem Drachen;  
Und trotz der Teufelei soll ich zum Gruß  
Nur Worte wie „mein Schatz“, „mein Herzchen“  
wählen.

Arist.

Ach lächerlich! Sie könnte nicht befehlen,  
Wärst Du kein solcher Hosenfuß.  
All ihre Macht beruht auf Deiner Schwäche;



Denn was sie fordert, Du gewährst es stumm,  
Und weil sie weiß: „Er schweigt, sobald ich spreche“,  
So tanzt sie auf der Nase Dir herum.  
Die Welt verachtet Dich laut und in der Stille;  
Drum zeig' Dich endlich als ein Mann,  
Der seiner Frau die Stirne bieten kann,  
Der fest entschlossen sagt: „Dies ist mein Wille!“  
Du mußt nicht, wenn ihr verdrehter Kopf  
Dein Kind zu solchem Bunde will verlocken,  
Und nimmst als Sohn und Erben diesen Tropf,  
Nur wegen seiner paar latein'schen Broden;  
Den Pinsel, welchen Deine Frau so gerne  
Als Philosophen rühmt, als Forscher preist,  
Als unerreichbar seinen Dichtergeist,  
Und der von Alledem so meilenferne!  
Mit einem Wort, durch solche Narrenspotten  
Wirft du zuletzt als Hampelmann verfahren.

Chrysale.

Ja, Bruder, Du hast Recht; ich bin entschlossen,  
Von heut ab andre Seiten aufzusuchen.

Arist.

Nun sprichst Du wie ein Mann.

Chrysale.

Es ist ja kläglich,  
So unterdrückt zu sein im eignen Haus.

Arist.

Sehr wahr.

Chrysale.

Sie nützte meine Schwachheit aus.

Arist.

Unzweifelhaft.

Chrysale.

Ich war nur zu verträglich.

Arist.

So ist's.

Chrysale.

Ihr zeigen werd' ich ganz entchieden,  
Daß ich der Vater meiner Tochter bin  
Und sie vermählen will nach meinem Sinn.

Arist.

Sehr gut gesagt, ich bin mit Dir zufrieden.

Chrysale.

Du kennst Glitander; fahr in seine Wohnung  
Und frag' ihn, ob er gleich Dir folgen kann.

Arist.

Ich fliege.

Chrysale.

Ja, nun ist's genug der Schonung,  
Und kam der Teufel selbst: ich bin ein Mann!

## Dritter Akt.

## Erster Auftritt.

Philaminte. Armande. Velle. Trissotin. Arpine.

Philaminte.

Vorur Sie lesen, setzen wir uns lieber,  
Damit uns ja kein einzig Wort entgeht.

Armande.

Ich brenne schon darauf.

Velle.

Ich bin im Fieber!

Philaminte.

Ah ja, Sie sind ein himmlischer Poet.

Armande.

Ihr Sang ist wie das Lied der Philomela.

Velle.

Jeglicher Vers ist mir ein Chrenschmaus.

Philaminte.

O stillen Sie die Sehnsucht unsrer Seele!

Armande.

Ah nur geschwind!

Velle.

Wir halten's nicht mehr aus.

Philaminte.

Ihr Epigramm — ich kann's nicht länger missen.

Trissotin (zu Philaminte).

Der Spröbbling hat sich jüngst erst eingestelt.  
Noch teuer wird er Ihnen, wenn Sie wissen:  
Auf Ihrer Treppe brach' ich ihn zur Welt.

Philaminte.

Er ist mir teuer, schon des Vaters wegen,

Trissotin.

Und Ihre Nachsicht soll ihm Mutter sein.

Velle.

Wie geistreich!

## Zweiter Auftritt.

Vorige. Henriette.

Philaminte (zu Henriette, die sich zurückziehen will).

Nun, wohin? Komm nur herein.

Henriette.

Ich will das trauliche Gespräch nicht stören.

Philaminte.

Nur näher! bleibe nur zugegen,

Dir ist verdäunt, ein Wunderwerk zu hören.

Henriette.

Ich habe für Gedichte wenig Sinn —  
Und kann mich nicht zu Eurem Geist erheben.

Philaminte.

(Gleichviel, ich hab' auch späterhin  
Dir etwas Wichtiges bekannt zu geben.

Trissotin (zu Henriette).

Ist für den Reiz der Kunst Ihr Auge blind,  
So wissen Sie mit eiguem Reiz zu prangen.

Henriette.

Sie täuschen sich; nie begt' ich noch Verlangen ...

Velle.

Nun aber zu dem neugebomen Kind!

Philaminte (zu Armande).

Flugs, bring uns Stühle! — Wie das lange währt!

(Levigne streift und fällt).

Seht doch den Tölpel an, er purzelt,  
Trotzdem ich ihm das Fallgesetz erkläre!

Belise (zu Levigne).

Merk Dir's: Dein Fuß ward nur entwirzt,  
Weil durch Verschiebung Deinem Gleichgewicht  
Der Schwerpunkt nicht Genüge hat gethan.

Levigne.

Erst als ich dasag, merk' ich die Geschichte.

Philaminte (zu dem abweichenden Levigne).

Du Taps!

Triffotin.

Gut, daß er nicht aus Porzellan.

Armande.

Stets geistvoll!

Belise.

Ja, Sie sprudeln heute wieder.

(Sie setzen sich.)

Philaminte.

So finde nun die edle Mahlzeit statt!

Triffotin.

Solch großen Appetit auf meine Lieder,  
Acht Zeilen machen ihn wohl schwerlich satt.  
Ich schide drum sogleich als ersten Schmaus  
Dem Epigramm — will sagen Madrigal —  
Noch ein Sonett-Magot voraus,  
Mit dem ich einer Fürstin Herz mir stahl.  
Viel attisch Salz hab ich darauf verwandt  
Und glaube fast, es wird nicht übel schmecken.

Armande.

O ganz unzweifelhaft.

Philaminte.

Wir sind gespannt.

Belise

(unterbricht Triffotin, so est er zu lesen begonnen will).

Mich überläuft schon jetzt ein süßer Schrecken.  
Die Poesie ist stets mein Schwarzem gewesen,  
Besonders Verse, fein und zart gedacht.

Philaminte.

So lang wir sprechen, kann er doch nicht lesen.

Triffotin.

„So . . .“

Belise (zu Penicente).

Schweig doch, Nichte!

Armande.

Gibt nun endlich Acht!

Triffotin.

Sonett an die Fürstin Urania, als sie das Fieber hatte:

„Die Vorsicht schlief Dir ein,  
Da kam in dunkler Nächlichkeit  
Ganz ohne Fug und Rechlichkeit  
Der böse Gast herein.“

Belise.

Den Anfang lob' ich mir.

Armande.

Ich bin entzückt.

Philaminte.

Es kommt ihm keiner gleich an Formvollendung,

Armande.

„Die Vorsicht schlief“ — Welch wunderbare Wendung!

Belise.

„Der böse Gast“ — wie ist das ausgedrückt!

Philaminte.

Der Reim von Nächlichkeit und Rechlichkeit

Zeigt seines Sprachtalents Beträglichkeit.

Belise.

O weiter nur!

Triffotin.

„Die Vorsicht schlief Dir ein,  
Da kam in dunkler Nächlichkeit  
Ganz ohne Fug und Rechlichkeit  
Der böse Gast herein.“

Armande.

„Die Vorsicht schlief Dir ein“!

Belise.

„Der böse Geist herein“!

Philaminte.

„Nächlichkeit — Rechlichkeit“!

Triffotin.

„Wirf ihn hinaus ganz glatt;  
Denn nichts kann ihn entschuldigen,  
Daß er, statt Dir zu hulbigen,  
Dich angegriffen hat.“

Belise.

Halt, halt! Ich muß erst wieder zu mir kommen:

Armande.

Nur zum Bewundern gönnen Sie uns Zeit!

Philaminte.

Man wird bei diesen Versen ganz benommen  
Von einer rätselhaften Trunkenheit.

Armande.

„Wirf ihn hinaus ganz glatt;  
Denn nichts kann ihn entschuldigen.“  
Wie jedes Wort in süßen Tönen prunkt!  
„Entschuldigen“ — der Klang ist unerreichlich.

Philaminte.

„Wirf ihn hinaus ganz glatt.“  
„Ganz glatt“ — die Stelle scheint mir unvergleichlich;  
Das ist für mein Gefühl der Höhengrunt.

Armande.

Ja, dies „ganz glatt“ — mich reizt es gleichfalls hin!

Belise.

Ich stimme bei: „ganz glatt“ ist meisterhaft.

Armande.

Hätt' ich's gemacht!

Belise.

Es liegt ein ganzes Drama drin.

Philaminte.

Erkennt ihr auch des Wortes tiefe straf?  
Armande, Belise.

Oh, oh!

Philaminte.

„Wirf ihn hinaus ganz glatt“.  
Wenn Jemand für das Fieber nimmt Partei,  
Verjag' es dessen ungeachtet;  
Wir's nur hinaus, ganz glatt — ganz glatt.  
Ich weiß nicht, ob Ihr Gleiches fühlst dabei;  
Wir aber predigt dieser Ausdruck Bände.

Belise.

Wer sich auf solche Knappheit auch verstände!

Philaminte (zu Trissotin).

Doch sagen Sie: als dies „ganz glatt“ entstand,  
siam Ihnen zum Bewußtsein, was Sie schufen,  
Und haben Sie den Eindruck voll erkannt,  
Den Sie damit hervorgerufen?

Trissotin.

Om, hm!

Armande.

Auch „angegriffen hat“ ist prächtig  
Und doppelsinnig, weil das Fieber hier erscheint  
Wörtlich als Krankheit, bildlich als der Feind.

Philaminte.

Die beiden Strophen wirkten mächtig,  
Nur weiter jetzt; wir sind noch lang' nicht satt.  
Armande.

Erst einmal noch da capo dies „ganz glatt“.

Trissotin.

„Wirf ihn hinaus ganz glatt“.

Philaminte, Armande, Belise.

„Ganz glatt“!

Trissotin.

„Denn nichts kann ihn entschuldigen,“

Philaminte, Armande, Belise.

„Entschuldigen!“

Trissotin.

„Daß er, statt Dir zu hulbigen,“

Philaminte, Armande, Belise.

„Hulbigen — entschuldigen“,

Trissotin.

„Dich angegriffen hat“.

Armande.

„Angegriffen hat“!

Philaminte, Belise.

Oh!

Trissotin.

„Er fragt nach Deinem Range nicht,  
Schont Deine rote Wange nicht. . .“

Philaminte, Armande, Belise.

Oh!

Trissotin.

„Verfolgt Dich Tag und Nacht  
Und übt so lang Tyrannenthät,  
Bis Du in einem Bannenbad  
Ihn meuchlings umgebracht.“

Philaminte.

Zu viel!

Belise.

Man schwelgt.

Armande.

Ich sterbe vor Vergnügen

Philaminte.

Wir schlürfen Göttertrank mit vollen Zügen.

Armande.

„Und übt so lang Tyrannenthät,“

Belise.

„Bis Du in einem Bannenbad“

Philaminte.

„Ihn meuchlings umgebracht.“ —

Das heißt, sie soll das Fieber dort ertränken.

Armande.

Ein neues schönes Bild bei jedem Schritte.

Belise.

Luftwandelnd werden Aug' und Herz erfreut.

Philaminte.

Man wähnt sich in des Paradieses Mitte.

Armande.

Die Pfade sind mit Rosen überstreut.

Trissotin.

Sie finden also das Sonett . . .

Philaminte.

Grandios,

Originell, pikant, ein Griff ins Volle.

Belise (zu Henriette).

Wie? Ließ der Vortrag Dich empfindungslos?

Du spieltest eine sonderbare Rolle.

Henriette.

Man spielt die Rolle, die man spielen muß,

Und nicht auf Wunsch entsteht die Dichterflamme.

Trissotin.

Mein Lesen macht dem Fräulein wohl Verdruß?

Henriette.

Ich höre gar nicht hin.

Philaminte.

Doch nun zum Epigramme!

Trissotin.

„Auf eine vergoldete Kutsche, welche einer hohen

Dame von einem ihrer Verehrer gestiftet wurde.“

Philaminte.

Der Titel ist schon wieder äußerst fein.

Armande.

Man fühlst, der Inhalt wird ihn ähnlich sein.

Trissotin.

„Gott Amor ist und bleibt ein anspruchsvoller Knabe.“

Philaminte, Armande, Belise.

Oh!

Trissotin.

„Mich kostet er bereits die Hälfte meiner Habe,  
Und wenn Dein Gnadenblick auf diese Kutsche fällt,  
Die reich mit Gold verziert und künstlich hergestellt,  
Die ganz Paris erfüllt mit staunendem Behagen  
Und Dir, o Kais, dient zum stolzen Siegeswagen.“

Philaminte.

Er nennt sie Kais; artig und gelehrt.

Belise.

Ja, die Bekleidung ist Millionen wert.

Trissotin.

„Und wenn Dein Gnadenblick auf diese Kutsche fällt,  
Die reich mit Gold verziert und künstlich hergestellt,  
Die ganz Paris erfüllt mit staunendem Behagen  
Und Dir, o Kais, dient zum stolzen Siegeswagen“

### Das Ende.

**W**enn du verlassen  
Die Erde mußt, —  
Wie fühlst du das  
In der tiefsten Brust?  
Ein plötzlich Stochen,  
Ein Kiß durchs Sein,  
In Nacht erloschen  
Der Sonne Schein.  
Mit tausend Fesseln  
Bist du gebannt  
Und nun soll fehlen  
Dein Herz, deine Hand.  
In stolzer Wehmut  
Siehst du nach dir  
Die Lücke klaffen,  
Gehst du von hier.  
Geseh's, so fühlst du  
In tiefster Brust —  
Und wie wird es sein,  
Wenn scheiden du mußt?  
Dein Aug ist gebrochen,  
Du siehst ganz still,  
Indes das Leben  
Nicht rassen will.  
Sie sprechen von dir  
Ein klagend Wort,  
Dann rollt die Welle  
Der Rede fort.  
Und den du gefüllt hast,  
Der Platz wird nicht leer,  
Dah du d'rauf gestanden,  
Wer weiß es mehr?

Friedrich Adler.

### Dampfheit.

Schwere Wolken lassen  
Über der bräutenden Stadt,  
Dampfe Menschen haften  
Übermächtig maßt.

So wisse nur, ich gab, um zu gefallen Dir,  
Für ihren goldnen Schein viel Scheine von Papier.“  
Armande.

O, diese Wendung ist ein Knalleffekt!

Philaminte.

Annut und Wig in köstlichem Vereine.

Belise.

Der goldne Schein und die papiernen Scheine!  
Schein erst als Schimmer, dann als Wertobjekt.

Philaminte.

Lang ehe Sie persönlich mir bekannt,  
War ich für Sie als Dichter eingenommen;  
Vers oder Prosa — Alles ist vollkommen.

Trissotin (zu Philaminte).

Nun sollten Sie etwas von ihrer Hand.  
Uns lesen, denn ein Dichter sind auch Sie.  
(Fortsetzung folgt).

Kaum die Sonne dringet  
Nieder mit einem Blick,  
Kaum ein Lächeln bringet  
Sie ins Menschengeschick.

Trübe, kleine Zeiten  
Not und Angst im Haus:  
Nach erträumten Weiten  
Sieht der Dichter aus.

Konrad Richter.

### Andacht.

**D**u willst mein gold'ner Sonnenschein,  
Du willst der liebe Mond mir sein?  
Was schön ist, launst Du werden!  
Du stilles Reh, Du Gnadenbild,  
Was ist wie Du, so hold und mild,  
Was kommt Dir gleich auf Erden! —

Nichts unter den Sternen ist so schön,  
So süß nichts in den strahlenden Höh'n,  
Als Dich am Herzen halten.  
Du bist meine Sonne am Himmelzelt,  
Mein Mond, mein Stern, mein Gott, meine Welt,  
Laß mich die Hände falten! —

Robert Kahn.

### Mittagsstille.

**I**n Strahl der Mittagssonne glüht die unbewegte  
Luft umher  
Und bleiche Marmorkreuze stehn auf todeschlummer  
Grust umher.  
Kein Leben rings; ein Kälter nur steht bange  
Flugs  
von Aere zu Aere,  
Wie eine Seele, die verirrt, im heißen Clowendust  
umher.

G. Brandt.



## Heine im Jahre 1848.

### Ungedruckte Briefe Heines an seine Mutter und Schwester.

Mitgeteilt von Karl Emil Franzos.

„Der tote Heinrich Heine singt noch immer“ — alles Neue von ihm und über ihn erregt auch jetzt noch ein Interesse, wie man es in seinen letzten Lebensjahren, geschweige denn im ersten Jahrzehnt nach seinem Tode nie für möglich gehalten hätte. Wie ungleich populärer ist er jetzt als damals! Kein Wunder, daß jedes Jahr neue Heine-Schriften und Heine-Memorien bringt. Allzu Wichtiges ist's allerdings zumeist nicht. Seit der Veröffentlichung des Memoren-Fragments im Jahre 1884 sind nur zwei wesentliche Bereicherungen unserer Kenntnis seines Lebens und seiner Schriften ans Licht getreten: die freilich nicht völlig erwiesene Darstellung Esters von Heines Jugendlebensjahre für seine Cousine Theresie Heine und die merkwürdigen Aufträge über die Februar-Revolution, welche die „Deutsche Dichtung“ 1887 zuerst mitteilen konnte. Nun wird endlich wieder eine neue Veröffentlichung angekündigt, die man mit großer Spannung entgegensehen darf: im Verlag von Hoffmann & Campe in Hamburg werden nächstens unter dem Titel: „Heinrich Heines Familienleben“, des Dichters Briefe an seine Mutter und Schwester erscheinen; Herausgeber ist Heines Nefte, Baron Ludwig von Embden. Erwägt man, daß diese beiden Frauen Heine im Leben am nächsten gestanden, so wird man der Versicherung des Prospektes, „daß dies Material, als das allerauthentischste, einen dauernden Wert für sich in Anspruch nehmen muß“, gewiß gerne glauben. Das ist ein Buch, nach dem jeder Gebildete greifen wird. Ein abschließendes Urteil über seinen Wert wird natürlich erst nach Erscheinen möglich sein; daß man viel von dem Material erwarten darf, beweisen die Proben, die ich — Dank der Freundlichkeit des Herausgebers und der Verlagsbuchhandlung — noch vor Beendigung des Druckes, also im ersten Abdruck mitteilen kann. Es sind sechs von den 122 Briefen, die das Buch enthalten wird; die Correspondenz eines besonders wichtigen Jahres, des „tollen Jahres“ 1848.

Dies Jahr war sehr fröhliches in Heines Leben. Seine körperlichen Leiden verschlimmerten sich bis zum Unerträglichsten, die Geldsorgen wollten nicht enden; daneben traf ihn neue, tiefe Kränkung und schmerzliche Aufregung. Auch die Februar-Revolution und der „große Völkerrückgang“, der ihr folgte, begeisterte ihn nur kurze Zeit; dann war er, gleich manchem Gesinnungsgenossen, der die Befreiung durch seine Schriften herbeiführen gehoffen, über „die Unversöhnlichkeit, den Weltstuhlmüddel, den sichtbar gewordenen Gottesmahnfinn“

erschrocken, ja entsetzt. Dies Alles spiegeln die folgenden Briefe wieder, daneben aber auch die tiefe Liebe zu Mathilde; zu Mutter und Schwester.

Nicht wenige scharfsinnige Politiker sahen bereits in den ersten Wochen des Jahres den Sturz der Juli-monarchie mit Bestimmtheit voraus, Heine gehörte nicht zu ihnen. Völlig ahnungslos schrieb er seine Berichte für die „Allgemeine Zeitung“ im gewöhnlichen Sinne; freilich zog ihn neben dem eigenen Leiden auch ein Unwohlsein Mathildens von der scharferen Beobachtung der politischen Vorgänge ab. Dieses Unwohlsein ist im folgenden Schreiben unter dem „großen Schreck“, dem „vielen Hanslärmen“ gemeint:

Paris, 27. Janr. 1848.

Liebe gute Mutter!

Ich will Dir bloß flüchtig anzeigen, daß ich in einigen Tagen meine neue Wohnung beziehen, und meine Adresse ist: Rue de Berlin No. 9 à Paris. Schreib mir also bald. — Meine liebe Frau ist wieder ganz hergestellt und zault nach wie vor. — Wir leben sehr einträchtig in der Hauptsache, aber in den Details quält sie mich. Namentlich muß ich von ihrer Reinkritikseliebe viel anstehen, und da mahnt sie mich nicht selten an sheel Hannchen, die mich zur Verzweiflung brachte mit dem Schrubben.

Von Dir liebes Lottchen erwarte ich einen großen Beiel, und unterdessen lässe ich Dich und Deine Säcken. — Ich befände mich noch immer sehr wohl, doch meine eigentliche Gut ist vor der Hand durch den großen Schreck, und den vielen Hanslärmen neutralisiert worden.

Ich liebe Dich unaussprechlich, meine liebe gute Mutter! —

H. Heine.

Die Klage Heines über das „Jankem“ Mathildens und daß sie ihn „in den Details quälte“, ist wohl nicht sehr ernsthaft gemeint, und der Janker über ihre Keintlichkeit sogar eine Heuchelei ans Liebe. Mutter und Schwester trauten der Französin aus niedrigem Stande in diesem Punkte nicht viel zu. Daher dieser schwerlich begründete Janker. „Sheel Hannchen“ war die alte Hamburger Dienerin der Frau Betty Heine.

Unter welchem Umstande der Dichter den 23. Februar 1848 erlebte, ist bekannt: er war an diesem Tage in Begleitung des Arztes aus der Delaustadt in der sändlichen Rue de l'Arcire, wo er Zusucht vor dem Lärm von Paris gesucht, in Begleitung des Arztes

nach seiner Stadtwohnung gefahren, um bei seiner Frau zu Mittag zu speisen; auf dem Heimweg in die Anstalt wurde der Wagen angehalten und zum Paroladenbau requiriert; mit Mühe konnte der Kranke zurücktransportiert werden. „Welch ein Unglück“, sagte er, „solche Revolution in meinem Zustand zu erleben. Ich hätte müßen tot oder geblind sein!“ Der „Spektakel“ machte den kranken Mann noch fränter; mit Stimmungen, wo er Louis Philipp besagte, wechselten andere, wo er Gott als den „großen Autor“ pries, der „das gute Stück: Die Julius-Revolution verbessert und vermehrt zur Aufführung gebracht“. Sehr klar spricht ein Brief an Alfred Reibner (19. März 1848) aus, was er empfand: „Sie wissen, daß ich kein Republikaner war, und werden nicht erkannt sein, daß ich noch keiner geworden bin; daß ich einen Augenblick furchtbar bewegt wurde, daß es mir kalt über den Nacken und die Arme hinauf wie stehende Nadeln lief, das wird Sie nicht verwundern. Nun ist es vorüber gegangen. Auch war es sehr lästig, als ich rings um mich lauter alte Römergesichter sah, das Pathos an der Tagesordnung war und Benedic in's Feld des Tages. Gern wollte ich aus dem mich beängstigenden Gemümel des öffentlichen Lebens wegführen, in den unvergänglichlichen Frühling der Poesie und der unvergänglichen Dinge, wenn ich nur besser gehen könnte und nicht so krank wäre.“

Diese Sätze enthalten keine Unwahrheit, aber die ganze Wahrheit sagen sie nicht. Zwei andere Umstände noch drückten damals auf Heines Stimmung. Der folgende Brief an die Mutter spricht sie offen aus:

Paris, 30. März 1848.

Liebste gute Mutter!

Eben weil es jetzt so stürmisch in der Welt, und hier besonders tribulant hergeht, kann ich Dir wenig schreiben. Der Spektakel hat mich physisch und moralisch sehr heruntergebracht. Ich bin so einmüthig, wie ich es noch nie war. Will jetzt ganz ruhig leben, und mich um nichts mehr bekümmern. Witten in der Striße meiner Cur ging der Lärm los, und nicht bloß Geld, sondern auch Gemüthlichkeit habe ich eingebüßt. — Sollten sich hier die Sachen, wie ich fürchte, noch düsterer gestalten, so gehe ich fort, mit meiner Frau, oder auch allein. Vieh sehr verdrücklich. — In Deutschland muß es auch nicht angenehm zugehen, und dahin hab ich auch kein großes Begehren. — Meine Frau befindet sich wohl. Wir leben still, und von der Welt abgefordert. Ich will mich in keinem Fall hervorstellen. Dennoch werde ich von den hiesigen Deutschen viel verläumdelt. Sie schreiben darüber, daß ich von der vorigen Regierung Geld bekommen, als mein Name auf der Pensionliste gestanden. —

Das Wetter ist wunderschön, und ich gehe viel spaziren. Meine Haushaltung geht ihren ruhigen Stiefel fort. Meine Frau sieht sich gut an. Führte sie sich nicht gut an, so würde ich ihr jetzt die Freiheit geben, wie alle Könige ihren Völkern; sie würde dann schon sehen was bei der Freiheit heranskommt. — Du hast keinen Begriff davon, welche Misere jetzt hier herrscht. — Die ganze Welt wird frei und bankrott. — Leb wohl!

Schreib mir nur viel liebe Mutter. Auch Du liebes Lotchen. Nachher aber nicht viel an Nachrichten von mir; jehle gar zu ungeru die Feder an. Fürchte das Schreiben. Um meine Adresse noch bestimmter zu machen, so schreibt: Au D. Heine chez Mr. Faultrier, 84 Rue de Lourcine à Paris.

So lasse ich alle meine Briefe jetzt abreißen, denn ich traute meine Handsportier nicht. Hat die Familie viel Geld verloren? — Schreib mir nur viel, lieb Lotchen und küsse die Kinder. Meine Frau grüßt herzlich.

D. Heine.

In der That hatte Heine bei dem Lärm neben der Gesundheit noch Geld eingebüßt: Louis Philipp hatte ihm bekanntlich eine Pension zahlen lassen, die mit dessen Sturz natürlich aufhörte. Obendrein hatte ein radikales Blatt, die „Revue rétrospective“ im März 1848 die Angelegenheit angegedt, die Summen genaunt. Es ist hier nicht des Orts, über diese viel, allzuviel erörterte Sache und Heines Verhalten ein Urteil zu fällen; gewiß ist, daß es nicht so verwerflich war, wie seine Gegner, nicht so einwandfrei, wie er selbst behauptete. Und ein Gefühl des Mitleids wird man dem totkranken, von Not und solcher Aufregung heimgekehrten Manne nicht weigern dürfen. Wie krank er war, suchte er der Mutter freilich zu verbergen. Daher die Notlage, sie möge ihre Briefe an die Rue de l'Ourcine abreißen, weil er „seinem Handsportier nicht traue“ — in Wahrheit war es die Adresse der Heilanstalt, die er hatte ansuchen müßen. . . Auch bereitet er darauf vor, daß seine Briefe immer seltener würden, weil er „die Feder gar zu ungeru ansetze“ — und er that es nicht, weil ihm das Schreiben damals fast unerträgliche Schmerzen bereitete. Und urteile man über den „Abstrümmigen, der sich von einer Regierung besteden ließ“ noch so hart und darum noch so ungerecht — daß der „ershrivole Mann“ als Sohn mit seltener Liebe und Dezenszartlichkeit handelte, wird nun, da dieser Brief bekannt wird, Niemand mehr leugnen dürfen.

Aus ähnlicher Tonart geht der folgende Brief. In der Krankheit war ein Stillstand, sogar eine scheinbare Besserung eingetreten; der Arzt durfte es wagen, ihn ans Land zu schicken, weil Heine seiner nicht mehr täglich bedurfte, aber noch immer ging es ihm schlimm genug und auch seine materiellen Verhältnisse berechtigten ihn nur allzusehr zu der Klage, daß dies Jahr „sein Zunderjahr“ sei. Anher dem Verlust der Pension hatte ihn nun auch die Entwertung der Aktien der Gouin'schen Bank betroffen, in welcher er den größten Teil seiner Ersparnisse angelegt und das es zudem damals unmöglich war, eine Tratte auf Hamburg in Paris einzulösigen, so reichte sein Geld oft nicht für den Hausbrauch. Dazu hatte obendrein in Folge jener Enthaltungen der „Revue rétrospective“ seine Verbindung mit der „Allgemeinen Zeitung“ zeitweise aufgehört — es war eine sehr, sehr schlimme Lage, in welcher er den folgenden Brief schrieb:

Passy, d. 27. Mai 1848.

Liebste gute Mutter!

Zeit 3 Tagen bewohne ich ein Gartenhaus in Passy, eine halbe Stunde ist dieser Ort von Paris

entfernt. Ob ich es mit dieser Wohnung gut getroffen, ob nicht neue Störungen mir auch hier das Leben verleben werden, das weiß ich nicht. Bis jetzt hat mich das Unglück immer verfolgt in jeder Wohnungsveränderung. Vor der Hand geht es mir noch leidlich. Ich schreibe Dir diese Zeilen im Freien, unter einer grünen Laube, wo die Sonnenlichter mir auf's Papier spielen, was sehr hübsch ist, aber mit das Schreiben sehr erschwert; mein Augenlid, überhaupt meine Gesichtsmuskelfähmung ist momentan in seiner unaustrücklichsten Blüthe, und meine arme Frau muß deswegen viel von meiner Verdriechlichkeit erdulden. Doch soeben haben wir, auf demselben Tisch, wo ich dieses schreibe, sehr gut mit einander geträufelt, und uns unserer häuslichen Ruhe, auch der schönen Spargel und Erdbeeren, die wir hatten, sehr erfreut!

Wie geht es Euch? Wie geht es Dir liebes Vottchen in dieser schrecklichen Zeit? Habt Ihr auch Zucker genug, damit die Erdbeeren weich liegen können, und warm zugedeckt werden? —

Dieses Jahr ist kein Zuckerjahr, und es geht der ganzen Welt sehr bitter. —

Ich bekümmere mich um nichts, und eben meine Kränklichkeit schützt mich vielleicht jetzt vor Todesgefahren, denen ich ausgesetzt wäre, wenn ich mich toll und gesund in die Tageskämpfe stürzen könnte. —

Von Gustav und seiner Frau Gemahlin habe ich Brief gehabt, er behauptet ein glücklicher Familienvater zu sein, und sich des größten häuslichen Glücks zu erfreuen. — — — — —

Meine Adresse ist jetzt: 64 grande Rue à Passy, près de Paris. — Schreibe mir nun bald und viel. — Ich wünsche und küsse Euch, sowie auch die Kinder. —

Die Sonnenlichter bleuben mich zu sehr in diesem Augenblick. — Der Papagei schreit, und meine Frau läßt grüßen.

Euer getreuer  
H. Heine.

Diesmal also bleubeten ihn die Sonnenlichter zu sehr. . . Den Abtag über Gustav Heine hat der Herausgeber des Buches nicht ganz wiedergegeben; man geht gewiß in der Annahme nicht irrt, daß die unterdrückte Stelle sehr satirisch war. . .

Schon am Tage nach Abendzug dieses Schreibens verklärte sich Heines Inlaud so sehr, daß er der Schwester wenigstens die Wahrheit entbilden mußte. Es geschah durch den folgenden erlösenderen Brief:

Passy, 10. Juni 1848.

Liebste Schwester!

Meine Frau wünscht, daß ich Dich über meinen wahren Gesundheitszustand nicht in allzugroßer Täuschung, die der Mutter wegen nöthig war, länger erhalte, damit wenn ich sterbe, Du Dich nicht zu sehr eisdriest. Letzteres aber, liebes Kind, wird hoffentlich nicht so bald geschehen, und ich kann mich ein Duzend Jahre noch hinschleppen wie ich bin, leider Gottes. Bin seit 14 Tagen so gelähmt, daß ich wie ein Kind getragen werden muß, meine Weine sind wie Baumwolle. Meine Augen euseiglich schlecht. Von Herzen aber bin ich wohl, mit mein Hirn und Magen sind

gesund. Werde gut gepflegt und es fehlt mir gar nichts zur Bekreitung großer Krankheitskosten; — Meine Frau führt sich gut auf, und wir wohnen sehr angenehm. Sterbe ich in diesem Zustand, so ist mein Ende doch noch besser, als das von 1000 Anderen. Nun weiß Du woran Du bist. — Gern hätte ich Euch diesen Sommer besucht, vielleicht sehe ich Euch nächstes Frühjahr, oder Du kommst vielleicht nächstes Jahr hierher. Dieses Jahr bin ich im Grunde trotz Dich nicht hier sehen zu können, wegen des Weltrevolutionseposters, das Ihr dort gewiß in eben so hohen Grade, wie wir hier zu ertragen habt. Ja, wir leben in einem miterlebten Moment, und ich wünsche wohl und heiter, und nicht auf einige kranke Augenblicke, ein Wiedersehen mit Dir zu genießen. Werde ich aber besser werden? Das weiß Gott, der alles zum Besten lenkt. — Schreibe mir oft und viel, wie es dort aussieht bei der Familie. — Der Mutter wollen wir nach wie vor meine Krankheit verheimlichen. — — — — —

Schattenkisse, Schattenliebe,  
Schattenleben wunderbar,  
Glaubst Du, Schwester, Alles bliebe  
Unverändert ewig wahr? —

Was wir lieblich, fest belesen,  
Schwindet hin wie Träumereien,  
Und die Herzen, die vergessen,  
Und die Augen schlafen ein.

H. Heine.

Zwei Stellen dieses Briefes fordern zu näherem Eingehen herans. Die Versicherung Heines, es fehle ihm gar nichts zur Bekreitung großer Krankheitskosten, stand mit der Wahrheit im denkbar grellsten Widerspruch — warum schrieb sie Heine? Gehah es, um der Schwester, Frau Charlotte Embden, die ja durchaus nicht reich war, das Herz nicht allzuschwer zu machen? Das reicht zur Erklärung nicht aus; vielleicht würden wir in der Sache klarer sehen, wenn der Herausgeber des Briefes nicht auch hier eine Stelle unterdrückt hätte. . . Auch die Weglassung der Schlussstellen ist zu bedauern. Gewiß würden wir dann den schlammigen Gedanken Heines, mit demselben, der Schwester ohnehin bereits bekannten Gedicht aus dem ersten Band seines „Salon“ zu schließen, besser verstehen. Daß es dort heißt: „Glaubst Du, Narrin“ und hier: „Glaubst Du, Schwester. . .“ macht die Sache nicht klarer.

Man mag sich ausmalen, wie schmerzlich dieser Brief die zärtliche Schwester erregen mußte. Heine mochte befürchten, daß sie ihr Weh nicht vor der Mutter würde verbergen können, denn schon eine Woche später raffte er sich trotz seiner Leiden zu folgendem, eigenhändigen Schreiben an die große Frau auf:

Passy, den 17. Juni 1848.

Liebt's, gute Mutter!

Ich habe Dir geschrieben, gleich nachdem ich meine Landwohnung bezogen, daß sind nun drei Wochen und noch immer bin ich ohne Brief von Dir und dem lieben Vottchen. Wie geht es Euch in dieser schlechten Zeit? Ich ängstige mich sehr und schmachte

nach Brief von Euch. Mir geht es wie gewöhnlich. Mit meiner Wohnung bin ich sehr zufrieden, ist allerliebst und sehr angenehm. Lebe wahrhaft philosophisch von der Welt zurückgezogen. Hast Du die Erklärungen gelesen, die ich in den Zeitungen drucken ließ wegen meines Verhältnisses zur vorigen französischen Regierung? Meine Frau läßt Dich herzlich grüßen und liebt Euch und schwagt von Euch beständig. Das Janken abgerechnet, führt sie sich prächtig aus in diesem Augenblick und beglückt mich sehr. Mit treuer Liebe  
K. Heine.

Auch dieser Brief sei hier wiedergegeben, da er in die Reihe gehört, das Gesamtbild ergänzt und neuerdings Zeugnis dafür ablegt, mit welcher zärtlichen Fürsorge der unglückliche Mann die Mutter über seinen Zustand hinwegzutäuschen suchte. In dem Buche des Herrn Baron Embden ist er seltener Weise nicht enthalten; daß er bereits früher einmal gedruckt worden ist, kann gewiß nicht der Grund sein, denn der Herr Herausgeber hat auch — was auch gewiß nicht tabelnswert ist — sehr bekannte, in allen Gesamt-Ausgaben und Biographien enthaltene Schriftstücke Heines reproduziert, wenn ihm dies für die Zwecke seines Buchs nötig erschien, z. B. die in oben mitgetheilten Brief erwähnte Erklärung des Dichters über sein Verhältniß zum Gutzkow'schen Geheimfonds, die zuerst in der „Allgemeinen Zeitung“ erschien, und in der er die erhaltene Pension als „das große Almosen“ bezeichnete, „welches das französische Volk an so viele Tausende von Fremden spendete, die sich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution in ihrer Heimat mehr oder weniger glorreich kompromittiert hatten, und an dem gastlichen Herde Frankreichs eine Feststätte suchten.“ Der Brief vom 17. Juni 1848 aber steht in einem wenig wertvollen und darum mit Recht wenig beachteten Buche, den „Skizzen über K. Heine“ von der Fürstin della Rocca (Wien 1882).

Man wird es begreiflich finden, daß die Schwester nun den Dichter mit Anfragen über sein Befinden bestürmte, auch ihrer Schnuschi, ihn wiederzusehen, berebete Worte sich. Er erwiderte:

Passy, d. 12. Aug. 1848.

Liebste Schwester!

Der Zustand meiner Augen ist so ziemlich, daß ich jeden Brief, den ich eigenhändig schreibe, mit einem Tag der heftigsten Schmerzen erkaufe, und da Du um diesen Preis gewiß keinen Brief von mir haben willst, so werde ich mich heute und auch künftig einer fremden Feder bedienen, um Dir Nachricht über meine Gesundheit zu ertheilen. Diese hat sich keineswegs verbessert, doch Gesahr ist nicht vorhanden, und das traurige dabei ist eben, daß ich am Leben bleibe. Du brauchst Dich also nicht um mich zu ängstigen, aber Mitleid verdiene ich im höchsten Grade. — Ich habe die martervollsten Krämpfe manchmal zu ertragen, und bin dabei wie ein gefesselter Mensch. Seit 2 Monaten habe ich den Gebrauch meiner Füße und Beine ganz verloren, und muß auf einem Sessel hin und hergerollt werden. Ich bin ein armer parasitischer Mensch geworden, der Euch sehr zur Last fallen würde, wenn ich bei Euch wäre. Jedoch trage ich

mich mit dem Gedanken nächstes Jahr zu Euch zu kommen, und wir haben unterdessen die Zeit alles auf meine Bequemlichkeit bezügliche zu verabreden. Dieses Jahr ist es nicht möglich, ich habe hier tausenderlei Dinge zu ordnen, da die Revolution und mein plötzliches Lähmungsanfall alle meine weltliche Angelegenheiten in die grenzenlose Verwirrung gebracht haben. Ich hoffe daß es besser gehen wird, und trage mittlerweile mein Schicksal mit Geduld. — Meine Frau verliert den Kopf und ist manchmal wie verrückt. — An Max habe ich noch nicht geschrieben, soll aber bald geschehen. — Grüß mir Deinen Mann und küsse mir meine lieben Nichten. Ludwig läßt ich herzlich grüßen und für seine liebevolle Theilnahme danken.

Dein Dich liebender Bruder  
K. Heine.

Die Bemerkung über Mathilde ist nur allzu wahr; wir wissen es auch aus anderen Quellen. „Max“ war des Dichters jüngerer Bruder, damals Arzt in Petersburg; Ludwig ist Charlotte Embdens Sohn, der Herausgeber des Buches. — Das letzte Schreiben, das ich mittheilen kann, ist an die Mutter gerichtet und lautet:

Paris, 11. Sept. 1848.

Liebes gutes Mutterchen!

Dies sind seit 5 Wochen die ersten eigenhändigen Zeilen die ich schreibe. Meiner Augen wegen enthalte ich mich dessen gänzlich, und auch Du mußt nächstens zufrieden sein, wenn ich Dir durch meinen Sekretär schreibe, ich leide soviel bei jedem Brief, daß Du im Grunde froh sein solltest, daß ich mich nicht Deinetwegen in Schmerzenskosten verlege. Daß auch mein rechter Arm an Krämpfen, wie sie Lähmungen vorausgehen, leidet, habe ich Dir längst geschrieben. — Sonst geht es wie gewöhnlich; das Geld, dieses feige Geld, das sich aus Furcht vor der Republik verdrängen, kommt wieder zum Vorschein. — Ich gehe garnicht nach der Stadt, und bekümmere mich um nichts als um meine Gesundheit. — Ich hoffe daß Du und Lotchen, so auch die lieben Kinder Euch wohl befindet! Wir lieben Dich unaussprechlich. Ich bleibe wohl noch 4 Wochen hier; das Wetter ist wunderbar schön.

Dein getreuer Sohn  
K. Heine.

Von dem „feigen Geld“, das wieder zum Vorschein kam, floß ihm leider noch immer viel zu wenig zu und auch der arme sieche Körper litt immer mehr. Wohl versichert ein nächstes Schreiben — vom 19. Oktober 1848 — eine, wenn auch nur sehr geringe Besserung, aber die Hoffnung lag auch diesmal, wie so oft vorher: Erlösen konnte hier nur der Tod und der ließ noch lange acht Jahre auf sich warten. . .

Unter entsetzlichen Qualen bekehrte sich Heine zum Glauben an Gott. Man hat auch die Echtheit dieser Empfindung oft bezweifelt. Mit Unrecht — das lehren auch diese Briefe. „Werde ich aber besser werden? Das weiß Gott, der Alles zum Besten lenkt“ — wahrlich, wenn ein totkranker Mann seiner geliebtesten und nächsten Verwandten solche Worte in einer Stimmung schreibt, wie sie jener Junibrief von 1848 atmet, dann verstummt die Anklage, daß er auch da noch stömödie gepöflet. . .





## Aus meiner Kindheit.

Von Georg Ebers.

Wie oft taucht vor meinem rückwärtssehenden Blick das Bild der hohen Bäume und dichten Laubgruppen unseres eigenen und des herrlichen Berliner Tiergartens auf, sehe ich zwischen ihnen ununter vinder spielen, höre ich vor dem inneren Ohr ihr fröhliches Lachen.

Was aber damals im Allerheiligsten des Hauses, im Schlafzimmer der Mutter geschah, hat sich mir mit besonders dauerhaften, bis ins einzelne deutlichen Zügen in die Seele gegraben.

Ein Mutterherz ist wie die Sonne, die, so vielen sie auch Licht spendet, doch nicht ärmer wird an Glanz und Wärme, und wenn sich auch ein überreicher Strom von Liebe auf mich ergoß, so sind die anderen Geschwister dadurch nicht benachteiligt worden. Aber ich war das jüngste, das Trostkind, das Nesthäkchen, und zu keiner Zeit ist mir dies so oft zugute gekommen wie dort und damals.

In dem grünen Schlafzimmer mit dem bunten Teppich stand das Ehebett der Eltern. Es stammte aus Holland und war von einer Größe und Breite, wie man sie jetzt nimmer kennt. Die Mutter hatte es nach des Vaters Tode behalten. Es breitete sich eine seidene Steppdecke darüber hin, die sich schön weich anfühlte, und unter der es sich köstlich ruhte. Wenn die Zeit des Aufstehens kam, rief die Mutter mich zu sich. Jubelnd letterte ich auf das warme Lager, und dort zog sie den Liebling zu sich heran, trieb mit ihm allerlei Kurzweil, und nie und nirgendes wurden mir schönere Märchen erzählt als eben dort. Da sind sie mir recht und für immer lebendig geworden; denn die Mutter gab ihnen die Gestalt von Dramen, in denen ich als handelnde Person mitwirken durfte.

Am schönsten war es, wenn wir Kolläppchen spielten. Ich stellte dann das kleine Mädchen dar, das in den Wald geht, sie aber den Wolf. Wenn sich das böse Thier dann mit der Haube der Großmutter unkenntlich gemacht hatte, richtete ich nicht nur die vorgeschriebenen Fragen: „Großmutter, was hast Du für große Augen?“ „Großmutter, wie rauh ist Dein Fell?“ und so weiter an sie, sondern erfand auch neue, um den großen Schlußeffekt hinauszuschieben, und der bestand darin, daß nach der

Frage: „Großmutter, was hast Du für große, scharfe Zähne?“ und der Antwort: „Damit ich Dich gut beißen kann,“ der Wolf sich auf mich stürzte, um mich zu fressen. Statt der Biße gab es dann aber nur Kräfte, und statt der Zähne brauchte das Unthier, das eine zärtliche Mutter war, nur Lippen und Hände, um mich bald neckisch fortzuschoben, bald an sich zu ziehen.

Ein andermal war ich das Schneewittchen, sie die böse königliche Stiefmutter und dazu auch der Jäger und die Zwerg und der schöne Königssohn, der es heimführt.

Wie ist mir bei diesem fröhlichen Spiel die Not der verfolgten Unschuld, das Bangen, die Hoffnung, die Freude und der Dank, wenn das Werk gelungen war, wie sind mir die Schrecknisse und der Zauber des Waldes, die Bienen und Herrlichkeiten des Gärtenreiches so lebendig geworden. Wenn die Blumen des Gartens die Stimmen erhoben und Lieder gesungen, wenn die Vögel in den Zweigen mich anrufen und gesprochen hätten, ja wenn sich ein Baum in eine holbe Fee und die Kröte auf dem feuchten Wege unseres Laubganges in eine Hexe verwandelt hätte, es wäre mir damals nur natürlich erschienen.

Wie früh ich anfing, mir eine eigene Märchenwelt zu bilden und in Worte zu kleiden, wie ich mir das Reich der Feen, die Burgen der Ritter und die Schächte und Werkstätten der Zwerge und Gnommen vorstellte, davon kann Bruder Ludo Kunde geben, der meine Bilder aus einer erträumten Zaubewelt sänig zu ergänzen verstand und nicht selten selbst neue Phantasiegemälde erdachte.

Unzählige male stellten diese freundlichen Gemälde, die damals meine Einbildungskraft benötigten, sich mir wieder vor das innere Auge, wenn sich die Welt um mich her verfinstert hatte! In ihrem Gefolge erschien dann auch das Bild der geliebten Frau, von der mir die ersten Märchen erzählt worden waren.

Merkwürdig!

Was sich in jenen frühen Tagen Thatsächliches um mich her begeben hatte und mir selbst begegnet war, ist mir größtenteils aus der Vorstellung entschwunden; die Märchen aber, die ich damals ge-

hört und innerlich mit erlebt hatte, prägten sich mir fest ins Gedächtnis.

Die Schule und das Leben sorgten dafür, daß mir das Wirkliche mit all seinen Härten und Ecken, seinen Flecken und Schäden vertraut genug wurde; wer aber hätte mir in späteren Jahren die Thore des Reiches wieder geöffnet, worin alles schön ist und gut, und wo dem Häßlichen so sicher die Vernichtung bevorsteht wie dem Bösen die Strafe? Selbst die Muse weicht ja in unseren Tagen vom katastrophischen Duell, dessen kristallklares Wasser zum unsauberen Pfuhl ward, und, wenn auch widerstrebend, folgt sie doch dem Zwang, sich im Staub des Wirklichen heimlich zu machen. Deswegen erhebe ich gern in Wort und Schrift die Stimme für das Märchen, darum drängt es mich, den Kindern und Enkeln solche zu erzählen, und ich fügte ja auch einige der selbst gedichteten in einen Band zusammen.

Den Gegnern des Märchens aber lege ich die Frage vor, ob sie sich für berechtigt halten, der Kindheit etwas des Allerherrlichsten zu rauben, wofür es im späteren Leben keinerlei Ersatz giebt, ja dem der ganze spätere Bildungsgang des einzelnen Menschen feindselig in den Weg tritt?

Nur das Nächste und das Allerfernste ist dem Kinderherzen teuer. Es liebt die, die es auf den Arm nehmen und küssen, es liebt sein Spielzeug, die Blumen im Hofen, den Kiesel auf dem Wege, die Muschel am Straube, den Schmetterling, dem es folgt, den Hund, den es zaust und streichelt, und daneben nur noch die Wunderdinge aus der Märchenwelt, die sich nie und nirgends begaben, und auch die Engel, — in denen es das eigene oder das Ebenbild derer sieht, denen es gut ist.

Das andere, was zwischen der Thür des ilterlichen Hauses oder dem Zaun seines Gartens und den äußersten Grenzen des Erdballes liegt: Länder, Flüsse und Meere, Staat und Gesellschaft, kurz alles, was das Wissen unsahnt und die Kunst erschafft, kümmert es nicht. Darum raubt derjenige, welcher dem Kinde das Märchen nimmt, ihm die Hälfte, und zwar die schönere und größere der seiner Reizung und seinem Fassungsvermögen geöffneten Welt.

Wie verkehrt und ungerecht ist es auch, das Märchen aus dem Leben des Kindes zu verbannen, weil die Hingabe an seinen Zauber ihm als erwachsenem Menschen vielleicht zum Nachteil gereichen könnte! Hat denn nicht jenes die gleiche Rücksicht zu fordern wie dieser? Auch kindliches Spiel steht dem Manne nicht an, und wer möchte es den Kleinen verkümmern oder gar vorenthalten, um den Mann vor Vergewandung der Zeit und den Ernst seiner Lebensführung vor Beeinträchtigung zu bewahren?

Der Amerikaner Bellamy führte den Gedanken aus, daß die unsterbliche Seele in mehrfacher, verschiedener Gestalt an den Schauplay ihres Fortlebens im Jenseits gelange. Dort werde die Seele des abgesehenen Greises einem Wesen begegnen, das seine Stinderseele, einem andern, das seine Stubens, einem dritten, das seine Männerseele gewesen sei und so weiter, und in der That sind diese alle Sonderindividuen, die in grundverschiedener Weise denken, empfinden und sich zu den wichtigsten Lebensfragen verhalten. Die Seele des Fünfzigers, der diese Worte an die Seinen richtet, würde die Seele, die ihn als neunzehnjährigen Jüngling so stürmisch bewegte, bei der Begegnung in einer andern Welt freudig genug anrücken.

Jedes Kind ist berechtigt, eine andere Behandlung und Beurteilung zu verlangen, und daß ihm ungeschmälert zukomme, was ihm gebührt. Darum ist es ein Unrecht, das Kind zum Westen des Mannes zu beinträchtigen und zu berauben. Weiß man denn, ob es dem Knaben bestimmt sei, überhaupt zum zweiten und dritten, zum Jüngling oder Erwachsenen zu werden? Es giebt ja large Vorsichtsapostel, die sich in guten Jahren jede Freude des Lebens verkauften, um mit grauem Haar in einem Überflusse zu leben, der doch sehr häufig seinem zu gute kommt als ihren Erben. Was aus dem Menschen wird, dem die Erzieher so wenig als Kind wie in den späteren Stadien der Entwicklung die Wunder der Märchenwelt eröffneten, damit er im Gebiet der Wirklichen sich um so ungehörter heimlich mache, das hat Dickens in seinem Roman „Garte Zeiten“ so anschaulich und überzeugend geschildert, daß ich ihm die eingehende Begründung der eigenen Meinung gern überlasse.

Zu den ersten Jahren fällt es dem Kinde freilich schwer, Dichtung und Wahrheit zu unterscheiden; ist es doch die Einbildungskraft, auf der sich der größte Teil seines inneren Lebens und ganz gewiß seiner Freuden aufbaut. Der Stod, auf dem es reitet, wird ihm zum Pferde, das Blätchen, das es von einem Fliederzweige abriß, zum Goldstück, womit es Zahlungen leistet. Einen sehr gutberzigen, doch lebhaften Knaben sah ich sein geliebtes Schweiterschitzen tragen und beißen, weil er sich in einen Tiger verwandelt zu haben meinte, und in unserem Velantenteufel ereignete sich der niedliche Vorfall, daß ein kleines Mädchen, das einer Besucherin seine Puppe zeigen sollte, an deren Wette es eben sah, in bittere Thränen ausbrach und, von der Mutter deswegen gescholten, schluchzend ansrief: „Meine Nelly hat das Scharlachfieber, und sie war eben etwas eingeschlafen, als ich sie aus dem Bett nehmen sollte.“

Wer von dieser Art der Verwachsung übte

Folgen für die Zukunft des Kindes, besonders aber für seine künftige Stellungnahme zu den wirklichen Dingen und die Wahrhaftigkeit fürcht, der hat sich sicherlich nie die Mühe genommen, das Wesen der sich entfaltenden Menschennose näher ins Auge zu fassen. Wie die unsere, so wird ohnehin jede verständige Mutter Sorge tragen, daß die Kinder die Märchen, die sie ihnen erzählt, nicht für wahre Geschichten halten. Mir fehlt die Erinnerung an die Zeit, in der ich, sobald der Geist aufgerufen wurde, darüber zu entscheiden, selbst Erdichtetes für wirklich Geschehenes gehalten hätte; wohl aber weiß ich noch, daß wir manchmal nicht zu entscheiden vermochten, ob die wahrscheinlich klingende Erzählung eines andern in das Reich der Märchen oder der Wirklichkeit gehöre. Dann aber fragten wir die Mutter, und ihre Antwort machte jedem Zweifel ein Ende; denn wir wähten, daß sie nie irre, und wußten, daß sie stets die Wahrheit sage.

Wie mir bei selbsterdachten Erzählungen, sah ich es den meisten phantasiereichen Kindern ergeben. Ich konnte jedem Mitglied des Hauses die wunderbaren Dinge vorfabulieren, und während des Erzählens, aber nur dann, hielt ich sie oft selbst für wahr; sobald ich aber gefragt wurde, ob das Nitzgeteilte sich in der That so verhalten habe, war es mir, als erwache ich aus einem Traume. Ich unterschied augenblicklich das Erfundene vom Erlebten, und es wäre mir nie in den Sinn gekommen, gegen besseres Wissen Auskunft zu erteilen.

So hat die lebhaft erwachte Einbildungskraft weder mich noch meine Geschwister, noch meine Kinder und Enkel zum Lügen verleitet.

Es läßt sich freilich nicht leugnen, daß ein phantasiereiches Kind eher der Gefahr unterliegt, von der Wahrheit abzuweichen, als ein nüchtern angelegtes; doch so wenig wie man die Kraft eines ungewöhnlich starken Knaben ungetüht lassen möchte, um ihn vor Gewaltthätigkeit zu behüten, wird man die Gottesgabe der lebhaften Einbildungskraft bei einem reichlich mit ihr ausgestatteten jungen Geschöpf unterbinden mögen. Und wie viele Kinder, die mit spärlicher oder lahmer Phantasie zur Welt kommen, dürfen fordern, daß man sie zu ihrem Besten übt und kräftigt! Bei solchen realen Naturen gewinnt der Hang zur Unwahrheit die gefährlichsten Formen; denn er beihätigt sich gewöhnlich in dem Bestreben, Vorteile zu erringen. Ihnen gegenüber führt die Schwäche der Eltern leicht zu Verbrechen, während die zu hoch fliegende oder irragende Einbildungskraft phantasiereicher Kinder sich leicht genug einschränken läßt. Dies fand sich bei uns allen bestätigt.

Später schenke ich die Lüge, nicht nur weil die Mutter alles andere eher straflos ließ als eine solche, sondern weil es mir früh vergönnt gewesen

war, die Häßlichkeit der Lüge zu erkennen. Schon im siebenten oder achten Jahr hatte ich mit angehört, wie ein Knabe — ich weiß noch wie erieß — die eigene Mutter nach einem Streiche, an dem ich teilgenommen hatte, schamlos belog. — Zwar fiel ich ihm nicht ins Wort, um der Wahrheit die ihr gebührende Geltung zu verschaffen: doch ich erschrak und hatte das Gefühl, einer rucklosen Luthat beigewohnt zu haben.

Ähnliche Erfahrungen bleiben wenigen erspart, und auf mich hat die freche Lüge des kleinen Stameraden jahrelang abschreckend gewirkt.

Phantasiereiche Kinder, die nicht streng zur Wahrhaftigkeit erzogen wurden, werden sich, um einer Strafe zu entgehen, besser herauszureden verstehen, als andere, doch hat dies nichts mit der Wirkung der Märchen zu schaffen; die vielmehr recht gründlich lehren, daß es den Lügern ergeht wie jenem Schäfer Jrig, dem der Wolf die Schafe auffraß.

Wenn Ludo und ich auch in den mißlichsten Lagen im ganzen strenger bei der Wahrheit blieben als viele andere Knaben, so danken wir „Kleinen“ dies besonders unserer Schwester Paula, die von früh an ein Wahrheitsfanatiker war und heute noch manche Verdricktheit auf sich nimmt, weil sie selbst jene kleinen Notlägen, denen die Gesellschaft das Bürgerrecht unter dem Erlaubten zuspricht, verachtet. Auch ich bin diesem Lufrakt, das man im Weizenfelde duldet, nicht hold, und wenn ich mich seiner dennoch gelegentlich bediente, werden der Steine nicht sonderlich viel sein, die Schuldlosere auf mich werfen könnten. Sicherlich sind bei der interessanten Frage über die Berechtigung der Notlüge auch die Kinder mit zu berücksichtigen; doch was wußten wir von Not bei uneren Spielen im Tiergarten? Wovor hätte uns eine Unwahrheit retten können, als vor dem Schlage einer geliebten kleinen Francuchand, die allerdings, galt es eine besondere Luthat mit einer Ohrfeige zu strafen, wegen der Ringe, die sie zierten, ziemlich weh thun konnte.

Gegen die stille, sitzame und pflichttreue Martha erhob sie sich niemals; auch mit Paula ist sie nur in wenigen, leicht zu zählenden Einzelfällen in Berührung gekommen; doch erzählt die Sage, daß, als sie einmal das hübsche Gesicht derselben getroffen hatte, dies eigenartige Kind sich die Waage gerieben und mit der drohigen Mähe, die es selten im Zick ließ, bemerkt habe: „Wenn Du mich wieder schlagen willst, Mutter, so nimm, bitte, zuvor die Ringe ab.“

In der Tiergartenzeit ist die mütterliche Hand kaum je mit meinem Gesicht in andere als zärtliche Berührung gekommen. Jede Erinnerung an sie ist schön und heiter. Wenn mir die Mutter später bekannte, sie habe es sich zur Aufgabe gestellt, uns

eine glückliche Kindheit und Jugend zu schaffen, so ist ihr die Lösung derselben schon dort aufs beste gelungen. Ich weiß noch recht wohl, wie munter sie mit uns zu scherzen und zu spielen verstand, und aus der frühesten Zeit spant mir ihr liebes Gesicht besonders froh und anmuthig entgegen.

\* \* \*

Unsere Erzieherin hieß Bernhadinie Kron. Jede Erinnerung an sie ist wohlthuend und freundlich. Bis zu ihrem späten Heimgang folgte sie dem Lebenswege jedes Einzelnen von uns. Meiner Schwester Martha, ihrem ältesten und bevorzugten Jüngling, schickte sie zur Hochzeit ein Paar selbstgestrickter Strümpfe, die sie mit der Zahl 100 gezeichnet, weil sie in den Handarbeitstunden den Saß oft wiederholt hatte, daß ein Mädchen, um zum Heiraten berechtigt zu sein, hundert Paar Strümpfe gestrickt haben müsse. Der Brief, den sie mir nach meiner Verlobung schrieb, atmet die treueste Liebe, und ich habe ihn dankbar bewahrt.

Sie und die Mutter erzählten gern von den stillen Abenden, an denen sie, wenn alles andere zur Ruhe gegangen war, ganz allein gelesen oder durchgesprachen hatten, was ihnen das Herz bewegte. Da gab jede der andern, was sie vermochte. Die deutsche Erzieherin ging mit der Patronin unsere Klassiker durch, und die Mutter las ihr die Werke von Racine und Corneille vor und hielt sie an, französisch und englisch mit ihr zu sprechen; denn sie beherrschte, wie so viele Holländerinnen, diese Sprachen, als sei sie in Paris oder London erwachsen. Das Bedürfnis, zu lernen und von dem eigenen reichen geistigen Besitz mitzutheilen, ist der Mutter bis ins späte Greisenalter eigen geblieben, und was hat nicht jedes von uns dem Anteil zu danken, den sie ihm an ihren Kenntnissen und Erfahrungen gewährte!

Auch Fräulein Kron blieb bis ans Ende für die geistige Förderung erkenntlich, die ihr, der Lehrerin, durch die „Prinzipalin“ zu teil geworden war, während diese des Trostes und der Erhebung nie vergaß, die ihr das warme Herz der treuen Mecklenburgerin in den schwersten Tagen des Lebens gespendet.

Neue späten einsamen Stunden in rauher Winterszeit nahmen gewöhnlich einen erusten Verlauf, doch die Mutter wie die Erzieherin lachten noch als Greisinnen herzlich, wenn sie sich eines gewissen Vorganges von damals erinnerten. An einem sehr kalten Abend war das Kaminsfeuer ausgegangen, und die sonst so mäßigen Frauen hatten sich einen Kamin bereit, um das Bud, das sie zu lesen begannen, zu Ende zu bringen. Als sie sich um Mitternacht endlich erhoben, sagte die Mutter:

„Ich glaube, Fräulein, ich stehe nicht fest auf den Füßen,“ und die andere versetzte: „Ich weiß nicht, was das ist, aber es scheint mir, als drehe sich das Zimmer um mich her.“

Dann lachten beide hell auf, und die Mutter rief: „Aber dann haben wir ja gewiß zu viel getrunken!“ — „Welche Schande!“ riefte die Erzieherin; „wenn uns nur die Kinder nicht sehen!“

Darauf geleitete erst die Patronin die Erzieherin in ihr Schlafgemach, dann diese die Patronin unsicheren Schrittes in das ihre, und beide gedachten bis ans Ende des gemeinsamen ersten und letzten Kausches. So durfte sich auch Heiteres in diese Tage der Kümmeris mischen. Als ich mit Bewußtsein um mich her schaute, war die schwerste Zeit schon vorüber; wenn ich aber vorhin bemerkte, meine ersten Erinnerungen an die Mutter seien froh und sonnig gewesen, so vergaß ich die dem Andenken an den Vater gewidmeten Stunden. Sie machten sich uns selten bemerkbar; denn eine gewisse Keuschheit verbandete die teure Frau bis ins späte Alter, gerade den tiefsten Schmerz andern zu zeigen. Mit dem bittersten Seelenweh versuchte sie stets allein fertig zu werden. Darum sahen wir sie auch nur selten weinen, und sogar, als der ihr tenerste Vater und die Großmutter, die ihr sehr lieb gewesen war, die Augen geschlossen hatten, wurde ihrem Wunsch, allein und ungehört zu bleiben, stillschweigend von uns allen Vorschub geleistet. Ihre sonnige Natur scheute sich wohl auch, Schatten und Dunkel um sich her zu verbreiten.

Die Stunden, auf die ich hinwies, flochten sich nicht nur durch unsere Kindheit, sondern kehrten auch wieder, wenn es uns später vergönnt war, bei der Mutter zu weilen.

Der vierzehnte Februar jedes Jahres, der Sterbetag des Vaters, war es, der sie veranlaßte, sich, wo sie sich auch aufhalten mochte, von den Mitgliedern des Hauses und auch von uns Kindern zurückzuziehen. Während des ganzen Vormittags ließ sie sich von keinem sehen oder sprechen, und bei der Mahlzeit und später zeigte ihr ganzes Wesen eine, ich möchte sagen feierliche Würde und Stille, die uns nötigte, leiser zu sprechen und schweigend zuzuhören, wenn sie uns von dem Vater erzählte.

Eine zweite Gelegenheit, ihre schmerzliche Bewegung zu teilen, wiederholte sich mehrmals in jedem Sommer. Es war der Besuch des Friedhofs, den sie selten allein unternahm.

Der Dreifaltigkeitskirchhof vor dem Hallischen Thore war es, auf dem der Vater ruhte. Ich fand ihn so wenig verändert, als ich ihn vor zwei Jahren wieder betrat, daß ich ohne Führer und Aufenthalts dem Ebersschen Erbbegräbniß sicher entgegenzuschreiten

konnte. Dennoch hatte mein körperliches Befinden nach langer fern von ihm gehalten.

Aber welche Umgehung war mit dem Wege zu ihm vorgegangen!

Wenn wir ihn mit der Mutter besuchten, und das geschah immer zu Wagen, denn er lag weit von unserer Wohnung entfernt, ging es schnell genug durch die Stadt, das Thor und etwa bis an die Stelle, wo ich jetzt den stattlichen Ziegelbau der Kreuzstraße fand; dann aber wurde nach rechts umgebogen, und, hatten wir in Droschken gefessen, so stiegen wir ständer ans; denn es wurde den armen Gänlen so gar sauer, die Wagen durch den tiefsandigen Weg, der auf den Friedhof führte, zu ziehen. Auch die Leiden sind in jener weniger eiligen Zeit langsam zu der Stätte gelangt, wo ewige Ruhe ihrer harrte.

Wir Kinder pflückten während der Wanderung durch den Sand blaue Vornblumen, scharlachrote Mohrblüten und bunte Wicken, von den Feldern, und Glocken- und Gänzeblumen, Wegerich, Mannfeln und Löwenmaul von den mageren Rasenstückchen zur Seite der Straße, und banden darans Stänpschen für die Gräber der Unseren.

Hinter dem Gottesackerthor gab es Ansehtal bei dem Hause zur Rechten des Weges; denn die Besuche der Mutter hatten sie mit seinen Bewohnern, der Familie des Totengräbers Wesse, bekannt gemacht. Dieser wohlbehaltene Mann, von dem wir auch Stränze und Blumen zu kaufen pflegten, konnte uns bei Rauten, und ebenso seine besonders hübschen, sanfter gekleideten Töchter, deren starke, um den Kopf gewundene schwarze Zöpfe und lebhaft dunkle Augen ich noch vor mir zu sehen meine. Die anmutigen Mädchen und die bunten Blumen verließen für mich, den alles dem Auge Wohlgefällige schon früh aus, dem Eintritt in den Friedhof einen freundlichen Reiz. Das war es wohl auch, was im Verein mit der Fahrt, dem Spaziergang und der Unterbrechung des Alltagslebens für Ando und mich dem Besuche des väterlichen Grabes etwas Festtägliches verlieh und uns veranlaßte, seine Aufkundigung mit stiller Freude zu begrüßen.

Schweigend schritt die Mutter mit uns durch die Reihen der Rasenhügel, Denksteine und Stränze dahin, während wir die Blumenstöcke und Stränze trugen, die sie, um jedem die Freude zu gönnen, sich dienstlich zu erweisen, schon am Totengräberhause unter uns verteilt hatte.

Auch wir rüßierten uns höchstens eine Wahrnehmung zu; denn wie viel Schmetterlinge wiegen sich hier auf den Blüten, wie viel Insekten, und unter ihnen die rot und schwarzen Totenkäfer, die es andernwärts nicht zu sehen gab, krochen hier um-

her, und wie bemerkenswert erriehen uns jedes neue Denkmahl, das man seit dem letzten Besuche erriichtet. Unser Großgräbnis — jetzt erhebt sich auch schon das steinerne Kreuz der Mutter neben dem des Vaters — gehört zu denen, die die Friedhofsmauer nach hinten begrenzen, und eine Marmorplatte, die man in sie einließ, zeigt an, wem es eignet. Die Mutter trat uns voran in den mit einem eisernen Giner umgebenen Raum und betete oder gedachte schweigend der teuren Verstorbenen, die da ruhen. Das ist ja unsern Grabhügeln eigen, daß sie uns wie mit geheimnisvoller Macht diejenigen gleichsam zurückgeben, die unter ihnen ruhen. Mir wenigstens wird es nirgends leichter, mit den mir teuersten Verstorbenen wie mit Lebenden zu verkehren, als an ihren Hügeln. Auf Reisen in weiter Ferne, in der Wüste oder auf dem Meere war es mir ein peinlicher Gedanke, zu sterben, nicht weil ich mich vor dem Tode gefürchtet hätte, der uns ja überall zu finden weiß, sondern weil ich mir sagte, daß es denen, die mich liebten, dann unnötig gewesen wäre, meiner am Grabe zu gedenken. Es hätte sie auch um die tröstliche Freude der Überlebenden gebracht, meinen Hügel mit Blumen zu schmücken.

\* \* \*

Auch dem Fräulein Lamperi gebührt hier eine Stelle. Schon damals speiste sie wenigstens einmal in der Woche bei uns und gehörte zu den treuesten Anhängeln unseres Hauses. Sie war die Erzieherin meines Vaters und seiner einzigen Schwester gewesen und sodann als Kammerfrau in den Diensten der Prinzessin von Preußen, der späteren Kaiserin Augusta, getreten. Damals lebte sie teils von ihrer Pension, teils von einer kleinen Meute, die ihr die Großmutter angesetzt hatte, teils von dem Unterrichte, den sie in der Musik, der französischen und italienischen Sprache ertheilte.

Auch sie gehörte zu den Originalen, nach denen man jetzt vergeblich sucht.

Sie war so geschickt, daß sie sich unglücklicherweise ihre Perücke und einige falsche Zähne selbst verfertigt hatte, und doch stammte sie aus einem Hause, dessen Franen nicht gewohnt gewesen waren, im eigenen Dienste die Hände zu rühren; denn das Blut der ehrwürdigen und vornehmen Florentiner Familie Altobini floß in ihren Adern. Ihr Vater war als ein Marsche dieses Namens zur Welt gekommen doch von dem seinen ererbt worden, als er sich mit einer Tänzerin Lamperi gegen seinen Willen ehelich verbunden. Mit ihr war der Besondere erst nach Warschau, dann nach Berlin gegangen und hatte sich und die Seinen durch Sprachunterricht ernährt. Die eine Tochter war ein her-

vortragendes Mitglied des Berliner Ballets, die andere, durch den sorgfältigsten Unterricht dazu vorbereitet, Erzieherin geworden. Sie gab den Schwestern verschiedene Stunden und übte strenge Kritik an den Handlungen aller Nebenmenschen und auch an den unsern.

Eine der teuersten Freundinnen meiner Schwester Paula und unseres Hauses wohnte damals leider mehr von mir als ich von ihr. Sie hieß Babette Meyer und ist heute Frau Gräfin Stalkreuth. Damals wohnte sie in unserer Nähe und war ein allerliebstes grazioses Kind, das noch nicht bei uns verkehrte.

Als Erwachsene — wir waren schon gute Freunde geworden — erzählte sie mir einmal, sie sei an einem Wintertage aus der Schule gekommen, und andere Buben hätten sie mit Schneebällen geworfen. Da seien Ludo und ich, „die Übersichen Jungen“, erschienen, und nun habe sie sich schon verloren gegeben; statt jedoch über sie, seien wir über die anderen Buben hergefallen, die uns unsere Beute freitlig machen wollten, und hätten sie zu Paaren getrieben; sie aber sei glücklich aus der Scylla und Charybdis entkommen.

Vor dieser rühmlichen That hatten wir freilich wenn nicht die Hand, so doch den Schutze gegen eine junge Dame erhoben. Ich verzeihe es uns, wie es uns vergeben wurde; — wirklich peinlich ist mir aber der Gedanke, daß wir auch einen armen Irtsinnigen, den die ganze Tiergarten- und Lennstraße kannte und der sich ernstlich einbildete, von Glas zu sein, nicht eingeschneeballt einzeln.

In Gedanken an das ungenehme Gelächter, dessen

wir uns nicht enthalten konnten, wenn der Armste rief: „Laßt mich! Ich springe auseinander; es kllirt schon!“, hab' ich dies zu erzählen begonnen, doch ich hemmte die schreibende Hand; denn das Herz thut mir weh, wenn ich mir jetzt vorstelle, wie gräßliche Ängste unser Unverstand diesem klaglichen bereitete haben mag. Wir waren ja alle nichts weniger als herzenrohe Minder, und doch ist es keinem eingefallen, sich in den wüthenden Mann hineinzuversehen und seinen Schmerz zu dem unsern zu machen. Doch wir konnten es nicht; denn dazu ist das Kind noch zu sehr in dem eigenen Ich befangen, und wie viel fehlt ihm, um in solchen Falle das Ergäßliche vom Traurigen zu unterscheiden. Wäre dem Glasmanne nur einmal der Ruf: „Es thut mir weh!“ von den geängstigten Lippen gekommen, ich glaube, wir hätten nicht weiter geworfen.

Aber unser junges Herz hat doch nicht dem Ergäßlichen unter allen Umständen gestattet, freundslichere Regungen in den Schatten zu stellen. Der „Mann von Glas“ besah nämlich ein weibliches Seitenstück in der „verrückten Frau Hofrätin mit der Sammetenveloppe“. Diesen Titel hatte sie ihrem abgeschabten Sammetmäntelchen selbst gegeben, als böse Buben — waren wir auch dabei? — sie mit Schneebällen bewarfen, und sie uns bat, ihre Sammetenveloppe zu schonen. Einmal aber, als einer von uns sie bei Glattis auf eine „Schlüberbahn“ (in Leipzig Schüssel) führen wollte, traten Ludo und ich ihnen in den Weg und wehrten es ihnen. Das hatte natürlich eine tüchtige Prügelei zur Folge, doch freut es mich noch heute.

## Neue Lyrik.

Ein fleißiger Mitarbeiter dieser Zeitschrift seit ihrer Begründung, A. O. Oswald, hat endlich eine kleine Auswahl seiner Gedichte (bei E. Person in Dresden) erscheinen lassen. Nur fünf Druckbogen und der Roet ist nicht der Jüngste mehr — schon dies sagt dem Kundigen: „Das ist kein Verfemacher, sondern ein Dichter“ — und es ist nicht Selbstlob, sondern eine Thatfache, die selbst die Feinde nicht leugnen: daß ein beträchtlicher Teil dieser Gedichte in der „Deutschen Dichtung“ erschienen ist, bezeugt dasselbe Lob. Was an Oswald vor Allen auffällt, ist das strenge künstlerische Gewissen, eine *rara avis* in unserer immer mehr verrohenden Zeit; in das Buch ist kein Gedicht aufgenommen, das nicht so gut wäre, als er es eben nach seiner Kunst und Kraft zu gestalten vermag; auf die Form ist die höchste Sorgfalt gewendet, aber auch im Gedanken alles Triviale, in der Empfindung alles Verbauchte ferngehalten. Es giebt keine Gedichtsammlung irgend eines Poeten, in der Alles gleich gut wäre, und diese Unmöglichkeit hat also auch Oswald trotz aller strengen Selbstkritik nicht leisten können: wohl aber läßt sich dem Büchlein mit gutem Gewissen die seltene Anerkennung spenden, daß es auch nicht ein Lied enthält, das gänzlich wertlos wäre, geschweige denn gegen den guten Geschmack ginge. In der Form hat Oswald nichts mehr zu lernen; nach dieser Hinsicht ist ihm unter den jüngsten Dichtern Deutschlands vielleicht nur

Arno Holz ebenbürtig, bloß daß dieser zuweilen anß Laune oder unrichtigen künstlerischen Instinkt mit aller Gewalt ungehobelt sein will; Oswald vermeidet das Letztere, aber ebenso alle Sprach- und Versfäulnisse, alle Glätte im bösen, greifenhaften, alexandrinischen Sinne. Nach dieser Hinsicht muß die Sammlung jedem Kenner volle und ganze Freude machen; hier ist endlich wieder Feiner, der weiß, was metrische Sprache ist, der nicht bloß tadellos hebung und Senkung einanderderricht, sondern auch weiß, worauf es ankommt: auf die verborgene Musik der Sprache. Wer's nicht fühlt, wird's freilich nicht erjagen und wer's nicht kann, nicht leisten; es wäre ungerecht, über dem Aleich und Geschmack Oswalds sein angeborenes Formtalent zu übersehen. Aber auch inhaltlich ist die Sammlung beachtenswert und erfreulich. Wohl kein Neues, weil Originalität sich nicht Oswald als Dichter in jenen Gedichten, die unsere Zeit, oder richtiger: sein Verhältnis zu ihren Strömungen zu schildern suchen. Er weiß, wie Großes sie bringt, steht ihren Stämpfen, ihrem Doffen und Jagen nicht teilnahmslos gegenüber, aber immerzu geht ihm die Erkenntnis durch die Seele, wie viele schöne, stille, edle Freuden — vielleicht die besten des Lebens — unter ihrem eiernen Tritt dahinsinken, und weint er auch zu modern ist, die Vergangenheit zurückzuziehen, so träumt er doch von einer Zukunft, in der die Ideale wieder eine stärkere Macht unter den Menschen sein

werden, als heute. Schwächer sind die Naturbilder, auch dem Humor Oswalds fehlt der volle freie Ton, hingegen sind die wenigen Liebeslieder — nur etwa „Wiederleben“ (S. 22) abgerechnet, durchweg erfreulich, einige, die sich zum geschlossenen, plastischen Gebilde erheben, sehr schön, so „Im Winter“ (S. 25), ein Gedicht, das sich mit dem besten messen kann, was Hans Hoyer in dieser eigentümlichen Gattung novellistischer Lyrik gebildet. Weit minder gelungen sind die rein epischen Stücke („Fariata degli Uberti“, „Beethoven“); sie sind minder plastisch, als jene kleinen Bilder, auch die Sprache lauscht sich zuweilen zur Phrase, wie es denn überhaupt kein Zufall ist, daß die kleine Sammlung als einzige Überetzungen einige Gedichte von Victor Hugo enthält; einmal (S. 12) ist uns sogar das fürchterliche Wort „hochromantisch“ aufgestoßen. Alles in Allem aber ein Büchlein, das warme Empfehlung verdient und auf die ferneren Leistungen dieses Dichters gespannt macht.

Die „Gedichte“ einer jungen Wienerin, Helene Nigerta, (Wien, G. Seizlinski) stehen zwar hinter jenen Oswalds sehr weit zurück, sind aber gleichfalls sichtlich der Ausdruck eines harmonischen, schön bewegten Gemüthslebens und eines gelibdeten Geistes. Die Natur, namentlich jene der österreichischen Berge, aber daneben auch die nordische, für deren Schönheit die Südländerin einen gleichfalls kunstigen Blick bewahrt, das moderne Leben, für dessen Größe der jungen Dame ein ebenso sicheres Verständnis gegeben ist, wie für seine Schattenseiten, die Nigerta für die Eltern bieten die Hauptstoffe. Die Liebe klingt nur in wenigen Liedern an, es sind nicht die besten der Sammlung, wie denn überhaupt der harte, leidenschaftliche Zug, geschweige denn der Naturlauf gänzlich fehlen. Es ist Reflektions-Poesie,

aber von der guten und berechtigten Art, ab und zu begegnen uns freilich auch nüchtern-prosaische Wendungen. Die Form ist mit jener Gewissenhaftigkeit behandelt, die überhaupt ein Kennzeichen dieses Naturells zu sein scheint; allerdings reicht die bisher erlangte Formgewandtheit für schwierige Versmaße noch nicht aus. Ein Erstlingsbuch, das Aufmerksamkeit verdient.

Ganz schlechtes Zeug hingegen sind die beiden folgenden Bücher:

„Erträumte Liebe“, Jugendlieder von Rubolf Bruno (Tresden, G. Hiersons Verlag). Verse, wie sie die meisten deutschen Jünglinge zwischen fünfzehn und siebzehn machen, aber viele machen weit bessere und selbst die würden noch lange nicht den Druck verdienen. Hier eine Probe: „Es ist ja nicht Liebe — Wenn Liebe verläßt! — Wenn nichts dir mehr bleibe, — Die Liebe hält fest! — Die Thräne, die trübe, — Deiß quillt sie hervor, — Und es war doch nicht Liebe, — Die dein Herz verlor.“ Soll da auch ich noch was sagen!?

„Laienpredigten in Versen“. Von einem Nichttheologen, (Bremen, Mar Höpfer). Ich wollte, es gäbe lauter so stiltliche und freudensende Männer in Deutschland, auch würde ich dem Nichttheologen, wenn er mir begegnete, gern die Hand schütteln, aber meine Gedanken möchte ich doch nicht mit ihm austauschen, denn was hätte er mir zu sprechen? „Arbeit macht ein fröhlich Herz — Langeweile Geistes Schmerz“. Oder: „Wem Selbsterkenntnis ist beschieden — Ist niemals ganz mit sich zufrieden“. Oder: „Wem die Wahrheit unbegreiflich — Schleife seinen Stumpfsinn reißlich“ u. s. w. Aber ich fürchte, wenn man den Nichttheologen noch so lange schleifen wollte, die Wahrheit, daß er kein Dichter ist, würde ihm unbegreiflich sein.

otto Hartung.

## Litterarische Notizen.

— Der XII. Band der „Deutschen Dichtung“ hat (S. 123 ff.) zwei Gesänge einer neuen Uebersetzung der Frithiof-Sage von Fr. Chnefoge veröffentlicht; wir haben uns nicht leicht dazu entschlossen, einer Arbeit, die ja anfangs der Unzahl deutscher Nachdichtungen desselben Gedichts für unsere Leser nicht mehr das stoffliche Interesse des Neuen haben konnte, einen vergleichsweise so bedeutenden Raum zu widmen, hielten dies aber für unsere Pflicht, weil es galt die Aufmerksamkeit auf eine vortreffliche Leistung zu lenken, die nicht deshalb im Schatten bleiben durfte, weil die gleiche Aufgabe bereits von vielen Andern vorher mehr oder minder gut geleistet worden. Wir haben aus einigen Zuschriften, die uns damals zugekommen, zu unserer Freude erkannt, daß unsere Leser diese Absicht gebilligt und sich an dem Gebotenen nicht minder erfreut, als wir selbst. Darum wird es, hoffen wir, vielen von ihnen willkommen sein, auf die Ausgabe aufmerksam gemacht zu werden; sie ist eben (Leipzig, Th. Neumann) in schöner und geschmackvoller Ausstattung erschienen. Beigefügt hat Chnefoge neben den nötigen Erläuterungen einen lebenswerten Esay über Legner. Daß er von dem Dichter mit fast schrankenloser Bewunderung spricht, wird man gerade bei ihm begreifen können, — so viel Nähe, wie er an ihm gewendet — bringt eben nur die rechte Liebe auf —, aber wenn es uns auch fraglich erscheint, ob das Gedicht thatsächlich ein „unsterbliches Meisterwerk“ ist, — man kann mit dieser Bezeichnung nicht hundertmal genug sein —, so ist es doch unzweifelhaft ein schönes, edles Werk, das noch heute keine Wirkungen zu überdauern, und wir wissen kaum eine neuere Dichtung des Auslands, die wir lieber in den Händen unserer Jugend lesen, als diese. Chnefoges Arbeit hat gegenüber ihren Zahlreichen, sehr eingebürgerten Vorgängern keinen leichten Stand, gleichwohl zweifeln wir nicht daran, daß sie

sich allmählig einbürgern und zunächst das Ohr auszuwählen, dann aber auch breitere Kreise gewinnen wird, denn sie verdient es. Diese jüngste Uebersetzung der Frithiof-Sage ist zugleich die beste; sie steht jener von Wilmke, die uns bisher die liebste war, an Treue nicht nach, übertrifft sie aber an Wohlklang. Wir greifen auf gut Glück zwei Strophen heraus, die 28. und 29. des ersten Gesangs. Bei Chnefoge lauten sie:

Steht Tag am Himmel licht und klar,  
Weltkönig mit dem goldenen Haar,  
Wenn Leben raucht und Menschen wandern  
Dann denket Gines nur des Andern.

Steht Nacht am Himmel tief und klar,  
Weltmutter mit dem dunkeln Haar,  
Wenn Stille herrscht und Sterne wandern,  
Dann träumet Gines nur vom Andern.

Man schlage diese Strophen in jeder beliebigen anderen Uebersetzung anj und wird unser Urteil bestätigt finden.

— „Geschichte meines Lebens“ hat Georg Gbers seine Erinnerungen beiläufig, die in einigen Wochen, voraussichtlich schon Ende November bei der „Deutschen Verlagsanstalt“ in Stuttgart erscheinen werden. Welch ein warmherziges und liebenswürdiges Buch da zu erwarten steht, beweist das Kapitel, welches das vorliegende Werk — Tant der Freundlichkeit unseres verehrten Mitarbeiters — veröffentlicht. Wir werden auf das Werk noch seinem Erscheinen in eingehender Würdigung zurückkommen.

— Die letzte Zeile des Gedichts „Mausli“ von Maurice von Stern (S. 63) ist durch einen sinnstößenden Druckfehler entsetzt. Sie lautet richtig: „Der Gottes Sternenschein.“



## Heimkunft.

Ein Roman von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Von diesem Umschlag seiner Wertbemessung ahnte Jan Harring so wenig, wie von dem Verdacht, den anfänglich sein Eintritt in den Laden verursacht; er besah sich beim Gehen auf der Straße noch den eingehandelten Gegenstand, obgleich sich nicht eben viel Sehenswürdiges daran fand, denn es war nichts als eine höchst einfache kleine Kapsel aus dünnem Goldblech, wie befreundeten jungen Mädchen ihr lärglicher Börseinhalt wohl erlaubte, sie sich zum Geschenk zu machen. Doch er betrachtete seinen geringfügigen Kauf augenscheinlich als etwas Erhebliches, und er fuhr halb wie verstört auf, als plötzlich eine laute Stimme vor ihm rief: „Da ist er ja, alter Junge! Hol's der Genter, noch immer gradso dünnbäuchig, wie bei den Symposien des seligen Maton. Wie 'ne Erbsen im Buschstroh habe ich nach Dir gesucht, als mir ein Spaß von der Dachrinne heruntergepiepst, Du wärst hier, aber in was für 'nem Mansloch wußte keine Kap'!“

Harring sah den, zwischen dessen Zähnen das Wortgesprudel herauskam, ungewiß an, dann antwortete er fragend: „Ich bin nicht ganz — Hundertmark?“

„Natürlich! Hundertmark, Tausendmark, Hunderttausendmark, die ganze Tasche voll!“ Der Sprecher schlug sich auf seine freilich sehr klanglos erwidrende Hosentasche: „Wer sollt' ich sonst sein? Du meinst, das bißchen Nasenkupfer? Ja, da läßt sich leider nicht viel Profit herausmünzen; wenns die goldene Nase aus dem Märchen wär, sollstt' mal sehn, wie die Leute den Gut davor ziehn würden. Bliskfapperlot, freut mich das aber! Die Toten werden wieder lebendig, umgelehrt wärs meist kein großes Malheur. Jan

Harring, wie er lebt und lebt! Da giebt's 'mal wieder was zu lachen.“

Ein Grund war eigentlich dafür nicht auffindbar, aber er lachte zu seinen letzten Worten herzhaft aus voller Kehle auf. Eine stämmig untersetzte Figur wars, recht wohl beleibt, und nicht nur die Nase, sondern das ganze Gesicht trug ziemlich die nämliche stark ins Rot gehende Farbe, die vielleicht durch den Gegensatz eine bligende Lebendigkeit seiner Augen noch erhöhte. Das Haar fiel ihm langgewachsen auf den stark glänzenden Kopftragen, sein Anzug war überhaupt ebenso nachlässig, als stellenweise bedenklich verschliffen. Er machte in Allem nicht den Eindruck einer besonders reputierlichen Persönlichkeit, und von zwei auf der andern Seite der Straße vorbeigehenden, herüberblickenden Herren drehte der eine gegen seinen Begleiter den Kopf mit der Bemerkung zurück: „Par nobile fratrum.“ Das mochte der Hundertmark Benannte hören, oder wohl mehr an der Mundbewegung des Oberlehrers Doktor Zettler ablesen, er sagte ungeniert laut-tönig: „Der prügelt jetzt die Jungens für das, wofür er mit uns zusammen geprügelt wurde. So gleicht sich Alles im Leben wieder aus, und mit den geklopften Fingern klopft die ewige Gerechtigkeit die Weltordnung weiter, Kosmos heißt sie ja wohl. Schab', daß ich zu früh zur Welt geraten, sonst hätte der Herr Doktor vielleicht auch aus mir noch einen Kosmetiker gemacht.“ Und er lachte wieder hell danach auf.

Hjensbar hatte er mit Harring zusammen auf der Schulbank geseßen. Die Miene des Letzteren bekundete nun auch, daß er ihn in der Veränderung durch die Jahre deutlich wiedererkenne. Der Erste und Einzige war's, der ihn in



der Stadt mit Du angesprochen, und wenn auch keine besondere Auszeichnung für die Dhren Anderer in dieser Vertraulichkeit liegen mochte, so sagte Jan Harring doch jezt, die ihm entgegengetredte Hand des alten Schulgenossen schüttelnd: „Ja wohl — Christian Hundertmark — die Stimme ist die alte. Wie geht's Dir denn?“

„Oh, brillant!“

„Du warst Jurist, mein' ich —“

„Und bin's noch, man muß nicht umfattern, sondern bei seiner Carriere bleiben.“

Harring warf einen leicht zweifelhaften Blick auf die Gesamterscheinung des Sprechers. „Was für eine Stellung hast Du?“

„Eine ausgezeichnete. Abschreiber beim Gericht mit der Erlaubnis, Nachts zu schlafen oder sonst noch abzuschreiben zu können, was mir Spaß macht. Täglich einen Thaler baar ausbezahlt; facit, wenn's ein Schaltjahr im Kalender giebt, 366; dafür kann man Sprünge machen. Augenblicklich muß ich freilich zu Kreuz kriechen, denn ich habe Dienst, königlichen Federdienst; wer uns das auf der Prügelfant gesungen hätte, daß wir's mal so weit bringen würden! Aber heut' Abend trinken wir im Keller 'ne Flasche zusammen, die alte Ede ist noch da. Nordselement, da schlägt das Dintensfaß vom Turm, die Glode kommt gewadelt.“

Harrings Gesicht zeigte sich unerschläffig, er wiederholte: „Im Keller? Ich weiß nicht, ob ich —“

Doch der Andere fiel ein: „Ob Du Dir's leisten kannst? Du siehst allerdings nicht danach aus, daß Du's wie ein Millionär gebracht hast. Darum keine grauen Haare vor der Zeit! Bis dazu ist es noch lang für uns; im Keller hab' ich Kredit, wofür bin ich Hundertmark! und ein Schaltjahr ist's auch just. Wenn Du sonst grad was nötig hast —“

Seine Hand ging nach der Tasche. Jan Harring schüttelte den Kopf: „Nein, ich danke Dir, so viel, wie ich brauche, hab' ich wohl noch. Ja, dann also im Keller heut' Abend, Hundertmark! Da kommt mir etwas — wie war's doch? — Stipp — Stippe —“

„Stippingsglas!“ lachte Christian Hundertmark, daß die Leute auf der Straße stehen blieben. „Halt's behalten? Stimmt immer noch, das woll'n wir heut' Abend schon ad oculos et poculos demonstrieren. Falsch dekliniert, würde Zettler sagen, poeula heißt's, sißt heut'

Nachmittag 'ne Stunde nach. Aber jezt muß ich Stipp-ins-Dintensfaß machen, sonst wird's Seiner Majestät berichtet, daß ich ein faumseliger Gerichtsbeamter bin.“

Fröhlichen Gesichts wanderte er mit einem Papierconvolut unterm Arm rasch davon, und Harring entsann sich seiner nun genau. Sie hatten in keinem näheren Verhältnis zu einander gestanden, doch waren nicht nur auf der Schule, sondern auch später auf der Universität zusammen gewesen, von welcher der Kneipname, Stippingsglas herrührte, der ihm damals um seiner Lieblingsbeschäftigung willen beigelegt worden. An der schienen die Jahre keine Veränderung mit sich gebracht und wohl in Folge davon seine „juristische Carriere“ ihren Abschluß in der Schreiberstube gefunden zu haben.

Auch an dem Kriege gegen die Dänen hatte Christian Hundertmark teilgenommen, natürlich, wie alle seines Alters, doch ohne zum Offizier zu avancieren, vermutlich aus denselben Gründe. Daran erinnerte sich Harring jezt gleichfalls und daß er ihn im Feld nach einem Gesecht ab und zu getroffen, immer unverwundlich guter Laune und immer mit einer vollen Feldflasche, doch stets auch bereit, sie nicht sich allein, sondern ebenso Andern an den Mund zu setzen. Und es kam Jan Harring noch weiter, an Stippingsglas habe er doch hin und wieder „im Busch“ mit dem Wunsch gedacht, ihn statt dessen, was um ihn war, bei sich zu haben, nicht bloß seine volle Flasche, sondern auch die „ehrliche Haut“ selber. Das war freilich nur im Anfang gewesen, nachher nicht mehr; man wurde drüber mit der Zeit für das vergeßlich, was jenseits des großen Wassers war.

Was hatte Hundertmark gesagt? „Darum keine grauen Haare vor der Zeit! Bis dazu ist es noch lang für uns.“

Unwillkürlich hielt der Weitergegangene wieder vor einem Ladenfenster an und blickte hinein, doch diesmal nicht nach den Schaumaaren dahinter, sondern auf das Spiegelbild, das die Scheibe von ihm selbst, wenn auch nur matt, zurückgab. Aber immerhin so deutlich, daß er erkennen konnte, es war richtig, graue Haare befanden sich noch nicht an seinem Kopf.

Lag noch etwas von dem frischen Augenglanz und der unbesorgten Frohlaunigkeit Christian Hundertmarks auf der Straße? Jan Harring kam Alles um ihn herum in so heitrem

Sicht vor; er fühlte es fast wie einen Antrieb, auch einmal so vergnügt zu lachen, gleichgültig worüber. Aber trotz dem Reiz wollte es so ohne einen Anlaß doch damit nicht gehn, seine Lippen hatten sich wohl zu sehr davon entwöhnt.

Er machte einen abwerfenden Kopfruck und sah sich um. Wenn er dort um die Ecke bog, kam er zu der Straße, in welcher der Banquier Mattenlobd wohnte. Beim Weggehen von diesem hatte er neulich gesagt, daß er wieder vorschlagen werde, wenn's besser passe; das traj um diese Stunde wohl zu, und zu einem Anklopfen an die Geschäftsstube brauchte er ja auch seinen neuen Rock noch nicht.

So wiederholte Jan Harring den jüngst etwas verunglückten Besuch und traf es diesmal augenscheinlich in der That gelegener, denn er verließ das Mattenlobdsche Haus nicht wieder nach so kurzer Zeit wie beim erstenmal, sondern es verging wohl fast eine Viertelstunde, eh' er aus der Thür auf die Straße zurückkam.

Was er drinnen Gemollt oder gesucht, ließ sich nicht von seinem Gesicht ablesen, nur so viel, daß er nicht wieder mit dem Gefühl heraustrat, irgendeinen neuen Verstoß gegen die landesbräuchliche Schicklichkeit begangen und sich dadurch noch mehr in Mißkredit gesetzt zu haben. Im Gegentheil, er schien mit sich selbst, wie mit der Aufnahme, die er heute gefunden, durchaus zufrieden, beging indes draußen sofort wieder etwas nach deutschen Begriffen nicht recht Gehöriges, indem er eine ganze Weile noch vor dem Hause stehen blieb und, den Kopf aufdrehend, nach den Fenstern des ersten Stockwerks in die Höh' sah. Sein Thun forderte einen komischen Vergleich heraus, da seine Jahre diesem völlig widersprachen, nämlich mit dem Verhalten eines Primaners, der einen verstoßenen Anblick einer heimlich angebeteten jungen oder jüngsten Dame seiner Belanntschaft zu erbhaschen sucht. Nur hätte ein solcher sich nicht getraut, anzuhalten, sondern sich mit einer wiederholten Fensterpromenade begnügt, und als verstoßen ließ sich der Augenaufschlag Jan Harrings auch bei der wohlwollendsten Deutung nicht auffassen. Zum Glück nahm niemand etwas von seiner höchst unpassenden Deaugenscheinigung der Fenster eines fremden Hauses gewahr, denn es sah niemand heraus, und als er sich darüber keinem Zweifel mehr hingeben konnte, drehte er endlich um und wanderte seines Wegs — wenn diese

Bezeichnung sich auf sein Herumtreiben anwenden ließ — weiter. Doch zeigte sich, daß er in der That jetzt einen Zweck verfolgte, insofern ihm die Luft zurückgekommen war, eine Wohnung für sich zu suchen, und er fand nun auch ziemlich bald eine solche auf, die seiner Reizung entsprach. Diese mußte nach der Richtung gehn, welche ihn vorhin in das Besitztum der Frau Uhlmann geführt hatte, denn das Haus, in welchem er sich zwei Zimmer mietete, war ebenfalls von einem Garten umgeben, Syringen blühten darin, und eine Nachtigall begrüßte den herannahenden Abend mit ihrem Fötensschlag. Die beiden Stuben waren für eine Mietwohnung recht elegant ausgestattet, ihr Preis stand dazu im Verhältnis, und der Hausbesitzer nannte diesen mit etwas zweifelhafter Miene. Inbes ein kurzes Nicken zeigte Harring damit einverstanden, was dem Vermieter wieder Anlaß gab, einen nicht ganz unbedenklichen Blick über die Kleidung des Liebhabers der beiden hübsch möblierten Stuben hingehn zu lassen. Doch trat gleich darauf eine völlige Ummänderung seiner Miene ein, denn der als unsicherer Hausgast Betrachtete sagte: „Es ist wohl Brauch, daß man den Monat vorauszahlt. Sie können ja nicht wissen, wie Sie mit mir dran sind. Das kann man auch von Keinem in der Welt anders verlangen, mit den „ehrliehen Gesichtern“ ist es so was, wie mit einem Sack Schafwolle, wo manchmal ein bißchen gute oben liegt und drunter steck schlechte Ware, wenn's nicht gradzu Rehrichklumpen sind.“ Und diesmal in seine Brusttasche greifend, zog er ein paar Kassenscheine heraus und legte den geforderten Preis auf den Tisch.

Allmählich war darüber der Abend herangekommen, und wenn Jan Harring sich zu der verabredeten Zusammenkunft im Keller einstellen wollte, ward es Zeit dafür. Sein Wille fiel im Übrigen nicht in Betracht, denn er hatte ja gesagt, daß er käme, also gab's nichts, was ihn davon abhalten konnte, und nach dem Weg brauchte er sich nicht zu erkundigen. Da drüben in der Ecke führte die Treppe hinunter, noch immer grab' so; solche Schenkräume besaßen etwas Unveränderliches, wie die Fixsterne am Himmel. Die Menschen, Wirt und Kellner wechselten drin, aber man konnte auch ein Jahrhundert fort gewesen sein und traf die Erlichkeit noch ganz ebenso an, wie man sie zuletzt verlassen. Freilich wer erst wirklich einmal eine Pause von

einem Jahrhundert gemacht, der kam wohl nicht mehr zum Besuch wieder.

Oder — der Hinuntersteigende hielt auf einer Stufe an und fühlte mit dem Fuß in eine ausgeschürfte Höhlung der Treppenbohle — oder war er gestern hier zuletzt gegangen? Das hatte eigentlich viel mehr Wahrscheinlichkeit für sich, nach der objektiven wie nach der subjektiven Seite. In erkerter Richtung war diese ausgetretene Stufe noch vollkommen die nämliche, und nach der andern, was bedeutete Zeit denn?

Zeit, Ablauf von Zeit bildete eine Bezeichnung dafür, daß sich etwas verändert habe, und das traf bei ihm nicht zu. Für sein Gefühl — und darauf kam's doch an — stand er hier genau so, wie als Student. Gestern Abend war er auch im Keller gewesen, wohl mit etwas schwerem Kopf heingegangen und hatte die Nacht durch wunderliches frauses Zeug geträumt. Nun stieß er wieder mit dem Fuß in die Bohlenaus-  
höhlung, über die er gestern gestolpert; bei ihr war kein Zeitunterschied und in ihm auch nicht. Ein Tag lag dazwischen.

Christian Hundertmark saß schon in der „alten Ecke“ eines kleinen, nicht von weiteren Gästen besuchten Cafés und hielt bereits eine Weinflasche mit zwei Gläsern aufgespannt. „Na, alter Junge, nun woll'n wir mal Gold spinnen“, sagte er, einschenkend, daß Perlen aus den Hohl-  
füßen der Gläser aufstiegen, „und die Flach-  
becherei der Welt geht uns gar nichts an. Profit! Das ist das wahrste Wort, was die Menschen zu Stande gebracht haben, denn hinter allen andern steckt meistens nicht viel, aber dies nützt immer. Prosum, profui, prosesse, gut sein, dienlich sein. Das ist die Hauptsache, daß man sein Latein nicht in den Wind schlägt, und man kann seinen Lehrern nicht dankbar genug sein, daß sie's Einem in den Buckel eingebläut haben. So'n Junge ist dumm wie ein frisch geworjenes Mondkalb, aber sie haben die Weisheitsmilk aus Hässern getrunken und wissen, wozu er's im Leben mal braucht. Profit noch 'mal!“

Er stieß an, und er trank sein Glas in einem Zug leer. Jan Haring hörte auf den jügenden Nachhall: „Ja, das war der Ton, es klingt wunderbar im Ohr.“

Er trank nur halb. „Zieh, Schimmel, zieh!“ jang Hundertmark. Doch sein Tischgenosse schüttelte den Kopf: „Ich bin nicht mehr dran gewöhnt, bei uns gab's das nicht.“

„Bei Euch? Wen meinst Du damit?“

„In Neu-Holland, von wo ich herkomme.“

Der Befragte antwortete es rasch und fügte nach:

„Man kommt so dazu, das ‚bei uns‘ zu heißen.“

„Was, Teufel, bei den Schwarzen und den Sandieben?“ rief Christian Hundertmark verwundert den Mund auf. „Was hatt'st Du da zu fischen? Und das heißt der Mensch ‚bei uns‘! Na prosit! Es wird wohl nicht viel anders, als bei uns sein.“

Da war das Gespräch im Gang mit Fragen und Antworten. Haring erzählte Mancherlei, und sein Zuhörer, der sich eine schwarz angetauchte Meerschampfeife mitgebracht hatte, dampfte allerhand Bemerkungen dazwischen. Außerdem machte er seinem Weinamen Stippingsglas Ehre; vom nahen Kirchturm schlug ab und zu, der kleine Raum füllte sich mit bläulichem Gemöhl, denn auch Haring hatte sich eine feiner langen Cigarren angezündet. Was er mitteilte, war Alles fremd-  
artig-interessant, doch man sah ihn nicht dazwischen, von seinem eigenen Leben im australischen Lande gab es eigentlich kein Bild; nach seiner ganzen Art und Weise schien's ihm unwesentlich, von sich selbst zu sprechen. Dagegen veränderte sich gemach seine Stimme etwas, ward lebendiger; man merkte an ihr, daß der Wein für ihn Ungewohntes war und einen Einfluß auf sie übte. Wenn auch zum geringeren Teil durch seine Mithätigkeit ward die Flasche leer und Hundertmark zog den Glodenstrang: „Das Schaltjahr kam wohl noch eine vertragen. — Keller, neue Munition! — So nun kann der Krieg weiter gehn. Vabot! Legt an! Feuer! Damals hätten sie mir beinah' mit einer blauen Bohne den Magen vergiftet, darüber würden meine Knochen sich heut' doch in der Erde undrehen. Es wird immer besser in der Welt; früher mußten wir einen Schandzoll auf den Rheinwein draufschlagen, Gott segne den preussischen König, meinen hohen nutritor! Dem verdankt jedenfalls auch unsere Stadt die Ehre — für mich ist es die größte, die sie seit zwanzig Jahren erlebt — daß wir heut' zusammen unsre Studien hier fortsetzen. Dafür kann sie etwas von uns wieder verlangen; komm, laß uns weiter studieren, daß wir morgen in der Zeitung siehn! Man hat die Pflicht gegen die Heimat, seine Reputation zu wahren, wozu hätte sie uns sonst auf die Welt gebracht und warum anders wärst Du wieder in ihren sogenannten Mutterstich zurückgekommen!“

„Warum?“ Jan Haring that einen Schlud

aus seinem Glase und sah danach Christian Hundertmark an. „Weißt Du, was eine Bumerang ist?“

„Etwas zu trinken? Klingt nicht sehr durstmachend.“

„Nein, die Blackfellows habens, ein krumm gebogenes Stück Holz, ein wunderliches Ding, ungefähr wie eine Eichel. Sie werfen damit nach Menschen und Tieren; trifft's, so ist's gut und bleibt liegen. Wenn nicht, da drehts in der Luft um und fliegt wieder dahin zurück, von wo es ausgeworfen worden. Nichts Sonderbareres auf der Welt, als höchstens eine Bumerang, die nicht aus Leckholz, sondern aus Fleisch und Blut gemacht ist und auch wieder auf den nämlichen Platz zurückkommt, von dem sie ausgeflogen.“

„Damit meinst Du wohl Dich und daß Du's da unten, da hinten überm Wasser nicht getroffen hast. Na, ein Brillenglas gehört nicht just dazu, um Dir's anzusehn. Ich hab' immer drau gehalten: Bleib' im Land und beschwere Dich reichlich, damit Du die Nacht ruhig schliffst. Die Bumerang scheint also so eine Art Wiedergänger zu sein.“

Jan Harring hob den Kopf. „Wiedergänger? Was ist das?“

„Kennst die Sorte nicht? Hier auf dem Land spukt sie noch genug herum. Wenn Einer mit den Tobten spazieren gegangen ist — ich leist' noch ein bißchen auf das Vergnügen Verzicht — und hat lebendigen Leibs etwas über der Erde in Wichtigkeit zu bringen vergessen, was er bei Lebzeit hatt' besorgen sollen, da muß er wiederkommen und herumlaufen, bis jemand ihm dazu verhilft, dem noch nicht vom Sargtischler das Maß genommen worden ist. Mit mir wirds wohl so gehn, ich seh' nicht die Möglichkeit ein, über alle Flaschen wegzukommen, die ein Anrecht an meinen Durst haben, und da werd' ich als Wiedergänger nach einem Kellner herumjuchen müssen, der die arme Seel' zur Ruh bringt.“

Hundertmark lachte und trank; auch Harring nahm sein Glas, nickte mit halbblauem Gemurmel: „Wiedergänger ist gut.“ hinein und that einen kräftigen Zug.

„Na, und so eine Bumerang bist Du also auch?“ fragte sein Tischgenosse.

Aber das betraf die Person, die Jan Harring unwesentlich vorlam und von der zu sprechen er nicht für wichtig hielt. Statt dessen erwiderte er: Ja, merkwürdig, wie Du währenddes immer

hier gewesen bist, immer im selben Geleis. Was hast Du denn nur Tag um Tag durch zwanzig Jahre lang mit der sickernden Zeit angefangen?“

Christian Hundertmark lehnte sich gemächlich zurück und zog eine Wolke aus seinem Meeresschaumkopf. „Ach, weißt Du, die Leute nennen's, ich wär' so peu à peu verbummelt, andre haben auch das Wort verkommen dafür. Wenn's besonders gute Freunde von eheden sind, heißen sie's, was man so sagt, verstoffen, aber ein „ver“ ist als Hauptsache immer dabei. Da sie's Alle so meinen, wird's ja wohl auch richtig sein; mir fällt's gewiß nicht ein, daß ich mehr davon verstehe als sie. Ich sollt' ein neues Leben ansaugen, haben sie mir früher oft geraten, und das hab' ich auch immer gewollt, aber der Hafen war nur daran, daß das alte nie ein Ende nahm. Man hatt' mich 'mal ins Wasser werfen müssen, tot herausfischen und mir danach wieder Luft in die Lungen blasen, dann wär's vielleicht gegangen.“

Jan Harring griff wieder nach seinem Glas und nickte wieder hinein: „Neues Leben ist gut.“

„Ja, das sagt man wohl, aber wozu ist's gut? Wer hätte denn was davon, wenn ich in den Mäßigkeitsverein träte? Ich könnt' ein paar Thaler auf die hohe Kante stellen und sie am Sonntag morgen herausholen und angucken. Das wär' ein Spaß, besonders wenn sie dann auf einmal flüssig würden und durch die Kefle liefen. Aber ich bin ein homo sapiens und sage mir, bei solcher Quantität auf einen Eiß gäh's einen hundsstößischen Jammer drauf, und als vernunftbegabter Mensch teil' ich's mir deshalb in rationelle Portionen ein. Mit dem Stück Zeit, was man grade in Arbeit hat, richtig umzugehn, kommt mir als das einträglichste Handwerk vor. Wenn man sein Geschäft schon so lange betrieben wie wir, da kann Einem jeden Tag einmal von Polizeiwegen die Bude zugemacht werden, und das Gras, was uns danach vor der Thür wächst, sieht man nicht mehr. Darum soll der homo sapiens sein Glas auch nicht vollstehen lassen und abwarten, ob er noch zum Austrinken kommt, oder ob ein lachender Erbe ihm damit die letzte Ehre antut, von der er nichts mehr verspürt. Na, mit Worten ist genug geredet, nun laßt mich endlich Thaten sehn!“

Der Sprecher drückte sein Glas unter den Schnurrbart; Jan Harring saß nachdenklich, dann sagte er: „Ja, mit dem Gras ist es richtig, wachsen wird's mal an einem Platz. Aber ich

lann mir auch andre Erben vorstellen. Hast Du nie dran gedacht zu heiraten?"

"Verr!" machte Christian Hundertmark, sich einen Tropfen vom Bart abblausend. „Tropft's Essig von der Decke in's Glas? Du vielleicht?"

„Ja, ich glaube, ich that's einmal“. Und auch der Antwortende leerte diesmal sein Glas danach aus.

Sein Gejährt schenkte ihm wieder ein. „Dann freu' Dich, daß es bei dem Gedanken blieb, nichts anderes war, als das da“. Er hatte einen Rauchkringel vom Mund geblasen und schlug mit der Hand danach: „Weg! Einbildung! Gehirndunst! Eine Frau? Wenn mich eine nähme, löge sie mich an, und nahn' ich eine, macht' ich's ihr so. Kamillenthee für 'nen rechtichaffnen Durst, oder ein Fusel, der im Hals frast! So was stellt man sich einmal vor und nachher kommt man zu sich und sagt: Gott sei Dank, es war bloß ein Angsttraum“.

„Glaubst Du, man kann sich einbilden, einmal verheiratet gewesen zu sein, im Traum Frau und Kinder gehabt und ein ganzes Leben mit ihnen durchgemacht zu haben?"

Zan Harring hatte während des Sprechens nach der zerschlagenen Rauchwolke aufgesehen, von der nur noch ein dünner, mattgrauer Streifen in der Luft hing und sich aufzog. Hundertmark schlug mit der Hand auf den Tischrand: „Hunderttausend Brummgeigen, was für eine Phantasie-Ausgebur! Das Höllekonzert müßte Einem beim Aufwachen nicht schlecht im Kopf nachbrummen, darauf würde ich gegen meine Gewohnheit einen Morgenschuaps verschlucken. Wenn ich Parade über die Amazonen in unsrer Kaiserne abnehme, von den jüngsten Rekruten bis zu den ehrwürdigsten Invaliden hinauf, da läuft's mir über die Haut. Bloß ein Leben, zu vierundzwanzig Stunden täglich gerechnet, so durchmachen, sagtest Du? Nichts weiter? Hat das Sumpffieber Dich in Australien beim Widel gehabt? Wie kann sonst ein solcher Irrwisch durch ein Menschengehirn fahren?"

Er sah Harring an, der, seine Augen vor dem Bild abbrechend, wiederholte: „Sumpffieber? Ja, es kam mir nur so, war nur eine Einbildung“. Er besann sich kurz. „Ich ging heut' in ein Haus, davon rührt's wohl her. Kennst Du das Haus mit dem Garten, das der Frau Ulfemann gehört?"

„Die weiland Bigelius? Weiland ist ein wundervolles Wort in unsrer Sprache; Rosenzeit,

ach wie so bald vorbei! Weiland — ach, du gütiger Heiland! Der Reim ist jedenfalls darauf vorbedacht. Das wäre so eine für den Angsttraum gewesen. Was wollst Du in dem Haus?"

„Mir eine Wohnung suchen, aber sie vermietet nicht, wenigstens nicht an mich“.

„Kamte sie Dich denn?"

„Ja, mir schien's so“.

„Dann wunderl's mich nicht; ihr Ruf ist sehr achtungswert. Wer Dich von früher kennt und mit Dir zusammenkommt, muß sich schon eines recht schlechten Ruf's erfreuen“.

Zan Harring sah dem Sprecher verständnislos ins Gesicht. „Warum?"

„Ist Dir das bei der Frau Ulfemann zum erstenmal hier begegnet?"

„Nein, eigentlich nicht; meine übrigen alten Bekannten, außer Dir, sind auch etwas —“

„Natürlich, sind alle ehrenwert,“ sagt Marius Antonius, „außer mir. Das ist so einfach, wie der pythagoräische Lehrsatz, das heißt, für den, der ihn kapiert; ich bin nicht als Mathematiker zur Welt gekommen. Du scheinst mir auch so etwas auf den Kopf gefallen mit Deinem ‚Warum?‘ Oder sind sie alle so zartfühlend gewesen, daß Dir keiner gesagt hat —?"

„Ja, was denn?"

„Dann müssen wir wohl das Ei der Leba kochen.“ Christian Hundertmark kräftigte sich erst durch einen Schluck. „Hast Du Zan Harring gekannt? Wie's scheint, nur oberflächlich, obgleich Ihr damals, von der alma mater wegelaufen, beim selben Bataillon standet. Er war Lieutenant, ich bracht' es nur zum Befreiten, für meine Verhältnisse indeß recht weit, denn der Pulverrauch trodnet nichtswürdig die Kehle aus, und davon hatte ich immer einen Durst wie ein Gemeiner. Aber der Lieutenant Harring wurde noch weniger, als ich; man brachte ihm verständlich bei, er thue am Besten, die Uniform an den Nagel zu hängen und submissiv um seine Entlassung einzukommen. ‚Submissiv‘ kenne ich genau, das schreibe ich täglich mindestens zwei Dutzendmal. Warum man ihm den guten Rat gab, weiß ich nicht so genau; ich glaube, er hatte nach dem Urteil der Sachverständigen bei dem Ausfall von Fredericia etwas verpaßt und qualifizierte sich nicht zum Feldhauptmann bei seinem Zug.“

„Ja, das war der Grund“, nickte Harring. „Ich sah's nicht ein, aber der Oberst sagte mir, es sei so gewesen.“

„Dann hab' ich's ja richtig getroffen; man hat manchmal Gründe, einen Grund zu haben. Als er seinen Abschied genommen oder bekommen, ging er, wenn mir recht ist, aus dem Lande weg, irgendwohin über's Wasser, ich habe nie mehr von ihm gehört.“

„Ja, es war ein Grund, der mich dazu trieb.“

„Das ist die Hauptsache, man muß immer einen Grund haben, besonders beim Trinken. Bei Nicht befehn, hält er freilich nicht allemal Stich, so war's wenigstens mit dem Grund, der dem Lieutenant Haring darum gebracht hatte, General der Infanterie zu werden. In Wirklichkeit verhielt die Sache sich ganz anders; er war zu schlau gewesen, um klug zu sein, und mußte das Geld, das er in der Stille von den Dänen bekommen, um vor Friederica etwas auf dem Wachtposten zu verpacken, theurer bezahlen, als vermutlich die lumpigen Bankschillinge ihm eingebracht.“

„Was?“ fragte Jan Haring, die Augen groß aufmachend. Und er war so verwundert, daß er, auch in der dritten Person von sich sprechend, hinzufügte: „Was hatte er gethan?“

„Sich und seinen Degen und sein Vaterland und was sich bei solcher poetischen Klimax sonst noch gut macht, an die Dänen verkauft.“

„Und wer hat das gesagt?“

„Ach, das wußten nachher ziemlich alle.“

„Und haben's für wahr gehalten? Das war ja heller Unfinn.“

„Unfinn, zu glauben, wenn Einem etwas Schlechtes nachgesagt wird? Du bist stink mit der Zunge, meine geht sparsamer mit solchen Unkosten um. Die Welt wird übrigens doch nicht von der Wahrheit regiert, sondern von ihrer — ich weiß nicht, wie man den Verwandtschaftsgrad auf deutsch nennt, wohl demi-cousine oder demi-monde-cousine. Lateinisch heißen die Basen veritas und vanitas.“

Christian Hundertmark äußerte dies höchst phlegmatisch, als ob er ein mathematisches Axiom mit einer sich daraus ergebenden Folgerung vorgebracht, und mit einer ebenso gemütsruhigen Miene, als ob ihn die Sache nicht im Geringsten angehe, hörte Jan Haring zu. Er war nur anfänglich überrascht gewesen und antwortete jetzt: „Ja, dann begreife ich — nein, so recht doch noch nicht. Da muß es doch jemand zuerst gesagt haben.“

„Wirkung pflegt von Ursache herzukommen,

vermutlich hat's jemand zuerst gesagt, und da liegt's nicht ganz weit, anzunehmen, daß der Erste, der's zu hören bekommen hat, Dein damaliger Oberst gewesen ist.“

„Aber wozu denn?“

„Das weiß ich nicht.“

„Ja, aber wer denn?“

„Jrgend ein Feind oder ein guter Freund. Das sind auch zuweilen Cousins.“

Jan Haring dachte einen Augenblick nach.

„Dann hätte doch eine Untersuchung ange stellt werden müssen — wegen Landesverrats oder dergleichen — und man hätte mich vor ein Kriegsgericht“ —

Lachend fiel Hundertmark ein: „Verlangst Du durchaus noch nachträglich toteschossen zu werden? Sei doch mit der allgemeinen Verachtung der an ständigen Leute zufrieden. Hätte müssen — das ist ein Konjunktiv, aber unter Umständen ist es klüger, sich an den Indikativ, das für den Fall Angezeigte, zu halten. So stell' ich's mir vor, obwohl ich nur einen militärischen Befreitenver stand aus dem Krieg mit nach Haus gebracht habe. Denn eine Untersuchung macht Ansehen und das eventuelle Quallen von Exekutionschüssen noch viel mehr; das hätte ein großes Dreuge räusch und viel unliebsame Zungenthätigkeit über eine Armeegedens, in der so etwas passieren könne, und so weiter. Da sagt man vorteilhafter: „Adieu! Sie sind nicht zum Generalfeldmarschall geboren, bitten Sie höflich um Ihren Abschied und reisen Sie mit Gott!“ Vermutlich hat der Urheber Deines guten Rufs von vornherein auf diese Klugheit gerechnet und keine Anstellung einer Untersuchung besorgt. Wichtig kalkulieren macht den guten Kaufmann.“

„Kaufmann?“ wiederholte Haring, „warum Kaufmann?“ Sein Ton besagte, daß er mit der letzten Beifügung Hundertmarks keinen Sinn zu verbinden wußte, aber er dachte auch schon nicht mehr darüber, denn er hatte dem Gausen so gleichmütig zugehört, daß gehe es ihn gar nicht an, sondern als sei wirklich von einem beliebigen Andern die Rede gewesen. Nur war ihm daraus das Behagen seiner alten Bekannten gegen ihn verständlich geworden, und er sagte, laut denkend, vor sich hin: „Also deshalb schrieb Lucie mir den Brief.“

„Lucie? Wer ist das?“ fragte Christian Hun dertmark.

Jan Haring sah auf. „Lucie Wigelius“.

„Die schrieb Dir?“

„Ja, wie ich aufgehört hatte, Offizier zu sein, kam ich zunächst hierher, sie zu besuchen, denn wir hatten uns, ohne daß ihr Vater noch davon wußte, verlobt. Aber ich bekam sie nicht zu sehn, sondern einen Brief von ihr, daß sie sich in mir geirrt und übereilt habe. Jetzt versteh' ich das erst, wahrscheinlich hatte sie auch schon durch jemand von dem Gerede über mich gehört.“

Auch das äußerte er wie eine Mitteilung über einen Dritten, der ihn durchaus nichts angehe. Hundertmark dagegen schlug auf den Tisch: „Tausend Schod Regenwürmer und Kellerasseln! Vehinc illae lacrymae! Frau Uhlemann, geborene Wigelius! Und darum bist Du in den Busch gelaufen? Und das war Deine Phantasia-Familie, Frau und Kinder?“

„Frau und Kinder? Hab' ich davon was gesagt?“ Der Wein war Jan Harring zu Kopf gestiegen, man sah's ihm im Gesicht an. Offenbar hatte er die Einbildung, von der er vorher einmal gesprochen, vergessen und blickte an dem ihm gegenüber Sitzenden mit Augen vorbei, die noch durch die Kellerrand durch ins Weiße hinausgingen. Mehr, als er, interessierte sich indes Christian Hundertmark für das Vernommene und kam darauf zurück: „Ja, durch jemand wird sie vermutlich Nachricht davon bekommen haben. Wie heißt's? Fecit cui prodest. Prosit! Das Latein drückt Alles mit merkwürdiger Kürze aus.“

Rom Thurn schlug's Mitternacht herunter. Harring übersehte: „Wem's Nutzen gebracht? Wer sollte das sein?“

„Weiß ich nicht. Trinken wir noch 'ne Flasche? Bei den alten Geschichten fällt mir ein, erinnerst Du Dich noch an Gottlieb Uhlemann? Er sah mit uns in der Prima und ward im Krieg auch Offizier. Mir ist's, Ihr gingt öfter uiteinander.“

„Uhlemann? Ja, gewiß. Den mocht' ich gern, er war eigentlich der einzige Freund, den ich hatte. Was ist aus ihm geworden? Sein Vater, mein' ich, war ein reicher Fabrikant.“

„Ja, das schieu so, durch den Krieg kam er aber wohl auf die Wippe. Wenigstens mußte sein Sohn, der zu studieren angefangen hatte, Kaufmann werden, wozu er auch gute Anlagen mitgebracht, denn er brachte das Geschäft wieder auf den Strumpf. Er hat bald nach dem Frieden das Fräulein Wigelius geheiratet, davon trägt sie noch den Namen Uhlemann. Die Partie war

nicht schlecht, ihr Vater, der alte Praktikus hatte mit seinen Mixturen gut dafür geforgt.“

„So, davon — das war mir noch nicht in den Sinn gekommen —“. Jan Harring sah den Berichtersteller groß an und wiederholte noch einmal: „So, davon hat sie den Namen?“

„Ja, davon, das ist hier zu Land so der Brauch“, lachte Christian Hundertmark, „und mich wunderl's jetzt noch weniger, daß sie Dich nicht als Mietsmann haben wollte. Sag' mal, Jan Harring —“

„Was?“

„Ja, aber das. Was? Ich habe mich lange nicht so gefreut, aber das kommt von meiner schlechten Reputation, und viel Nutzen bringen kann ich Dir in der Stadt nicht. Ich meine nur — denn ich glaube nicht grade, daß Du bloß von Australien hergekommen bist, um mich wieder zu sehn — was hast Du hier eigentlich vor? Weißt Du, Reputation ist nach dem Kirchenbesuch das Oberste, und da verhält es sich mit Dir auch just nicht besser. Innerlich kommt's freilich nicht drauf an, aber was man so von außen sieht — nimu's mir nicht trumm, Staat ist damit bei Dir nicht zu machen. Um so wieder zu kommen, braucht man im Grunde nicht zwanzig Jahre mit den Schwarzen Brüdererschaft zu trinken, das hält's Du hier auch herstellig machen können. Da ich Dich aber für eine leidlich vernünftige Species Mensch ansehe, der seinen Grund haben wird, wieder in die alten Fußstapfen zu treten — und ich kann mir jetzt auch vielleicht denken, wozu — so meine ich —“

Es hatte Romisches, Christian Hundertmark verlegen an seinen Worten herumrücken zu sehn, er griff etwas fahrig mit einer Hand in die Brusttasche seines verchliffenen Rods und fuhr ziemlich stierend fort: „Dein Anzug ist nicht ganz nach der hiesigen allernuesten Mode, sah ich heut' Nachmittag schon — und wer auf die Jagd nach dem Glück gehn will, der thut gut daran, sich etwas jägermäßig zu präsentieren. Ich habe just in letzter Zeit überflüssig viel zurückgelegt und ein bißchen davon eingesteckt — wenn's für Deine Länge nicht reicht, auch bei dem Schneider, zu dem ich Dich bringen will, so viel Kredit —“

Er legte eine Anzahl zusammengefüllter Thalerscheine auf den Tisch, die Jan Harring ein paar Augenblicke mit wortloser Verwunderung ansah. Doch dann griff er hurtig, wie mit einer gierigen Faust banach und mit der andern Hand nach der

des Gebers, die er schüttelte: „Ich danke Dir, Hundertmark — das ist's, was mir not thut — ich danke Dir von Herzen! Wenn man so wieder heimkommt —“.

„Ja, mein Lieber, man muß nicht wegen eines Frauenzimmerbriefes den Kopf in den Busch stecken, sondern bei seiner Carriere bleiben, dann bringt man's zu etwas“, antwortete Christian Hundertmark in einem belehrend-prahlhaften, wenn auch ein bißchen gemacht durchklingenden Ton. „Na, es freut mich, wenn Dir mit der Kleinigkeit gedient ist. Dann lassen wir hier heut' die dritte Flasche wohl; es wird Schlafzeit, der König ermartet mich morgen früh um sieben. In so, noch zahlen.“ Er zog die Blocke und suchte, wie der Kellner erschien, in den Behältern eines verschabten Portemonnaies herum. „Am End' hab' ich nicht genug eingesteckt, man denkt nicht immer dran. Nein, es reicht grad' noch auf den Schilling, das Trinkgeld ein andermal, Sie kennen mich ja, Kellner. — Das war ein guter Abend, Haring; Du hast freilich nicht viel abgetriegt, sondern ich Dir wohl das Meiste vor der Nase weggetrunken. Das geht 'mal so, wenn man sich mit einem alten Sauhaus einläßt.“

Sie stiegen die Kellertreppe zur Außenwelt hinauf, droben schob Jan Haring mit einer ruckhaften Bewegung den Arm in den seines Begleiters. „Weißt Du, daß ich's brauchen kann?“ erwiderte der letztere darauf; er setzte manchmal den einen Fuß ein bißchen verquer vor den andern. „Worüber ging unser Gespräch doch an? Wichtig, ein neues Leben anfangen — ja, es wär' gar nicht so ohne, wenn wir beide morgen früh wieder als Primaner aus den Federn kämen.“

Ich würde mich an eine etwas leichtere Sorte zu gewöhnen suchen, die nicht so in die Veine geht. Wir hätten eigentlich mit unser'm schlechten Auf nicht so schlecht zusammengepaßt; na, zieh' nur 'mal einen andern Adam über Deine Haut, Eva und Fortuna sind Zwillinge und haben beide Weiberaugen im Kopf. Mensch, mir kommt's vor, als ob ich Dich führen muß — ist Dir das Niehen am Glas in die Veine gefahren?“

Haring hatte einen Fehltritt gemacht und wäre gestolpert, wenn Hundertmark ihn nicht gehalten hätte. Er war mit geschlossenen Augen gegangen, und ein Laternenschein, der auf sein Gesicht fiel, beleuchtete darauf allerdings den Ausdruck von Einem, dem der Pupillenglanz eines kleinen Hausfisches zwischen den Wimpern herausstimmerte.

Dann befand er sich allein in seiner neuen Wohnung, öffnete noch das Fenster und legte sich hinaus. Es war eine stilldunkle, sommerwarne Sternennacht, mit Springenduft angefüllt. Einmal sagte Jan Haring vor sich hin: „Eine Dummerang — wie nannte er's? — einen Wieder-gänger.“ Vom Ende des Gartens kam aus dem schwarzen Gebüsch ein tief störender Ton, darauf horchte er. Das Geschrei von Papageien und Kalabus war ihm sehr vertraut, aber eine Nachtigall hatte er seit zwanzig Jahren nicht mehr gehört. Und doch klang ihr nächtlicher Gesang ihm im Ohr, wie wenn er gestern Abend vorm Schlafengehn ebenso aus dem Fenster gelauscht habe, und leise bewegte der Nachtwind die unsichtbaren Mätter, als löpse das Laub von künftigen Tagen.

(Fortsetzung folgt.)

### Sprüchegebichte.

Und ob ihr Jahre zählt und wägt,  
Was wollen Jahre sagen.  
Solang das Herz noch liebend schlägt  
Wofür es einst geschlagen!

Du gehst, Du wendest dein Gesicht,  
Das holde Band ist abgerissen,  
Was du mir warst, du weißt es nicht.  
Und — brauchst es nicht zu wissen!

OTTO ROQUETTE.

### Das tote Schwesterkind.

Sie trug die kleinen Flügel so verborgen!  
Sie lachte so voll Glück!

Wer konnte ahnen, daß sie uns entflöge,  
Daß Heimweh sie zurück  
Zum Paradiese jöge!

Ein Englein war sie schon, und Keiner dachte,  
Sie hätte sterben können.  
Sie war so scheu und bang;  
Wie konnte sie nur zu dem schweren Gang  
Von uns sich trennen!

Wir hatten sie so lieb! Doch sie gehorchte  
Ja stets aufs Wort.  
Da hat sie ihren Namen rufen hören,  
Entfaltete die Schwingen und flog fort,  
Und nie zurückkehrten.

Das dem Italienschen der *Annie Bianchi*  
von *JOHANNES SÖHRMANN.*





## Kossowicz's Rache.

Don Karl Emil Franjos.

Es war am 7. Juli 1866 — das Schicksal hat dafür geforgt, das ich das Datum nie vergesse — Morgens halb Neun, im Lehrsaal der Septima zu Czernowitz in der Bukowina; Unterprima würde man die Klasse in Deutschland nennen. Auf dem Katheder stand der Professor Wilhelm Lang, der ehrgeizige Mann, der mit uns den Horaz schon in Septima las, die schlanke elegante Gestalt leicht vorgebeugt, sein Prüfungsbüchlein in der weißen, weichen, beringten Hand. „Kossowicz!“ hatte er eben gerufen und dazu gelächelt, wie er immer zu lächeln pflegte, wenn er den großen, plumpen, dicken Menschen aufrief. Und der einfältige rumänische Popensohn hatte sich erhoben und die asklepiadische Strophe schlecht skandiert und stotterte nun bei der Überlegung — Alles wie immer. Wir Schüler aber grinsten fröhlich; nie machte Professor Lang bessere Witze, als wenn er den Kossowicz Eusebius prüfte, unsern armen, vielgeschänkelten „ultimus ultimorum“.

Diesmal sollte es nun vollends so lustig werden wie nie vorher. „Nil pietis timidus navita puppibus sidit“, hatte der Rumäne gelesen und sollte es nun übersetzen. „Der furchtsame Schiffer vertrauet nicht . . .“ begann er, vertrauet nicht . . .“

„Seinem natürlichen Genie“, fiel der Professor ein, „sondern präparierter sich!“

Die Klasse wieherte.

„Kossowicz! was heißt pingere?“

„Malen“, flüsterte ein barmherziger Nachbar dem Prüfling ein.

„Malen“, wiederholte Kossowicz.

„Und puppis?“

„Hinterteil des Schiffes“, flüsterte derselbe Nachbar wieder. Aber Kossowicz verstand nur das erste Wort. Über das stumpfe Gesicht flog es wie ein Leuchten.

„Ich weiß ich schon!“ sagte er freudig in seinem seltsamen Deutsch. Und dann mit Donnerstimme, jede Silbe wuchtig betonend: „Der furchtsame Schiffer vertrauet nicht auf sein bemaltes Hinterteil!“

Wir brüllten los, daß die Wände widerhallten. Auch Lang lachte und lachte, daß ihm die Thränen über die Waden liefen. Dann aber rief er:

„Kossowicz Eusebius, setzen Sie sich auf Ihre puppis. Schade, das Sie schon zu alt sind, um sie Ihnen blau und rot zu streichen: Es würde nichts mehr nützen!“

Seltam, darauf blieb es still. Wir waren übermütige Bengels zwischen fünfzehn und siebzehn, Kossowicz unser Prüffeltnabe, Lang unser Abgott, jeder Wig von ihm wurde belacht, diesmal schwiegen wir. Denn wir fühlten: Das geht zu weit! So darf man einen dreißigjährigen Mann nicht behandeln. Der arme, tölpelhafte Mensch, der spät auf's Gymnasium gekommen und jede Klasse zweimal durchmachte, war vielleicht nur zwei Jahre jünger, als unser eleganter Lehrer.

Auch Kossowicz empfand es so. Zuerst stand er regungslos, das dumpe, stumpfe Antlitz vorgebeugt; offenbar verstand er den „Wig“ noch nicht. Dann ging ein Juden durch den wuchtigen Körper, er wurde totenbleich.

„Herr Professor!“ lallte er fast drohend. „Ich —“ Weiter kam er nicht. In demselben Augenblicke that sich die Thüre auf, der Direktor trat ein. Wir schnellten von den Sigen empor, nicht bloß, weil es die Vorschrift gebot, auch aus Überraschung und Erwartung. Der Direktor kam während des Unterrichts — das war unerhört und mußte die wichtigsten Gründe haben.

Keine angenehmen, das sah man dem würdigen Manne vom Antlitz ab. Stefan Wolf hieß er, wir nannten ihn Gorgias, weil er diesen Dialog des Plato in jeder Rede zitierte. Sein Antlitz war bleich und der mächtige Schnurrbart zitterte.

Er trat auf's Katheder, neben den Professor, der ihn nicht minder erstaunt anblickte als wir.

„Also“, begann er — nie hat ein sterbliches Ohr eine Rede des Wadern vernommen, die mit einem anderen Wort begonnen hätte — „also Sie können gehen. Also der Unterricht für das Schuljahr ist zu Ende. Die Zeugnisse können Sie nach einer Woche bei mir abholen . . .“

Ein Laut der Überraschung aus fünfzig Kehlen, dann ein Summen und Surren. „Warum?“ riefen Einige.

„Anfug!“ donnerte Gorgias. „Schweigen Sie! Also, der Herr Landeschef hat es eben verfügt Also — der Krieg, der enseigliche Krieg. Also“ — der Schnurrbart zitterte konvulsivisch — „die Schlacht von Königgrätz . . . aber damit nicht genug. Also“ — und bei diesen Worten hüpfte der Schnurrbart vollends wie ein selbständiges Wesen auf und nieder — „die Cholera . . .“

Wieder ein Aufen und Plüßtern.

„Anfug! Schweigen Sie! In solchen Zeiten ärgert man seinen Direktor nicht. Auch Obst dürfen Sie nicht essen. Also wer Gurken ißt — Anfug, der streng bestraft werden muß! . . . Also, heute Nacht sind in der Wassergrasse drei Menschen gestorben! . . . Gehen Sie nach Hause!“

Wir begannen die Bücher zusammenzupacken.

„Ruhe! Anfug!“ donnerte er wieder. „Im Gorgias sagt Plato . . .“ Er hielt inne. „Nein, das sage ich Ihnen morgen — wollte sagen nächstens. Also — die Cholera . . .“ „Galle — Gallenruhr . . . jede andere Ableitung ist falsch . . .“ Und er wiederholte mit furchtbarer Entschiedenheit: „Ganz falsch — hört Ihr!“ Dann aber drach sich die Stimme des Mannes — ich bin im Leben selten einem warmherzigeren begegnet. „Adieu Jungen! Schwere Zeiten! . . . Haltet Euch vernünftig und fürchtet Euch nicht . . . Wir stehen in Gottes Hand . . . auf Wiedersehen — im Herbst. Alle, hoffentlich wir Alle . . .“

Und er rannte hinaus, damit wir die Thränen in seinen Augen nicht sehen sollten, und wir Alle hinterdrein; er die nächste Klasse aufzulösen, wir über die Stortüre auf die Gasse.

Sie lag im Glanz der Julisonne; die Kinder spielten auf den Trottoirs, die Leute gingen ihren Geschäften nach. Nirgendwo eine erregte Miene, ein ängstliches Wort. Wir lachten, riefen, pufften uns — hätten uns nicht die letzten Worte des guten Alten, den wir Alle, trotz seiner eigentümlichen rednerischen Leistungen wie einen Vater liebten und ehrten, im Ohr nachgeklingeln, unsere Freude über die unverhofft frühen Ferien wäre eine ungetrübte gewesen.

Erst auf dem Marktplatz klang uns wieder jener Name entgegen, dessen richtige Ableitung er uns so energisch eingeschärft, aber auch nicht eben in furchterregender Art. Zwei Polizisten gingen von einer Höckerfrau zur anderen und konfiszierten die unreifen Kürbchen und Stachelbeeren. Die Weiber jammerten, die Umstehenden lachten, auch die Polizisten nahmen ihr Geschäft nicht ernst.

„Dumme Sache! Aber der Herr Bürgermeister hat's befohlen! Die Cholera! Plag, Ihr Leute!“

In der Siebenbürger-Gasse holte ich meinen Costanen Kossowicz ein. Er ging gesenkten Hauptes dahin und wich Niemand aus, daß ihn die Leute jöhrnig oder lachend aus dem Wege schoben. Ich holte ihn ein und sprach ihn an.

„Nimm's Dir nicht zu Herzen“, suchte ich ihn zu beruhigen. „Er hat's nicht so böse gemeint.“

Er schüttelte den großen, unförmlichen Kopf. „Is mir bitter“, sagte er dumpf. „Is mir sehr bitter! . . . Lang is Hund!“ Schrie er dann gelend auf.

„Das ist er nicht!“ sagte ich. „Freilich hätte er den Biß nicht machen sollen!“

„Is Hund?“ wiederholte er. „Bin ich schlecht? Nein! Bin ich faul? Nein! Bin ich Bub? Nein! Schlechten, faulen Bub' droht man mit Prügeln, aber mir? Ich bin ich alter Mensch mit Bart, unglücklicher Mensch! Warum? Kein Kopf zum Studieren! Muß doch studieren! Will Bauer werden — soll Pope werden. Guter Mensch hätte Milch mit ihm — also, Kossowicz kann nichts, bekommt Dritte, aber man läßt ihn in Ruh! Schlechter Mensch thut mir das an! Aber ich werd' ich es ihm zeigen — ruf mich Hund, wenn ich's nicht thu!“

Auf dem stumpfen Antlitz lag der Ausdruck eines ehernen Entschlusses. „Kossowicz“, sagte ich erschreckt und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Du wirst Dich an Lang nicht rächen! Du wirst Dich nicht unglücklich machen!“

„Mir is Alles eins“, erwiderte er. „Unglücklich bin ich auch so! Aber er soll lernen besser sein und vor Gott Furcht haben!“

„Was willst Du thun?“ fragte ich und hielt ihn fest.

„Wirst hören!“ erwiderte er, riß sich los und trat in das kleine ebenerdige Haus, wo er mit vielen anderen Schülern bei einer Pfarrerswitwe zur Miete wohnte.

Das nahm ich viel schwerer als die Cholera und setzte meinen Weg ernster fort als bisher. Erst dahlein kam mir eine Ahnung von dem Entsetzlichen, das der Name in sich barg. Als ich mit der Stunde ins Zimmer trat, ward das Antlitz meiner Mutter bleich wie das Linnen, an dem sie nähte. „Das ist furchtbar . . .“ murmelte sie mit entfärbten Lippen. „Wenn es so kommt wie vor fünfunddreißig Jahren . . .“ Und sie erzählte mir von der Cholera-epidemie von 1831, die sie als junges Mädchen in Brody durchgemacht, wie jeder zehnte Mensch gestorben und es nicht mehr Hände genug gegeben, die Toten zu bestatten . . .

Ich hörte zu und weil sie selbst erregt war, machte es mir auch Eindruck, aber tief war er nicht. Dann nahm ich wieder die Mühe vom Nagel und wollte gehen.

„Wohin?“

„Zum Kossowicz. Der arme Kerl soll keine Dummheiten machen!“ Ich erzählte ihr, um was es sich handelte.

Sie nickte. „Aber bis Zwölf bist Du zurück. Wir gehen zu Deinem Vormund, der heute seinen Geburtstag hat, um ihm zu gratulieren. Auch speisen wir dort.“

Der Annähe war nicht zu Hause. Was ihm denn widerfahren? empfing mich seine Wirtin; er sei lange trübend dageessen und dann plötzlich fort-

gerannt. Und ob es wahr sei, daß die Leute in der Wassergasse dahinstürben wie die Fliegen?!

Ich beschloß hinzugehen, obwohl die Zeit knapp war, wenn ich Mittags wieder daheim sein wollte. Czernowit liegt auf einem Hügel, die Wassergasse mündet, dem Lauf des Pruth folgend, den Fuß des Hügels. Damals wohnten nur arme Leute dort, namentlich Juden und Ruthenen; den Hochsommer abgerechnet, wo man die Pruthbäder aufsuchte, kamen die Städter wie in die armliegige entlegene Vorstadt.

Wieder kam ich über den Marktplatz, er war nun etwas belebter als vorher, namentlich standen die Leute in dichten Gruppen um große, gelbe Plakate, die eben angeschlagen wurden. Der Bürgermeister teilte mit, daß sich seit gestern in der Pruthvorstadt drei Fälle von Brechdurchfall mit tödlichem Ausgang ereignet. Ob es sich um asiatische Cholera handle, sei noch nicht festgestellt, doch habe er ungekäumt alles Nötige veranlaßt. Eine Cholera-Baracke sei im Bau, die Pruthvorstadt abgeperrt. Die Bekanntmachung schloß mit einigen hygienischen Rathschlägen.

Die Umstehenden bekräftigten dies Schriftstück sehr verschiednen. Die Einen lobten den Bürgermeister seiner Energie wegen, die Anderen fanden den Eifer höchst überflüssig. „Weil in der Pruthvorstadt drei Arbeiter sterben, die sich den Magen mit unreifem Obst vollgestopft haben, bringt er die ganze Stadt in Aufruhr!“ Am schärfsten verurteilte Herr Gregor Lupul diese „Dummheiten“. Es war dies der Besizer des schönsten Hauses, des mächtigsten Bauhofs, der rötsten Nase und des lautesten Organs in ganz Czernowit. „Wer ist denn 1831 hier oben gestorben? Kein Mensch, der zu essen hatte. Hab' ich nicht Recht, Mayer, Sie müssen's ja auch noch wissen!“

„Gewiß weiß ich es, Herr von Lupul“, erwiderte der kleine schwächliche Salomon Mayer geschmeichelt. „Die Cholera ist eine Art Hungertypus, für die armen Leute!“

„Und deshalb soll ich keinen Salat essen?“ rief Lupul entrüstet. „Aufstament ess' ich heut' sogar einen Italienschen! Kommen Sie mit, Mayer, zum Anatomowicz in die Weinstube!“

Mayer gieng mit, ich aber der Wassergasse zu. Je tiefer ich den Berg hinabkam, desto mehr Leute standen da, desto lauter sprachen, desto heftiger gestikulierten sie. Überall dasselbe Thema und dieselben Urtheile. Die Einen priesen, die Andern höhnten den Bürgermeister. Die Einen mahnten zur Vorsicht, die Anderen drohten, was sie sich alles zu essen getrauten, die Einen erzählten zitternd, alle Stunde stürben da unten einige Menschen und alle Ärzte seien dort beschäftigt, die Andern schworen, die Leute in der Wasserstadt seien so vergnügt, wie nur je. Sicher's wußte Niemand.

Da kamen zwei Wagen die Straße hinabgepoltert, große unförmliche Karren, mit schwarzem Tuch überdeckt. Auf dem Bod saßen je zwei städtische Diener.

„Wohin? Wozu?“ rief man sie an.

„Die Toten abholen!“ erwiderte einer der Diener.

„Wie viel?“

„So ein Duzend. Jetzt können's leicht mehr sein!“

Ein wildes Schreien und Lärmen, dazwischen ein gelles Lachen — und im nächsten Augenblick war die Straße wie reingefegt. Heulend, jammernd, fluchend stürzten die Leute den Berg empor, ihren Wohnungen zu und gaben die Schredenstunde verzehnfacht weiter.

Als ich den Eingang zur Pruthgasse erreichte, stand da ein großer Haufe Menschen und lachte und schrie: Lehrjungen, Stroche und Dirnen. Sie unterhielten sich damit, die städtischen Polizisten zu verhöhnen, die den Eingang zur Straße bewachten, damit Niemand den verpestigten Stadtteil verlasse; sonst war auch nichts zu sehen. Die wenigen Häuschchen, die man überblicken konnte, boten denselben Anblick wie sonst: vor den Thüren spielten die schmutzigen Kinder in der Gasse, an den Fenstern flatterte zerlumpte Wäsche zum Trocknen, ein Schuster hockte auf seinem Dreibein vor der Werkstätte und stichte ein Paar Stiefel, ein Trunkener saß auf einer Bank und schlug mit seinem Siedeln um sich, eine Verlorene lehnte sich halb-bekleidet aus ihrem Dachfenster weit vor und lachte uns frech an. Alles wie gewöhnlich an dieser Stätte des Glends und der Verworfenheit . . .

Schon wandte ich mich zum Gehen, da klang ein Laut in mein Ohr, der mich anhalten ließ — ich glaube, ich höre ihn noch, während ich das schreibe. „Bo'e!“ (Gott!) rief eine Stimme schrill, verzweiflungsvoll . . . selbst das rohe Gesindel um mich her wurde plötzlich still. Noch einmal „Bo'e!“ und „Kajuje!“ (Reitet!) Und aus dem Hause, vor dem der Schuster saß, kam ein Mensch hervorgestürzt, ein junger, todtblasser, fast nackter Mensch, der eben aus dem Bette gesprungen sein mußte und warf sich wie ein Kreisel in der Luft herum und stürzte in Krämpfen hin. Das war der erste Cholerafranke, den ich damals gesehen habe.

Als ich heimkam, war es längst Zwölf vorbei. Meine Mutter schalt heftig auf mich ein, als sie erfuhr, wo ich gewesen, besprengte mich mit einer Essenz, die sie inzwischen bejagt, und ließ mich die Kleider wechseln. Dann gingen wir zum Hause meines gestrengen Vormunds. Die anderen Glückwünschenden waren schon dagewesen, man hatte mit

dem Speifen auf uns gewartet, der alte Herr war sehr ungnädig.

„Das blödsinnige Gerede von der Cholera verdirbt Einem die Laune!“ rief er. „Und nun kommt man auch nicht rechtzeitig zu Tisch.“

„Aber der Doktor Atlas und der Lupul sind auch noch nicht da,“ suchte ihn seine Frau zu begütigen.

„Der Doktor steht in städtischen Diensten“, rief er, „und muß thun, was der Bürgermeister will. Wahrscheinlich muß er gerade die Betrunknen in der Wassergasse nüchtern machen! Aber der Lupul — richtig: der Lupul ist ja auch noch nicht da! Wo steckt denn der Alte? Schick doch zu ihm hinüber!“

Es währte lange, bis der Bote wiederkam, wir setzten uns inzwischen zu Tische. Mein Vormund war sichtlich noch immer unwirsch und seine Laune besserte sich nicht, als der Bote endlich meldete, die Haushälterin wisse nicht, wo der Herr von Lupul geblieben, er sei seit dem Morgen fort. „Der Kerl wird doch nicht vergessen haben!“ rief der alte Herr in hellem Zorn. Das war verzeihlich, denn Lupul war sein bester Freund, auch pflegte dieser Demosthenes von Czernowiz seit fünfundsiebenzig Jahren bei dem Diner am 7. Juli den Toast auf das Geburtsfest zu sprechen. Da aber das Essen gut war, der Wein noch besser, so erheiterte sich allmählich die Laune des Galtgebers, besonders da ein anderer Freund des Hauses das Hoch beinahe ebenso gut ausbrachte, wie sonst Lupul. Und so saßen wir da, und aßen und tranken, und da die beiden leeren Stühle an der Tafel ungemütlich waren, so schoben wir sie weg.

Bei meinem Vormund geschah Alles gründlich und ausgiebig, nach Eins waren wir zu Tische gegangen, kurz vor Sechs wurde der Kaffee serviert. Da erst erinnerte er sich des ausgebliebenen Freundes und schickte nochmals hinüber. Diesmalkehrte der Diener sehr bald zurück.

„Nun?“ rief ihn der alte Herr an. „Ist er zu Hause?“

„Ja — seit zwei Uhr!“

„Warum kommt er nicht?“

„Er kann nicht!“

„Ist er krank?“

„Tot ist er! stieß der Diener hervor. „An der Cholera gestorben, der Doktor Atlas war bei ihm . . .“

Einige Minuten später war der Saal leer, die Gesellschaft zerstreut, als ob der Tote selbst in ihrer Mitte erschienen wäre. Auch meine Mutter und ich gingen heim.

Als wir an dem Häuschen jener Pfarrerswitwe vorübergingen, stand die alte Frau vor der Thüre

und spähte besorgt die Straße auf und nieder. „Ist der Koskowicz zu Hause?“ fragte ich.

„Nein!“ rief sie. „Ich sterbe vor Angst! Zum Essen nicht heimgelommen! In den neun Jahren, wo er bei mir wohnt, habe ich das nicht erlebt. Er und vom Essen wegbleiben! Es ist ihm etwas passiert . . . die Cholera! . . . wenn ich nur wüßte, wo ich ihn suchen soll . . .“

Da wußte auch ich keinen Rat. Ich suchte sie zu beruhigen und bat, mich wissen zu lassen, wenn er wieder zurück sei.

Eine Stunde später kam das Kind der Wittwe, Koskowicz sei eben heimgelommen und lasse mich bitten, ihn zu besuchen, er sei nicht ganz wohl.

Meine Mutter schärfte mir Vorsicht ein, ließ mich aber hingehen.

Ich traf ihn auf der Bank im Gärtchen vor dem Hause. Er war bleich und trug trotz der Schwüle seine „Dunba“ (rumänischer Bauernmantel) umgeschlagen, als fröstelte es ihn. „Halt!“ rief er mir entgegen, als ich das Gärtchen betrat. „Halt!“ rief er noch einmal, als ich einige Schritte vorwärts that. „Komm' mir nicht zu nahe — ich war ich eben bei einem Cholerafranken!“

„Bei wem?“

„Bei Lang!“

Ich traute meinen Ohren nicht, er aber erzählte:

„Ich geh ich um elf Uhr zu ihm! Wo zu? Um ihn zu ohrfeigen. Dann soll man mich meinewegen aufhängen, aber der schlechte Mensch soll seinen Lehre haben. Komm' ich hin. Sagt sein Mädchen: „Herr Professor nicht zu Hans.“ Frag ich: „Wann kommt?“ Sagt sie: „Um zwei, nach dem Essen.“ Ich lauf ich bis halb zwei im Volksgarten herum, ganz wütend und ich wiederhol' ich immer, was ich ihm sagen will. Dann stell ich mich vor sein Haus. Ulfsonst — kommt nicht. Endlich kommt — aber im Wagen. Ganz blaß, ganz elend. Denk ich: „Schlecht! Kranken kann man nicht haufen!“ Will gehen. Da seh ich, er kann nicht mehr selbst vom Wagen. Tret' ich zu, helf' ich ihm. Sagt er: „Vorsicht! Mir scheint — die Cholera.“ Sag' ich zornig: „Oh nein! Unkraut verdirbt nicht!“ Und weil er nicht kann, ich helf' ich ihm in sein Zimmer. Das Mädchen hat Furcht, traut sich nicht herein. Also was thun? Ich muß ich ihn ins Bett legen. Sagt er: „Koskowicz, das hab' ich nicht um Sie verdient!“ — Sag ich: „Nein, ganz was Anderes, und das kommt auch noch, wenn Sie gesund sind!“ — Sagt er: „Was?“ — Sag ich: „Das erfahren Sie früh genug.“ Ihm wird aber immer übler und ich seh': wirklich die Cholera. Was thun? Hund is er, aber jetzt is er doch krank, ich kann ich ihn doch nicht allein lassen. Also ich schick' ich das Mädchen um strauflawagen ins Spital und

inzwischen ich pfleg ich ihn! Eine Stunde — und zwei — und drei — und ihm wird immer schlechter — und Wagen kommt nicht. Gott im Himmel, be' ich, was soll ich da anfangen, der Sterk stirbt mir so unter den Händen und er soll ja gesund werden, damit ich ihn haben kann. Gott im Himmel, be' ich, wenn Du nicht willst, daß ich ihn haben soll, so will ich es nicht thun, aber laß gesund werden. Dann bin ich schon mit der Rache zufrieden, daß er sieht: „Dieser Kossowicz, immer bin ich auf ihm herumgeritten und hab' ihn seziert und gemartert, — und jetzt hält er bei mir aus und pflegt mich! . . . Nicht wahr,“ unterbrach er sich, „Du — sag', das ist doch auch schon gute Rache? — ganz gute?!“

„Gewiß,“ erwiderte ich bewegt. „Die beste . . . Aber wo ist Lang jetzt!“

„Zum Spital. Um sechs is endlich Wagen gekommen. Is aber schon halb tot! Ich fürcht' ich,

wird sterben! Und mir is auch so . . . Bleib weg, Du, zehn Schritt vom Leib! . . . Was machst für Gesicht, dummer Sterk? . . . Also meinst: Rache hab' ich schon, auch wenn Lang stirbt?!“

. . . Einige Minuten später mußte ich zum Spital, den Krankenwagen für meinen Kollegen zu holen. Am Morgen des 8. Juli ist er dort gestorben, er hat den Lehrer der ihn gekränkt und bei dessen Pflege er sich die Krankheit geholt, nur um zwei Stunden überlebt.

So verfloß mir der erste Tag der Cholera-Epidemie von 1866, die ich mit all' ihren Schrecknissen durchlebt habe. Sie haften mir unauslöschlich im Hirn, aber ich empfinde es als ein Glück fürs Leben, daß mir mit der Erinnerung an diese Schrecknisse auch jene an die Rache verknüpft ist, die der arme, dumme, rothe Gusebius Kossowicz an dem Professor Wilhelm Lang genommen hat.

### Die Nonne.

Die führten mich an den Altar,  
Weil Dir mein Herz gehört,  
Und schütteln mir mein wallend Haar,  
Weil's Deinen Sinn behört,  
Und hüllen Klacken und Gesicht  
Mir tief in Schleier, schwarz und dicht.

Sie pred'gen mir von ihrem Gott:  
Ich aber glaube Dich!  
Sie lieben den Herrn Zebaoth,  
Ich aber liebe Dich! —  
Sie tragen Kreuz und Scapulier,  
Ich eine Locke schwarz von Dir.

Und singen sie von Grabesruh,  
Dann schleich' ich aus dem Chor:  
Wann endlich, endlich kommst Du,  
Und sprengst dies Gitterthor?  
Ach! wieder lüschet der Sonne Licht!  
Und wieder, wieder kamst Du nicht.

Wo Du auch weißt, geliebter Mann!  
Gewaltig ruf' ich Dich: —  
Will mit Dir teilen Fluch und Sam,  
Und sterben mit Dir will ich.  
Ach! eile, haste her zu mir  
Und trag' mich selig fort mit Dir.

Horch! Schall's nicht fern wie Kossestriff?  
Alters' nicht wie Schweresklang?  
Und seh'! wer jagt im lollen Ritt  
Heran vom Bergeshang?  
Er ist's! er ist's! o Seligkeit,  
Man endet all mein Weh und Leid.

Ihm grün im Haar der Eichenkranz,  
Und leuchtend flammt sein Stahl! —  
Sel mir gegrüßt im Siegesglanz!  
Gegrüßt sei, mein Gemahl!  
Schon weicht das Thor, schon bricht das Erz, —  
Zieh mich auf's Roth — nimm mich an's Herz! —

Verklummt ist Betgefang und Chor,  
Der Abendgruß verhallt! —  
Am grünmossigen Gitterthor  
Da liegt sie stumm und kalt.  
Der Schleier wallt im Mondensicht  
Um's bleiche Totenangesicht.

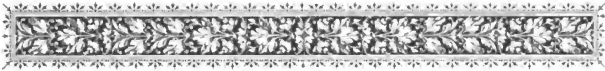
Therese Bahn,

geb. Stein von Broth-Gölsboff.

### Lebensfahrt.

Die Zügel sind der Hand entfallen,  
Die Kasse haben freien Lauf —  
Mit Hussaruf und Peitschenknallen  
Wild geht die Fahrt bergab — bergauf.  
Ich grüße euch, ihr Klammengründe,  
Darob die helle Sonne lacht,  
Ich grüße euch, ihr dunklen Schlünde,  
Draus mir entgegenhäht die Nacht.  
Der du so warm mir wehst entgegen  
Willkommen, linder Leuzeshauch,  
Mit deinem eishaltigen Regen  
Willkommen, Wintersturm, du auch.  
Ich frage nicht nach Weg und Richtung:  
Die raschen Kasse zielen mich fort —  
Kennst es Erlösung, nemi's Vernichtung,  
Ich komme auch an meinen Ort!

W. Langewiesche.



Alle Rechte vorbehalten.

Den Bühnen gegenüber Manuskript.

## Die gelehrten Frauen.

Lustspiel in fünf Akten von Molière. In deutschen Versen von Ludwig Fulda.

(Fortsetzung.)

Philaminte.

In Versen hab' ich nichts, ich hoffe bald hingegen  
Den Grundriß unserer Akademie  
In acht Kapiteln Ihnen vorzulegen.  
Vorkäufig hat schon Plato dran gedacht  
In seinem Buch vom idealen Staate;  
Doch das Projekt, dem er nur flüchtig nahte,  
Hab' ich erschöpfend zu Papier gebracht.  
Ich werde stets von heißem Zorn entflammt,  
Wenn man es wagt, den Geist uns abzusprechen,  
Und bin gewillt, die Frauenvwelt zu rächen  
Für all die Schmach, zu der man uns verdammt,  
Die uns beschränkt auf eitle Nichtigkeiten  
Und jeden Pfad zum Gipfel uns verperrt.

Armande.

Gewaltfam werden wir herabgezerrt,  
Um nie den engen Kreis zu überschreiten,  
Wie hübsch ein Sammetstoff, ein Spitzenragen,  
Ein Mantel, eine neue Robe sei.

Belise.

Wir wollen dieses Joch nicht mehr ertragen  
Und uns befrei'n aus unsrer Sklaverei.

Trissotin.

Mich kennt die Welt als wahren Freund der Damen,  
Und wie ich ihrer Schönheit treuer knecht,  
So werd' ich stets auch ihrem Geist gerecht.

Philaminte.

Sie haben bei uns Frauen den besten Namen.  
Doch wollen wir gewissen Herren zeigen,  
Die dünkelfast uns keinen Lorbeer gönnen,  
Daß Forschertugend auch den Frauen eigen,  
Und daß auch wir Vereine gründen können.  
Ja, schneller noch gelangen wir ans Ziel:  
Was sonst getrennt, wir werden's erst verbinden,  
Das tiefe Wissen und den leichten Stil;  
Wir werden die Natur empirisch überwinden,  
Die Ansicht jeder Schule hören,  
Alle versammeln und auf keine schwören.

Trissotin.

Ich huldige dem Peripatetismus.

Philaminte.

Und ich der Abstraktion des Platonismus.

Armande.

Den Epikur erreicht ein Andreer kaum.

Belise.

Ja, die Atome! Doch, ich sag' es offen,  
Ich halte nichts von seinem leeren Ramm,  
Weit mehr von seinen unsichtbaren Stoffen.

Trissotin.

Descartes und sein Magnet muß gleichfalls gelten.

Armande.

Ah, seine Wirbel!

Philaminte.

Ah, sein Fall der Besten!

Armande.

O hätten wir die erste Sitzung nur,  
Die uns berühmt macht durch gelehrte Funde!

Trissotin.

Ich hoffe viel von Ihrem Frauenbunde;  
Er wird uns ganz entschleiern die Natur.

Philaminte.

Als ersten Fund darf ich den meinen nennen:  
Ich habe Menschen auf dem Mond gesehen.

Belise.

Zwar Menschen sah ich nicht, ich muß gestehn;  
Kirchtürme aber konnt' ich klar erkennen.

Armande.

Beschäft'gen wird uns außer der Physik  
Moral, Geschichte, Kunst und Poesie.

Philaminte.

Besonders reizvoll find' ich die Moral,  
Sie war das Schoßkind aller großen Männer;  
Die alten Stoiker zumal  
Sind, wie mir scheint, die tiefsten Seelenkener.

Armande.

Auch Sprachreformen setzen wir ins Werk  
Und schlagen Neuerungen vor in Maise;  
Wir richten unser Augenmerk  
Mit Abscheu, mit gerechtem Haffe

Auf Adjektive, Substantive, Verben,  
Die als verwerflich längst von uns erkannt  
Und drum verurteilt sind zu sterben.  
Der Tagesordnung erster Gegenstand  
Ist Reinigung der Sprache von den Wörtern,  
Die schädlich sind dem Vers- und Prosa-Stil.

Philaminte.

Doch unres Bundes allerhöchstes Ziel,  
Das ich besonders eifrig will erörtern,  
Ein Riesenplan, den einst mit lautem Schall  
Die Nachwelt zu den Sternen wird erheben,  
Das ist die Tilgung jener Silben all,  
Die selbst in guten Worten Anstoß geben,  
Von Alters her der Narren Stiefknecht,  
Der Stoff für Possenreißer, die Entstehung  
Zweideut'ger Späße, schünder Wortverdrehung,  
Die edler Frauen Schaugefühl verfehrt.

Triffotin.

Das würd' ich als ein groß Verdienst betrachten.

Belise.

Unsre Statuten werden nächstens fertig.

Triffotin.

Ich bin der feinsten Sätzungen gewärtig.

Armande.

Auch die Kritik bedenken wir zu pachten;  
Wir werden Vers und Prosa streng erachten,  
Geist nur an uns und unsern Freunden sehn,  
Im Tadel schwebeln und uns zugestehn,  
Daß wir allein berufen sind zu dichten.

### Dritter Auftritt.

Vorige. Lepine.

Lepine (zu Triffotin).

Herr, draußen steht ein Schwarzrost auf dem Gange.  
Er will Sie sprechen, sagt er sanft und leis.

(Sie stehen auf.)

Triffotin.

Wohl mein berühmter Freund, der schon so lange  
Einlaß begehrt in Ihren edlen Kreis.

Philaminte.

Gehn Sie als unser Herold ihm entgegen.

(Triffotin ab.)

### Vierter Auftritt.

Philaminte, Belise, Armande, Henriette.

Philaminte (zu Armande und Belise).

Wir wollen möglichst geistvoll ihn empfangen.

(zu Henriette, die fortgehen will.)

Holla, wohin? Du hörtest mein Verlangen,  
Weißt, daß ich Deiner noch bedarf.

Henriette.

Weshwegen?

Philaminte.

Weil nur, Du sollst es bald erfahren.

### Fünfter Auftritt.

Vorige. Triffotin. Badius.

Triffotin (Badius vernehmend.)

Hier ist der Mann, der Sie zu kennen dürftet.  
Er selbst wird von dem Tadel mich bewahren,  
Daß er nicht würdig sei, hier einzugehn;  
Er ist im Reich der Geister hochgeführt.

Philaminte.

Schon sein Gewährsmann läßt mich das erseh'n.

Triffotin.

Die alten Römer kennt er ganz und gar,  
Und auch im Griechischen ist Niemand fester.

Philaminte (zu Belise).

Griechisch! O Gott! Er redet Griechisch, Schwester!

Belise (zu Armande).

Ach Nichte! Griechisch!

Armande.

Griechisch! Wunderbar.

Philaminte.

Sie können Griechisch? Was verlangt man mehr?  
Für dieses Griechisch muß ich Sie umarmen.

(Badius umarmt auch Belise und Armande.)

Henriette

(zu Badius, der sie gleichfalls umarmen will.)

Nein, ich versteh nicht Griechisch; bitte sehr.

Philaminte.

Nur bei den Griechen kann das Herz erwärmen!

(Sie sehen sich.)

Badius.

Die Sehnsucht ließ sich nicht mehr unterjochen,  
Sie zu begrüßen; doch befürcht' ich fast,  
Daß ich Sie grad im Forsche unterbrochen.

Philaminte.

Wer Griechisch kann, ist stets ein lieber Gast.

Triffotin.

Auch in der Dichtung zeigt er seine Stärke;  
Ich hoff', er wird uns eine Probe bringen.

Badius.

Nein, Dichter sollen's meiden, ihre Werke  
Tyrannisch der Gesellschaft aufzuzwingen  
Und beim Besuch, bei Tisch, an allen Geden  
Mit ew'gem Vortrag Säunen zu erweiden.  
Nichts scheint mir kläglicher als ein Poet,  
Der überall betreibt den Weihrauchbettel  
Und jeden Menschen, der vorübergeht,  
Verfolgt mit einem frisch beschriebnen Zettel.  
Ich bin von dieser Nartheit völlig frei  
Und stimme jenem Griechen bei,  
Der ganz ausdrücklich seinen Schülern riet,  
Niemals, was sie gebietet, vorzutragen. —  
Hier hab' ich übrigens ein Liebeslied  
Und bin begierig, was Sie dazu sagen.

Triffotin.

All Ihre Verse sind voll Kraft und Mark.

Badius.  
Benns und alle Grazien sind in Ihnen.

Triffotin.  
Ihr Formgefühl wird nie das Maß verlieren.

Badius.  
Sie sind im Ethos und im Pathos stark.

Triffotin.  
Sie übertrafen öfters in Ibyllen  
An Lieblichkeit Virgil und Theotria.

Badius.  
Vor Ihrer Oden Glanz und kühnem Schritt  
Muß sich Horaz beschämt verhüllen.

Triffotin.  
Was ist so süß, wie Ihre kleinen Lieder?

Badius.  
Wer kann Sie mit Sonetten überstrahlen?

Triffotin.  
Wo hört man Ihre Aitornelle wieder?

Badius.  
Was gleicht an Feinheit Ihren Madrigalen?

Triffotin.  
Balladen schrieben Sie von höchstem Werte.

Badius.  
Und ganz bezaubernd ist Ihr Stegreifdichten.

Triffotin.  
Wär Ihr Verdienst in Frankreich mehr bekannt . . .

Badius.  
Wenn das Jahrhundert seine Großen ehre . . .

Triffotin.  
Sie zögen im Triumphzug durch das Land . . .

Badius.  
Man würde Ihnen Statuen errichten . . .  
Ach so! das Liebeslied . . . ich wollte ja  
Ihr Urtheil . . .

Triffotin.  
Hörten Sie von dem Sonette  
Auf's Fieber der Prinzess Urania?

Badius.  
Man hat's mir vorgelesen.

Triffotin.  
Und Sie kennen  
Den Autor?

Badius.  
Nein, doch dünkt es mich,  
Daß er es besser nicht geschrieben hätte.

Triffotin.  
Doch giebt es Viele, die's vortrefflich nennen.

Badius.  
Mag sein; ich aber find' es schauerlich,  
Und wenn Sie's hörten, stimmten Sie mir bei.

Triffotin.  
Das muß ich unbedingt verneinen;  
Wer macht's dem Autor nach? Ich wüßte steinen.

Badius.  
Gott schüze mich vor solcher Pfnsherei!

Triffotin.  
Noch einmal: Niemand könnt es besser dichten;  
Ich darf das sagen, denn es ist von mir.

Badius.  
Von Ihnen?

Ja.  
Triffotin.  
Badius.  
Verwechslung waltet hier!

Triffotin.  
Mein Werk muß leider auf Ihr Lob verzichten.

Badius.  
Ich war gewiß zerstreut im höchsten Grade,  
Vielleicht war auch der schlechte Vortrag schuld . . .  
Doch wie dem sei, Sie wünschen die Ballade.

Triffotin.  
Wer hat denn für Balladen noch Geduld?  
Die Gattung duftet nach der Kumpfkammer.

Badius.  
Die Kenner finden, daß sie reizend sei.

Triffotin.  
Doch mir erscheint sie als ein wahrer Jammer.

Badius.  
Das ist im Grunde ziemlich einerlei.

Triffotin.  
Schulmeistern mag sie freilich noch gefallen.

Badius.  
Seltsam, daß sie dann Ihnen nicht gefällt.

Triffotin.  
Sie geben thöricht Ihren Titel Allen.  
(Alle stehen auf.)

Badius.  
Sie haben Ihren sed mir unterstellt.

Triffotin.  
Fort, tintenlezerischer Museskinder!

Badius.  
Fort, Poetaster, Schmach der ganzen Kunst!

Triffotin.  
Fort, unverschämter Nachempfinder!

Badius.  
Fort, Hohlkopf!

Philaminte.  
Bitte, meine Herrn, Verznunft!

Triffotin.  
Den Klassikern enthalt nicht länger vor,  
Was Du so schamlos Ihnen hast entwendet.

Badius.  
Ballfahre ruhig zum Parnas empor,  
Weil Du die Verse des Horaz geschändet!

Triffotin.  
All Deine Bücher sanken schnell ins Grab.



Dich aber hat er immer bei den Ehren,  
Und stetig bist Du seines Wißes Scheide.

Trissotin.

Dies grad beweist, wie hoch er mich verehrt.

Badius.

Und Dein Verleger wankt am Bettelstab.

Trissotin.

Mein Ruhm steht fest, Du machst ihn mir nicht kleiner.

Badius.

Ja, weil Boileau Dich schon herunterriß.

Trissotin.

Dich ebenfalls.

Badius.

Doch eines ist gewiß:

Nich tabelt er viel glimpflicher und feiner.

Mit anderen gefeierten Autoren

Nicht er auch mir gelegentlich zu Leibe;

Dich sieht er niemals aus der Menge ragen;

Dich hat er im Vorbeigehn tot geschlagen

Und hält Dich keines zweiten Streiches wert.

Ich aber bin sein ebenbürt'ger Feind;

Mir stellt er seine ganze Kraft entgegen

Und zeigt mit fortgelegten Schlägen,

Daß ihm der Sieg niemals gesichert scheint.

Badius.

Was ich vermag, erfahr es aus den Blättern.

Trissotin.

In einer Streitschrift werf' ich Dich darnieder.

Badius.

In Vers und Prosa werd' ich Dich zerschmettern.

Trissotin.

Gut! Auf der Walfstatt sehen wir uns wieder.

#### **Sechster Austritt.**

*Verlege ohne Badius.*

Trissotin.

Mein Zorn, so hoff' ich, hat Sie nicht beleidigt,

Denn als er wagte, mein Sonett zu höhnen,

Ihr eig'nes Urtheil hab' ich da verteidigt.

Philaminte.

Ich rechne drauf, Sie wieder auszuföhnen.

Nun zu was Anderm. Henriette, komm!

Es hat mir Grund zur Sorge stets gegeben,

Daß nie Dein Geist die Höhe sich erklimmt,

Doch fand ich jetzt ein Mittel, ihn zu heben.

Henriette.

All diese Mühe war entbehrlich.

Gelochsamkeit ist meine Sache nicht;

Ich bin bequem; ich find' es zu beschwerlich,

Geistvoll zu sein in Allem, was man spricht.

Den Ehrgeiz zähl' ich nicht zu meinen Schwächen

Und meine Dummheit macht mir wenig Pein;

Weil lieber will ich unbedeutend sein,

Als mir bei jedem Wort den stoß zerbrechen.

Philaminte.

Mich aber kränkt's, und ich ertrag es nicht,

Zeit Lebens diese Schande hinzunehmen.

Bergänglich ist ein schön Gesicht

Wie eine Blume, wie ein sücht'ger Schemen,

Ein Glanz, der von der Epidermis kommt;

Doch Reiz der Seele läßt sich ewig wahren.

Nach langem Suchen, welcher Weg Dir frommt

Zur Schönheit, die nicht abhängt von den Jahren,

Die mit dem Durst nach Wissen Dich durchbringe

Und mit Erkenntnis aller hohen Dinge,

Hab' ich zu guterletzt mich umgesehn

Nach einem Mann von Geist, mit dem ich dich

vermähle;

*(Zeigt auf Trissotin.)*

Und dieser Mann — Du siehst ihn vor Dir stehn;

Er ist es, den ich Dir zum Gatten wähle.

Henriette.

Mir?!

Philaminte.

Freilich Dir, das faunst Du Dir doch denken.

Belise *(zu Trissotin.)*

Ihr Auge fragt mich, ob ich willens bin,

Ein Herz, das mir geweiht ist, wegzuschicken.

Nun wohl, ich geb es freudig hin,

Weil diese Heirat Sie versorgt für immer.

Trissotin.

Ich bin, mein Fräulein, voll Verlegenheit,

In Worten meines ganzen Glückes Schimmer . . .

Henriette.

Gemach, mein Herr! wir sind noch nicht so weit,

Nur ruhig Blut.

Philaminte.

Was? Glaubst Du, daß wir scherzen?

Ich sage Dir . . . Nun gut; Du wirst's erleben!

*(Zu Trissotin.)*

Wir wollen ihr Bedenkzeit geben.

#### **Siebenter Austritt.**

*Henriette. Armande.*

Armande.

Der Mutter geht Dein Wohl gar sehr zu Herzen;

Denn solch ein Mann, verehrt von aller Welt . . .

Henriette.

Nimm Du ihn doch, wenn er Dir so gefällt.

Armande.

Dir und nicht mir gedachte man ihn zu.

Henriette.

Gern tret' ich vor der Älteren zurück.

Armande.

Verß' ich gleiche Heiratslust wie Du,

Dann wüßt ich keinen, der mich mehr erwärmt.

Henriette.

Und dieses Bündnis schiene mir ein Glück,

Wenn ich wie Du für Federhücher schwärmt.

Armande.

Wir stimmen im Geschmack nicht überein;  
Doch willst Du drum die Kindespflicht verletzen?  
Der Mutter Wille muß uns heilig sein,  
Und Frevel wär's, Dich ihm zu widersehen.

Achter Auftritt.

Vorlg. Chrysale. Arist. Eitlander.

Chrysale

(zu Henriette, der er Eitlander zusüßet).

Mein Kind, nun sollst Du mir Gehorsam zeigen:  
Zieh Deinen Handschuh aus und gib die Hand  
Hier diesem Herrn, dem ich Dich zuerkannt.  
Er wird Dein Mann; ihm geb' ich Dich zu eigen.

Armande.

Ei, Schwester, diesmal sagst Du wohl nicht nein.

Henriette.

Soll ich vielleicht die Kindespflicht verletzen?  
Des Vaters Wille muß uns heilig sein.

Armande.

Ist drum der Mutter Wort gering zu schätzen?

Chrysale.

Was sagst Du da?

Armande.

Ich sagte, traurig sei's,  
Daß Ihrem Wunsch der Mutter Wunsch entgegen;  
Denn sie erlor . . .

Chrysale.

Schweig', Fräulein Najeweis!  
Wo nicht, philosophiere, meinethwegen;  
Doch was ich thue, geht Dich gar nichts an.  
Sag' Deiner Mutter, daß ich fest entschlossen,  
Und daß ihr Wunsch daran nichts ändern kann.  
Wartsch!

Neunter Auftritt.

Vorlg. ohne Armande.

Arist.

So ist's recht! Nur weiter unverdrossen!

Eitlander.

O Glück! O Seligkeit! Nun bist Du mein. —

Chrysale.

Nur zu! Reicht Euch die Hand und geht hinein!  
Wir kommen nach. — (zu Arist.) Sieh nur die Turck-  
tauben.

Ja, Bruder, ja, mich rührt der Kinder Glück;  
Mein Herbst will einmal noch sich grün belauben,  
Und meiner Jugend Sonne strahlt zurück.

(Fortsetzung folgt.)

„Und ich mag nicht mehr nähren . . .“

In den Wald will ich gehen,  
An den schwarzblauen See,  
Und ich mag nicht mehr nähren,  
Meine Finger thun weh.

In den Wald will ich gehen,  
Wo die Drossel so singt,  
Hier schrein nur die Krähen,  
Und der Drechsel fliegt.

In den Wald will ich gehen,  
Sind die Füße auch bloß,  
Man kann sie ja sehen,  
Sie sind nicht zu groß.

Und die Haare soll'n fliegen,  
So schwarz wie die Nacht;  
Wer wird mich nur kriegen,  
Ich nehm' mich in Acht.

Ich zeig' Euch die Zunge  
Und lauf' nach dem Tann,  
Du dünner, brauner Junge,  
Was starrst Du mich an?

Sie klohen am Gatter,  
Wie Aebste so rot,  
Soll' grüß' Euch, Gewatter!  
Ich lach' mich ja tot.

In den Wald will ich gehen,  
An den schwarzblauen See,  
Und ich mag nicht mehr nähren,  
Meine Finger thun weh.

Ernst Reinhardt.

Sternbilder.

Triffst mein Blick den Himmelswagen  
Mit den goldnen Sternenträdchen,  
Wünsch' ich dir die Jugeltrogen  
Meine Grüße, schönes Mädchen!

Seh' ich in dem Sterngedränge  
Des Orion Schwertgriff' blihen,  
Wünsch' ich, daß ein Schwert ich schwänge  
Vor Gefahren Dich zu schützen.

Kuhl' mein Auge weltvergessen  
Auf den fernsten Sternenträger,  
Wünsch' ich Dir, wie unermessen  
Meine Liebe sei, zu schildern.

Glänzt die Leier, muß ich singen  
Deine Schönheit und zum Lohne  
Deiner Tugend möcht' ich schlingen  
Dir ums Haupt die Himmelskrone.

Rudolf Knußert.





## Die Frage der Theater-Zensur.

III.

Wir setzen die Veröffentlichung der uns zukommenden Zuschriften in der Reihenfolge des Einlaufs fort.

Paul Heyse schreibt uns;

Da ich mich eben anschickte, Ihrer Aufforderung, wertheer Freund, nachzukommen und über die von Ihnen angeregte Frage der Theater-Zensur auch meine Meinung zu Protokoll zu geben, erhalte ich die Nummer der „Deutschen Dichtung“ vom 1. November d. J., die mich der Mühe eines ausführlicheren Gutachtens überhebt. Was ich Ihnen zu sagen hatte, finde ich darin von zwei Standpunkten aus, die sich doch wieder in einem einzigen höheren vereinigen, so klar und lichtvoll, in so schlagenden Worten ausgesprochen, daß mir in der That nichts übrig bleibt, als die Erklärung meiner uneingeschränkten Zustimmung zu den Ausführungen meines Freundes Ludwig Fulda und des Herrn Professor Dr. J. Kohler.

Was die Herrn Theaterdirektoren zu Gunsten einer Präventivzensur vorbringen, scheint mir nur dem Wunsche zu entspringen, jede eigene unbequeme Verantwortlichkeit von sich ab auf die Schultern der bevormundenden Polizeigewalt hinüberzuwälzen. Ich finde diese Rücksicht bei der großen, vielartigen Arbeitslast eines Bühnenleiters sehr begrifflich und begrüße daher den praktischen Ausweg, den das stolzerische Gutachten vorschlägt, als sehr glücklich.

Alles Andere, was von den Fürsprechern der prophylaktischen Methode zu Gunsten eines Unterschiedes dieser von jeder anderen Zensur vorgebracht wurde, wird durch die beiden Vorkämpfer des gleichen Rechts für Alle so siegreich widerlegt, daß jedes weitere Wort hierüber nur abschwächen würde, was dort mit so eindringlicher Beredsamkeit als eine einfache Forderung unseres modernen Rechtsgefühls nachgewiesen worden ist.

Mit bestem Gruß

Ihr freundschaftlich ergebener

Paul Heyse.

Von Ernst Wichert hingegen, sicherlich gleichfalls einen höchst kompetenten Beurteiler, erhalten wir folgende Zuschrift:

Sehr geehrter Herr!

Jeder Zwang hat dem normal veranlagten Menschen etwas Widerwärtiges, zur Abwehr Reizendes. Man will auch zu seinem Glück nicht ge-

zwungen sein! Es giebt genug Theaterbesucher, die sich nach so mancher Aufführung sittlich entrüsten und es innerhört finden, daß „so etwas“ gegeben werde (sogar gegeben werden dürfe), die aber morgen, wenn sie in der Zeitung von dem Polizeiverbot einer dramatischen Neugierkeit lesen, die sie garnicht kennen, jenes unbehagliche Gefühl verspüren, das sich immer einstellt, wenn man sich als un-mündig in Schutz genommen sieht. Irgend ein Polizeibeamter soll darüber befinden können, was ich im Theater sehen darf und was nicht? Das scheint unerblicklich. —

Und die Zensur ist doch verfassungsmäßig abgeschafft! — Gewiß. Nur wird bestritten, daß die sogenannte Theaterzensur darunter begriffen sei, und zur Zeit jedenfalls hält der staatliche Gerichtshof, welcher in letzter Instanz darüber zu befinden hat, sie mit dem allgemeinen Grundsatz verträglich. Steifen wir uns nicht auf das Wort! Die Sache ist die, daß die Polizei die öffentliche Aufführung eines Stückes nicht eher zuläßt, bis sie sich überzeugt zu haben glaubt, daß dasselbe gegen denjenigen Zustand nicht verstößt, den ein gesittetes Publikum im Theater als gewahrt verlangen kann. Es ist nicht zu verkennen, daß die Grenzen dieser begrifflichen Unterlage sehr unbestimmt sind und leicht auf das Gebiet politischer und religiöser Anschauungen vorgeschoben werden können. Ob eine Tendenz, eine Handlung, eine Figur, eine Rede öffentliches Argerniß zu geben im Stande sind, ist Meinungsache. Doch wird zugegeben werden müssen, daß ein öffentliches Argerniß nicht schon jedesmal dann ausgeschlossen ist, wenn eine strafrechtliche Verfolgung nicht zulässig erscheinen oder Erfolg versprechen würde. Für eine Theateraufführung lassen sich nicht einfach die für eine Druckchrift geltenden Grundsätze anwenden. Das gesprochene Wort wirkt anders, als das gedruckte, die Darstellung einer Handlung anders, als die bloße Mitteilung, und ein Theaterpublikum ist eine Versammlung von Personen jeden Standes und Bildungsgrades, deren Beteiligung lediglich von der Entrichtung des Eintrittsgeldes abhängig gemacht wird. — Schließlich giebt es gegen ein polizeiliches Verbot den Versuchsbeweg, und sogar die Provokation auf verwaltungsgerichtliche Entscheidung. Freilich kann auch die höchste Instanz befangen sein oder irren, aber nach Möglichkeit ist

doch einem despotischen Eingreifen der Miegel vorgehoben. Thatsächlich wird auch von dem Verbotrecht nur in verhältnismäßig seltenen Fällen Gebrauch gemacht.

Das wesentlichste Bedenken gegen die Theaterzensur scheint mir darin zu liegen, daß sie leicht die Meinung erweckt, als sei nun alles, was sie unbeanstandet läßt, auch vom Standpunkt der guten Sitte aus unanfechtbar, der öffentlichen Moral unschädlich. Jeder, der ein feineres Bedürfnis und Verständnis, auch nur für wohlaufländige Unterhaltung mitbringt, kann oft mit Recht erschreckt sein über das, was man ihm in Theatern zweiten und dritten Ranges „trotz der Theaterzensur“ zu bieten wagt. Der gröbere Geschmack und die Neigung zur Triviolität kommen vollauf zu ihrer Rechnung und dürfen sich auf die polizeiliche Konzession berufen. Sie augenfälligsten Verstöße gegen den Anstand sind beiseitigt, aber gerade das Versteckte reizt, und Niemand ist so billig einzugehen, daß die Polizei nicht gut weitergehen und eine Kleinfinderbewahranstalt ins Auge fassen kann. Sie selbst erntet von allen Seiten Un dank.

Viel weniger gewichtig erscheint mir der Einwand, daß der Zensor, ein gewöhnlicher, oder selbst ausgesucht gebildeter Polizeibeamter, meist nicht im Stande sein wird, ein dramatisches Erzeugnis auf seinen ästhetischen Wert oder in seinem dichterischen Verhältnis zu den Zeitströmungen zu prüfen. Ich bin überzeugt, daß diejenigen, welche Grund hätten, sich darüber zu beschweren, höchst selten in die Lage kommen werden, diesen Mangel zu spüren, und daß andererseits diejenigen, welche polizeilichen Einspruch zu befürchten haben, sehr zufrieden damit sein dürfen, daß nicht eine Jury von bestqualifizierten Sachverständigen zu Gericht sitzt. Gerade weil die Polizei stets zu der Vorsicht neigen wird, nur das augenfällig Anstößige zu beiseitigen, ist die Theaterefreiheit so groß. Man sehe ein Kollegium von literaturkundigen Professoren, Richtern und Sachverständigern ein und sehe zu, wie viele Stücke und Stücke welcher Art unbeanstandet bleiben. Weil ein solches Kollegium stets auf seinen guten Sachverständigen-Auf-Rückficht zu nehmen hätte, würde es mit oft ganz unberechtigter Anglichkeit verfahren, zu den Darbietungen der niederen Miße schwer ein Verhältnis finden und gerade da, wo einmal das Genie ganz neue Bahnen zu wandeln vermesse wäre, würden sich hier nach natürlichem Gesetz die eigensinnigsten Gegner der neuen Richtung mächtig erweisen, Bedenken politischer oder religiöser Natur an der Tagesordnung sein. Man denke sich nur selbst an die Stelle eines solchen Zensors der Presse gegenüber. Nein, nein! Wenn doch schon die Theaterzensur geduldet werden muß, so kann ich sie

mir als erträglich nur in den Händen eines lediglich nach polizeilichen Rücksichten handelnden Aufsehers vorstellen, dessen praktische Erwägungen eine Art von Kontrolle möglich machen. Bergreißt er sich einmal, so wird vielleicht die höhere Instanz eine Berichtigung herbeiführen. Nie aber wird sein Ausspruch die Bedeutung eines Verdicts über ein Kunstprodukt haben.

Die Nützlichkeit der Theaterzensur werden in erster Reihe die Theaterdirektoren erkennen. Es kann wohl nicht geleugnet werden, daß nach ihrem Fortfall die Sittenpolizei ermächtigt wäre, im Theater selbst gegen die weitere Aufführung eines Stückes einzuschreiten, das ihrer Meinung nach einen strafbaren Inhalt hätte, und daß es zunächst der Beurteilung jedes beauftragenden Schutzmannes unterläge, ob ein strafbarer Inhalt (grober Unfug!!) anzunehmen sei. Der Vorhang müßte fallen, das Publikum auseinander gehen. Große Bemühungen und Kosten wären insonst aufgewendet, da das Verbot jedenfalls längere Zeit wirken würde. Der Theaterunternehmer ist ein Geschäftsmann. Er will gegen solche unberechenbare Eingriffe der staatlichen Behörde geschützt sein, und die Theaterzensur schützt ihn dagegen. Es hat ihm wenig zu bedeuten, wenn sie ihn einmal ohne sichhaltigen Grund hindert, ein Stück auf die Bühne zu bringen, von dem er sich einen gewissen Erfolg versprochen hat. Und welchen Vorteil zieht er nicht schon daraus, daß er dem andringenden Autor das Polizeiverbot entgegen halten kann! — Er selbst schredte ja vor seinem Wagnis zurück; aber gegen den Stachel lasse sich nicht lösen. Damit mag er dann mitunter selbst innerlich ganz zufrieden sein! —

Der Autor, den das Verbot trifft, wird die Theaterzensur verdammen. In seiner Ehre ist bis zum Beweise des Gegenteils anzunehmen, daß er sich einer verderblichen Tendenz seines Stückes nicht bewußt ist, gerade höhere sittliche Anforderungen zu stellen meint, nur der Zeit den Spiegel vorzuhalten beabsichtigt, so häßlich auch ihr Bild daraus zurückgeworfen werde. Er weiß, daß er sich augenblicklich an wenige wendet, die Menge ihn nicht verstehen werde, aber er ist überzeugt, daß die Zukunft ihm Recht geben muß. Dann sollte er sich doch über den gegenwärtigen Widerspruch kaum zu wundern Grund haben. Ein gewisser Bahnbrecher hat alle Zeit schwer zu kämpfen gehabt. Freilich sind solche Bahnbrecher selten. Handelt es sich um Bühnenschriftsteller, welche gewöhnliche Ware zu Markt bringen und dieselbe durch überpikante Würze schmacht zu machen suchen, (es wäre doch sehr gewagt zu behaupten, daß es dergleichen nicht giebt!) so kann es wirklich kaum schaden, wenn ihnen eine gewisse Zurückhaltung angeordnet wird. Die Literatur leidet darunter schwerlich.

Ihn das Publikum? — Nochmals: Der Theater-  
unternehmer ist ein Geschäftsmann. Er möchte sein  
Haus jeden Abend gefüllt sehen. Dieser Erfolg  
bleibt ihm meist ans, wenn er sich nur an die  
Höchstgebildeten wendet und sie genussreich zu unter-  
halten bemüht ist. Je breiter die Masse, an deren  
Geschmack er sich wendet, desto größer der Zulauf.  
Auch wenn er selbst ein ästhetisch gebildeter Mann  
ist und die lebhafteste Neigung empfindet, der echten  
Kunst zu dienen, wird der tägliche Stofftransport  
auf seine praktischen Entschliessungen von größtem  
Einfluss sein müssen. Ist er vorwiegend ein Speku-  
lant, so wird er, zumal der immer bedrohlicheren  
Konkurrenz gegenüber, geneigt sein, bis zur tiefsten  
Grenze hinaufzusteigen, um den niederen und vor-  
nehmen Pöbel anzulocken und zu diesem Zweck kein  
Reizmittel verschmähen. Das Sensationelle, das  
Pikante, das Frivole und Obsöne übt auf die  
längst überreizten Nerven die stärkste Anziehungs-  
kraft aus. Es läßt sich nun doch fragen, ob der  
Staat nicht ein Interesse dabei hat, daß hier die  
gewerbliche Freiheit eingeschränkt wird, ob es nicht  
den thatsächlichen Zuständen gegenüber geradezu  
lächerlich ist, immer nur das Theater als Kunst-  
institut im Auge zu behalten und mit den Ver-  
dürfnissen eines solchen zu rechnen. Ob wirklich  
einem Publikum, wie es die Vergnügungsanstalt  
täglich verammelt, zuzutrauen ist, daß es alles

Verderbliche schon selbst abstoßen werde und keine  
Vormundung brauche? — Man wird doch min-  
destens zugeben, daß schädigende Wirkungen auf die  
Jugend bis über das Alter der Mündigkeit hinaus  
denkbar sind. Will und kann man ihr das Theater  
verboten? Wenn nur die Theaterzensur wenigstens  
die größten Ausschreitungen hindert, so scheint sie  
auch dafür schon Dank zu verdienen. Sie ist ein  
notwendiges Übel, und ich kann, so gern ich es  
möchte, für ihre Abschaffung nicht das Wort nehmen,  
bevor man mich unterrichtet, wie auch nur das  
wenige Gute, was sie schafft, durch andere Vor-  
kehrungen ersetzt werden kann. Jede Präventiv-  
maßregel kann im einzelnen Fall schädigend wirken,  
aber dieser einzelne Fall wird hier fast immer so  
beschaffen sein, daß über kurz oder lang die öffent-  
liche Meinung eine Genußthunng des gekränkten  
Autors herbeiführt. Ein dehnbarer Strafgeset-  
zparagraph würde jedenfalls größeres Unheil an-  
richten; und so adhart unsere Richter sind, die  
meisten stehen dem Theater so fern, daß ihnen für  
das auf der Schaubühne Zulässige der Maßstab  
fehlen muß.

Gochnachtungswohll

Ernst Wichert.

Wir werden die Veröffentlichung der uns vor-  
liegenden Gutachten in einem der nächsten Hefte  
fortsetzen.

## Neues von und über Heinrich Heine.

Das Buch, dessen Aushängebogen wir jüngst die  
Briefe Heines aus dem Jahr 1848 entnommen, ist eben  
erschienen. (Heinrich Heines's Familienleben. Von  
seinem Neffen Baron Ludwig v. Gumbert. Ham-  
burg, Hoffmann & Campe.) Seine kritische Würdigung  
behalten wir uns vor und geben für heute nur aus  
dem vielen Schönen und Bezeichnenden, das uns im  
Durchblättern erfreut, einige Proben.

Die Briefe des Studenten Heine an seine Schwester  
sind die liebenswürdigsten und zärtlichsten, die bisher  
von ihm bekannt geworden; das will bei Heine etwas  
sagen. „Liebe, kleine Seele“ lautet die Überschrift,  
„Liebe klein, kleine, süße Christallpuppe“ die Schlussformel,  
und bawolischen finden sich Versenbergaße, wie die folgen-  
den: „Bildt es doch Niemand auf der Welt, in dessen Gesell-  
schaft es mir wohlter zu Wuhre wäre, als in der meiner  
Schwester. Wir verziehen uns so gut, wir allein sind  
vernuhlig und die ganze Welt ist verrückt.“ Oder:  
„Du weißt, wenn ich meine düstere Stunde habe, so  
laß ich mich nicht vor Dir sehen. Du sollst mich immer  
rotenroth sehen und sollst mich lieb haben.“ Die Tonart  
ist eine herzliche und humorvolle; satirische Wäße, wie  
der über Künburg: „Bildung ist hier gar keine; ich  
glaube, auf dem Rathhaus steht ein Anatomlester“  
sind vergleichsweise selten. Der Schwelker zu liebe  
schreibt er gern die längsten Briefe, z. B. folgende  
Schilderung aus Wöttingen (8. Mai 1824) die dem  
Leser, wenn er der „Vartzeile“ gedenkt, von besonderem  
Interesse sein wird:

„Es war recht überraschend, daß ich das Harz-  
gebirge, das ich mit Schnee bedeckt verlassen hatte, im

freundschaftlichen Frühlingsgrün wieder sah. Eben im  
Harzgebirge war es, wo ich eine Dame sah, die Dir  
sehr ähnlich war, in Gesellschaften und im ganzen  
Wesen. — Ich fuhr nämlich von Stolberg nach Harz-  
gerode über einen hohen, schneebedeckten Berg, wo der  
Wagen jeden Augenblick umzuwälzen drohte, eine lebens-  
gefährliche traurige Tour. — Als wir nun am Mitter-  
nacht nach dem Harzgeroder Posthause gelangten, fanden  
wir die halbe Stubstube mit Passagieren gefüllt, die theils  
mit anderen Postwagen, theils mit Ertra gekommen  
waren, und dort Wäße tranken, ihre Reize, über das  
Bettler kuckten und Stagenjammergeschlechter schnitten.  
Am Oten, der nicht besonders warm war, sah eine  
wunderliche Frau, die sehr vornehm, aber auch höchst  
verdricklich schien, und präzise so ausah, wie Du,  
wenn Du ärgerlichkeit bist. Nein, sie sah  
wie die Verdricklichkeit selbst aus, als sie von unserem  
Postillion erfuhr, daß der Weg nach Stolberg so  
schlecht sei, und ein feiner Herr, mit prächtigem Bel-  
grad, welcher sich, ängstlich beschwichtigend und auf ihre  
leisesten Wäße, laufend um sie herum bewegte, mußte  
den ganzen Sturz ihres Unmuths aushalten, und halb  
meine, halb kettenend sagte sie zu diesem: „Wann  
haben Sie mich nicht früher umgebracht? Wüßten Sie  
denn nicht, daß ich krank bin?“ — u. s. w. — Ich suchte  
die mißmuthige Dame so gut als möglich zu trösten,  
und krüerte aus Jean de Paris: wäße Vergnügen ge-  
nährt hat! Nein! Wie sie das hörte, zog sich ein  
allerliebsteiches wehmüthiges Lächeln über ihr schönes Ver-  
dricklichkeitsgesicht, sie lobte nicht mehr so laut gegen

den armen feinen Pelzrockherra, und als dieser ihr bald den Arm bot und sie zierlich an den Wagen geleitete, wandte sie sich noch oft grüßend nach mir um und trillerte: deutlich Vergnügen gewährt das Reisen! — Diese Worte klingen mir noch heute den ganzen Morgen im Ohr, und behäblich erzähle ich die Geschichte . . .

Die Umstände, unter denen sich Heine 1841 entschloß, Mathilde zu ehelichen, sind bekannt. Der Schwester teilte er dies erst 14 Tage später in folgenden Worten mit:

„Erst heute bin ich im Stande, Dir offiziell meine Vermählung anzugeben. Den 31. August heirathete ich Mathilde Crescentia Mirat, mit der ich mich schon länger als 6 Jahre täglich zante. Sie ist jedoch vom edelsten und reinsten Herzen, gut wie ein Engel, und ihre Aufführung war während den vielen Jahren unseres Zusammenlebens so unantastbar, daß sie von allen Freunden und Bekannten als ein Mutter der Sittsamkeit gerühmt wurde.“

Fortsetzung und Schluß des Briefes hat der Herausgeber leider nicht mitgeteilt. Dingegen finden wir in einem Brief an die Mutter vom Mai 1842 ein Bekenntnis über seine Ehe, das uns sehr tief in sein Herz blicken läßt:

„Meine Frau führt sich Gottlob sehr gut auf. Sie ist ein freuzubares, ehrliches, gutes Geschöpf, ohne Falch und Böswilligkeit. Leider ist ihr Temperament sehr ungesund, ihre Nerven nicht gleich und sie irritirt mich manchmal mehr, als mir heilsam ist. Ich bin ihr noch immer mit tiefster Seele zugehan, sie ist noch immer mein innigstes Lebensbedürfnis — aber das wird doch einmal aufhören, wie alle menschlichen Empfindungen mit der Zeit aufhören, und diesem Zeitpunkt sehe ich mit Grauen entgegen. Ich werde also dann nur die Vannentlast empfinden, ohne die erleichternde Sympathie. In anderen Stunden quält mich die Angst vor der Hilflosigkeit und Muthlosigkeit meiner Frau, im Fall ich stürbe; denn sie ist unerschaffen und rathlos wie ein 3 jähriges Kind! — Du siehst, liebe Mutter, wie meine Nöthen im Grunde nur hypochondrische Grillen sind, zum größten Theil!“

Erstüßternd ist der Brief, den Heine auf die Kunde vom Tode Salomon Heines an die Schwester schreibt (29. December 1844):

„Gestern Abend spät erhielt ich Deinen Brief. Du kannst Dir leicht vorstellen, welche schredliche Nacht ich verbracht habe. Das Gehirn zittert mir im Kopf. Ich kann noch keine zwei Gedanken zusammenfassen. Obgleich ich auf den Fall gefaßt war, erschütterer er mich doch so tief, wie mich seit dem Tode meines Vaters noch nichts bewegte. Ich wundere mich, daß Du bei aller Deiner Betrübnis mir gleich schreiben konntest. Du weißt, ich habe aber bis jetzt keine Thräne vergießen können. Den Vortheil habi Ihr Weiber, daß Ihr leichter weinen könnt. . . Und Carl, der arme Junge, wie viel muß er ausgestanden haben. . . Der Dnsel spielt eine große Rolle in meiner Lebensgeschichte, und

soll unvergeßlich geschilbert werden. Welch ein Herz! Welch ein Kopf! — Über seine letzten Verfügungen bin ich längst ohne Beforgnis; er hat mir selbst genug davon gesagt, oder deutlich angedeutet. . . Ich gäbe meinen letzten Schilling darum, wenn ich ihn nur 5 Jahre, oder auch nur 3 Jahre länger hätte behalten können; ja die Hälfte meiner übrigen Lebensjahre würde ich darum geben. Und wie lebenswürdig behandelte er meine arme Mutter. — Mir sagte er viel hartes, er hat diesen Sommer mir in der Aufregung sogar einen Schlag mit dem Stode gegeben. Ach Gott! Wie gern bekame ich wieder meine Schläge! Könnte ich nur weinen! . . . Schreib mir nur gleich, wie sich Carl befindet. . .“

Welche Empfindungen muß uns dieser Brief erwecken! Also geschlagen worden ist der damals 46 jährige Dichter von seinem Onkel bei ihrer letzten Begegnung! Und dennoch dieser tiefe Schmerz! Daß Carl, der „gute Junge“ in empörender Sturigkeit sogar die Auszahlung des lässlichen Legats weigerte, das Salomon Heine seinem Neffen ausgesetzt, ist ebenso bekannt, wie die Thatfache, daß die Aufregung darüber Heines Gelandtheit für immer zerstörte.

Der letzte Brief Heines, vom 29. November 1855 datirt, ist ein Nondolenz-Brief an den Sohn seines kurz vorher verstorbenen Onkels Henry Heine. Es heißt darin:

„Ein grundebrüchiger Mann war er, mein armer seliger Oheim. Solche gute Eigenschaft wird leider sehr rar, Falchheit und Untreue wird vorherrschend, und wo Böses gefaßt worden, wird man lustig und Untergang ärmten. Die Thranen der Beleidigten schreien zu Gott! (dessen Hand auch auf mir sehr schwer liegt, — ob als Strafgericht oder als Heimsuchung? ich weiß es nicht). Ich bin sehr leidend, trage aber mein Gend mit Ergebung in den unerforschbaren Willen Gottes. Ich sehe nicht mehr die Budstaben, die ich schreibe und eile dich brüderlichst zu grüßen.“

Dem Bude beigefügt ist ein Bericht der Pflegerin Heines, Catharine Bourlois an Frau Charlotte Embden über die Sterbenacht des Dichters (16. auf den 17. Februar 1856). Dem französischen Original entnehme wir folgende Thatfachen. Heine war bis zur letzten Viertelstunde vor dem Tode (3 Uhr Morgens) bei vollem Bewußtsein, es war ihm klar, daß dies seine letzte Nacht sei. Alle seine Gedanken waltten in der Deimait, bei Mutter und Schwester. Frau Mathilde schlief, er scheint auch nicht gewünscht zu haben, daß sie gewest werde. Noch vor dem Begräbnis verließ sie das Sterbehause, lehrte auch nie wieder zurück. Der Wärterin verbot sie streng, der Familie über diese Nacht zu berichten; offenbar fürchtete sie Vorwürfe darüber, daß sie, obgleich über den Zustand ihres Gatten genau unterrichtet, auch nicht etwa durch vorausgegangene Pflege erschöpft, seine Sterbenacht in ruhigem Schlaf verbrachte.

## Neue Lyrik.

Eine sehr hübsche und beachtenswerte Nachdichtung polnischer Volkslieder der Oberschlesier hat Emil Erdrich unter dem Titel „Strabuna“ (Wreslau, Josef Marx & Comp.) erscheinen lassen. Außer Erdrich selbst, der schon vor 23 Jahren ein „Album polnischer Volkslieder der Oberschlesier“ herausgab, hat Hoffmann von Fallersleben („Ruba“ 1865) und wenn ich nicht irre, Albert Weis eine derartige Sammlung veröffentlicht, aber der Schatz ist ein unererschöpflicher, und daß es ein Schatz ist, lehrt auch dies neueste Buchlein. „Es ist einem“, hat Hoffmann von Fallersleben über das Volkslied dieses Stammes geurteilt, „als ob diese Klänge einer anderen Welt angehörten. Diese Tiefe der Empfindung in ihrer einfachen Darstellung

hat etwas Räthrendes“. Damit ist aber nur ein Hauptvortzug dieser Lieder genannt, ein weiterer ist die Gestaltungsart der dichtenden Volkseele, die sich in ihnen offenbart: viele dieser Lieder sind Bilder, so plastisch hingestellt, von so quellendem Leben erfüllt, daß man seine helle Freude daran haben muß, und zudem ein Stück fremdartigen Lebens kennen lernt, das sich innerhalb der deutschen Grenzen abspielt und doch so Wenigen bekannt ist. Damit ist der dritte Vortzug dieses kleinen Büchleins getreift: sein kulturhistorischer Wert, der unseres Erachtens kaum geringer ist, als der poetische. Mit welcher Geringfügigkeit spricht sich über deutsche Schliefer, geschweige denn der Rheinländer vom „Wasserpöland“, und freilich ist er ein unsätziger

Beziehungen tiefer stehender Mensch — nur in seinem Empfindungsleben nicht, und wenn die Sammlung nur dies bewies, nur den einzigen Zweck erreichte, uns zu zeigen, wie tiefer von Noth und Dunkel erdrückte Staum liebt, leidet, weint und jauchzt, und wie er sein Leben gestaltet, so ist sie schon deshalb ein lesenswertes Buch. Aber auch unter dem Gesichtspunkte des poetischen Wertes verdient sie Beachtung. Wer seiner slavischen Sprache mächtig ist und nie versucht hat, Volkslieder zu übersehen, mag Erdrich hier und da ungelante Ausdrucksweise oder ein Wort, das für den Volkston nicht einfach genug klingt, vorürken; erwägt man jedoch die großen Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, so wird man seine Übertragung nicht anders, denn als eine wohl gelungene, nicht bloß gut gemeinte, sondern auch gut vollbrachte Leistung anerkennen müssen. Kein Meister, aber ein tüchtiger und geschmackvoller Nachdichter, verdient er Anerkennung.

J. Kohler ist einer der bekanntesten deutschen Rechtslehrer, die erste Autorität auf dem Gebiete des Patentrechts, ein juristischer Schriftsteller von fast unbegreiflicher Fruchtbarkeit und dabei ein auch Kritiker. Aber es wäre ungerecht, seine „*Lyrischen Gedichte und Balladen*“ (Mannheim, J. Neuberger) so abzutun, als wären sie die dilettantischen Versuche eines auf anderen Gebieten höchst bedeutenden Mannes, die man darum mit Nachsicht behandeln muß. Auch die strengere Prüfung wird Kohler das poetische Naturell nicht absprechen, eine seine tiefe Empfindung für Naturleben und Menschentreiben, die sich in schlichten, aber zumest tadellosen, nur selten nicht genügend durchgeheilten Versen ausdrückt. Diese Ungleichheit der äußeren Formgebung, sowie die Sorglosigkeit, mit der neben eigenartig empfundene Lieder, geistreiche Gedichte auch Anderes gestellt ist, was kein sorglich abwägender Poet in seine Sammlung aufnehmen würde, beweist dem

kundigen Blick freilich, daß die Lyrik in Kohlers Schaffen nicht den wichtigsten und ersten Platz einnimmt, aber wer Naturbilder gedichtet, wie einige im „*Volencius*“, wer das „*süße Waldlied*“ der Romanistik so innig anzustimmen weiß, wie dies ihm in den folgenden Abschnitten gelingt, wer für seinen frommen, dabei menschlich edlen Glauben so innig bewegten Ausdruck zu finden weiß, verdient auch als Dichter erst genommen zu werden. Ueberrahend ist bei einem Manne seines Berufs, einem durchaus modernen Menschen der Hang zur weichen Trümmerei, zur Tonart der Armin und Brentano; an die Kämpfe unserer Zeit mahnt nur Weniges.

Einer jener jungen Poeten, die zuerst in dieser Zeitschrift an die Öffentlichkeit getreten und sich bis heute oft in ihren Spalten vernehmen lassen, Hans W. Grüninger, hat nun (*Baderborn, Ferd. Schöningh*) seine „*Gedichte*“ erscheinen lassen. Das Register seiner Stimme ist bisher nicht allzugroß, aber sie klingt wohlklingend, wenn auch nicht übermäßig stark, und vor Allem: er hat seine eigene Melodie. Gewiß haben ihn das Volkslied und die Romanziker erzoget, aber er hat sich auch von ihnen nur bilden, nicht unterjochen lassen, selbst von seinem liebsten Meister (Friedrich) nicht. Die einfachen, schlichten Lieder mögen heute nicht „modern“ klingen, aber berechtigt ist auch diese Tonart, wie jede, die einer anhängt, der was kann. Wenn nur die Sammlung besser gestaltet, nicht Manches so schlicht und einfach wäre, daß es zur Prosa herabfällt; man kann auch in der Schmucklosigkeit zu weit gehen. Am besten haben mir die Naturlieder, nächst ihnen einige episch-lyrische Stücke, dann jene Gedichte gefallen, in welchen sich der Glaube des Dichters — Grüninger ist offenbar ein sehr frommer Katholik — mit rührender Innigkeit ausdrückt. Denn derlei gefällt auch uns Heiden, wenns nur vom Herzen kommt.

Otto Hartung.

## Litterarische Notizen.

— Von der Erzählung: „*Judith Trachtenberg*“ von Karl Emil Franzos ist (Breslau, Eduard Treppe) die dritte durchgesehene Auflage erschienen. Uebersetzungen erschienen bisher in dänischer, holländischer, russischer und ungarischer Sprache, die englische Uebersetzung wird im Laufe dieses Winters, die französische im Frühling 1893 ausgegeben werden. Von der Erzählung „*Der Gott des alten Doktors*“ desselben Verfassers hat der Verlag von F. Fontane & Co. die zweite Auflage ausgegeben; gleichzeitig ist unter dem Titel „*Den gamle Doktors Gud*“ im Verlage von J. H. Schubothe in Kopenhagen eine autorisierte dänische Uebersetzung erschienen; eine russische Uebersetzung, die im September erschien, ist nicht autorisiert. Gleichfalls in zweiter Auflage hat derselbe Berliner Verlag das aus der „*Deutschen Dichtung*“ hervorgegangene Buch: „*Die Suggestion und die Dichtung. Gutachten über Suggestion und Hypnose*“ erscheinen lassen.

— Mein tadelloses Kunsterf, aber ein herzbewegendes Buch, das zunächst auf alle Menschen von verbandter Weltanschauung seine tiefe Wirkung nicht verfehlen wird, das aber auch über diesen Kreis hinaus Beachtung verdient, ist das Trauerpiel „*Beatrice*“ von A. Georgi (Leipzig, Oswald Nuber). Die Verfasserin ist eine Berliner Dame, die Nichte des edlen, längst verstorbenen, aber noch heute bei Freund und Feind unergessenen Volksmannes Schulze-Deßlich, dessen Namen sie ihr Werk widmet, weil es für seine Ideale eintritt: „*Nur Menschenliebe, für Freiheit und Gerechtigkeit*“. Der Stoff ist mitten aus dem Berliner Leben herausgegriffen und leider nur allzu aktuell. Der

Vanquier Schönfeld ist zu großem Reichthum gelangt, so sogar geadelt worden, natürlich geht sein Streben nun dahin, die Töchter handesgemäß zu verheiraten: für die ältere, Arabella, kauft er sich einen Baron, für die jüngere, Beatrice, soll ihm ein Graf nicht zu teuer sein, selbst Graf Hans von Rothenstein nicht, obwohl dieser fast ebensoviele Hunderttausende Schulden hat, als sein Geschlecht Mühen zählt. Da spielt ihm das Mädchen den üblen Streich, sich in einen Bürgerlichen zu verlieben, der obendrein gar noch Jude ist. Wie nun Vorurteil und Liebe gegen einander ringen, bis dem Vorurteil wenigstens der äußerliche Sieg gelingt, ist der Inhalt des Stückes. Es löst sich gegen die Fäbrung der Fabel mancherlei sagen; mit so ungewöhnlicher Kraft und Klarheit die Exposition entwidelt, so dramatisch sich der Konflikt aufspilt, so ist es doch ein Fehler, daß Beatrice eigentlich nur in Folge eines Mißverständnisses stirbt; das trübt die schöne und ebt künstlerische Absicht der Dichterin, die Idee siegen zu lassen, wenn auch ihre Träger untergehen müssen. Auch die Charakteristik ist nicht von gleichem Werte; man sieht, daß die Verfasserin Christian ist und nur einen Teil der Gesellschaft, namentlich die adelige Sippe aus eigener Anschauung kennt; die Masse, Theil zu zeichnen, hat sie durchweg vermieden, auch jene Personen, welche die ihr feindliche Tendenz vorföpern, sind durchweg wahr und ohne daß charakterisiert; hingegen sind Ludwig und Beatrice allzuheftig idealisiert. Dennoch ist der Eindruck ein nachhaltiger; der sittliche Ernst, die flammende Begeisterung haben das Können eines an sich nicht unbedeutlichen Talents gezeitert. l. h.



## Heimkunft.

Ein Roman von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

### V.

Da ging Jan Harring an einem sonnenheißen Nachmittage weit draußen vor der Stadt zwischen Kornäckern und Weidkoppeln. Von der breiten Landstraße war er auf einen Feldweg abgebogen, nach geraumer Zeit über einen Trittslein gestiegen und auf einem schmalen Fußsteig weiter gewandert. Wallhecken, Knide genannt, versperrten überall den Blick in die Ferne, rund um ihn lag Leere und Stille. Nur eine Nachtel flatterte einmal schwerfällig auf, eine Goldammer schlug von schwanker Spitze eines Haselbusches an, und Insekten schwirrten durch die Luft.

Manchmal sah er umher, wie Euer, der nach etwas sucht und im Zweifel ist, ob er sich am richtigen Ort befindet. Der Fußweg wars allerdings noch und, wies ihm schien, ziemlich unverändert; solche Dinge erhielten sich über Menschengegeschlechter hinaus. Aber seitdem er einmal hier gegangen, war das Korn zwanzigmal aus dem Boden aufgewachsen und abgeerntet worden, und die Koppelbesitzer hatten sicherlich die lebendigen Scheidezäune öfter zum Nutzertrag niederzuschlagen. Von allem dem, worauf seine Augen hier damals verweilt, fand sich kein Stückchen mehr vor; im Ganzen angesehen wars wohl dasselbe geblieben, wie sich ja auch die Gesichtszüge eines Menschen in ihrer Anlage forterhalten, aber jedes Einzelne hatte sich verändert. Freilich, zu lange wars, er hätte es auch nicht wieder erkannt.

Doch da — ihm lief es plötzlich mit einem Schauergefühl über den Rücken — da drüben stieg von einem der Knide, hoch über den Heubusch hinauf, eine Eiche in die Höh'. Sein Blick ging in die Runde; die einzige wars weitem. Anderwärts kamen mitunter solche einsam auf-

geschlossene Wallbäume häufiger vor, aber hier fand sich kein zweiter, so weit das Gesicht reichte.

Wie jugendlich behend, einem aufschnellenden Wild ähnlich, flog auf einmal Jan Harring über das Feld, über vertante Gräben, durch die Knide dahinter. Man sah, für seine Körpergewandtheit gab es kein Hindernis, jedwehes war ihm leichtes Spiel. So lief er auf die einsame Eiche zu und schwang sich mit einem Sprung zu ihr hinauf.

Ja, sie wars, und die Stelle wars. In ihren Stamm eingeschnittene Buchstaben machten es zweifellos, zwar nicht mehr lesbar, die ausgewucherte Rinde ließ nur noch als Anfang eines Namens ein großes L. erkennen; das Weitere hatte die Zeit mit verwitterter Borke ausgelöscht.

Seitwärts neben dem Baum enthielt der Zaunbusch eine kleine, nur mit langem, dünnhalmigem und schon gelblich gefärbtem Gras einer besonderen Art überdeckte Lücke. Jan Harring sah es an und ihm kam vom Mund: „Du auch noch?“ Dann streckte er sich rasch der Länge nach auf das Gras nieder, den Kopf so gelagert, daß er nur den Himmel und gegen diesen ein Stück der Eichenkrone über sich sah. Im Blau schwamm eine weiße Glangswolke, und die gezähnten Blätter flimmerten und flüsteren in einem lauen Luftanhauch. Sonst war von der Welt nichts vorhanden. Ja, genau so lebte es in ihm. Auch an solchem Sommertage war er als Student von einer viele Meilen weiten Fußwanderung gegen die Stadt zurückgekommen, doch zu müde für die noch vor ihm liegende Entfernung hatte er sich hier zu einer kurzen Ausruft hingelegt. Und so zogen auch damals die Sommerwolken über ihm und bewegte sich das flimmernde Eichenlaub. Nichts anders als heut, gar nicht.

Aber sein Ausruhn war nicht kurz gewesen,



denn beim Aufschauen in den blauen Himmel waren die Augen ihm zugefallen und Schlaf über ihn gekommen. Und er hatte geträumt —

Was? — Den Traum eines jungen Herzens und zugleich ein ganzes Leben. Ein Leben voll süßer Wärme und Sonnenglanz — die Sonne that's wohl, die ihn mit ihren warmen Strahlen übergoß. Doch für ihn ging in dem Traum alle Herrlichkeit von zwei rosigen Wangen und blauen Augensternen darüber aus. Aus ihnen kam ein ewig lichtblauer Tag, und holdselige Lippen lächelten dazu, so daß die Erde in nie endender Blüte stand. Und eine weiße, weiche Hand hielt ihn an seiner, wo immer er ging, bei Tag und Nacht, Jahre lang, durch das ganze Leben. Auf einer Insel der Seligen spann es sich vom Morgenrot zur Abendröthe hinüber, gleich der Sonne durch den Zenith gehend und langsam zum Horizont hinabsteigend, doch in der Dämmerung noch lieblich, wie der Duft von Thymian, der auch nach dem Sonnenuntergang die eingetrunzene Wärme noch ausatmete.

Da war er aufgewacht und verstört in die Höl' gefahren. Triebes Grau lag um ihn, schwere Tropfen schlugen ihm ins Gesicht. Die Eichenblätter rauschten wie Meeresbrandung, von wilden Windstößen durcheinander gewühlt, Donner umrollte dumpf den Himmel. Er hatte mehrere Stunden lang geschlafen und geträumt und ein düstres Unwetter war heraufgezogen. Genau entsann er sich noch, wie es ihn überlaufen, so aus seinem Traum zu fahren. Aber er hatte ein Messer genommen und unbefümmert um das drohende Gewitter die Buchstaben da in den Stamm eingeschnitten; dann war er durch den niederbrechenden Gusch weiter der Stadt zugegangen, lachend, sorglos, ein Lied pfeifend. Was konnte der Regen ihm anhaben?

Nun lag Jan Harring wieder hier auf demselben Fleck Erde. Warum hatte er mit suchenden Augen nach ihm umgesehen? Wollte er nochmals auf ihn einschlafen und träumen?

Vielleicht hatte er diesen Gedanken nicht gehabt, doch es geschah so. Wie damals fielen die Lider ihm von der Glanzwirkung der weißen Wolke unvermerkt zu, und er schlief.

Er träumte auch wieder, man sah's und hörte es, doch — wenigstens im Anfang — ganz andrer Art als damals; es regte den Eindruck, als werde er von der Erinnerung des Gewitters erfasst und von einer Wiedervorstellung desselben aufgeregt.

Das war auch wirklich der Fall, doch überfielen ihn Sturm, Blitz und Donner nicht hier, sondern „im Busch“, in der Wildnis Australiens, wo er zur Jagd auf Dingos, die wilden Hunde oder Buschwölfe ausgezogen. Dabei stieß er mit einer Rotte von schwarzen Eingeborenen zusammen, zwischen denen eine weibliche Stimme um Hilfe rief. Garstige Gesichter waren mit tierischem Gesichtsausdruck, besonders plattgedrückt-widerlichen Nasen; sie hatten räuberisch bei Nacht die einsame Behausung und Schafhürde eines 'Hutkeepers' am Hume-Fluß überfallen, den Sattler, eh' er, aus dem Schlaf fahrend, sich zur Wehr setzen gefonnt, mit ihren Rohrspießen durchbohrt und mit den Schafen auch seine Tochter fortgeschleppt. Sie ward, die um Beistand rief; Jan Harring und seine Jagdbegleiter hoben ohne Besinnen ihre Büchsen an den Kopf und feuerten wie in ein Dingorudel zwischen die Schwarzen hinein. Man machte keine Unstände mit ihnen, wenn sie bei einer gegen die Weißen verübten Missethat betroffen wurden, sondern schoß sie nieder wie bössartige Tiere. Sie waren auch nichts andres, denn sie schlepften das gefangene Mädchen einzig zu dem Zweck mit, ihm den Leib aufzuschneiden und daraus das 'Nierenfett' herauszuholen, mit dem sie sich nach ihrem abergläubischen Brauch die Gesichter einsalbten. Nun stob der Haufen, bewaffneten Europäern gegenüber stets feige, heulend in den Busch davon, nur die Gerabte und die am Boden sich windenden tödlich Getroffenen zurücklassend.

Das träumte er, jede Einzelheit aufs Klarste wahrnehmend, und besonders sah er deutlich die durch seine Dazwischenkunft vor schrecklichem Martertod Behütete vor sich. Sie nahm sich phantastisch, an etwas aus einem Märchen erinnernd aus, denn ihr wild aufgelöstes, langes, schwarzes Haar hing und slog in Strähnen um ihr einziges Kleidungsstück, ein grobes Hemd aus ungebleichter Leinwand, in dem sie aus dem Bett aufgerissen worden. Von Gestalt war sie nicht groß, doch was das Linnen nicht verdeckte, Hals, Arme und Beine, besaß zugleich Kraft und eine reizvolle Geschmeidigkeit; ihre Hände und Füße zeigten auffallend schmal-zierliche Formen. Ihr erschlagener Vater war einer von denen gewesen, die man höflich 'Gouvernementsleute' nannte, ein englischer, wegen eines Verbrechens nach Vandiementsland Deportierter, doch von der Mutter her mußte ihr ein südlich fremdes, viel-

leicht malaisches Blut beigemischt sein, davon sprachen die ins Gelb fallende dunkle Hautfarbe, das Haar, die schwarzblitzenden, ein heißes Gefunfel um sich werfenden Augensterne; sie ähnelte am meisten einer Mexikanerin Amerikas. Harring warf ihr eine wollene Decke hin, in die sie sich einwickelte; dann hob er sie vor sich auf Pferd, oder vielmehr sie selbst schwang sich gewandt hinauf. Er fragte, wie sie heiße: „Zimny.“

Wie ein einfallender Nebel zog's eine Weile über seine Traumbilder, dann ward's wieder hell, Alles greifbar klar, und Zimny war seine Frau. Wie's geschehen, so geworden, lag in dem Nebelwoll, aber jetzt verhielt sich's als selbstverständlich so. Sie war seine Frau, nicht vor einem Friedensrichter oder Kirchenaltar dazu beschworen — dessen bedurfte es für sie beide nicht — untrennbar verbunden hatten sie sich ohne das ebenso; im Busch glaubte man sich auf's einfache Wort, das mehr galt, als in Europa ein Eid. Ein Tag, richtiger eine Mondnacht hatte es dahin gebracht, und nun war's schon lang, nicht anders mehr zu denken. Sie hausten, weit von der Stadt entfernt, an einem Fluß, wo noch „Noman's Land“ gewesen, keines Menschen Besitztum. Doch der ausgewählte, zum großen Teil angeschwemmte Boden war höchst fruchtbar, sie selbst schafften thätig und besaßen tüchtige Arbeitskräfte an Ruchten und Mädchen, ihre An siedlung zum Gedeihen zu bringen. Einer Insel gleich sie, in der Weite rundhin vom „Busch“ der trostlos-trübseligen „Gumbäume“ mit ihren langen, immer trocken-dürren, glasiprüden Blättern umgeben; als Abwechslung gesellten sich nur Salz- und Besenbüsche oder ein stangenförmiger Cactus mit dem nicht viel an Anmut verheißenen Namen pigs face, Schweinsgesicht, darein. Auch ein „Stachelschweingras“, den Känguruß, Bombats, Wallobys, Emus und Dingos zum Lieblingsaufenthalt dienend, vollendete den Einklang, und gleich einem schnellen Fisch klatschte da und dort das Schnabeltier im Fluß. Aber das „Flat“, die Niederung, in der das Gehöft mit dem freundlich gebauten und wohl-eingerichteten Wohnhause lag, stand prächtig weit hin von hohem Korn bedeckt, auf großen, gegen den roten Buschswolff umhengen Weideplätzen graßen Kinder- und Schaafherden, und ein Garten um das Haus leuchtete und duftete von vielfältigen halbtropischen Blüten oft fremd-seltener Art. Ein köstlicher und kostbarer Besitz in der Wildnis war's, der durch das allmähliche näher Her-

zurücken anderer Ansiedler immer höher im Wert stieg.

Denn nach Art manches Traumes machte Zan Harring unter dem Eichbaum auf dem Knickwall in kurzen Minuten ein ganzes Leben durch. Er war nicht mehr mit Zimny allein, auch Kinder wuchsen um ihn auf, ein ganzer Schwarm, Knaben und Mädchen. Merkwürdig, sämtlich Ebenbilder ihrer Mutter, schwarzäugig und schwarzhaarig, von dunkler Hautfarbe; in keinem hätte man einen Sprößling von ihm vermutet. Und eine wild-unbändige Schar von Kleinauf, ungläublich rasch wie junge Tiere zur Selbständigkeit vorschreitend, sprung- und klettergewandt, tollkühn und listig. Alles Wachstum zeitigte bei ihnen Gliederbehendigkeit und Frühreife eines praktischen, hurtig das für ihre Wünsche Förderliche herausfindenden Verstandes; es war kein größerer Gegenstand erdenkbar, als zwischen ihnen und einem blondhaarigen, stillverborgnen träumerischen Gemütsregungen nachhängenden Knaben des deutschen Nordens.

Der Träumende bewegte sich unruhig hin und her. Liebe er denn seine Frau und war glücklich mit ihr? Er ruhte es nicht, nur Eines, das Lebensglück von dem er früher einmal geträumt habe, sei es nicht. Nicht Liebe, sondern sündbethörende Leidenschaft einer halloosen Stunde war's gewesen, die ihn Zimny verbunden, und ab und zu hatte ihn eine Anwandlung überkommen, sich von ihr freizumachen, ihr Farm und Feld zu überlassen und heimlich davon zu gehn. Aber ausführen konnte er's nie, wenn's dran ging fehlte ihm die Kraft, denn in ihrer Weise liebte sie ihn und hatte Bestrickendes, fast etwas Dämonisches ließ sich's benennen, ihn, des freien Willens beraubt, gefesselt zu halten. Solche Gedanken, sich loszumachen, lagen jetzt indes auch schon fern verschwunden hinter ihm, die Kinder liebten sie lange nicht mehr aufkommen. Zimny war seine Lebensgefährtin, der er bis zum Tod angehörte, wie sie ihn, und die blondhaarige Sehnsucht nur ein Jugendtraumbild, blaß und blasser zerimend, wie eine rosige Wolkengestalt am Abendhimmel. Liebt er seine Kinder? Auch darauf wußte er sich keine klare Antwort zu geben. Er hätte gewünscht, daß sie anders seien, ganz anders, sowohl von äußerem Ansehen, als innerlichem Wesen. Gleich anstreibenden Wildlingen bedankten sie ihn, bei denen kein Aufwand an Sorgfalt das Tragen veredelter Frucht erhoffen lasse; manchmal

konnte es ihn fast erschreckend aus ihren Zügen anblicken, als seien sie eine dem Vater ihrer Mutter nachgeartete Schar junger zukünftiger Verbrecher, vor deren Großwachsen ihm heimlich bangte. Aber sie waren doch seine Kinder, der Inhalt seines Lebens. Nicht nur seine Vaterpflicht sorgte für sie, auch Vaterliebe. In Angeln wachte er an ihrem Bett, wenn sie von Krankheit befallen wurden, ihre Genesung war ihm Glück. Der Älteste ritt schon mit ihm zur Jagd und warf die Bumerang so geschickt wie die black fellows im Busch. Ein fast nicht mehr ausdenkbares Leben, das hinter ihm lag, seitdem der erste Kindessehrei auf seiner blühend emporgediehenen Farm getönt. Sie war ihm nicht mehr Fremde, sondern lange die sichere Heimat, 'beinahe' wie von eigener Kindheit her vertraut.

Von wolkenlosem Himmel schien die Sunisonne heiter und warm auf den Hedenplatz herunter, wo Jan Haring wieder wie schon einmal vor unermesslicher Zeit schlafend und träumend lag, doch trotzdem überkam es ihn jetzt plötzlich abermals mit der Vorstellung eines ungeheuren Gewitterlosbruchs. Nacht umgab ihn, in der unter unaufhörlichem Donnergeträch ein fürchterlicher Regenschauer auf ihn niederschoss, zu wilden Wogen aufschwellende, schäumende, zischende, brüllende Wassermassen, gegen die er sich umherwerfend, ächzend und flehend vergeblich aufrang. So lebendig hielt der Traum ihn in Herrschaft, daß er mehrmals laut und angstvoll: „Ninny! Ninny!“ anstieß und danach ebenso ein halbes Duzend anderer Namen. Die Muskeln seiner Glieder spannten sich gewaltsam an, offenbar stemmte er sich in der Phantasie mit dem Aufgebot aller Kraft wider etwas, wie in Wirklichkeit seine Hände sich auf den Boden stemmten und den Körper wunderbarlich über diesen zu einer halb-schwebenden Lage fußhoch in die Höh' richteten. So verharrte er wohl fast eine Minute lang wie ein vom Abdruck Belasteter mit atemloser Brust. Dann versagte ihm die krampfhafteste Uberspannung der Armmuskeln, er fiel wieder zurück und lag reglos. Zugleich aber war Alles spurlos verschwunden, was bisher so lange, wie ein ganzes Leben hindurch um ihn gewesen. Nichts mehr als schweigendes Dunkel, atemlose Leere. Ein Traum, voll von bunten Geialten und tausend wechselnden Empfindungen, der mit ihnen allen in lichtlose Nacht zergangen und nichts hinterlassen.

Eine Zeitlang blieb Jan Haring so unbe-

weglich ruhn, dann rückte er den Körper langsam aus seiner brustbedrückend unnatürlichen Lage in die ursprünglich von ihm eingenommene zurück. Sein ruhig gewordener Gesichtsausdruck zeigte jetzt, daß die schreckensvollen Wahnvorstellungen ihn verlassen; nun, schien's, gewannen die warmen Sonnenstrahlen wieder über sein Empfinden Herrschaft. Noch kurz, da hielt ihn abermals ein Traum, doch völlig anderer, lieblicher Art gefaßt.

Ein sonderbar zwiefältiger, denn er hatte das Bewußtsein, auf dem Knidwall ein einsamen Feld zu liegen und zu schlafen, aber zugleich war er der junge Student von damals und der nach zwanzig Jahren von Australien Zurückgekommene; die beiden bildeten eine Person, die sich nicht trennen ließ, in der nur ein Herz mit einer Sehnsucht klopfte. Und was diese einstmals hier sich im Traume gestaltet und gesehn, das schuf sie sich jetzt fast im gleichen Bild wieder. Zwei rosige Wangen trug's und blaue Augensterne, aus denen der lichtblaue Tag entfloß, und aus dem Lächeln holder Lippen überdeckte die Erde sich mit unverwelklichen Frühlingssäulen. Eine weiße, weiche Hand legte sich in die seinige, und eine goldene Morgenröthe sagte, daß der Tag erst beginne, in den die schöne Hand ihn hineinführe, bis zur Abenddämmerung nicht von ihm zu lassen. Wie von Flügeln schwebend getragen, zog sein Leben über einem Gesilde der Seligen dahin.

Nun öffnete Jan Haring die Augen und sah geraume Weile reglosen Blicks über sich an. In ihm war ein dumpfes Furchtgefühl, Tropfen küßten ihm von schwerem Wolkenhimmel ins Gesicht schlagen, Sturm um ihn fauchen und Donner rollen. Aber über ihm schwamm nur ein schneevelles Glanzwölkchen im strahlenden Blau, gegen das die gezackten Eichenblätter sich sonnig überflimmert und flüsternd leise bewegten. So hold umgab und durchfloß es ihn, bis ins Innerste erwärmend; ihm war, er liege zum erstenmal als Knabe mit einem unennbaren Gefühl süßen Schauers in der Sonne.

Doch er wußte, wo er sich befand und daß er geträumt habe. Von dem stürmisch erregten, ein ganzes Leben durchhaltenden Traumbild in der Fremde hatte sich ihm indes nichts erhalten, sondern allein das wunderbar liebliche, das danach gefolgt. Der Traum eines jungen zwanzigjährigen Herzens war's gewesen, das mit seiner Sehnsucht auch unverändert geblieben, wie das Himmelblau, der Sommertag, die stille Feldweite —

Er sah die Erde an und fühlte zugleich mit der Hand nach den weichen Halmen seines Lagers unter sich. Nein, das war kein Gumbaum und kein borstiges Stachelschwingras. Aus frühester Kindheit vertraute Natur war um ihn.

„Ein neues Leben“, sagte er laut vor sich hinaus. Ja, dazu war er über die weite Wasserbahn zurückgekommen. Daß der Heimatboden ihm diese Hoffnung erfülle, hatte er bei seiner Ankunft mit stummer Bitte die Muttererde geflüstert. Ein Wieder-gänger war er, der suchend nach etwas umirrte, das er in einem vormaligen Leben nicht gefunden, nach dem ein tödliches Verlangen ihn nicht ruhen ließ. Was hatte Christian Hundertmark gesagt? Zur Erreichung dieses Ziels, zur Erfüllung solchen Sehnsuchts triebes müsse dem Wieder-gänger ein Lebenliger verhelfen, der noch mit Augen anblide, mit Lippen spreche. Eine Lebenliger, ja! Jan Haring wandte die Augen nach der Richtung, wo fern, wie eine Nadel der Kirchturm der Stadt sich am Horizont aus der einsamen Feldmark aufhob. Dort war das neue Leben zu finden, das aus der Wurzel des alten kam, kein andres, sondern dasselbe.

Er sprang empor. Wie genau entkann er sich der Handhabung des Messers, mit dem er hier „Lucie“ in den Eichenstamm eingeschnitten. Freilich war's kein Wunder, sich des gestern Geschehenen noch deutlich zu erinnern, nur daß die Kunde den Namen seitdem so verwachsen gekonnt. Er sah auf die Zehe streifend, pflückte er von einem niedergebogenen Zweig ein Blatt und bewahrte es in der Brusttasche. Die Jugend besaß einentrieb dazu, sich von besonderen Orten solche Gedenzzeichen mitzunehmen; für einen Primaner oder jungen Studenten erschien es fast selbstverständlich.

Nun ging er wieder auf dem Fußweg der Stadt zu. Es war später Nachmittag geworden, beinahe schon abendlich, er hatte mehrere Stunden auf dem Knick verbracht. Doch wolkenlos lag der Himmel rundum bis an den Gesichtskreis, kein leiser Vorbote eines Unwetters drohte herauf. Begreiflicher Weise; gestern hatte ihn ja ein Gewitter hier auf dem Rückweg überfallen, so kam heut noch keines wieder. Nur Eines war nicht, wie es sein sollte; der Direktor hätte in der Prima gesagt: „Non faustum omen est.“ Eine vereinzelte Krähe zog über die Felber, parallel mit ihm und ihm beharrlich zur Linken. Das bedeutete für Einen der mit klassischer Milch aufgefängt worden, ein Unheil. Aber worauf bezog sich die ungünstige

Flugzeite? Möglich besiel's Jan Haring mit einem Schreck. Ihn kam die Mitteilung Hundertmarks ins Gedächtnis zurück, die böswillige Verläumdung, um deren willen er aufgefördert gewesen, seinen Abschied zu verlangen, daß er sich von den Dänen habe bestechen lassen. Sein ganzes Leben war durch die ruchlose Beschuldigung aus der Bahn geschleudert, in seinen Hoffnungen jäh zerstört worden, doch nach der ersten Überraschung hatte er ohne jede innerliche Empörung weiter zugehört; wenn die Leute ihn dazu fähig gehalten, war es ihm durchaus gleichgültig, was sie über ihn gedacht und heute dachten. Man wurde drüben jenseits des indischen Ozeans sehr abgestumpft gegen die gute oder schlechte Meinung der Menschen in Europa.

Aber jetzt fuhr das Denken daran, die Mahnung des schwarzen Vogels ihm in die Glieder. Die Lüge trat auch der Verwirklichung seines Traumes, dem Beginn seines neuen Lebens hindernd in den Weg. Er war durch sie verfehmt, überall ausgeschlossen und ausgestoßen. Und es gab kein Mittel, die Verläumdung, die so lange Wurzel geschlagen, auszureißen, zu widerlegen. Beweise konnte er nicht vorbringen, nur seine Versicherung. Doch wer würde seinen Worten Glauben schenken, außer Christian Hundertmark? Der hatte keine gebraucht, um nicht an der Ehrenhaftigkeit des Jugendgenossen zu zweifeln; doch wo es der Rechtfertigung bedurfte, blieben Worte selbstverständlich wirkungslos. Die gebildete Welt nahm bei einem Mitmenschen immer das Schlechte als wahr an, das Unterschied sie von den unfeineren, verkommenen Leuten.

Zum erstenmal seit seiner Rückkehr ins Heimatland ging er durch die dämmernden Straßen der Stadt nicht mit der Gemütsgelegenheit, die er sich als Errungenschaft aus dem australischen „Ausch“ mitgebracht. Vielmehr kam er zugleich, innerlich erregt und ratlos in seiner Wohnung an, wo ein auf den Tisch gelegter Brief ihn erwartete. Wer konnte ihm schreiben, beflümmerte sich um sein Vorhandensein, außer Christian Hundertmark? Er besand sich nicht in der Stimmung, den Brief zu lesen, ließ ihn ungedöffnet liegen.

Nein, alles Umherdenken nützte zu nichts. Es gab kein Mittel für ihn, die hoch in Ähren geschossene Sägensaat auszuroden, seinen verlorenen ehrlichen Namen in der Stadt wieder herzustellen. In dieser fiel eine Verwirklichung seines Traumes unmöglich; wenn er danach trachtete, mußte er

weiter gehen, an einem andern Ort suchen. Hier schnitt ihm das ethische und patriotische Gedächtnis seiner Zeitgenossen jede Hoffnung ab.

Aber geschah das nicht überall ebenso? Stand er nicht an jedem Ort des Landes, wohin er kommen mochte, im nämlichen Ruf?

Er hatte nicht gedacht, daß ihn noch etwas auf der Erde 'n Aufregung versehen könne, doch heute gewann solche Herrschaft über ihn. Ja, sie machte ihn sogar körperlich nervös, unglaublich bei Einem, der zwanzig Jahre im Busch gelebt. Er hielt es nicht aus, ruhig zu sitzen, unthätig auf und ab zu gehn, seine Hände brauchten eine Beschäftigung, er zündete die Lampe an, rückte da und dort an einem Gegenstand des Zimmers. Da lag auch noch der Brief auf dem Tisch, und mechanisch rissen seine Finger ihn auf.

Seine Voraussetzung erwies sich als unrichtig; die Unterschrift war nicht „Christian Hundertmark“, sondern „Richard Mattenlodt“. Überrascht las er den Inhalt: Der Schreiber bedauerte, neulich nicht auf seinem Comtoir gewesen zu sein, als Harring wiederum bei ihm vorgespochen und hoffte auf die Auszeichnung und das Vergnügen, seinen alten Schulfreund am nächsten Mittwochabend in einer kleinen Gesellschaft bei sich zu sehen, um sich mit ihm besser, als es leider durch ungünstige Umstände bei seinem ersten Besuch möglich gefallen, der Freude an gemeinsame Jugenderinnerungen hingeben zu können.

Jan Harring sah auf den zu Ende gelesenen Brief, wie wenn er seinen Augen nicht ganz traue, dann schloß ihm plötzlich eine rote Farbe ins Gesicht. Seine Nervosität war mit einem Schläge vorüber, die Hand, mit der er das Blatt hielt, rüttelte dies so wenig mehr, als den Wäfschenlauf, wenn er einen Dingo oder ein Emu aufs Korn genommen. Doch von Gemüths-gleichgültigkeit zeugte seine Miene deshalb nicht; im Gegentheil, die Stadt hatte noch keinen so jugendlich freudigen Ausdruck derselben wahrgenommen. Und er that etwas, was man unter solchen Bewandnissen eigentlich nur dem Impuls eines Primaners zugetraut hätte. Es waren noch vier Tage bis zum Mittwoch, aber er griff eilig nach seinem Hut und lief noch durch den späten Abend zur Werkstatt des Schneiders, bei dem er sich den neuen Anzug bestellt hatte.

Dieser, aus dunkelblauem Stoff gefertigt, lag bereit, sein nener Besitzer fragte kurz nach dem Preis und legte auf die Antwort hastig den Be-

trag hin. Außerordentlich dienstwillig, verließ der Schneider, in einer halben Stunde das Paket zu schicken, doch Jan Harring erwiderte rasch: „O nein, nein — das ist überflüssig, ich will niemand bemühen, das kann ich selbst“. Von einem Herrn, der so lautant und bezähmt, war es etwas merkwürdig, daß er ein Erzengelb sparen zu wollen schien, und es zeugte außerdem bei einem solchen nicht vom richtigen Sinn für Schicklichkeit, eigenhändig einen Anzug durch die Straßen zu tragen. Aber zum Glück lag draußen tiefes Dunkel, so daß wenigstens niemand diesen Verstoß mit Augen wahrte; so hurtig, wie er fortgelaufen, kehrte er nach Hause zurück, und um ein paar Minuten später sah sein Zimmer ihn in dem neuen Anzug dastehen. Er nahm sich weit anders, als in den alten abgetragenen Kleidern so aus, sehr schlank und man konnte sagen, recht einnehmend. Doch dann führte er wiederum etwas aus, was man höchstens von einem Primaner erwartet haben würde, der zum erstenmal in eine Gesellschaft eingeladen worden. Denn Jan Harring nahm die Lampe, trat mit ihr vor den Spiegel und betrachtete selbst sich aufmerksam darin vom Kopf bis zum Fuß.

## VI.

Das Haus des Bankiers Mattenlodt durfte sich nicht nur in übertrogenem Sinn zu den angesehensten, sondern auch in wirklichem zu den bestbelegenen der Stadt rechnen. Für das Geschäft genog es den Vorzug, mit der Front einer der belebtesten Straßen zugekehrt zu sein, während es sich nach rückwärts der Annehmlichkeit eines großen, von einer Wasserfläche begrenzten Gartens erfreute. So zeichneten seine gesellschaftlichen Veranstaltungen sich gleicherweise im Winter durch die eleganten Empfangsräume und im Sommer durch den möglichen Wechsel des Aufenthalts im Hause und im Freien aus. Eine breite Veranda führte sogleich vom großen Gartenfaal in die grüne Bosquet- und Rasenwelt hinunter, welche vielfache offene oder verdecktere, doch stets schön geordnete und mit geschmackvollsten Gartenmöbeln neuester Art ausgestattete Ruheplätze darbot. Da und dort lagen aus dem Laubrahmen von höheren oder niedrigeren Sodeln mancherlei Urnen, Rasen und Figuren nieder, nicht aus angensällsprunkendem Marmor, sondern grauem Sandstein. Zum Teil sogar ziemlich verwittert, von schon beträchtlicher Zeitüberdauerung sprechend; eigent-

lich ohne besonderen künstlerischen Wert. Doch man wunderte sich in der Stadt nicht darüber, schätzte vielmehr eben deshalb den Garten vor andern hoch. Denn man wußte allgemein, daß dieser einfache Schmuck nicht durch Kleinliche Sparsamkeitsrückficht bedingt werde, sondern seine Forterhaltung dem poetischen Empfinden Frau Velleba Mattenlodts verdanke. Wie allem Prahlrischen überhaupt, war sie demselben besonders in der schlichten Hoheit der Natur durchaus abgeneigt; dagegen erfüllte der Anblick des altoäterisch Überliefereten ihr Gemüt stets mit einer stillen Vertiefung des Gefühls, redete zu ihr in euer Sprache sanfter Wehmut von der Vergänglichkeit des Irdischen. Doch besaß sie darum nicht minder ein volles Herzensverständnis für das Wesen und die Wünsche lebensfrischer Jugend der Gegenwart. Bei den sommerlich geselligen Zusammenkünften in ihrem Hause umgab sie sich regelmäßig auch mit einem Kranz junger Mädchen aus den besten Familien der Stadt, für deren Spiel- und Tanzneigung sie durch Miteinladung der feinstgebildeten jungen Herren Sorge trug. Sie sah und hörte so gern jugendlichen, noch von keinem schwerwütigen Schatten angerührten Frohsinn um sich, und alle Eltern konnten sich beruhigt vergewissern halten, daß die unschuldsvollen Vergnügungen ihrer Töchter unter den Augen Frau Vellebas von keinem leiblichen unschuldlichen Anhauch berührt würden. Nicht ohne Bedeutung hatte die Taufe ihr den Namen der hochverehrten priesterlichen Wahrsagerin der deutschen Vorzeit beigelegt; wie aus ihrem Munde nur Wahrheit hervorging, so bildete sie, gleichfalls unter milder Form, eine strenge Behüterin der Sitte. Nicht der Sittlichkeit, denn eine Verletzung der letzteren fiel selbstverständlich in dem von ihr geladenen Kreise unmöglich; aber gleicherweise undenkbar war in ihrer Umgebung ein Wort, ein Ausdruck, die nicht den Anstandsvorschriften der guten Gesellschaft entsprachen. Und in begreiflicher Folge davon lag nicht allein Verebelndes, sondern auch etwas Glückbringendes in ihrer Nähe; im Mattenlodts'schen Garten hatten bei der Tanzunterhaltung schon mehrfach Söhne und Töchter aus den angesehensten und begütesten Häusern sich näher kennen, wechselseitig nach ihrem Wert schätzen gelernt und dieser Erkenntnis nach Einholung der Zustimmung ihrer Eltern zu allgemeiner Freude durch den Herzensbund einer Verlobung öffentlichen Ausdruck gegeben.

So war, wenigstens zur Sommerzeit, die Bezeichnung einer „kleinen“ Gesellschaft in der Regel nicht eben wörtlich, sondern als ein Epitheton der Bescheidenheit bei den Gastgebern aufzufassen, und auch am Mittwoch Abend füllte sich das Haus ziemlich mit allen Denjenigen an, welche sich überhaupt des Vorzugs, in ihm verkehren zu dürfen, erfreuten. Die Einladung bildete gewissermaßen eine Herabgabe für die unerwartete lebenswürdige Geburtstagsgratulation, die dem Bankier von so Vielen zu Teil geworden, indeß kam auch noch ein anderer, zunächst nur Wenigen bekannter Anlaß hinzu, der sich allerdings ziemlich bald kundgab. Denn in den Garten, wo die Wirte bei der langen Ferien der Sonnenwendzeit empfangen, traten bald nach den ersten Auföfnungen ein Herr und eine Dame ein, die, mit der Lokalität unbekannt, von einem Diener geleitet werden mußten. Auch den bereits anwesenden Gästen waren die Beiden fremd, doch ging jenen sogleich ein Verständnis auf, wie der Hausherr denselben mit dem Ausruf entgegen schritt: „Ah, Herr Konsistorialrat — Frau Konsistorialrat — ich bin ausnehmend erfreut, Sie bei uns begreifen zu dürfen“. Der zu diesem Amt und Titel neu emporgerückte, erst seit ein paar Tagen in der Stadt eingetroffene Pastor Altermann und seine Frau waren es; sie wurden mit den schon Versammelten bekannt gemacht und wandten sich darauf, selbstverständlichem gesellschaftlichem Takt gemäß, vorerst der Hausfrau zu. Die Vorgestellten hatten sämtlich bereits außerordentlich viel Günstiges über die ihnen zwar persönlich noch unbekannt Gewesenen gehört und tauschten dies im Zwiegespräch unter sich weiter aus. „Auf den ersten Blick im höchsten Maße einnehmend“. — „Eine Erscheinung, die dem Rufe ihrer geistigen Bedeutung aufs vollste entspricht“. — „Man erkennt sofort in ihnen Beiden Persönlichkeiten, die zur Ausfüllung ihrer neuen Stellung gleichsam prädestiniert bedünken, und muß unsern lieben Wirten äußerst dankbar für diese rasch vermittelte Bekanntschaft mit ihnen sein“. — „Wie ich gehört, sind sie vorgestern erst angekommen und werden wohl noch nicht Zeit gefunden haben, Antrittsbesuche zu machen“. — „Um so mehr, meine ich, sind wir zu Dank verpflichtet, daß sich das Mattenlodts'sche Haus eine solche Überraschung seiner Gäste nicht entgehen ließ, sie noch vor der üblichen Visite durch die Einladung des neuesten Gegenstandes der

Unterhaltung in unserer Stadt zuerst zu erfreuen“.

Der Konsistorialrat Altermann blickte sich, neben der Hausfrau stehend, durch den Garten um. „Welch' ein schöner Frieden der Natur, durch seinen ästhetischen Sinn veredelt“, äußerte er. „Wie stimmt dort die altertümliche Steurnurne in harmonischem Einklang zu der lebensfreundigen Sommerunrahmung, indem sie dem empfänglichen Gemüt ein leises Gefühl der Schwermut erweckt.“

„Ich werde oft wegen dieser Vorliebe getadelt“, versetzte Frau Belleba Mattenlobt mit einem sinnigen Lächeln; „ich glaube sogar, man zweifelt zuweilen im Stillen deshalb ein bißchen an meinem guten Geschmack. Aber ich kann mich einmal von den alten Dingen nicht trennen.“

„Uddenbar! Wer könnte so verständnislos —?“ Lebhaft erregt fiel Frau Belleba ein: „Wie mich das beglückt, Herr Konsistorialrat, an Ihnen einen Mitempfindenden meiner verschwiegenen Sympathie zu besitzen! Ist es nicht, als sähen Vordäteraugen uns aus dem schlichten grauen Gestein an? Mir kommen immer die Verse Goethes dabei in den Sinn: „Zart erinnern, ist das Leben im tiefsten Innern.“

Der Konsistorialrat Altermann nickte, verständnisvoll beipflichtend: „Eine Kundgebung, versetzte Frau, die in Ihnen, nicht nur dem Namen, sondern mehr noch der Gemütsinnigkeit nach, die echt-germanische Frau des Tacitus erkennen läßt.“

Die Gäste häuften sich jetzt rasch und füllten den freien Platz vor der Veranda an, wo die Damen bequeme Sitze einnahmen und die Herren sich um diese grupperten. Auch der Baron von Hagen traf von seinem Gut her ein, wiederum einen herrlichen Rosenstrauß tragend, den er abermals mit einigen gewandten, artig-vertraulichen Worten der Tochter des Hauses überreichte. Clotilde stand in einem einfachen, doch im Zuschnitt ihrer schlanken Gestalt mundervoll angepassten weißen Raschnirkleide bezaubernd da; sie weckte das Gefühl, der Frühlingsdunst, mit dem die Rosen sie umgaben, gehe von ihr selbst aus. Wie das braungoldene Paar ihr, zu weichgeschürstem Anoten verschlungen, in den Nacken fiel, befaß sie etwas von einem Märchengewand an jungfräulicher Hoheit und mädchenhafter Lieblichkeit. Keine ihrer zahlreich um sie plaudernden und lachenden Freundinnen konnte sich für ein

feinsinniges Auge nur im Entferntesten mit ihrer Verbindung von Schönheit und Anmut messen. Und nichts an ihr gab kund, daß sie selbst eine Ahnung davon habe; wie ein holdseliges Traumgesicht der Phantasie tauchte sie da und dort zwischen den ihr huldigenden, eleganten jungen Herren auf. Sie hatte für jeden ein artiges Wort der Entgegnung, ein leichtes Lächeln der Lippen, doch für keinen bedeutungsvoller, als für alle übrigen. Als Schmetterlinge flatterten sie um eine entzückende Blume, die sich selbst nicht kannte, nicht wußte, daß sie sich von anderen unterschied.

Die unvermutete Anwesenheit des Konsistorialrates Altermann und seiner Frau fuhr fort, vielfältig den Gegenstand freudigen Gesprächsaustausches zu bilden, doch es ließ sich merken, daß mannigfach noch auf etwas Anderes mit einer gewissen Spannung gewartet wurde. Besonders von Solchen, mit denen sich der Hausherr und die Frau Gymnasialdirektor Winterbrod eine Zeitlang in Unterhaltung befunden. Beide teilten offenbar Überraschendes mit und riesen bei ihren Hörern erstaunte Mienen hervor. Hin und wieder zeigte sich indes auch jemand schon vorher von der berebeten Neuigkeit unterrichtet und fügte eine Bestätigung ihrer Wichtigkeit hinzu. So stieg das augenscheinlich lebhaft gewedete Interesse noch mehr an und ließ beim Aufstauen neu hinzukommender Gäste oftmals prüfende Blicke nach der Veranda richten.

Dann erschien auf dieser einmal ein einzelner Herr, nicht in der üblichen schwarzen Gesellschaftstracht aller übrigen, sondern in einem dunkelblauen, für einen gewöhnlichen Besuch wohl angemessenen und seinen Träger sonst schicklichen und gut kleidenden Anzug. Das Licht fiel voll auf den Ankömmling, seine Züge scharf überhellend. Unverkennbar das von Sonne und Wetter langer Jahre braungebrannte, magere Gesicht eines zu den Bierzigern Aufgerückten, doch im Widerspruch dazu sahen aus ihm zwei große, wie mit jugendlich schwärmerischem Glanz angefüllte Augen heraus. In den Fingern hielt er eine Rose von der alten, ehemals in den Gärten, als am höchsten geschätzt, heimischen Art der Centifolien; seine sehnig langfingerigen Hände waren gleichfalls stark verbrannt und ohne Handschuhe. So weit hatte Jan Hanning sich noch nicht aufgeschwungen. Er war, von einem Bediensteten zurechtgewiesen, durch den Saal auf die Veranda her-

ausgetreten, blieb aber vor den in den Garten niederführenden Stufen derselben stehen. Aus zwei sich ineinander mischenden Gründen hielt er den Fuß so an. Den nächsten bildete, daß er von der Erhöhung herab mit dem ersten Blick der Augen nach Clotilde Mattenlobt suchte, und danach suchte er unwillkürlich vor den zahlreich ihm entgegengewendeten Gesichtern der Gäste. Er hatte in seiner Unkenntnis bescheidener Ausdrucksweise von Seiten der Wirte eine kleine Gesellschaft erwartet und sah sich statt dessen einer solchen von wohl fast hundert Köpfen gegenüber. Das riß ihn aus einer traumhaft sorglosen Stimmung, in der er die letzten Tage verbracht. Allerdings war er zweifellos von Hausherrn hierher eingeladen, doch die schlechteste Meinung aller seiner ehemaligen Bekannten von ihm bestand ebenso, wie vorher. Überall gewahrte er sie da brunten vor sich; es ließ sich voraussehen, daß sie wiederum wie neulich aus seiner Nähe zurückweichen würden, und er war ohne Hülfsmittel, etwas daran zu ändern. Indes sein zauderndes Anhalten überdauerte

kaum ein Duzend Sekunden, denn auch der Bankier Mattenlobt ward seiner danach ansichtig und begab sich raschen Vorwärts dem droben ungewiß Stehenden entgegen. Höfliche Bewußtheit des Hausherrn sprach aus seinem Thun, doch noch mehr, als folgte; er hielt die Hand vorgestreckt und begrüßte den Eintreffenden mit lauter Ansprache: „Ah, lieber Harring, ich freue mich sehr, daß Sie meiner Einladung nachgekommen sind, und bin überzeugt, daß sie von manchen andern Ihrer alten Freunde ebenfalls schon ungeduldig erwartet sein werden. Darf ich Sie zunächst mit meiner Frau bekannt machen, die zur Zeit, als wir uns zuletzt gesehen, wohl noch nicht meinen Namen trug —“

Er zog den Angesprochenen an der Hand, mit der er ihn bewillkommt, zu dem Sitz seiner Frau: „Liebe Belleba, mein alter Schulfreund Harring, von dem ich Dir in früheren Jahren und besonders wieder in den letzten Tagen oft gesprochen habe.“

(Fortsetzung folgt.)

### Am Gestade.

Schattende Wolken ziehn  
Über den Regenbogen,  
Über Antiefen hin  
Rollten früher die Wogen.  
Ach! so rollen schwer  
Tage des Unglücks einher.

Hermann Ring.

Seitdem ist Fahr und Tag dahin,  
Die Mutter längst geschieden,  
Und du dahin, ich selber bin  
Ein Waller ohne Frieden.

Nur eh' die ersten Rosen blüht,  
Bevor die Finken schlagen,  
Gedenken an mein erstes Glüh'n  
Muß ich in diesen Tagen.

Hermann Gango.

### Anna.

Bevor die ersten Rosen blüht,  
Bevor die Finken schlagen,  
Gedenken an mein erstes Glüh'n  
Muß ich in diesen Tagen.  
Gedenken muß ich deiner dann . . .  
Da hab' ich's nicht verstanden,  
Wie man ein Weib gewinnen kann,  
Ich selbst nur lag in Banden.  
Ich wagte nicht, ein heißes Wort  
Zu deinem Ohr zu raunen,  
Ich litt nur, lauring fort und fort,  
Durch deine Aindeslaunen.  
Die Mutter mein, noch denk ich's oft,  
Sie lächelte so eigen,  
Sie häut' wohl heimlich gern gehofft,  
Wir hämten über's Schweigen.  
Denn niemals, wenn ich später hab'  
Die Rosen ihr gebrochen  
Und wenn ich sie dir alle gab,  
Hal sie ein Wort gesprochen . . .

### Die homische Alts.

Man fügt sich endlich in das harte Muß.  
Die braunen Augen, die berühmten Augen,  
In welche Jung und Alt entzückt geschaut,  
Ein Lieblichsthema aller Liederdichter,  
Sie sind noch schön, gewiß, sie sind noch schön.  
Allein der Stimme Klang ist nicht derselbe;  
Die Glockehelle ist umschleiert, wenig,  
Doch grad genug den Zauber ihr zu nehmen.  
Das Angesicht noch voll des alten Geistes,  
Tedooh der Keij, der wortlos hingerissen,  
Ist allgemach verwischt, die Stirne trägt  
Ganz kleine Falten und der Mund ward schmal.  
Man sprach ihr nicht davon. Doch wohlgemeint  
Klang mancher Kal, die oder jene Rolle  
Verspreche ganz besonderen Erfolg.  
Und diese Rollen sagten alles. Schweigend  
Und schmerzlich selbst sich prüfend hörte sie's  
Und lange fand den Kal sie überleil.  
Man fügt sich endlich in das Muß.



Und heute  
Gesah der Übertritt ins neue Fach.  
Ein grundgemeines Weib, das seine Tochter  
Verkauft um Geld — das war die erste Kollé.  
Sie spielte prächtig. Alle Frauenammut  
War abgestreift, mit überscharpfen Strich  
Gab sie die Zeichnung einer niedern Seele.  
Und stürmisch lauter Beifall war der Lohn,  
So laut, als je nur in den besten Tagen.  
Begeistert kamen nach dem ersten Akt  
Direktor, Regisseur und die Kollegen  
Und brachten herzlich ihren Glückwunsch an,  
Und er war wirklich herzlich, ohne Rückhall.  
Umrauscht ringsum von fröhlicher Bewegung,  
Betalte sie ihre Garderobe.

Dort,  
Erzählt noch von dem Schwall der Lobesworte  
Trat rasch sie vor den Spiegel hin und warf  
Scheu einen Blick hinein. Der zweite Blick  
War länger, sehr lang. Um die Lippen ging  
Ein leichtes Zucken. Und dann sah sie ruhig  
Sich selbst ins Antlitz, einige Minuten,  
Und schwieg. Drauf strich sie mit der weißen Hand  
Über die Stirn, als wüchste einen Traum  
Sie dort hinweg — — Und schon erscholl das Zeichen.

Friedrich Adler.

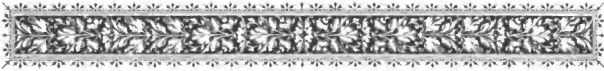
### Dreuhische Landwehr.

Das war der Oberst Busse,  
Dem es mal nicht gegliückt:  
Er war anno sechsundssechzig  
Von der Linie zur Landwehr geschickt.  
„Zum Teufel! Die Landwehrreiter,  
Was sang ich mit denen an?  
Sie sähen lieber zu Hause —  
Da bin ich schlecht ihr Mann,  
Hier an der Grenze, freilich,  
Meint man, giebt's nichts zu thun;  
Ich soll mir die alten Glieder  
Ruch gründlich mal austruhn.“  
„Zum Teufel! der alte Busse —?“  
So marirt's von Schwadron zu Schwadron.  
„Wir haben Weib und Kinder,  
Da überlegt man's schon.  
Wir lassen Weib und Kinder  
In Not, trifft uns das Glei.  
Man sagt, der alte Busse  
Geht nie an dem Feind vorbei.“ —  
Dem Hauptquartier kam Meldung:  
„Geht Acht! s' hat ganz den Schein,  
Die Österreicher brechen  
Dort über die Grenze herein.  
„Geblasen und aufgefessen!  
Herüber sollen sie nicht.“

Nun zeigt, ihr Landwehrreiter,  
Ihr kennt Soldatenspflicht!“  
Sie reiten und sie reiten,  
S' ist heinern gut zu Mut.  
Der eine spricht zum andern:  
„Mir ahnt, heut sieht noch Blut.“  
Sie reiten und sie reiten —  
Da treffen sie auf den Feind;  
S' ist Kavallerie in Haufen.  
Herr Oberst, war's so gemeint?  
„Halt!“ ruft er, „Kreis geschlossen!“  
Und stellt im Sattel sich auf  
Und streicht den Bart. „Nun, Leute,  
Hört zu und achtet mir drauf:  
Ich hab' ein Weib, das lieb ich,  
Neun Kinder hab' ich zu Haus.  
Damit mir keiner murre:  
Wer mehr hat, der tret' aus!“  
Da ward kein Laut vernommen,  
Da senkte kein Auge sich.  
„Nun denn, Competer, blase  
Marsch-Marsch! und seht auf mich.  
Ich wußt's, ihr Landwehrlente  
Habt gern ein großes Maul.  
Gesh's aber mal an's Schlagen,  
Da seid ihr auch nicht faul.“  
Und als sie nah gekommen,  
Daß man's ganz klar erkennt:  
Da steht eine volle Brigade  
Dem einen Regiment  
Nur auf den Flügel hat man  
Gehalten. „Dauerblüh!  
Wir müssen sie kräft'ger fassen,  
Sonst ist der Stoß nicht's nüh.“  
Er wagt es. Vor dem Feinde:  
„In Zügen rechts schwenkt marsch!“  
Sis zu der richt'gen Mitte.  
Dann wieder: „Front! Marsch-Marsch!“  
Es sprengt der Oberst Busse  
Grad' auf den General  
Und salutiert und heul ihn  
Vom Pferde mit blankem Stahl.  
Da haben die Schwadronen  
So wacker eingeschwenkt,  
Daß mittendurch die Brigade  
Vom Regiment gesprengt.  
Nun hält der alte Busse,  
Greift an den Hut und spricht:  
„Ich denk', die von der Linie  
Machen's viel besser nicht.  
Nur wucht'ger fall'n die Stridre,  
Haut man für Weib und Kind.  
Schön'n Dank! Hab's heut erfahren,  
Was Landwehrreiter sind“.

Eust Mischert.





Alle Rechte vorbehalten.

Den Bühnen gegenüber Manuskript.

## Die gelehrten Frauen.

Kußspiel in fünf Akten von Holtdrs. In deutschen Versen von Ludwig Fulda.

(Fortsetzung.)

### Vierter Akt.

#### Erster Austritt.

*Philaminte. Armande.*

*Armande.*

Ich sprach umsonst; nichts konnte sie begähmen;  
Sie that noch groß mit ihrer Fügsamkeit  
Und ließ sich kaum vor meinen Augen Zeit,  
Des Vaters Wort zu Ende zu vernehmen,  
Und minder freute sie's, ihm zu willfahren,  
Als daß sie nun der Mutter trocken darf.

*Philaminte.*

Sie soll es deutlich bald gewahren,  
Wem das Vernunftgesetz sie unterwarf,  
Ob Mutter oder Vater hier befehlen,  
Geist oder Körper, Inhalt oder Stoff.

*Armande.*

Wie unrecht, Ihnen Alles zu verhehlen!  
Der junge Herr geberdet sich nun schroff  
Als Schwiegersohn und wird Sie gar nicht fragen.

*Philaminte.*

O nein, von diesem Ziel sind wir noch fern.  
Solang er Dich umward sah ich ihn gern,  
Doch stets mißfallen hat mir sein Betragen.  
Obwohl mein Dichten ihm bekannt gewesen,  
Hat er mich nie, ihm etwas vorzulegen.

#### Zweiter Austritt.

*Vorige. Clitandre*

(tritt leise ein und hört zu, ohne bemerkt zu werden.)

*Armande.*

An Ihrer Stelle würd' ich's nicht erlauben,  
Daß Henriette diesen Gatten nimmt.  
Man würde sehr mit Unrecht glauben,  
Daß meinen Rat Parteilichkeit bestimmt,  
Und daß, weil er mich schönöd verlassen,  
Ich fähig wäre, heimlich ihn zu hassen.  
Nein, wenn die Falschheit unser Herz verwundet,  
Gewährt Philosophie den besten Trost;

Mit ihrem Beistand ist man bald gesundet,  
Doch was er Ihnen that, hat mich erbozt;  
Ihr Ansehn heißt es, ihn zurückzuweisen!  
Und zu verwerfen, denn ich hörte nie  
Mit einem Wort ihn Ihre Größe preisen,  
Noch sprach er je mit Achtung über Sie.

*Philaminte.*

Der Thor!

*Armande.*

Wenn alle Welt nach Zug und Recht  
Sie rühmte, ließ er Eisesfälle merken.

*Philaminte.*

Der Bauer!

*Armande.*

Wenn aus Ihren neuen Werken  
Ich vorlas, fand er stets die Verse schlecht.

*Philaminte.*

Der Unverschämte!

*Armande.*

Häufig kam's zum Streit,  
Und wüßten Sie, mit welcher Überhebung . . .

*Clitandre* (vertrittend zu Armande).

Gemach, mein Fräulein! üben Sie Vergebung;  
Wo nicht, dann mindestens Gerechtigkeit.  
Was that ich Ihnen? Was ist mein Verbrechen,  
Daß Sie mit aller Macht der Redekunst  
Mich zu verderben suchen und, wo Gunst  
Mir nötig ist, so feindlich von mir sprechen?  
Ja, nennen Sie des wilden Hornes Grund!  
Madame, Ihr Urteil ruf' ich an als Zeugen.

*Armande.*

Wär' ich so schwach, dem Jorne mich zu beugen,  
An trift'gen Gründen fehlt es wahrlich nicht.  
Was Sie gethan? Der erste Liebesbund  
Erweckt in uns die gottgeweihte Pflicht,  
Dem Glück, dem Dasein eher zu entsagen  
Als zu erglän in zweitem Liebesfeuer.  
Ein Herz, daß sich der Treue hat entschlagt,  
Ist ein moralisch Ungeheuer.

Glitander.

Ich treulos? Nennen Sie das treulos sein,  
 Daß ich vor Ihrem Stolz die Waffen senkte?  
 Sie wollten's; wenn Sie mein Gehorsam kränkte,  
 So tragen Sie die Schuld, Sie ganz allein.  
 Ja, Ihr Befehl war einst mein höchstes Ziel;  
 Zwei Jahre hab' ich unentwegt gerungen  
 Mit Mitterdiensten, Opfern, Inbügungen,  
 Und keine Lasten dünkten mich zu viel.  
 Doch ob ich seufzte, flehte, bat, beschwor,  
 Sie blieben unerbittlich nach wie vor,  
 Und so verschmäht, lern' ich die Andre lieben.  
 So kam's. Wer ist nun Schuld, Sie oder ich?  
 Wer hat bewirkt, daß mein Gefühl erblich?  
 Nein, ich verließ Sie nicht, ich ward vertrieben.

Armande.

Das also heißt bei Ihnen unerbittlich,  
 Wenn man der Liebe das Gemeine nimmt  
 Und ihr nur läßt, was lauter ist und sittlich,  
 Was zu dem Einklang schöner Geister stimmt?  
 Nein, Ihr Gefühl für mich ist nie  
 Der Sinne trübem Dunst entronnen.  
 Sie ahnen nicht die reinen Himmelswonnen  
 Der körperlosen Seelenharmonie.  
 Sie kennen nur die grobe Leidenschaft,  
 Des Erdenstaubes niedrigen Begleiter,  
 Und nichts giebt Ihrem Herzen Mut und Kraft  
 Als nur Verlobung, Hochzeit und so weiter.  
 Das wäre Liebe? Böllig abgemandt  
 Sind solcher wilden Glut die hohen Seelen,  
 Sie lodern nicht in heiligem Sinnenbrand  
 Und wünschen nur die Herzen zu vernichten;  
 Das Andre können sie getroßt entbehren.  
 Dies Feuer ist im Himmel nur zu Haus;  
 Ehrbare Seufzer haucht es einzig aus  
 Und bleibt bewahrt von häßlichem Begehren.  
 Unlaute Wünsche haben keine Statt,  
 Die Liebe findet in sich selbst Genügen,  
 Der Geist erhebt sich in befreiten Flügen  
 Und merkt nicht, daß er einen Körper hat.

Glitander..

Run denn, ich meine Theils, ich merk' es leider,  
 Daß meine Seel' in einem Körper steck,  
 Den ich nicht aussiehn kann wie meine Kleider;  
 Ich habe diese Kunst noch nicht entdeckt  
 Und zweifle, daß sie mir beschieden sei,  
 Mein Geist und Körper halten fest zusammen.  
 Nichts Schöneres auf der Welt, dem stimm' ich bei,  
 Als einer edlen Liebe reine Flammen,  
 Als Seelenharmonie'n und Himmelswonnen,  
 Die ganz der Sinne trübem Dunst entronnen.  
 Doch dies Gefühl ist mir zu räthselvoll;  
 Ich leugne nicht, am Erdenhaab zu kleben;  
 Ich liebe mit dem ganzen Selbst, drum soll  
 Ein andres ganzes Selbst sich mir ergeben,

Auch ist mir um mein Seelenheil nicht bange;  
 Mir nämlich giebt das menschliche Geschlecht  
 Durch seine Thaten mehr als Ihnen Recht:  
 Geiraten ist noch immer sehr im Schwang  
 Und gilt für so erlaubt und wünschenswert,  
 Daß meine Bitte, mir die Hand zu schenken,  
 Unfreitig jeder Keuschheit hat entbehrt,  
 Die fähig wäre, Sie zu kränken.

Armande.

Nun gut, es sei drum! Weil Sie stets aufs Neue  
 Der niedre Trieb zu unterjochen scheint,  
 Weil's nötig ist zur Wahrung Ihrer Treue,  
 Daß man sich auch noch körperlich vereint,  
 So bin ich, wenn's der Mutter so willkommen,  
 Bereit auf ihr Verlangen einzugehen.

Glitander.

Es ist zu spät; der Blag ist jetzt genommen,  
 Und Frevel wär's, wollt' ich dem sanften Herzen  
 Undankbar nun den Rücken drehn,  
 Das Ihren Hochmut mich gelehrt verschmerzen.

Philaminte.

Mir scheint, daß ich da mitzureden hätte!  
 Wenn Sie auf diese Heirat fest gezählt,  
 Dann hören Sie, daß ich für Heirathete  
 Endgiltig einen andern Mann gewählt.

Glitander.

Bedenken Sie, was Ihre Lippe sprach,  
 Und welchem Los Sie mich zum Opfer gaben!  
 Nein, lassen Sie mich nicht zu meiner Schmach  
 Herrn Triffotiu zum Nebenbuhler haben.  
 Daß ich kein Schöngelieb bin, steht mir im Licht;  
 Doch solchen Widerpart verdien' ich nicht.  
 Obgleich die Mode heut mit voller Hand  
 Die höchsten Ruhmestitel spendet,  
 Herr Triffotiu hat Niemand noch gebendet;  
 Er ist nach seinem vollen Wert erkannt.  
 Nur hier im Haus wird er noch ernst genommen,  
 Und aus dem Stannun bin ich nie gekommen,  
 Wenn er mit blödem Tand ihr Lob gewann,  
 Den Sie sich schämen würden selbst zu schreiben,

Philaminte.

Sie sehn ihn so, wir sehn ihn anders an,  
 Und Jeder wird bei seinem Urtheil bleiben!

Dritter Auftritt.

Vorige. Triffotiu.

Triffotiu (zu Philaminte).

Ich bringe eine große Neuigkeit:  
 Wir sind heut Nacht noch gut davongekommen;  
 Ein Weltball hat nur wenig Meilen weit  
 Durch unsren Dunstkreis seinen Weg genommen;  
 Hät' er die Erde streifend angeraunt,  
 In tausend Scherben hät' er sie zer schlagen.

Philaminte.

Wir wollen lieber dies Gespräch vertagen;  
Es schiene Herrn Glitander hinüberbrannt;  
Er ist der Busenfreund der Ignoranz  
Und abgeschwornener Feind von Geist und Wissen.

Glitander.

Verzeihen Sie, doch nicht so ganz.  
Was mich zur Feindschaft hingerissen,  
Ist jener falsche Geist, der Unheil stets beschwor.  
Dem echten Wissen beugt mein Haupt sich gern;  
Doch Ignoranz zu sein, ich zieh' es vor  
Der Erzgelehrsamkeit gewisser Herrn.

Trissotin.

Bezweifeln muß ich doch im höchsten Grad,  
Daß je durch Wissen Unheil ward beschworen.

Glitander.

Doch Eines ist gewiß: In Wort und That  
Erzeugt es oft die allergrößten Thoren.

Trissotin.

Sehr paradox!

Glitander.

Auch ohne viel Geschick  
Dürft' ich auf diesen Saß die Probe wagen,  
Und sollten sich die Gründe mir versagen,  
Beispiele fänden sich im Augenblick.

Trissotin.

Die würden sehr wahrrscheinlich nichts beweisen.

Glitander.

Ich kann sie finden, ohne weit zu reisen.

Trissotin.

Mir ist ein solches Beispiel unbekannt.

Glitander.

Mir liegt es auf der flachen Hand.

Trissotin.

Die Thoren bringt, so glaubt' ich immer,  
Unwissenheit, nicht Wissenschaft hervor.

Glitander.

Sehr irrig; ein gelehrter Narr ist schlimmer  
Und dümmer als ein ungelehrter Thor.

Trissotin.

Der Brauch der Sprache will dazu nicht passen:  
Gleich viel bedeutet „dumm“ und „ignorant“.

Glitander.

Wenn Sie den Sprachgebrauch entscheiden lassen,  
Dann steh'n sich näher „Dummkopf“ und „Bedant“.

Trissotin.

Nur bei dem Einen ist die Dummheit klar.

Glitander.

Der Andre bleibt mit allem Wissen kläglich.

Trissotin.

Des Wissens Kraft ist groß und wunderbar.

Glitander.

Die Narren macht es doppelt unerträglich.

Trissotin.

Fürwahr, zum Lob und Preis der Ignoranz  
Hört' ich noch niemals so herbe Worte.

Glitander.

Nichts hat sie mir gezeigt in hellerem Glanz,  
Als die Gelehrten von gewisser Sorte.

Trissotin.

Ich glaube fast, solch ein Gelehrter kann  
Es immer noch mit andern Leuten wagen.

Glitander.

Ja, wenn man den Gelehrten wollte fragen;  
Jedoch die andern Leute zweifeln dran.

Philaminte (zu Glitander).

Mir scheint, mein Herr —

Glitander.

Madame, Ihr Wort in Ehren!

Doch dieser Herr bedarf des Beistands nicht;  
Er ist ein Gegner, der mit Übung sacht!

Ich habe Not, mich meiner Haut zu wehren.

Armande.

Die Bitterkeit, mit der Sie stets erwidern —  
Glitander.

Ein zweiter Sekundant? Das ist zu viel!

Philaminte.

Kampf ist erlaubt, nur darf das Waffenspiel  
Nicht zu Persönlichkeiten sich erniedern.

Glitander.

Ie nun, was kann dabei verlegend sein?  
Herr Trissotin versteht ja Spaß; viel schlimmer  
Hat man ihn oft schon zugelegt und immer  
Behielt er ruhig seinen Glorienschein.

Trissotin.

Man merkt, warum in diesem Fehdezug  
Der Herr die Wissenschaft so wenig preist;  
Er steht dem Hofe nah, das sagt genug;  
Bekanntlich giebt der Hof nicht viel auf Geist;  
Unbildung aber wird dort sehr umworben,  
Und jeder Höfling streicht sie drum herans.

Glitander.

Der arme Hof! Er hat's mit euch verdorben;  
Tagtäglich muß er sehn zu seinem Graus,  
Daß schöne Geister wütend ihn verklagen,  
Als trüg' er Schuld an jedem Schabernack,  
Und immer ist sein arger Ungeschmack  
Der Sündenbock für ihre Niederlagen.  
Drum mit Verlaub, Herr Trissotin, ich denke,  
Trotz Ihrer überlegenen Vernunft,  
Es wäre Zeit, daß Ihre ganze Zunft  
Dem Hof ein etwas mild'res Urtheil schenke.  
Er ist, bei Licht gesehen, nicht so dumm,  
Als er den klugen Herren scheint zu gelten;  
Mißfällt ihm was, so weih' er stets warum,  
Und auch Geschmack ist dort nicht gar so selten;  
Denn Belterfahrung sieht wohl grab' so scharf  
Als Weisheit, die aus Büchern ist gehoben.

Triffotin.

Von dieser Art Geschmack besitzt man Proben!

Glitander.

Und welche, wenn ich fragen darf?

Triffotin.

Sie fragen? Zielen nicht mit stolzen Werken  
Valdus und Nafius das Vaterland?  
Und ihr Verdienst, das aller Welt bekannt,  
Will nur der Hof nicht lohnen noch bemerken.

Glitander.

Das also! — Sehr bescheiden in der That,  
Daß Sie als Dritten nicht sich selber nennen;  
So frag' ich, um Sie ganz davon zu trennen:  
Was thun die beiden Helben für den Staat?  
Was haben ihre Schriften ihm genügt,  
Das man des schwarzen Iudants ihn beschuldigt,  
Weil er so großen Männern nicht gebuhigt,  
Sie nicht mit reichen Gaben unterstützt?  
Kann Frankreich ihren Wissensstrom verwerten,  
Und ist dem Hof so wichtig ihre Feder?  
Da glaubt das Hirnchen dreier Jopsgelehrten,  
Gebdrucktsein und Gebundensein in Leber  
Geb' ihnen gleich im Staat den Ehrenplatz,  
Ihr Buch bestimme das Geschick der Kronen,  
Und schleunigst müsse sie für jeden Satz  
Ein fettes Staatsgehalt belohnen.  
Sie fühlen sich als Mittelpunkten der Welt,  
Erblicken sich im Triumphatorwagen  
Und sind von Wissensbünkel aufgeschwellt,  
Weil sie, was längst gesagt, noch einmal sagen,  
Weil dreißig Jahr' mit steinernen Geschütern  
Sie viele Tausend Nächte durchgewacht,  
Um sich Latein und Griechisch einzutrichern,  
Und ihren Geist beschwert mit über Fracht,  
Bis er im tiefsten Bücherstank versunken.  
Nun sind sie ganz von ihrer Weisheit trunken,  
Unübertrefflich in geschwoll'nen Phrasen,  
Doch ungeschickt zu allen ersten Dingen  
Und so geschraubt, gepreßt und aufgeblasen,  
Um Geist und Wissen in Berruf zu bringen.

Philaminte.

Das scheint mir doch zu weit gegangen:  
Man merkt, Ihr Zorn ist deshalb nur so wild,  
Weil er zugleich dem Nebenbuhler gilt,  
Und . . .

**Vierter Austritt.**

Fortg. Julia.

Julien.

Der Gelehrte, den Sie heut empfangen,  
Und dessen Diener ich zu sein mich rühme,  
Vertraute diesen kleinen Brief mir an.

Philaminte.

Was immer er enthält, mein guter Mann,  
Es scheidt sich nicht, mit solchem Ungestrüme

Hereinzuschneien, statt im Flur zu bleiben;  
Ein wohlherzogener Bedienter harret,  
Bis er vom Hausgesind' gemeldet ward.

Julien.

Ich werde mir's in mein Notizbuch schreiben.

Philaminte (aus).

„Sehr verehrte Frau! Herr Triffotin hat sich gerühmt, er werde Ihre Tochter heiraten. Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß seine Philosophie es nur auf Ihr Geld abgesehen hat, und daß Sie wohl daran thäten, mit dem Abschluß dieser Heirat zu warten, bis Sie das Gedicht gelesen, welches ich gegen ihn unter der Feder habe. In einstweiliger Ermangelung dieses Konterfeis, in welchem ich ihn getreu nach der Natur darzustellen beabsichtige, sende ich Ihnen den Horaz, Virgil, Terenz und Catull; Sie finden darin alle Stellen rot angezeichnet, die er gestohlen hat.“  
Zum Vorwand nimmt man diesen Heiratsplan, Um gegen unsren Freund sich zu verschwören;  
Ich aber will der Nelder gift'gen Bahn  
Noch heut mit einem Schlag zerstoren,  
So daß durch ihren Eifer, was sie gern  
Verhindern möchten, nur beschleunigt wird.  
(zu Julien.) Du geh' zurück und melde Deinem Herrn,  
Damit er weiß, wie mich sein Rat beirrt,  
Und welchen Wert er mir zu haben scheint,  
Daß sich Herr Triffotin mit meinem Kinde  
Noch diesen Abend ehelich verbinde.

(Triffotin und Julien ab.)

**Fünfter Austritt.**

Philaminte. Armande. Glitander.

Philaminte.

Und Sie, den Freundschaft unsrem Haus vereint,  
Sind feierlichst ersucht, dem jungen Paare  
Bei Zeichnung des Vertrages beizustehn;  
Du meine Tochter, sende zum Notare  
Und sage Deiner Schwefter, was geschahn.

Armande.

Dies Letzte kann ich mir ersparen;  
Denn Herr Glitander ist ja schon zur Hand,  
Um Alles ihr geschwind zu offenbaren  
Und sie zu kräftigen im Widerstand.

Philaminte.

Wir wollen sehn, wer hier die Nacht besitzt,  
Und ob ich nicht sie zum Gehorsam bringe.

**Sechster Austritt.**

Armande. Glitander.

Armande.

Es schmerzt mich tief, mein Herr, daß sich die Dinge  
Nicht ganz nach ihren Wünschen zugespißt.

Glitander.

Nun denn, mein Fräulein, ich bin gern erbödig,  
Besagte Schmerzen Ihnen zu vertreiben.

Armande.

Die Mühe, fürcht' ich, wird vergeblich bleiben.

Elisander.

Vielleicht ist Ihre Furcht durchaus nicht nötig.

Armande.

Das wird mich freu'n.

Elisander.

Ich zweifle nicht daran  
Und darf gewiß auf Ihren Beistand zählen.

Armande.

Ich will behüßlich sein, soweit ich kann.

Elisander.

Es soll an meiner Dankbarkeit nicht fehlen.

**Siebenter Auftritt.**

Elisander. Chrysale. Arist. Henriette.

Elisander.

O helfen Sie! Sonst bin ich ganz verloren,  
Denn Ihre Frau sagt unerbittlich Nein  
Und hat Herrn Trissotin zum Schwiegersohn erkoren.

Chrysale.

Zum Teufel auch, was fällt ihr ein?  
Konnt' ihr der Schulfuchs so den Kopf verdröhn?

Arist.

Er macht lateinische Gedichte.

Davor wird jeglicher Ritual zu nichte.

Elisander.

Noch heute soll die Trauung vor sich gehn.

Chrysale.

Noch heut?

Elisander.

Noch heut.

Chrysale.

Und heut noch, ihr zum Bissen,

Mach ich aus Euch ein Ehepaar.

Elisander.

Schon zur Vollstreckung rief sie den Notar.

Chrysale.

Gut! Ihn zu rufen war auch ich entschlossen.

Elisander (auf Henriette zeigend).

Dem Fräulein wird befohlen, bald bereit

Zu sein und sich zur Trauung zu bequemen.

Chrysale.

Und ich befehl ihr mit Entschiedenheit,  
Nicht jenen, sondern diesen Mann zu nehmen;  
Ich will doch sehn, wer hier das Machtwort spricht,  
Und ob ich Herr im Haus bin oder nicht.

(zu Henriette.) Erwart' uns hier, wir kehren bald zurück.  
Komm, Bruder, und auch Sie, Herr Schwiegersohn.

Henriette (zu Arist).

Ah, sorgen Sie, daß er im selben Ton  
Zur Mutter spricht!

Arist.

Ich bürg'e für Dein Glück.

**Achter Auftritt.**

Henriette. Elisander.

Elisander.

Trotz allem Beistand, den man mir verheiß'n,  
Ist Ihre Liebe doch mein höchster Hort.

Henriette.

Und diese Liebe hält getreulich Wort.

Elisander.

Dann wird mir keine Macht mein Glück entreißen.

Henriette.

Sie sehn mein Herz von hartem Zwang gepreßt.

Elisander.

So lang es mein ist, werd' ich nicht verzagen.

Henriette.

Ich will für unsre Sehnsucht alles wagen,  
Und wenn dies Ziel sich nicht erreichen läßt,  
So giebt's noch immer fromme Zufluchtsstätten,  
Wo Manche schon verhaßtem Bund entwich.

Elisander.

O Schreckensbild! Der Himmel möge mich  
Vor diesem Zeugniß Ihrer Treue retten!

(Fortsetzung folgt.)

**Hie.**

Wenn unter den Eichen ich träumend steh',  
Kiegl' lockend die Welt mir zu Füßen,  
Fern gläset das Meer, wie ein Feuersee,  
Und die blauen Berge grüßen.

Das Alles ist mein und mein ist das Glück,  
Vorüber die Tage der Thränen, —  
Was blieb denn geheim in der Brust zurück  
Und will mir nicht sterben, das Sehnen?

Was schweift mein Sinn denn suchend hinaus  
Mit der schimmernden Segel Bänken,  
Als kömmt' ihm jenseits des wollenden Blaus  
Das Land seiner Träume noch winken?

Was packt es mich oft in der stillen Nacht,  
Wie ein heimlich mahend Verlangen,  
Als kömmt' ich mit zitternden Armen sacht  
Noch ein Wunderbares umfassen?

Es hat nicht Namen und tausend zugleich,  
Ist Glück nicht noch Weh noch Begehren,  
Einem stulendem Strome ist es gleich,  
Des Wasser sich nimmer entleeren.

So hat er gewallt schon zur Frühjahrszeit,  
So heut, da die Blätter sich färben;  
Ob sonnig mein Tag, das Glück mein Geleit:  
Die Sehnsucht kann nimmer mir sterben!

Konrad Tilmann.

## Frühlings - Mond.

Von Johannes Schlaf.

Hell steht der runde Mond drüben über den weißen Blüten, die ins Blau verhauchen wie silbrige Reisel. In Träumen sängt sich mein Herz, fern von Jammer und Lust.

Ein altes Klavier hab' ich im Zimmer. Vor manchem Jahrzehnt war es einmal jung. Aber es hat noch zwei Oktaven in der Mittellage, mit denen etwas anzufangen ist. Wunderliche Lieber schlummern drin aus alten Zeiten. Meine Hände gleiten über die Tasten und ein stilles Lachen ist in mir, wie die Töne in mich hineinzittern, fein, verschleiert. Ich verstehe sie und sie umweben mich mit einer heiteren Klarheit, wie der Tag um mich her stirbt und die sonnengrelle Welt. Nun kann ich sie wandeln, wie ich will, und sie muß dem heimlichen Übermut meiner Träume gehorchen. — — —

Ich habe Publikum. Erst ist es ein weißer Schimmer vorm offenen Fenster, ein Flimmern und Zittern und Flattern. Und schneller und schneller werden die gleißenden Schwingungen. Und nun rundet sich's in dem wogenden Glast und zarte Glieder werden, durchsichtig wie die Luft, die über sonnenhellen Feldbreiten zittert. Und nun derber, voller. Leiber, weiß und rosig. Und huch! schwirrt es um die Fensterede herum; noch einmal, wieder und wieder. Wie das Flügeltrauschen von Tauben. Und nun ist das ganze Fenster besetzt. Auf der Querseite sitzen sie beieinander wie Vögel auf einem Dachfirst. Mit flatternden Fittigen bringen sie sich ins Gleichgewicht. Wie Perlmutter flimmern sie: in lachs-farbenen, rosa, orangenen und smaragdnen Schimmern. Mit Büffen und Rippenstößen drängen und rücken sie sich zurecht; keine Pausbäder mit runden, weißen Leibern. Wie Silber leuchtet an den Seiten das Fleisch, und rosige Tupfen an den Gelenken. Immer von neuem schwirrt es heran und neues Drängen und Stoßen und ein unaufhörliches Wispern und Richern hinter vorgehaltenen, runden Händen. Krause Haare, blond und blinkend wie Gold. Aber große, große Augen. Dunkel, tiefdunkel in den lichten Gesichtchen, daß es einen durchbebt mit einem Schauer. . . .

Die einen haben Fiederdolben im Mund, weiße und klafarbene. Bis an die Brustchen baumeln sie herab. Welche sitzen ganz still, haben die Händchen auf den Knien gefaltet, lauschen und sehen mich an mit ihren großen samtenen Augen. Welche penkeln mit den biden Beinchen hin und her und träumen die Zeiten.

Und jetzt fassen sie Mut. Huch, huch! sind sie vom Fensterkreuz herunter und trippeln, die Fingerringen am Mund, fichernd, den Kopf zwischen die Schultern gezogen, als hätten sie einen Streich vor, zwischen dem knisternden Papier auf dem Tisch vorm Fenster, und sehen sich auf den Tischrand. Sie stützen sich mit den

Häufchen auf die Kante und die feinen Fingerringen biegen sich schimmernd um das Holz. Übermütig baumeln sie mit den Beinchen und lugen, mit vorgerecktem Hals, zu mir her, ob sie noch mehr wagen dürfen. Ohne Aufhören schwirrt es und trippelt und lüchert. Mehr kommen und immer mehr und dreifacher werden sie und dreifacher.

Und da, mit einem Male, hab' ich die ganze Gesellschaft im Zimmer! An den Möbeln flattern sie hin, lugen in Ritzen und Kasten, schießen auf dem Sopha Kobolz, wälzen sich über den Teppich und auf dem weißen Fell vorm Bett. Bis zu mir her, auf das Klavier, schwirren sie und staunen, die Mäulerchen offen, auf die Tasten, und rufen mit hellen, feinen Stimmen in die Saiten hinein, daß es hallt. Das ganze Zimmer ist voll Duft, voll weichem, sächelnden Rauschen und silbrigem Schwirren, liegt in einem taghellen Glanz.

Wieder ist einer von der Tischkante herunter auf die Dielen geklattert. Ein kräftiger Schlingel. Sein Flügel-schlag schrillt, als ob ein Rebhuhn aus einer Ackerfurche aufsteigt. Zögernd, mit unbeholfenen Schritten, balanciert er sein dickes, weißes, leuchtendes Körperchen auf mich zu. Jetzt bleibt er stehen und sieht zu mir herüber, das Fingerringen am Mund. Ich lasche und nicke, und huch! hab' ich ihn auf der Schulter. Und nun umfächelt's und umrauscht's mich, als wäre ich in einen Taubenschlag geraten. Ob ich mitkommen will? O, ich habe Zeit; nichts zu veräumen!

Und nun ist das Zimmer vom Fenster hin ein augenblendendes Flimmern, Schwirren und Rauschen. Aus dem Fenster schwing' ich mich, ihnen nach, in den Glanz hinein, in die laue Blütenluft. . . .

Immer, immer vor mir her die helle Wolke, von der sich's löst in weißen Fädchen hin über die Blütenwogen am Weg, über wirpernde Wipfel und hinauf in die blauen, hellen Höhen.

Freie Nacht! Mein Sinn wird weit, weit, weitest sich in die schimmernde Nacht hinein und meine Brust dehnt sich ihrem Atem entgegen. Mit stillem, süßen Rauschen schreit' ich hin, wie Gehelmissen, tröstenden, unermeßlichen Offenbarungen entgegen.

Die vollen Zweige strecken sich über Stadete, Hecken und Mauern, hinüber und herüber. Sie rauschen und rauschen. Weißes Licht flutet bedend hinüber, durch dufendes Blatt- und Blütengeträusel, steigt über Gras und Wegblumen. Heimliche Stimmen rauschen und klingen und küstern und schweigen wieder.

An den letzten Häusern vorbei. Still liegen sie in Blüten und Staub und Blumen, mit erloschenen Fenstern; lugen herüber mit mondlichen Mauern.

Im Freien. Das Land wagt hinauf zu den Höhen. An Vergleichen schreie' ich hin. Welch kraust sich und silbergrün das Gras unter meinen Schritten. Blumen dazwischen, weiße und gelbe, wie Lichtfunken, von den Sternen herniedergerpflückt.

Unten fluten die Gefilde in die Länge und Breite und verrinnen in die mondbämmernden Fernen. Über Bienen und Wäde, an Weiden hin walt es und weht es von wunderlichen, weißen Gestalten. Und im Richten halt es sich schwarz und ragt und wächst empor mit rauschenden, klaren Wipfeln. Aus den Höhen aber flutet es hernieder, unendlich, und rinnt in goldenen Strömen fern drüben in den See, blinkt und blüht und schießt über die weite Fläche in heimlicher, funkelnder Unrast.

Vor mir zerweht die Wolke und löst sich in blinzelnde Nebel über die Fjuren, in die Höhen. Licht ist die Welt, still und heiter wie sie, und mit dunklen, klaren Augen schauen die ewigen Mästel . . .

Im Klostergarten steht ein altes Gemäuer. Da giebt es heute Spul.

Bald bin ich, mit ein paar Säen, über die niedrige Kalksteinmauer. Unendlich dehnt sich jetzt der weite Garten in diesem wunderlichen, verwirrenden Licht. Schräg über eine Weie geh' ich durch die weiße Lichtkist, zwischen hohen Gräsern. Schief vor mir her und klein mein Schatten. Weit über mir die unzähligen Sterne. Milchweiße Dünste vor mir hin. Gleiten und walfen.

Drüben rascheln Winsen in der Nachtluft und Weidengebläsch neigt sich über einen funkelnden Tümpel. Der dampft, wimmernde Ruf einer Ulke. Von fern, aus dichtem schwarzen Laub, das Schluchzen einer Nachtigal.

Über die lichte Wiesenbreite schreie' ich mit schwebenden, zandernden Schritten. Ein jähes Wispern im Laub. Verrauscht. Stille. Tiefe, tiefe Stille. Aber um mich lebt's von tausend ungelanten, ungeesehenen Wesen, wie ich vorwärts schreite tiefer, tiefer, weiter in die lichte Einsamkeit. An den Wäschern gleitert's hin in dünnen, wieder verrinnenden Formen und will sich offenbaren; über die hohen, lichtgrünen Gräser, über ragende, lebende Blumen wogt's wie Gewänder, leuchtet und gerinnt, unsahbar den ansichäuenden Sinnen und umspinn mich mit weißen, mondlichten Dunstgeweben.

Am Köhricht hin. Ein feines, feines Senzen geht durch die schwanken Kamine, wie das klare Wimmern einer Silberfalte. Ungewisse, verflingende Laute . . .

Ich bleibe stehn. In dem Wasser leuchten die Sterne zwischen den weißen und gelben Teichrosen, ruhig, in stetem Glanz. Mir ist, als wüchsen sie, wüchsen sie empor aus dem schweigenden, dunklen Gewässer, auf blinzelnden, silbernen Stielen, wie wunderbare Fabelblumen. Wie ein Atem flütert's lan an meinem Ohr hin, wie ein heimliches Wispern. Es berührt mich wie mit Lippen und erzählt, erzählt. In lange schweigenden Tiefen meiner Seele wirb's lebendig und blüht herauf und erzählt alte, halbvergessene Märchen; und verblichene Gestalten steigen empor und gewinnen Farbe und Leben, und sie werden wirklich in den einlanten,

milchweißen Bienennebeln, umflüstern mich mit hundert Jungen, kommen und schwinden, werden deutlicher und schwinden wieder, schwinden vor meinem Lächeln, nahen, wenn mich die tiefe, lichte Einsamkeit durchstößt mit Schauern.

Und weiter treibt es mich in das silberblaue Licht. Fern, von der Nachtluft herübergeweht, das Geklaff eines Hofhundes. Wie weit die Welt liegt! Wie in weitenweiten Fernen!

Mühselos wie dem Prinzen im Märchen, der auszog, die goldenen Äpfel vom Baume des Lebens zu pflücken, mühselos wie ein Sonntagblind hat's mich hergeführt ins Traum- und Fabelland. Und weiter, weiter treibt es mich, hinein in das silberblaue Licht . . .

Eine nie, nie gesehene Gegend. Unmenmrausch eine lichte Paradiese. In hohem Gras schwingen unzählige weiße, blaue, lilafarbene und gelbe Blumen. Ringsum drüben an den mächtigen Stämmen hin dehnen sich weiße Nebel, schweben hinauf an dem silberdurchzitterten Laub, hinauf zu dem glitzernden Sternegewimmel. Und hoch oben steht groß und voll der Mond.

Aus dem blauen Dunkel weht ein süßes Duften von ungeheuren Blumen. Wie es rauscht und feucht und wirpelt durch die weite Einsamkeit! Ich stehe und lausche. Lausche . . .

Mir ist, als hör' ich, wie mit leisem, leisem, freudigem Brausen in der Stille sich das Leben entfaltet, wie es hinauf wird aus den schlummernden, braunen Tiefen mit möglichem Dehnen und Drängen, hinauf in das Licht, der sonnigen Klarheit des Tages entgegen mit träumendem, unbewußten Trieb, mit heimlicher, sehnder Nacht.

Alles Leben! Alles, alles Leben! Kein Tod und kein Vergehen! Nur ein schimmerndes Träumen, das erwacht, wonnig durchschauert von Wärme und Feuchte, sich entfaltet hinauf ins Bewußte durch Millionen von Entwicklungen, das Eine, tiefe, tiefe, tiefe. Bis es mit klaren, aufsaugenden Augen den Tag fest und seiner eignen innermehlichen Wunder sich bewußt wird. Keim spricht aus Keim und es entfaltet sich in freudiger Mannigfaltigkeit und leuchtet und lacht mit tausend fröhlichen Farben und erglöhkt im goldigen Lichtglanz des Tages, und ruht in süßer, weitertiegender Beschabung im lichten Frieden sächelnder Nächte; und nach durchmessnem Kreislauf seiner Kräfte löst es sich hinein in die selige Ruhe des dunklen Muttergrundes und schlummert neuem Werden, ewigem Wechsel entgegen. Und tausend Leiden und Qualen, denen seine Begrentheit unterworfen ist, gelten ihm nicht die Wonnen eines Augenblicks, die es mit ihnen erkaufte. Und die seligsten von allen die, da sich das Einzeln, Getrennte in mächtiger Verknüpfung findet mit dem ewig Einem, und ihm seine Leiden und sein Vergehen nichts sind als der ewig flutende Wandel aus dem Traume hinüber ins Bewußte und aus dem Bewußten in dem Traume, da es in geschwüsterlichen Schauern das große Weineinander aller Nehen und Fernen, alles Kämpfenden und Gestellten empfindet.

Die wunderliche, süße, ungestüme, ringende Thorheit des Lebens!



Ringsum, aus allen Weiten, durchschauert mich sein ewiger Pulsschlag und in ihm schwindet all sein Wechsel, sein Zweifelpalt, sein Leiden und sein Ringen in eine einzige, grobe, mit keinem Gemmel zu begreifende Bewegung, begrifflich nur in dem Fühlen eines Augenblickes, eines kurzen, verrinnenden Augenblickes der Offenbarung.

Rond, Blumen, Gras, ihr Milliarden belebter Atome; alles ich und ich und alles, du: Das Eine, Einzige . . .

Eine lange, lange Alee. Kraste, mächtige Akazien. Ihre Wipfel fügen sich zusammen wie zu einem gotischen Spitzbogen. Hohes Gras wuchert über den alten Weg. Ein Geruch nach Moos und feuchtem, modrigen Waldboden umdünstet mich. Hoch über mir das leise Brausen der Wipfel. Weit unten blüht es hell durch den blauen, schleiernden Mondnebel wie lichtglühendes Mauerwerk. Und ich tauche hinein in die ernste, kühle, mondburchflimmerte Nacht.

Durch lauges Dunkel und kurze bebende Helle führt der Weg. Zu beiden Seiten die schwarze Nacht des Parks. Verirrte Mondstrahlen spielen um einen Stamm durch grüßliches Laubwerk, über lichttropfende, goldige Dolbenblüten.

Der ferne Ruf eines Käuzchens. Ein Tier raschelt durchs Laub. Ferne, heimliche Töne hallen und senzen durch die kühle, schwarze Stille. Und das Brausen oben, im düstren, monotonen Akkord. Wie im Traum geh' ich, in einer bangen Betäubung.

Und nun steh' ich vor dem alten Mauerwerk. In starrer Ruhe ragt es, inmitten einer Lichtung, in das weiße Licht hinein. Ragt mit Ecken, Pfeilern, Winkeln und breiten, mächtigen, lichten Mauerflächen. Oben aus den dunklen Zinnen bricht mondburchflimmertes Gestrüpp, weißt und rauscht und mimmert in der streichenden Nachtluft. Schwarz tiefen sich in das gleiche Mauerwerk hinein die hohen gotischen Spitzbogensenster und dunkler Eichen rankt hoch hinauf in dichten, breiten Massen. In das Dunkel des Kreuzgangs sticht sich zwischen Säulen und hängendem Blattgerant das Mondlicht und siegt still auf großdurchwachsenen Pfeilern und verwittertem Bildwerk.

Hinter mir die rauschende Nacht des Parks und drüben im dichten Beieinander ungeheure, breite Ebbestannen. Über ihnen schwebt voll der goldige Mond und weckt in ihren dicken, tiefhängenden Zweigen ein rätselhaftes Leben.

In einer wunderlichen, bangen Sehnsucht schreit'

ich durch hohes, leise pfeifendes Gras und wüstes Mauergeröll, durch Unkraut, Nesseln, wilde Malven. Sedentosen und hochwuchernde Nachtsiolen. Uraste, übermooste Mäler ragen braus empor. In der überben Helle erkenne ich allerlei Bildwerk. Hier, auf einem schiefen, halbversunkenen Grabmal, halb erhoben, in steifer Haltung, das Bildnis einer Edelfrau, mit glatt anliegender Haube über dem runden Gesicht mit den starren Augen. Eine mächtige, gefaltete Holzkrone. Die Hände über ein Gesangkuch gefaltet. Das Bild eines geharnischten Ritters, eines Geistlichen mit hoher Mitra. Eine Inschrift in steifen, gotischen Buchstaben mit wunderlichem Arabeskengerant. Lebensbäume, wuchernder Schierling und gelbblühendes Schöllkraut, hohe, weiße Kamillen, Löwenähnen, Nellen und Molen; eine üppige, wuchernde Wildnis.

Und nun tret' ich durch den Haupteingang mit der mächtigen, durchbrochenen Rosette drüber in die Kapelle. Mein Schritt hallt auf den weißen Pfeilen durch den hohen Raum. Auf den Zehen geh' ich weiter. Schutt und Trümmer liegen aufgehäuft. Gras und Unkraut drüberweg und stille Mondlichter in Streifen und Ecken und Gefräusel. Hoch oben noch ein Stück Dede mit Wölbungen und steinernen Gurten, die sich von mächtigen Säulenbündeln mit blatt- und blumenverzieren Kapitälchen aus drüberhingeweigen. Fledermäuse und Nachtschmetterlinge. In Winkeln, Höhlen, Ecken und Mauerripen der Nachtwind. Wie leise, ferne Motetten und Choräle tönt es, von einem unsichtbaren Chor gesungen, und verhallt in dem weiten Raum. Glühfächer ziehen blutende Kreise und Kurven mit ihrem grünflimmernden Phosphorlicht. Durch die Fensterhöhlen, über wuchernden Eichen hin, drängen sich die Mondstrahlen herein. Ein Nachtvogel streicht weichen Fluges über mir hin. Irigendwo rollt ein Steinchen herab und hallt durch die Stille.

Aber oben hinein sänsigend aus den klaren Höhen die Gestirne herein, und still und feierlich wird mein Sinn in der Todesruhe und erschauert vor ihrer milben, lächelnden Güte. Nicht das grünebe Geirippe ist der Tod; der heilige Urmuttergrund, dem alles Leben entspricht, in dem es nach wilhem Kreislauf selig seinen Wandel beschließt. Viel zu groß, viel zu süß! Mich durchschauert's . . . Still, still fort! — —

Frischer streicht der Wind, wie ich weiterichreite, und leise, leise wechselt das Licht in den ersten Schauern des fern nahenden Tages. Und ich sehne mich nach dem wildfreudigen, jauchzenden Lichtjubiläum des Sonnenaufganges. Leben, Blüten, Menschen, Kampf und Sonne, Sonne! —

## Die Frage der Theater-Zensur.

### IV.

„Gutta cavat lapidem, vielleicht nicht einmal dies, aber es will doch versucht sein“ — nur dieser Gedanke, und keine stolgere Zuversicht hat uns diese Artikel-Serie in der „Deutschen Dichtung“ beginnen

lassen. Es fehlte nicht an Stimmen, die davon abrietten; insbesondere wurden wir auf zwei Thatsachen verwiesen. Erstlich, daß seit vollen zwei Jahren jede öffentliche Diskussion über die Frage

gerut; das beweise doch immerhin, daß der gegenwärtige Zustand ein leidlicher, eine Abhilfe nicht dringend geboten sei. Ferner aber wurde uns gesagt, daß die Gutachten aller Voraussicht nach überaus verschiedene Ansichten kundgeben würden. Dies Letztere schien uns kein Unglück und über das Erstere dachten wir anders. Wer schweigt, stimmt deshalb noch lange nicht zu. Vielleicht, dachten wir, weckt unsere Anregung in der Tagespresse und in literarischen Kreisen ein Echo und nützt der Sache.

Diese Hoffnung hat sich denn auch bisher schon reichlich erfüllt. Die meisten größeren Zeitungen in Deutschland haben von dem Inhalt dieser Aufsätze der „Deutschen Dichtung“ Notiz genommen. Eine große literarische Vereinigung in Berlin hat die Frage zum Gegenstand einer öffentlichen Diskussion gemacht. Endlich ist seit langen Jahren wieder in einem Einzelfalle auch richterliche Entscheidung nachgesucht worden.

Die öffentliche Diskussion wurde von der „Freien Literarischen Gesellschaft“ am 16. November d. J. veranstaltet. Sie war aus den Kreisen des gebildeten Publikums sehr zahlreich besucht, hingegen hatten sich von den Berliner dramatischen Dichtern sehr wenige, von den Theater-Direktoren kein einziger eingefunden. Auch Herr Ludwig Barnay nicht, der kurz vorher in der „Deutschen Dichtung“ (S. 74) die Anregung zu einer derartigen „freien Versammlung“ gegeben. Unsere Leser wissen, daß wir damals sofort eine stärkere Beteiligung aus diesen Kreisen für höchst unwahrscheinlich erklärt haben: „An den Schreibtisch sind die Herren zu bringen, in eine Versammlung viel schwerer.“ Es gehörte auch wahrlich keine Prophetengabe dazu, aber wie immer sich die Erscheinung erklären mag, aus der Gleichgültigkeit gegen die Theater-Zensur gewiß nicht. Auch die starke Beteiligung des Publikums konnte Niemand überraschen; thatsächlich interessieren sich weitere Kreise für die Frage und mit Recht. Sie ist ebenso wenig nur eine Interessenfrage der Dichter und Direktoren, als etwa die Aufhebung der Pressenzensur in den vierziger Jahren nur die Schriftsteller und Verleger anging.

Über den Verlauf jener Diskussion können wir nur in Kürze berichten. Der Referent, ein Berliner Rechtsanwalt, der in jüngster Zeit auch als dramatischer Schriftsteller vor die Öffentlichkeit getreten ist, Herr Dr. Richard Grelling, entwickelte in andertalbhündiger Rede seine Ansicht dahin, daß die Theater-Zensur überhaupt nicht zu Recht bestehe, daher nicht abgeschafft zu werden brauche. Im Übrigen deckten sich seine Anschauungen durchaus mit jenen, die Ludwig Fulda und Josef Kohler kurz vorher in der „Deutschen Dichtung“ veröffentlicht

hatten, während sich die Polemik hauptsächlich gegen die Gutachten von Adolf Varrone und Ludwig Barnay lehnte. Die Diskussion beschränkte sich auf zwei kurze Äußerungen. Der Schriftsteller Herr Eugen Reichel erhob einige Einwendungen, annähernd von demselben Standpunkt, den selber Ernst Wichert in dieser Zeitschrift vertreten, während der Herausgeber der „Deutschen Dichtung“, von dem Vorstand der Gesellschaft darum ersucht, eine kurze Inhalts-Übersicht der ihn bis dahin zugegangenen Gutachten gab.

Derselbe Rechtsanwalt hat seither seine Überzeugung, es genüge in der Praxis, von Fall zu Fall die Rechtsgültigkeit der Theater-Zensur zu bestreiten, auch durch die That zu erproben versucht, und zwar in einem Prozesse, den er Namens der Direktion des „Lesing-Theaters“ und des dramatischen Schriftstellers Herrn Erich Hartleben vor dem Königl. Preuß. Oberverwaltungs-Gericht gegen den Polizei-Präsidenten von Berlin, Herrn von Richthofen, wegen des Ausführungs-Verbots der Hartleben'schen Komödie „Ganna Jager!“ anstregte. Die Verhandlung fand am 1. Dezember d. J. statt, und endete, was das Prinzipielle betrifft, genau so, wie von vornherein vorauszusetzen gewesen. Wie das Kammergericht in einem, unseren Lesern bekannten Prozesse (vgl. Band IX. S. 102 ff.) vor Jahren die Rechtsgültigkeit der Theater-Zensur anerkannt, so geschah dies nun auch durch das Oberverwaltungs-Gericht. Hingegen hob das Gericht das Verbot auf und gestattete die Aufführung, weil das Stück nichts Anstößiges enthalte.

Dieser Ausgang der Verhandlung ist sehr lehrreich. Nachdem nun die beiden obersten Instanzen, das Kammergericht einerseits, das Oberverwaltungs-Gericht andererseits die Theater-Zensur als zu Recht bestehend erkannt, wird dieser Einwand fortab weder vor dem Forum des ordentlichen, noch des Verwaltungs-Gerichts geltend zu machen sein. Aber andererseits bietet diese Verhandlung allen jenen, die der Überzeugung sind, daß die Zensur aufgehoben werden müsse, neues Material. Der Polizei-Präsident von Berlin, wie der Oberpräsident, Herr von Megenbach, sprachen das Verbot über daselbe Stück aus, das vom Oberverwaltungs-Gericht freigegeben wurde. Wäre Herr Hartleben nicht bis an die oberste Instanz gegangen, sein Stück wäre unangeführt geblieben, obwohl nun richtiglich feststeht, daß es nichts Anstößiges enthalte. Aber auch für Jene, die nicht die Aufhebung der Zensur, aber eine neue gesetzliche Regelung derselben anstreben, wird der Ausgang dieses Prozesses willkommenes Hülfsmittel bieten. Es währt lange, bis die beiden Verwaltungs-Instanzen durchlaufen sind und die Frage von der dritten, der Verwaltungsgerichtsinstanz

Inhansz endgültig entschieden ist. Ein gerichtliches Urteil muß schon rascher zu ermöglichen sein.

Was nun aber unsere Diskassion betrifft, so ist sie durch den Ausgang dieses Prozesses gewiß nicht überflüssig gemacht worden. Im Gegenteil, die Notwendigkeit einer allseitigen Klärung der Frage hätte sich kaum sichtlicher herausstellen können. Und so fahren wir guten Mutes in der Mitteilung der Gutachten fort.

Max Bernstein in München, dem in dieser Frage als Juristen, Theater-Kritiker und Theater-Dichter eine Stimme zukommt, schreibt uns:

Sehr geehrter Herr!

Die Frage, ob die Theaterzensur auf die eine oder auf die andre Weise einzurichten sei, entscheide ich so wie die Frage: „2 + 2: ist das 5 oder ist es 6?“ Die Frage ist falsch und deshalb kann sie niemals, so wie gestellt, richtig beantwortet werden. Daß der Theaterbetrieb unter Ausnahmsbestimmungen stehen und vom Staate anders als irgendwelche andre Bethätigung behandelt werden solle — dieser unrichtige Gedanke darf nicht, durch „Regelung“ der Zensur, irgendwie gestaltet, sondern er muß, durch Aufhebung der Zensur, unwirksam gemacht werden. Was nicht verboten ist, das ist erklart, und was verboten ist, sage das Gesetz — unzweibartig, klar, für Alles und für Alle geltend. Alles Andre ist Willkür, verwerflich, schädlich, ungerrecht, unästhetisch. Was gegen die Sittlichkeit (oder was man so nennt), die öffentliche Ordnung (oder was man so nennt) u. dgl. verstößt, kann schon nach dem bestehenden Gesetze genügend bestraft werden. Warum sollte gerade beim Theater der Staat besondere Maßregeln nehmen, Gefährdungen zuvorkommen? Die letzte logische Folge des Prinzips der Zensur wäre; daß kein Kind geboren werden darf, ehe der Staat sich darüber vergewissert hat, ob es nicht bei seinen Lebzeiten etwas Unerlaubtes thun werde. — Will man trotz alledem die Zensur bestehen lassen, so muß gegen sie der Rechtsweg offen stehen. Von Nichtern, die das schon bestehende und allgemein (nicht nur für Theater) gültige Gesetz auf den Einzelfall anwenden, soll entschieden werden — nicht von Verwaltungsbeamten, die nach ihrem „Ermessen“ urteilen. Denn wer nur nach seinem Ermessen urteilt, ist Gesetzgeber und Richter in einer Person. Bei der Polizei kommt hinzu, daß sie ihr Urteil selber vollstreckt, mit sofortiger Rechtswirksamkeit! Dagegen sollte der Betroffene an den Richter sich wenden können: etwa an eine Landgerichtskammer und darauf an eine Revisionsinstanz. Solche An gelegenheit dem ordentlichen Richter zu entziehen und „Sachverständige“ (oder was man so nennt) zu Mitrichtern zu machen, ist wohl nicht veranlaßt;

den Beteiligten wird zu gestatten sein, Sachverständige dem ordentlichen Richter vorzuführen. Es scheint mir auch wenig darauf anzukommen, ob ein „objektives Verfahren“ beliebt wird, oder der vom Verbot Betroffene als Kläger, die verbotene Behörde als Beklagte ersicht oder ein anderer Ausweg gewählt wird. Die Hauptsache bleibt: daß dieser Weg aus dem Gebiete der Willkür in das Gebiet des Rechtes führe. Dann wird man sich bald überzeugen, daß Grillparzer wahr spricht: „Da eine gute Zensur nicht möglich ist, eine schlechte aber verderblicher als keine, darum keine. Es kann keine Zensur geben, weil es keine Zensoren giebt“ — und Montesquieu: „Il ne faut pas trop gouverner.“ . . . Ceterum censeo censuram esse delendam.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebener

Max Bernstein.

Herr Dr. Otto Devrient, der ehemalige Direktor des Berliner königlichen Schauspielhauses, schreibt uns auf Grund seiner persönlichen Erfahrungen:

Sehr geehrter Herr!

Zensur habe ich in meiner theatralischen Laufbahn wohl erst kennen gelernt, seit ich mit meinem „Luther“ den Bekanntkampff berührt habe. Da hat die Polizei in Breslau die Aufführung beanstanden wollen, das Ministerium sie aber sofort genehmigt, jedoch einige Vorstrichsstriche zur Schonung der Katholiken verlangt. Sie waren sehr unbedeutend. Ähnliches wurde in Mannheim gewünscht, für Potsdam, da wir im kgl. Schauspielhaus spielten von Seiten des Ministeriums verlangt. Auch diese Punkte waren wenig bedeuend.

Daß das kgl. Schauspielhaus in Berlin vor etwa 30 Jahren meine „Zwei Könige“ (Bartholomäusnacht) ablehnte aus konfessionellen Gründen, war Vorwand; denn die begehrten Striche bezogen sich gar nicht auf Glaubensäußerungen. An den Hofbühnen, wo ich die Leitung hatte, übte die HofchARGE selbst eine Art von Zensur, in Mannheim das Komitee, in Frankfurt Niemand.

Sie sehen, hochverehrter Herr, ich kann Ihnen wenig Bemerkenswertes sagen, denn wenn ich glaube, daß eine Theaterzensur überhaupt nicht unsern Gesetzen entspricht, so anerkenne ich selbst in diesen Fällen, wo sie mich betraf, zwar ihre Unbequemlichkeit aber doch auch ihre Berechtigung. Die Vorsicht, die uns auferlegt wurde, war der Weg, die Sache selbst überhaupt zu ermöglichen. Was lag mir an ein Paar teuren Versen aus meiner Feder,

wenn ich Luther nur lebendig vor Aller Augen erleben lassen durfte. Das Plattsche seiner Lebensumriffe wirkt ja tausend Mal gewaltiger, als die Paar Worte, ob aus seinem Munde, oder meiner Feder.

Bergehn Sie, wenn ich mit diesen wenigen

Worten Ihnen wenig oder gar nicht dienen kann. Ich that was ich konnte.

Mit vorzüglicher Hochachtung  
Dr. Otto Devrient.

Eine Fortsetzung dieser Mitteilungen soll eines der nächsten Hefte bringen.

## Ein Spruch Ludwig Tiecks.

In der soeben erschienenen neuen Ausgabe von Tiecks Werken (Leipzig, Bibliographisches Institut) teilt der Herausgeber G. L. Klee, auch einen bisher ungedruckten Spruch des großen Romantikers mit. Tieck richtete 1837, „verdrücklich über die rücksichtslosen und verworrenen Bestrebungen der jungdeutschen Litteratur“ an seinen Freund G. Forster die folgenden Verse:

„Dunel ist die Zeit gestaltet,  
Und mit wunderlichen Gnommen,  
Spul und abernen Phantomen  
Wird hantiret und gefaltet:

Auch das Schöne scheint veraltet;  
Lieb' erlischt und Glanz des Maie'n,  
Kommt denn, ihr Verstand'gen, Freien,  
Aus dem Trud und langen Dunsteln  
Tahin, wo uns Lichter sunkeln,  
Wo wir und der Sonne freuen.“

Das war vor 55 Jahren! . . . Junge, Jüngste, Alte und Uralte thäten gut, sich durch derlei und ähnliche Erinnerungen an den Spruch des weiten Ven Aliba gemahnen zu lassen . . .

## Gottfried Kellers Nachlaß.

Als Keller starb, ging mitten unter den unerquicklichen Nachrichten über den Streit um sein Erbe auch die freudige Kunde durch die Zeitungen, er habe die lungegedruckte hinterlassen, darunter Herrliches und Unvergleichliches, namentlich werde die Welt erst nun den Dramatiker Keller kennen lernen. Wer sein Leben und Schaffen aufmerksam verfolgte und wußte, wie schwer ihm die letzten Jahre geworden, konnte an diese unerhoffte Freude nicht recht glauben. Einige, mit denen er davon gesprochen, wußten ja, daß er sich auch mit dramatischen Entwürfen getragen; möglich — sagte man sich — daß der eine oder andere so weit gebiehen, um mindestens als bedeutamer Torlo veröffentlicht werden zu können, aber ein abgeschlossenes Werk war nicht zu erwarten, geschweige denn gar gleich ihrer mehrere.

So ist denn auch gekommen. „Sogenannte literarische Überraschungen“, bemerkt der Herausgeber des eben erschienenen Nachlaßbandes, Prof. Dr. J. Wächtold, mit Recht, „bietet der schriftliche Nachlaß Kellers — das mitgeteilte Trauerspiel-Fragment vielleicht ausgenommen — nicht“. Aber dieser Band („Gottfried Kellers Nachgelassene Schriften und Dichtungen“, Berlin, Wilhelm Berg) wird deshalb doch der wachsenden Kellers-Gemeinde eine dankenswerte und erfreuliche Gabe sein. Auch von dem Trauerspiel abgesehen, das in jeder Beziehung das wichtige Stück des Buches ist, sind die Aufsätze, wie die Erzählungen als wertvolle Ergänzung unserer Kenntnis seines Empfindens und Schaffens zu begrüßen.

Das Fragment „Therese“ stammt aus den Jahren 1851; später hab nur einige kritische Glößen dazu gekommen. Die Entstehungs-Geschichte der Dichtung ist für Kellers Wesen kaum minder charakteristisch, als die selbst. Gerade 30 Jahre alt und noch immer, oder richtiger, wieder einmal Student, schrieb er die „Konzeption“ nieder, das Motiv dazu gab ihm eine Geschichte, die sich in seiner Verwandtschaft bezog. Therese, eine reiche Wittwe von 36 Jahren und Mutter einer schönen siebzehnjährigen Tochter, Wächtold, lebt in einem frommen Kreise, „in welchem ein seiner pietistischer Ton herrscht, in geistlicher Eicheit“, bis ein junger, aufsteigend edler, in Wahrheit verbordeter Missionar, Richard, ins Haus tritt, und ihr eine leidenschaft-

liche Liebe einflößt. Er aber will die Tochter gewinnen und hält in demselben Augenblicke feierlich um dieselbe an, als sich die Frau ihm eröffnen will. Therese „muß augenblicklich gewähren lassen, aber von diesem Augenblicke an erwachen die höchsten, tragischen Leidenschaft in ihr“, sie fällt „in eine wilde Urprünglichkeit zurück, welche mit Gewaltthat und Märet erbet“. Schon dies gestaltet auch das Schicksal des Wächtolds tragisch, noch mehr die Erkenntnis von dem Unwert des Geliebten. „So bricht der ganze, künstlich aufgebauete Gesellschaftskreis dieser feinen Leute zusammen“. Wie schattenhaft auch der Plan ist, er läßt doch erkennen, was der Dichter wollte, aber auch, daß das, was er wollte, vielleicht ein interessantes Kulturbild von scharf anti-pietistischer Tendenz, aber kein richtiges Drama geworden wäre. Eine ungeladene Atmosphäre — und der Mann, um den sich Alles dreht, ein Verrüger! Es ist ein Beweis für Kellers Künstler-tum, daß sich ihm in dem Augenblick, wo er die Feder aufseht, der Missionar in einen edlen jungen Mann verwandelt und das pietistische Motiv zurückdrückt. So war das Werk im Jahr 1850 „fertig“, freilich nur eben in Kellers Phantasia. „Es war“, bemerkt Wächtold, „seine Art, ein Werk in allen Einzelheiten fertig erst im Kopfe zu entwerfen, bevor er eine Zeile schriftlich fixierte. War ein Plan auf diese Weise durchgedacht, nannte er sein Werk ein fertiges. Sein Trauerspiel „Therese“ hätte er jeden Augenblick vollenden können, zweifelte jedoch, ob dasselbe für sein erstes Auftreten nicht zu einfach, zu wenig geräuschvoll wäre.“ Erst im nächsten Jahre schrieb er „den zweiten und dritten Akt“ des, wie Wächtold meint, auf drei Akte berechneten Dramas nieder.

Dieser „oft noch unvollkommene, offenbar mit fliegender Feder niedergeschriebene“ Entwurf liegt nun vor. Im ersten Akt sollte wohl Therens Haus, das Aufkommen ihrer und Wächtolds Leidenschaft für Richard, seine Werbung um Wächtold und die entsetzungsvolle Einwilligung Therens gechildert werden. Das ist etwas viel für einen ersten Akt, namentlich da Wächtold nie die dramaturgischen Ansichten, die Keller zur Zeit der Abfassung hegte, auf Grund seiner Tagebücher wie folgt mittelst: „Er hatte die Überzeugung

gewonnen, daß es bei einem rechten Bühnenstück weniger als Überraschungen und künstliche Bewirkungen aufkommt, als auf die vollständige Übersicht des Zuschauers über die Verhältnisse und Personen. Derselbe solle mit dem Dichter fühlen, wie Alles kommen müsse; er müsse vollkommen klar die Gegenfälle einer Situation durchschauen, welche den beteiligten Personen selbst noch verborgen sind.“ Mit anderen Worten: es kommt Alles auf die Klarheit, breiteste Exposition an. Nun fehlt hier aber nicht bloß diese, sondern auch die Ausmalung des ersten Konflikts und seine aufsteigende Lösung, kurz das, was sonst drei Akte zu füllen pflegt. Wir müssen also Wächtolds Meinung vom dreitägigen Aufbau bezeichnen, es wird wohl ein fünfjähriger beabsichtigt gewesen sein. Indes kommt es nicht darauf an, wichtiger ist, daß wir, wie jeder Leser, ihm beistimmen werden, wenn er von dem Fragment sagt: „Auch hier ist Naturalismus, aber solcher, der Poesie, der Kunst ist. Ein Strom von Poesie fließt durch die beiden Aufzüge.“ Schon die erste Scene des „vorletzten Akts“ ist sehr schön. Theresie bekommt Nachts, im Garten, ihr Schicksal. Noch kämpfen Mitleid und Frömmigkeit mit der Leidenschaft, aber sie fühlt: „Meine einzige Mitleid ist zu leben, zu lieben — und zu lieben! Wenn ihr das Blut in meinen Adern umfließen und rückwärts treiben könnt — dann will ich mich bessern!“ Richard kommt hinzu; er ist ahnungslos, nennt sie „Mutter“, beteuert die Liebe zur Braut. Theresie aber: „Mutter! Hast Du keinen anderen Mann in der Welt? Ich fühle, wie jung ich bin! Sind das nicht schöne braune Haare? Ich will alles Heilige verlassen, wenn Du ein graues endtest!“ Er weicht erdbeckend zurück, nun geht sie ihm ihre Liebe. Er erinnert sie an ihren frommen Glauben, der ihr Kraft zur Entfaltung geben werde — vergeblich; als Nöschen zufällig hinzutritt, geht sie auch ihr Alles. Die Tochter ist entsetzt, dann, auf Theresens Flehen, flucht sie in die Arme der Mutter und führt sie hinweg. Ein Liebesgespräch zwischen einem Paar aus niederm Stande, der Magd des Hauses und dem Diener Richards bildet den Schluß des Akts.

Den letzten Akt eröffnet ein Gespräch zwischen zwei anderen Hausgenossen geringen Standes: die alte Visbeth erzählt einem Diener, welche Verhörung über Mutter und Tochter gekommen. Dann ein Zwischgespräch des Brautpaares; Richard tröstet Nöschen: „Das brüderliche Geheimnis ist ein Licht getreten, und gewiß wird es sich sanft in diesem Licht auflösen, wie eine dunkle Wolke“. Die Mutter tritt dazwischen, will sie für immer trennen. „Wollt Ihr mich ganz einsam leben lassen? Wir müßen alle entsagen! Wist Du unbegreiflicher als ich mit Deinen sechzehn Jahren, Du zartes Nöschen!“ Aber darauf die: „Ich liebe und bin geliebt! Das macht mir die Liebeshölle zum unzerreißbaren Mann!“ Und als Richard sagt, die Trennung liege außer ihrem Vermögen, ruft Nöschen: „Ruher unserm Willen!“ — Theresie: „Aind, wo nimmst Du diese harten Worte?“ Nöschen: „Sind sie hart? O liebe Mutter, sie kommen aus meinem Fleisch und Blut. Ich kann nicht anders sprechen.“ Richard erklärt sich bereit zu gehen, in der Hoffnung, er werde bald wiederkommen dürfen. In der letzten Scene — sie ist gleich weicherhaft, wie die erste — läßt sich Theresie von jener verlassenen Magd aus der heiligen Schrift vorlesen. An der Stelle des Hohenliedes: „Liebe ist stark wie der Tod, und Eifersucht ist seit wie die Hölle“ beschließt sie, zu sterben.

Dieser dürftige Auszug giebt freilich keine rechte Anschauung von dem Reizen des Stücks: Der Charakterist und der Sprache. Sie sind beide herrlich, jedes geringere Wort wäre unzutreffend. Auch dramatisch wirksam sind die Gingeangsszenen des vorletzten, die Schlußszenen des letzten Akts. Aber schon die beiden Dienerszenen, die dazwischen liegen, wären auf der Bühne, an der Stelle, wo sie stehen, der Wirkung sehr gefährlich. Daß Jemand vollends das Bruchstück mit

Erfolg für die Bühne retten könnte, glauben wir nicht. Wächtold hält dies für möglich, und eben geht die Noth durch die Zeitungen, daß Jemand es versuchen wolle. Wer immer es sei, er übernimmt unseres Erachtens eine nicht würdig zu lösende Aufgabe. Im Uelen aber wird diese Dichtung fortab Wirkungen üben, wie nur irgend ein anderes Werk Kellers.

Die beiden Erzählungen, die der Band bringt, stehen durchaus nicht auf derselben Höhe, sogar ein gut Stück tiefer. Sie sind beide vor Jahrzehnten in Verthold Auerbachs Volksalmanach gedruckt worden; man wird es begrifflich finden, daß Keller sie in seine Sammlung aufnahm, und doch Wächtold nicht tabeln, daß er sie hier brachte. Die kürzere: „Der Wähttag“, ist eigentlich nur eine in novelistische Form gekleidete politisch-patriotische Rede des Dichters über den Wert der Wahlen zum großen Rat und der Kantons-Verfassungen; die längere: „Verschiedene Freiheitskämpfer“ ist auch keine eigentliche, skizzenhaft komponierte Erzählung, sondern zerfällt in zwei Bilder: hier der ebenso elegante als bludürftige französische Chasseur Dumanez und seine Verehrerin, die tolleste Gabe Julia, dort der schlichte, brave, starke Altdalwälder Bauer Moll und sein Weib, die schöne, treue Clara; die Handlung spielt im Jahre des schwäbischen Unterganges der Schweizerischen Freiheit, 1798, wo nur die Altdalwälder ihre Pflicht gegen das Vaterland gethan und mit ihrem Blute besiegelt. Kellers Sympathien leben natürlich auf der Seite der schlichten, bis in den Tod getrennen Menschen, ja, seine Abneigung gegen die Franzosen tritt hier so scharf hervor, wie kaum anderswo, aber der Künstler in ihm hat doch eigentlich nur mit dem kurlösen Dumanez als anzuhanen gewußt und ihn mit bizarrer Humor angefaßt. Noch mehr, um dieser Figur willen wollte er die Arbeit nochmals vornehmen und erweitern. Es ist schade, daß er nicht dazu gekommen; man weiß ja, was er in dieser Art Humor leistete.

Aus dem Briefwechsel Gottfried Kellers mit Friedrich Theodor Vischer, den die „Deutsche Dichtung“ vor zwei Jahren mittheilte, weiß man, daß sich Keller lange mit dem Plan zu einem „Kunst-„Wähtlein“ trug, einer Sammlung von Aufsätzen, die seine ästhetischen Anschauungen mittheilen sollten. Es ist nicht genug zu bedauern, daß er nicht dazu gekommen ist, und dies Buch zu besprechen, und die einzeln gedruckten Aufsätze, die der vorliegende Band sammelt, können selbstverständlich nicht den Anspruch erheben, einen Ersatz dafür zu bieten. Aber lebenswert sind sie alle, obgleich sie alle und nicht etwa bloß die selbstbiographischen Arbeiten, ein Spiegel seines eigenen Wesens sind. Die „Selbstbiographie“ freilich, ein wenige Seiten umfassender Aufsatz, ist nur ein Abriß seines ähneren Lebensganges — nebenbei bemerkt: das Letzte, was er geschrieben — und bloß der Schluß merkwürdig: „Ferner dürften einige jener dramatischen Projekte aus den jüngeren Jahren in Gestalt von Erzählungen erscheinen, um die so lange vorgeschwebten Stoffe oder Erfindungen wenigstens als Schatten der Erinnerung zu erhalten und zu gewahren, ob die Welt vielleicht doch ein ausgedehntes Lamentidicht darin erkennen wolle. Sollte es der Fall sein, wäre der Schaden, wo die Bühne wie ein Donnerrösch von dem absprechenden Verfallsgeschrei umhantelt ist, nicht groß“. Dingen bietet der 1876 gedruckte Aufsatz: „Autobiographisches“ sehr Interessantes, namentlich über die Art, wie aus dem Maler ein Dichter wurde, dann seine erste Lyrik und die Entstehungs-Geschichte des „Grünen Heinrich“. Die anderen Aufsätze beschäftigen sich mit Schweizer Dichtern, Künstlern und Staatsmännern (Schubert von Wartenfels, Niklaus Manuel, Jeremias Gotthelf, Heinrich Leutbold, Rudolf Koller, Ludwig Vogel, Böcklin, Alfred Escher). Einiges erhebt sich nicht über einen flüchtigen Gelegenheitsartikel (z. B. der Nekrolog Vogels) und hätte wegbrechen dürfen, ja sollen; Manches ist so schön und bedeutsam, daß man es wiederholt wird lesen mögen,

z. B. die Zeilen über Leuthold und die über Echer. Auch der — in der „Deutschen Dichtung“ gelegentlich der Veröffentlichung jenes Briefwechsels wieder abgedruckte Gruß Kellers zu Wischers 80. Geburtstag ist wie viele man weiß, ein Meisterstück. Der Staatsdichter Keller spricht nur in einem Aufsatz zu uns: einem nie gedruckten „Vortags-Mandat“ von 1862. Wie ist schlichter,

menschlischer, unkonfessioneller ein Volk zur frommen Einsicht in sich selbst gemahnt worden. Dazu eine Form, wie sie selbst Keller nicht immer gelungen. Alles in allem: ein schönes und gutes Buch, zweifellos die bedeutendste literarische Weihnachtsgabe dieses Jahres. — n —

## Neue Lyrik.

Seltene Zeit! Wir klagen über den Verfall der Lyrik und haben vielleicht mehr edle, wahrhaftige Lyriker, als je zuvor; sie dringen nur schwerer durch. Hätte der Mann, von dem wir sprechen, und der nun endlich seine Gedichte gesammelt hat, in der stillen Zeit vor 1848 gelungen, sein Lied und sein Name wären neben andern stände und der Raum wäre besser der vierten Abteilung, den Übersetzungen zugewendet worden. Es sind Übertragungen aus sechs Sprachen (französisch, englisch, italienisch, spanisch, neugriechisch und tschechisch), auch die Auswahl bunt genug, aber alle sind gleich gut. Indes, wie hoch Adler auch seiner metrischen Übertragungen wegen zu schätzen ist, wissen die Leser dieser Zeitschrift gleichfalls schon.

Ein weißes Blatt als Umschlag, darauf ein Eritastrawb als einziger Schmuck, so präsentiert sich die Sammlung „Gaidetraut“ von G. Fabrow (Dresden, Verlag der Dresdner Wochenblätter) zugleich geschmackvoll und bescheiden. Den gleichen Eindruck gewinnt man beim Durchlesen des Buches. Die Frau, welche diese Lieder und Aphorismen geschrieben, verfügt über ein feines, tiefes Gemüthsleben, sie hat ein scharfes Auge für Natur- und Menschenleben, ungewißhaft fest und — das Wort im besten Sinne genommen — viel Temperament in ihr. Hier und da schreibt sie nur auf, wo sie gehalten müßte, darüber wird man leicht und gern hinwegsehen — wie selten begegnet uns in Frauenlyrik ein richtiger Naturlaut, hier ist er zu finden, das ist die Hauptlache und das Ungeberdige Nebenlache. Bewußtlicher schon ist, daß sich neben formidablen Weisheiten, in denen sich Inhalt und Form völlig deden und die — ein weiterer Vorzug — dennoch ungefühltest sind, andere finden, die als sprachlich hart und ungelent getadelt werden müssen. Ich gehe schwerlich irre, wenn ich meine, daß die Dichterin dennoch auch auf die letzteren so viel Fleiß und Mühe gewendet hat, als auf die ersteren — nämlich auf beide herzlich wenig; das ist sichtlich ein Talent, dem Alles entweder auf den ersten Anlauf oder gar nicht glückt — Erita, die vielleicht für immer Erita bleiben wird, aber das ist ja eine Liebe, stille Plume, kein Unkraut, und von einem Erstling volle Reife verlangen, wäre nicht gerecht. Genug, wenn jenes Etwas darin ist, was eben den Poeten vom Leseracher unterscheidet. Auch in den Aphorismen findet sich manches Süßliche, andere freilich sind schon sichtlich oft vorher gedacht worden.

Das Motto zu der Gedichtsammlung „Neue Aforde“ von Heinrich Freimuth (Vaderborn, Schöningh) ist so geschmacklos, daß ich den Band mit einem starken Vorurteil aufschließe. Gleich das erste Gedicht, auf das ich zufällig traf — „Der letzte Geburtslog“ — ließ mich erkennen, daß ich dem Autor Unrecht gethan: ein klar angelegtes, sicher hingezzeichnetes Genrebild. Dann las ich die Einleitung zu einem episch-lyrischen Gedicht:

„Das zum blühenden Kronstabe jedes Fürstenthums erbe,  
Weltentleer, habe Herzen auf die Throne dieser Erde!  
Deine Kronen reiche den Guten, auf die Höhen stell' die Reinen!“

Und wir Ander'n in den Thälen werden wen'ger  
Tränen weinen!“

Das ist schön empfunden und gut gefaßt, doch! ich und legte den Band nicht so bald aus der Hand. Das

seltsame Zeit! Wir klagen über den Verfall der Lyrik und haben vielleicht mehr edle, wahrhaftige Lyriker, als je zuvor; sie dringen nur schwerer durch. Hätte der Mann, von dem wir sprechen, und der nun endlich seine Gedichte gesammelt hat, in der stillen Zeit vor 1848 gelungen, sein Lied und sein Name wären neben andern stände und der Raum wäre besser der vierten Abteilung, den Übersetzungen zugewendet worden. Es sind Übertragungen aus sechs Sprachen (französisch, englisch, italienisch, spanisch, neugriechisch und tschechisch), auch die Auswahl bunt genug, aber alle sind gleich gut. Indes, wie hoch Adler auch seiner metrischen Übertragungen wegen zu schätzen ist, wissen die Leser dieser Zeitschrift gleichfalls schon.

Seltene Zeit! Wir klagen über den Verfall der Lyrik und haben vielleicht mehr edle, wahrhaftige Lyriker, als je zuvor; sie dringen nur schwerer durch. Hätte der Mann, von dem wir sprechen, und der nun endlich seine Gedichte gesammelt hat, in der stillen Zeit vor 1848 gelungen, sein Lied und sein Name wären neben andern stände und der Raum wäre besser der vierten Abteilung, den Übersetzungen zugewendet worden. Es sind Übertragungen aus sechs Sprachen (französisch, englisch, italienisch, spanisch, neugriechisch und tschechisch), auch die Auswahl bunt genug, aber alle sind gleich gut. Indes, wie hoch Adler auch seiner metrischen Übertragungen wegen zu schätzen ist, wissen die Leser dieser Zeitschrift gleichfalls schon.

Seltene Zeit! Wir klagen über den Verfall der Lyrik und haben vielleicht mehr edle, wahrhaftige Lyriker, als je zuvor; sie dringen nur schwerer durch. Hätte der Mann, von dem wir sprechen, und der nun endlich seine Gedichte gesammelt hat, in der stillen Zeit vor 1848 gelungen, sein Lied und sein Name wären neben andern stände und der Raum wäre besser der vierten Abteilung, den Übersetzungen zugewendet worden. Es sind Übertragungen aus sechs Sprachen (französisch, englisch, italienisch, spanisch, neugriechisch und tschechisch), auch die Auswahl bunt genug, aber alle sind gleich gut. Indes, wie hoch Adler auch seiner metrischen Übertragungen wegen zu schätzen ist, wissen die Leser dieser Zeitschrift gleichfalls schon.

Seltene Zeit! Wir klagen über den Verfall der Lyrik und haben vielleicht mehr edle, wahrhaftige Lyriker, als je zuvor; sie dringen nur schwerer durch. Hätte der Mann, von dem wir sprechen, und der nun endlich seine Gedichte gesammelt hat, in der stillen Zeit vor 1848 gelungen, sein Lied und sein Name wären neben andern stände und der Raum wäre besser der vierten Abteilung, den Übersetzungen zugewendet worden. Es sind Übertragungen aus sechs Sprachen (französisch, englisch, italienisch, spanisch, neugriechisch und tschechisch), auch die Auswahl bunt genug, aber alle sind gleich gut. Indes, wie hoch Adler auch seiner metrischen Übertragungen wegen zu schätzen ist, wissen die Leser dieser Zeitschrift gleichfalls schon.

Seltene Zeit! Wir klagen über den Verfall der Lyrik und haben vielleicht mehr edle, wahrhaftige Lyriker, als je zuvor; sie dringen nur schwerer durch. Hätte der Mann, von dem wir sprechen, und der nun endlich seine Gedichte gesammelt hat, in der stillen Zeit vor 1848 gelungen, sein Lied und sein Name wären neben andern stände und der Raum wäre besser der vierten Abteilung, den Übersetzungen zugewendet worden. Es sind Übertragungen aus sechs Sprachen (französisch, englisch, italienisch, spanisch, neugriechisch und tschechisch), auch die Auswahl bunt genug, aber alle sind gleich gut. Indes, wie hoch Adler auch seiner metrischen Übertragungen wegen zu schätzen ist, wissen die Leser dieser Zeitschrift gleichfalls schon.

Seltene Zeit! Wir klagen über den Verfall der Lyrik und haben vielleicht mehr edle, wahrhaftige Lyriker, als je zuvor; sie dringen nur schwerer durch. Hätte der Mann, von dem wir sprechen, und der nun endlich seine Gedichte gesammelt hat, in der stillen Zeit vor 1848 gelungen, sein Lied und sein Name wären neben andern stände und der Raum wäre besser der vierten Abteilung, den Übersetzungen zugewendet worden. Es sind Übertragungen aus sechs Sprachen (französisch, englisch, italienisch, spanisch, neugriechisch und tschechisch), auch die Auswahl bunt genug, aber alle sind gleich gut. Indes, wie hoch Adler auch seiner metrischen Übertragungen wegen zu schätzen ist, wissen die Leser dieser Zeitschrift gleichfalls schon.

Seltene Zeit! Wir klagen über den Verfall der Lyrik und haben vielleicht mehr edle, wahrhaftige Lyriker, als je zuvor; sie dringen nur schwerer durch. Hätte der Mann, von dem wir sprechen, und der nun endlich seine Gedichte gesammelt hat, in der stillen Zeit vor 1848 gelungen, sein Lied und sein Name wären neben andern stände und der Raum wäre besser der vierten Abteilung, den Übersetzungen zugewendet worden. Es sind Übertragungen aus sechs Sprachen (französisch, englisch, italienisch, spanisch, neugriechisch und tschechisch), auch die Auswahl bunt genug, aber alle sind gleich gut. Indes, wie hoch Adler auch seiner metrischen Übertragungen wegen zu schätzen ist, wissen die Leser dieser Zeitschrift gleichfalls schon.

Kritiker, die jeden Dichter in ein bestimmtes Schicksal stecken müßten und denen nicht eher wohl ist, bis sie die Giltigkeit gefunden, die sie ihm an den Besten können, werden mit Adler ihre laune Mühe haben, aber hoffentlich vergessen sie darüber doch zum Mindesten das Eine nicht: daß er ein Dichter ist . . . Die dritte Abteilung „Zu bestimmten Gelegenheiten“ umfaßt nur

wich auch Vieles, sehr Vieles fürde, sei nicht verschwiegen, aber der Gesamteindruck war doch ein guter. Das scheinen auch Andere gefunden zu haben, das Buch liegt in zweiter, vermehrter Auflage vor. Aber gesagt muß sein, daß diese zweite Auflage dem ernst und ehrlich strebenden Dichter noch eher zu gönnen gewesen wäre, hätte er sie nicht als „vermehrte“ in die Welt gehen lassen — vieles hätte wegleiben sollen; es fehlt an der rechten Selbstkritik, namentlich muß Freimuth auch auf die Form mehr Sorgfalt verwendet. Er kann seine Gedanken sehr knapp, sehr hübsch ausdrücken (z. B. „Im Mai ein Sonntagmorgen! — zweimal ein Tag des Herrn“). — nun, wer's kann, der soll's auch immer thun. Besondere Anerkennung verdient das Vokolor der Gedichte aus dem Orient; ob es sich auf Autopsie gründet, weiß ich nicht, möglich ist es schon, da Freimuth, dem Litteraturkalender zufolge, Lauffmann ist. Hingegen habe ich dem Widlein: „Im Volks-

ton. Allerhand Verse und G'hänzl von Emanuel Hans Sar“ (Verlag, F. B. Glemmerichs Verlag) nur nachzusagen: es war mit ordentlich psychologisch interessant, denn ich glaube, ein geschmackloser Buch habe ich nie in der Hand gehabt. Hier nur eine Probe. Das erste von dieses Dichters „Agallienliedern“ lautet: „All-lebenbig ist die Welt! — Sometil sie Gott zusammenhält. — Auch wo's Einem nicht gefällt — wimmelt es von Reimen — Besonders in den Schleiemen.“ Nichts Anderes läßt sich auch über die in willkürliche erschiene „Gedichte“ von Sar sagen. Auch hier nur eine Probe: wir schlagen das Buch willkürlich auf, — S. 19: „Ein Weidenblümchen — Auf Frühlingsstür, — Welches Grün — Der Allnatur; — O wie so reich — Erscheint es mir, — Wie tauendbaltig — Seine Zier!“ Und dertel wird mit dem Anspruch, als Poetik angelesen zu werden, in die Welt gelegt!

Otto Hartung

## Litterarische Notizen.

— Die Berliner Verlagsanstalt „Urania“ (Wnadenfeld & Co.) hat sich bei Herausgabe ihrer „Deutschen Litteratur-Bibliothek“ zum Ziele gesetzt, die Hauptwerke unserer besten Dichter zu möglichst billigen Preisen zu bieten. Vertreten sind Goethe, Schiller, Lessing, Körner, Kleist, Hauff, Lenau und Heine. Schon daraus geht hervor, daß bei der Auswahl die litteraturhistorischen und ästhetischen Gesichtspunkte minder entscheidend waren, als eben die Rücksicht auf die Billigkeit der Verfertigung und den Geschmack der Menge. Nennt man die besten und beliebtesten acht Namen unserer Litteratur, so wird gewiß Niemand, er mag zu welcher litterarischen Partei immer zählen, auf Körner und Lenau verfallen, geschweige denn gar auf Hauff; Derder, Wieland, Grillparzer wagen gewiß schwerer als diese Dichter. Warum fehlen sie? Derder und Wieland wahrscheinlich deshalb, weil sie dem Verleger nicht mehr zugkräftig genug dünkten, und Grillparzer, weil die Verlagsrechte noch nicht frei geworden sind. Diese Auswahl — so sagt man sich also schon auf den ersten Blick — hat gewiß kein Litteratur-Historiker bejogt, sondern ein Geschäftsmann. Noch ungleich stärker wird dieser Eindruck, wenn man die beigefügten Biographien überfliegt. „Manches sinnige Gedicht gab ihm die Muse ein“ — mit diesen ebenso originellen, als „sinnigen“ Worten wird z. B. Goethes Lyrik charakterisiert; ein „in feltener Weise fesselnder Schwung“ zeichnet Schillers Räuber aus, „doch als er den „Don Carlos“ dichtete, begann er die Offenbarungen seines Talentes zu belauden“; Lessings „Minna von Barnheim“ ist „ein Spiegelbild der damaligen Gegenwart“; Körner schrieb „Reißig Lustspiele und erste Dramen für die Bühne“, u. i. w. u. i. w. Unter diesen Umständen muß es einiges Erstaunen wecken, auf dem Titelblatt der Bibliothek zu lesen: „Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.“ Doch klärt uns dieser selbst in einem kurzen Vorwort darüber auf, daß er nur die Aufgabe übernommen, „innerhalb des gegebenen buchhändlerischen Rahmens die Auswahl aus den Werken und besonders aus den Gedichten der Litteratur zu treffen, welche hier in einer Sammlung vereinigt sind.“ Ob nicht ein Mann wie Gottschall seinem lauer erworbenen Namen die Rücksicht schuldig gewesen wäre, die Aufgabe nicht eher zu übernehmen, bis ihm die Gewähr einer völlig würdigen Ausführung geboten worden wäre, und seinen Namen auf das Titelblatt nur dann setzen zu lassen, wenn ihm der Verlag die Möglichkeit einer Beaufsichtigung der Arbeit Anderer zugestanden hätte, wollen wir hier nicht weiter

erörtern. Was aber diese von Gottschall selbst her-rührende Auswahl betrifft, so wird ihm zwar darin beizupflichten sein, daß sich solche Arbeit unmöglich zur Zufriedenheit Aller erledigen läßt, aber wenn er fortfährt: „Wie man auch über Fehlendes denken mag, wenn nur das Aufgenommene selbst durcheinander geht, vollständig und zweckentsprechend anerkannt wird, so darf ich meine Aufgabe als erfüllt betrachten“, so ist doch schon dies nicht ganz richtig. Indes auch darauf wollen wir nicht weiter eingehen, wohl aber auf einiges hinweisen, was weder als für den betreffenden Dichter charakteristisch, also „echt“, noch als „wichtig“, noch als „zweckentsprechend“ anerkannt werden kann und doch Aufnahme gefunden hat. So ist z. B. „Josef Deberich“ für Körner gewiß nicht sehr bezeichnend und gehört zu seinen schwächeren Arbeiten; Gottschall hat die „wahre Anekdote“ aufgenommen, hingegen schiebt „Loni“. Von Kleist sind einige Oden aufgenommen, die Niemand vermüßt hätte, hingegen fehlten „Die Verlobung auf S. Domingo“ und „Die Marquise von C.“ Dasselbe gilt von Hauff; von den Gedichten wäre das Meiste entbehrlieh gewesen, aber ein Reiterstück, wie „Jud Süß“ hätte nicht wegleiben dürfen. Das Seltsamste aber ist die Auswahl, die unter Deines's Werken getroffen wurde: ihm ist genau dieelbe Anzahl gewidmet, wie — man deutet! — wie Nikolaus Lenau, so ist denn von Lenau viel Unbedeutendes da und von Heine selbst viel Herrliches; daß z. B. von den Prosa-Schriften nur die kleine „Harzreise“ Aufnahme gefunden, während „Der Rabbi von Bacharach“ und die italienischen Reisebilder, ja sogar das Stück Selbstbiographie ganz fehlen, ist doch gewiß keine richtige Maßnahme gewesen. Hingegen ist von den Gedichten Alles aufgenommen, darunter Dinge, die nicht in die Hände des Volks gehören, schwächliche Jugenderie, wie „An Fritz von Bengheim“ und „Binnbergelade“ oder gar große Ohschönheiten, wie „Gironia“, die auch dieser „ungesogene Liebling der Grazien“ gewiß nie selbst in eine Ausgabe seiner Werke aufgenommen hätte. Kurz, die „Deutsche Litteratur-Bibliothek“ ist allerdings billig und das ist lobenswert, aber sie ist auch schlecht und hätte doch um dasselbe oder doch nicht viel mehr Geld gut sein können.

— Cwald von Wolkenstein“ von Angelica von Dörmann (Dresden, V. Ehrmann 1890) ist zuerst in dieser Zeitschrift erschienen. Darum können wir das Gedicht nicht loben, und wo man nicht loben kann, soll man auch nicht tadeln wollen.



## Heimkunft.

Ein Roman von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Frau Belleba Mattenklobt zeichnete den ihr Vorgestellten in ungewöhnlicher Weise aus, indem sie eine verbindliche Kopfneigung sogar mit einem leichten Aufheben des Körpers vom Stuhl verband. Zugleich bestätigte sie die letzte Äußerung ihres Gatten: „Ja, mein Mann hat mir viel gemeinsam mit Ihnen Erlebtes mitgeteilt, Weiteres und Ernstes, so daß ich häufig gewünscht, Sie auch einmal persönlich kennen zu lernen. Das ist eigentlich nicht richtig ausgebrückt, denn vom Sehen erinnere ich mich Ihrer aus früherer Zeit sehr wohl und wäre keinen Augenblick im Zweifel gewesen —“

„Sie vermutlich gleichfalls“, fiel der Bankier ein, „meine Frau hieß damals noch Fräulein von der Linden, eine Tochter des Etatsrates von der Linden.“

„So, so“, nickte Jan Harring, „ja, auf den Namen besinne ich mich und, ich glaube, auch auf das Gesicht, aber ich hätte Sie nicht wieder erkannt.“

Von den zunächst stehenden Zuhörern sahen sich einige mit halb schreckhaft betroffenen Mienen stumm an, während andere einen Ausdruck ihrer Empfindung durch leichtes Zucken der Schulter kundgaben. Doch Frau Belleba erwiderte, grazios lächelnd: „Es ist mir eine wahre Erquickung, daß Sie in meinen Zügen lesen, wie sehr ich die Aufrichtigkeit schätze und ihr den Vorzug vor faßen Komplimenten einräume. Ich bin überzeugt, wir werden uns in unserer beiderseitigen Wahrheitsliebe begegnen und bald näher treten, denn nichts befreundet und verbindet mehr als sie. Wer dem weiblichen Geschlecht angehört und schon vor zwanzig Jahren erwachsen war, ist eben heut' eine alte Frau, die sich selbstverständlich so verändert hat, daß man sie nicht mehr —“

Doch ein gemeinsamer, fast stürmischer Protest von zwanzig umherbefindlichen Lippen unterbrach die Sprecherin. „Aber verehrte Frau Belleba!“ — „Wenn jemals aus so klugem Munde eine unrichtige Meinung gekommen —!“ — „Das ist in der That eine Selbsttäuschung, die nur einer beinahe nicht mehr verstatteten Bescheidenheit entspringen kann!“ — „Ich habe noch vor einigen Tagen geglaubt, als ich, wie sich nachher ergab, Fräulein Clotilde auf der Straße mir entgegenkommen sah —“

„O meine Freunde!“ wehrte Frau Belleba, kopfschüttelnd und leicht aufseufzend ab, „ich danke Ihnen für Ihre liebevolle Absicht. Aber meine ältesten Freunde dort sagen mir, daß das Irdische vergänglich ist.“

Ihre Hand deutete nach einer der alten Steinurnen hinüber; Fräulein Clotilde kam augenblicklich in Wirklichkeit gegangen. Ihr Vater hatte sie herbeigerufen und sagte, gegen Harring gewendet: „Meine Tochter — Herr Harring, liebes Kind, ein alter Freund von mir, der lange im Ausland gelebt hat.“

Jan Harring blickte das sich hübsch verneigende Mädchen an und erwiderte: „Ja, die — die Dame — das Fräulein — Ihre Tochter keine ich schon — ich habe sie schon vor zwanzig Jahren gesehen —“

Das klang sehr drollig, da der Verebeten noch zwei an diesen Jahren fehlten; es bot den Zuhörern schicklichen Grund, über die logische Unmöglichkeit einer derartigen Erinnerung lächelnd den Mund zu verziehen, und auch Richard Mattenklobt lachte: „Das könnte wohl nur im Traum gewesen sein, lieber Harring, denn Clotilde hat erst vor Kurzem ihren achtzehnten Geburtstag gefeiert.“



„So — da haben Sie wohl recht — im Traum — nein, in Wirklichkeit kann ich sie ja nicht gesehen haben. Ich meinte nur, Ihr Gesicht komme mir wie ein lange bekanntes vor. Und Clotilde heißen Sie also? Das klingt schön, paßt ganz zu Ihnen.“

Zan Haring brachte das etwas gestottert als Verbesserung seiner vorherigen widersinnigen Äußerung heraus, wiewohl mit dem Blick von Gesicht Clotildens zur Seite und sah sie wieder an. Danach fügte er, ihr die von ihm mitgebrachte Centifolie entgegenhaltend, hinzu: „Die paßt ebenfalls zu Ihnen — das ist noch eine echte, natürliche Rose, keine von den neumodischen, künstlich gezogenen, die eigentlich gar keine mehr sind. Sie hat den wirklichen Niesengeruch, der Einem durch und durch bis in die Seele geht. Es wollte mir kaum glücken, noch eine davon für Sie aufzutreiben, aber ich glaube, sie wird Ihnen auch lieber sein, als der verführte Strauß, den Sie da in der Hand haben.“ Und wie Zan Haring dies sagte und den Arm dabei vorstreckte, gleich er, besangen und rot werdend, auf ein Haar einem langen Primaner, der sich ein Herz gefaßt, einem schönen jungen Mädchen eine Blume zu überreichen.

Clotilde Mattenlobt that, was sie einem alten Freunde ihres Vaters gegenüber selbstverständlich nicht anders thun konnte, sie nahm mit einem höflichen Dankeswort die Rose an und unterdrückte einen ihr zu den Lippen herausdrängenden Lachreiz. Nicht so beherrschungsfähig dagegen zeigte sich die Mehrzahl ihrer Freundinnen, und am Rande des Kreises derselben äußerte eine der jungen Damen ziemlich laut gegen eine Nachbarin: „Wirklich ein reizendes Geschenk, von der Sorte bekommt man ein Dutzend für einen Schilling. Bei uns im Garten wachsen sie nur als Unkraut in der Ecke.“ Doch die Sprecherin erhielt eine unerwartete Antwort und Zurechtweisung, denn mit gedämpfter, indes trotzdem etwas scharfer Stimme drehte sich die Frau Direktor Winterbrod zu ihr: „Sie urteilen wohl ein wenig jugendlich vor schnel, liebes Kind, über die sinnige Handlungsweise eines Fremdes unseres verehrten Wirtes. Es bekundet kein feines Gefühl, die Dinge nach ihrem Geldespreis abzumäßen; für das meiste heißt eine solche Rose den gleichen Wert, wie wenn sie aus lauterem Golde gebildet wäre.“

Zu einiger Entfernung hielt der Baron von Hagen verwundert und sichtlich in seinem Gedächtnis nachsuchend, die Augen auf den Fleck, auf dem Haring stand, hinübergerichtet und wandte sich danach mit einer leisen Frage an einen neben ihm befindlichen Herrn. Auf die ebenso erteilte Antwort machte er eine verständnis bezugende Kopfbewegung: „Ah so, ein Irrtum. Ja, es wird so oft etwas unbegründet und leichtfertig in den Tag hinein geredet. Ich war nämlich nicht befähigt — da ich zu der Zeit im österreichischen Dienst stand — gleich dagegen aufzutreten und zu erklären, daß zur Ehre der Uniform etwas Derartiges überhaupt zu den Unmöglichkeiten gehört.“

„Ein Irrtum“ — das Wort wiederholte sich lauter und leiser auf zahlreichen Lippen, und obwohl Zan Haring es nicht hörte, konnte die Wirklichkeit desselben ihm doch keinen Augenblick entgehen. Es war kein größerer Gegensatz denkbar, als zwischen der unverhehlten Abweisung, die er bisher bei seinen alten Bekannten gefunden, und der liebenswürdigen Aufmerksamkeit, die sie ihm heut' ausnahmslos entgegenbrachten. Sie drängten sich, wie um eine Anzeichnung, ihn zu begrüßen, sich vergangener Zeit mit ihm zu erinnern. Auch der Amtsrichter Nichtentlich trat, die Hand vorstreckend, auf ihn zu: „Lieber Haring, ich hatte neulich leider nur so kurz das Vergnügen, Dich zu — Sie zu sehen, aber ich meine, wir haben uns geduldet, nicht wahr? Das geben wir, wenn Du erlaubst, hoffentlich nicht auf.“

„Das werden wir wohl gethan haben, bestimmen kann ich mich gerade nicht darauf. Aber wir können es ja gern weiter thun.“

Zan Haring antwortete es bereitwillig, und sein Gesichtsausdruck gab zu erkennen, daß ihn das veränderte Benehmen des Amtsrichters, wie aller übrigen wirklich erfreuend berührte. Seine Besürchtung, die ihn auf der Veranda zu unschlüssigen Anhalten gebracht, erwiebsich vollständig als grundlos; ganz unfraglich bildete er keine misachtete Persönlichkeit mehr in der Stadt. Nur begriff er diesen günstigen Umschwung der Meinung nicht, und unwillkürlich machte er einen Vogen, auch selbst den gebotenen Anlaß zu einer Nichtignellung der über ihn verbreiteten Beschuldigung zu benutzen, indem er fortfuhr: „Ja, wir sprachen nur kurz miteinander; Sie — oder Du — erwähnestest der Schlacht bei Friedericia,

nach der ich, wie Du es hiebt, meinen Abschied erhalten —“

Aber der Amtsrichter Nichtentisch fiel ihm schnell ins Wort: „Du nahnst ihn damals, weil Du ins Ausland fortzugehen bezwecktest, es ist mir noch sehr genau im Gedächtnis, wir bedauerten alle Deinen Verlust außerordentlich.“

„Doch hier ist gesagt worden, es hieß —“

Nichtentisch sah den Sprecher fragend an. „Was meinst Du? Ach so, Du denkst vielleicht an das alberne Gerücht, das damals ausgepflanzet wurde! Unbegreiflich, wie so etwas überhaupt entstehen konnte. Ich bin dem Irrtum sofort auf's Energischste entgegengetreten, wie's freilich von Einem, der das Recht vertritt, von vornherein selbstverständlich ist, aber ich darf hinzufügen, im Punkte einer Anweisung der Ehrenhaftigkeit eines Freundes verstehe ich auch als Mensch keinen Späß und habe dies damals nachdrücklich bekundet.“

Da hatte Jan Harring das auf allen Lippen umlaufende Wort, 'Irrtum' gehört, und beim Nachdenken wurde ihm nun auch klar, woher es seinen Ursprung genommen haben mußte. Es konnte nur von einer Aufstellung herrühren, die Christian Hundertmark nach dem Abend im Keller ausgebreitet habe, denn außer ihm war niemand in der Stadt, mit dem Jan Harring von der Sache gesprochen. Seitwärts hatte in den letzten Minuten der Konsistorialrat Altermann im Gespräch mit dem Hausherrn gestanden, löste sich von dem letzteren ab und kam jetzt ebenfalls mit freudig erregter Miene daher: „Ah, mein lieber alter Freund! So hat meine Hoffnung, Sie hier wieder anzutreffen, mich zum Glück nicht getäuscht. Wir sind Ihnen von Herzen dankbar dafür, daß Sie nach Ihrer Heimkehr ins Vaterland unser einfaches Haus zuerst durch Ihre Einklehr erfreuten, meine liebe Frau und ich haben des angenehmen Abends, den Sie uns bereiteten, noch viel gedacht. Ein Landsmann im engeren Sinne des Wortes, mit uns auf derselben Heimatscholle der frühen Kindheit aufgewachsen, ist doch immer das, was unserm innersten Gefühl unvergänglich am nächsten bleibt.“

Harring sah den ihn so lebenswürdig und mehr als das, liebevoll Begrüßenden etwas überrascht an, er war der Einzige der Gesellschaft, der nicht von der Bereicherung, welche die Stadt in den letzten Tagen erfahren, wußte, und er fragte halb verwundert: „Sind Sie denn hier und nicht mehr Pastor auf dem Dorf?“

Auch die Frau Konsistorialrat war hinzugekommen und erwiderte an Stelle ihres Mannes: „Wir haben uns, allerdings sehr schwer, aus dem schönen Verhältnis, das uns so lange in Glück und Leid innig mit der dankbaren Gemeinde verbunden gehabt, herausgerissen. Aber mein Mann suchte es als seine Pflicht, das Opfer zu bringen und der Verurteilung hierher Folge zu leisten, die ihn völlig unvorhergesehen gleich nach Ihrem, uns so freundlich in Erinnerung stehenden Besuche traf.“

„Ach so hängt es zusammen, ich konnte es nicht gleich begreifen. Ja, Sie waren nicht mehr in der Stube, als ich von Ihnen wegging, bloß —“. Jan Harring suchte merkwild nach etwas, um es noch heutzutage, fand es auch und fuhr fort: „Woh! ein Mädchen, eine eigentümliche Person, die mir zur Thüre hinausleuchtete, aus Ihrer Verwandtschaft, mein' ich, sagte Ihr Mann. Ist die auch mit hier? Sie hatte ein paar merkwürdige Augen, wie zwei Fenster, durch die der blaue Himmel sieht, aber mit Spinnweben davor.“

„Nun, eigentlich verwandt ist sie nicht mit uns“, lehnte die Frau Konsistorialrat hörbar ab, „wir nannten es nur so, um ihr die Annahme der Stellung, die wir ihr in unserm Hause geboten, zu erleichtern.“

Der Konsistorialrat schloß daran: „Nein, Sabine ist nicht mit uns hierhergekommen. Ich bitte, lassen Sie uns einer Sache, die mich schmerzlich berührt — diese Empfindung kann man dem Untank gegenüber nicht wohl befeuern — in diesem heitren Kreise nicht weiter Erwähnung thun.“

Der Sprecher brach ab, doch die Empörung der unter den Hörern anwesenden und offenbar von der Sachlage unterrichteten Frau Obersteuereinnahmer Wiesebach verstatete ihr nicht, das gleiche Schweigen zu beobachten, sondern sie äußerte laut: „Ein wahrhaft undankbares Geschöpf, die Bezeichnung ist sehr schwach gewählt. Um Gotteslohn ist sie gleich einem Rinde im Hause unserer verehrten Freunde gehalten worden, an wie eine Kirchengaule, und nach meinem Gefühl, muß ich sagen, war es ein Lebensopfer, die verfluchte Person täglich um sich zu haben. Da nach einem ärztlichen Gutachten die Stadtluft für ihre Gesundheit nicht zuträglich gewesen wäre, haben ihre Wohlthäter sich um eine vorzügliche Stellung auf einem Landgut für sie be-

müht und wie uur Eltern es thun könnten, so für sie weiter Sorge getragen. Aber die empörende Dirne hat sich bei Nacht und Nebel ohne ein Abschiedswort aus dem Staube gemacht und ist davongelaufen, wohin mag Gott wissen, jedenfalls, hoffe ich, in ihr verdientes Unglück. Wie mich solcher Unthun in der Seele erregt, der immer mit der Verlogenheit und jeder Schleichthigkeit verchwiltet ist!"

„Werken wir nach der Mahnung des Heilands seinen Stein auf sie, teure Freundin“, wandte der Konfistorialrat mild ein. „Sie mag mehr beklagenswert sein, daß ihr diese Störrigkeit des Sinn's vielleicht als ein Erbteil zugefallen ist, gegen das sie sich nicht zu erwehren vermag; es beruht sicherlich etwas auf der Art des Bodens, dem sie entwachsen. Wir sind alle mehr oder minder davon in unserer Entwicklung abhängig, und es kann niemand dem Himmel dankbar genug dafür sein, wenn er ihn mit so vortrefflichen Eltern gesegnet hat, wie Sie, lieber Haring. Ich erinnere mich Ihres selber ja zu früh verstorbenen Vaters noch wie von gestern, als eines Mannes, der die seltensten Eigenschaften des Geistes und Gemüths mit der hervorragendsten Berufstüchtigkeit verband und so seinem Sohn die Wege ebnete, auf denen er, von eigener außerordentlicher Begabung unterstützt, sein ihm durch die Gunst des Schicksals zugedachtes Ziel erreichte.“

Es trat immer deutlicher ins Licht, die Anwesenheit des neuen Konfistorialrates und seiner Frau gereichten der heutigen Gesellschaft zur Zierde, doch erst in zweiter Reihe, den eigentlichen Glanzpunkt derselben bildete Jan Haring. Unfraglich war er der Hauptgegenstand des allgemeinen, immer mehr anwachsenden Interesses, und in gewisser Weise ließ sich ein Vergleich zwischen ihm und dem König Midas anstellen, der Alles, was er berührte, in Gold verwandelte. So erstreckte die ihm zu Teil werdende Auszeichnung sich auch auf das mit ihm in irgend einer Verbindung Stehende, sogar rückwärts auf seine Eltern, von denen er selbst nichts anderes mehr gewünscht hatte, als daß sie höchst einfache, nicht über den gewöhnlichen Gesichtskreis ihres Standes hinausreichende Bauern gewesen. Doch der Konfistorialrat Altermann erwies sich offenbar besser darüber unterrichtet; er hatte sich an dem Abend im Dorf ihrer freilich nicht mehr erinnert, aber seitdem war ihm das Gedächtnis an

ihre hervorragenden Eigenschaften aufgewacht, vermutlich aus ihm zurückgekommenen Mitteilungen seines verstorbenen Vaters. So erklärte sich's; nur mit Einem konnte Jan Haring nicht recht ins Reine gelangen, was sein, ihm von der Gunst des Schicksals zugedachtes Lebensziel sei, das er erreicht habe. Oder hatte Altermann gemeint, er werde es noch erst erreichen?

Darüber nachzudenken, ward ihm indes nicht verstatet, man beschäftigte sich zu sehr mit ihm. Frau Vellebas Stimme sprach ihn an: „Sie könnten gewiß ungemein Interessantes von Ihrem Aufenthalt in den fremden Landen erzählen“, und die Frau Konfistorialrat fiel ein: „Unser Freund hat uns bereits eine so reizende Schilderung von seinem häufigen Übernachten in der freien Natur und den Eigentümlichkeiten der Känguruhs gegeben, daß man die Dinge selbst zu sehen und Alles mit zu erleben glaubt.“

„In der That, lieber Haring“, pflichtete der Oberlehrer, Doktor Zettler bei, „Du solltest Deine Erlebnisse veröffentlichen, ich bin überzeugt, daß sie der geographischen Wissenschaft zum Fortschritt dienen werden, denn unsere Kenntniss von Australien beschränkt sich leider immer noch auf sehr wenig authentische und besonders autoptische Berichte. Wir ist, glaube ich, zu Gehör gekommen — ist es wahr, daß Du auch die Goldgräberdistrikte in Viktorialand und Neu-Südwaales besucht hast?“

„Ja, ich war in beiden“, nickte Jan Haring, „erst in Bathurst und nachher in Ballarat; ich kam gerade dahin, wie Mr. Hargraves, der die Sache von Kalifornien her kannte, nachgezogen und den ersten Goldklumpen gefunden hatte, das wird so im Frühling 1851 gewesen sein. Mit dem Unterrichten von Kindern im Deutschen und Lateinischen, wie ich's mir vorgestellt, war's nichts, das brauchte niemand, und weil ich auch nichts zu leben hatte, zog ich mir ein Digger-Blauhemb an und ging von Sydney mit nach den Bergen im Norden. Aber da um Bathurst herum brachte mir das Schaufeln und Waschen kaum so viel ein, daß ich täglich Brot zum Wasser kaufen konnte, deshalb machte ich den weiten Weg nach Ballarat hinüber, wo es besser sein sollte.“

Da er innehielt, fragten zehn Stimmen zugleich: „Und dort —?“

„Ja, da ging's denn auch besser, besonders an Mount Alexander konnte man ganz zufrieden

sein. Ich kam zuerst auf den Einfall, in seinem Bergschutt einmal nachzugraben, man kennt sich ja bald auf die Anzeichen aus, Glück gehört allerdings natürlich auch dazu.“

„Und das hatten Sie — das hattest Du — an der Stelle?“

„Wenn eben Glück dabei ist, denn ohne das nützt alle Arbeiterei in der Erde doch nicht zu viel.“

„Wie bescheiden, den verdienten Lohn des Scharfsinns so von sich abzulehnen.“

„Und besonders den gründlich in die dortigen geographischen Verhältnisse eindringenden Studien“, fügte Doktor Zettler bei.

Mannigfache Fragen tönend durcheinander, und Jan Haring antwortete darauf. Sie führten ihn dazu, von dem australischen Goldgräberleben in der Wildnis zu erzählen, in seiner nachlässigen oder wenigstens sehr ungewählten Sprechweise eine etwas nüchterne, doch anschauliche Schilderung der Natur Neuhollands zu geben. Freilich lag das Nüchterne wohl zum größten Teil in der letzteren selbst begründet. Der „Busch“ bot fast überall nur die gleiche Wiederholung von wenigen trüblichen Gumbäumen, Salz- und Besenbüschen; die Dürre des Bodens und des Himmels ließ vielfach unabhelfbare Strecken ohne einen Strauch und Grasfahne.

„Regnet's dort denn nie?“ schaltete jemand ein.

Jan Haring sah mit einem Kopfschütteln den Fragesteller an, als ob er erst nachdenken müsse, wie es sich damit verhalte. „Ja, selten. Nur zuweilen — zuweilen kommt einmal plötzlich ein Gewitter — und dann — dann fürchterlich.“

Von der verwunderlichen Tierwelt ließ sich mehr sagen; fast alles, was zu ihr gehörte, hatte Absonderliches, in der übrigen Welt nicht Vorkommenbes: Die Beutel- und Schnabeltiere, die Kasuare, Kakabus, Sittiche, Leier- und Paradiesvögel, schwarzen Schwäne und großfüßigen Hüfner. Viele große Eidechsen und giftige Schlangen gab's, die sich gern an die Feuerstätte des Nachtlagers heranmachten.

„Ist das denn nicht sehr gefährlich?“

„Na, das ist nicht das Schlimmste; sich mit dem Teufel herumbeißen heißt's immer in der Diggercreek.“

„Welche ungewöhnliche, aber kraftvolle Ausdrucksweise!“ raunte ein Mund; ein anderer fragte laut: „Was kann denn noch schlimmer sein?“

„Das verfluchte Sumpffieber und hauptsächlich die Hundsfötte von Blaskellows, wenn ein Einzelter sich allein zu weit in den Busch hineingräbt und ihre schüftigen Plattschmazen wittern, daß er einen ordentlichen Klumpen herausgeholt hat.“

Es ließ sich ein wenig Verlegenheit über die noch gesteigerte Kraft des Ausdrucks in den Gesichtern umher nicht verkennen. Eine Dame erkundigte sich, merkwürdig, um taftvoll darüber wegzubringen: „Was für eine Bekleidung tragen denn diese Wilden?“

„Gar keine“, versetzte Jan Haring, „sie sind ganz splinternackt, die Weiber ebenso wie die Männer. An den Gesichtern würde man sie sonst auch gar nicht von einander unterscheiden.“

Das war eine Äußerung, wie der Mattenklod'sche Garten sie zweifellos noch niemals vernommen hatte, eine Bestürzung fiel diesmal über alle Züge, und die Blicke wandten sich erschreckt und erwartungsvoll nach der strengen hausfrau-lichen Behüterin der Sitte und schicklichen Rede in dem um sie versammelten Kreise. Doch Frau Belleba empfand augenscheinlich keine Verletzung derselben, denn sie sagte nur: „Eine äußerst charakteristische Kennzeichnung des Kulturzustandes, wie der physiognomischen Beschaffenheit dieser Eingeborenen. Und wie erwehrt man sich einer Belästigung durch sie?“

„Wenn sie dichter herankommen, als Einem paßt, schießt man den Vordersten über den Haufen; dann laufen die andern von selbst.“

„Und ist Ihnen das etwa auch —?“

„Ach ja, mehr als genug, eine Zeit lang, als ich just einen sehr guten Platz hatte, wie's tägliche Brot. Daran gewöhnt man sich bald.“

Ein Diener trat zur Hausfrau hinan und meldete ihr, daß der Abendisch bereit sei. Frau Belleba erhob sich vom Sitz: „Wenn wir uns zu unferer einfachen Mahlzeit ins Haus begeben wollen, meine Freunde. — Ich darf Ihnen gewiß nicht nur meinen, sondern ebenso den gemeinsamen Dank aller Teilnehmer an Ihren hochinteressanten Darstellungen ausdrücken, lieber Herr Haring —“

Merktbar erachtete die Sprecherin diesen der besonderen Auszeichnung würdig, sie zu Tisch zu führen und wartete darauf, daß er ihr den Arm bieten werde. Aber so weit war das Gedächtnis Jan Harrings noch nicht wieder zur Erinnerung an europäischen Brauch zurückgelangt, oder viel-

mehr, als dieser ihm durch das Beispiel Anderer aufging, ließ er achlos die Hausfrau auf ihrem Platz stehen, machte einige Schritte vorwärts und schweifte suchend mit den Augen durch die Menge. So trat an seine Stelle die in zweiter Reihe gezeigte Persönlichkeit des Abends, indem der Konfistorialrat Altermann die Führung Frau Velledas übernahm. Unter den ihnen nachfolgenden klangen vielfältig noch Äußerungen über das von Australien Vernommene auf: „Ein Geuß, wie er in unserer Stadt selten, man kann wohl sagen, nur in diesem Hause geboten wird.“ — „In der That eine ebenso unerwähnte, als interessante Persönlichkeit, die Allen ihren besondern Charakter aufprägt.“ — „Gewiß, ein Original in jeder Beziehung, sowohl was seine Auffassung und Sprache, wie selbst die Kleidung angeht, die er anfänglich trug.“ — „Grade die ließ auf den ersten Blick seine wahre innere Bedeutung herausfühlen, die auf die äußerliche Erscheinung keinen Wert legt.“ — „Ja, als Original haben wir ihn immer schon, ich möchte sagen, von Kindesbeinen auf gekannt; wer ihm näher stand, wußte, daß Ungewöhnliches von ihm zu erwarten sei.“

Eine etwas schwächlich aussehende ältere Dame bemerkte: „Aber entsetzlich ist es doch, sich vorzustellen, daß er mit eigener Hand Menschen getödtet hat.“ Doch eine andere, die es gehört, drehte sich um: „Ich habe stets den Mut, sein Leben in einem Kampfe auf's Spiel zu setzen, als Beweis echter Männlichkeit angesehen, und würde weniger von Bewunderung für Herrn Haring erfüllt sein, wenn er seine Waffen von sich geworfen und die Flucht ergriffen hätte. Man muß bei der Beurteilung von der Selbsterhaltungspflicht gebotener energischer Handlungen seinen Nerven nicht allzu starken Einfluß auf sich verstaten, meine Liebe.“ „Geschöpfe, die so — die so beliebt sind, meine ich, kann man ja doch auch nicht zu den Menschen rechnen.“

„Natürlich ist der Notwehr vom menschlichen, wie vom juristischen Standpunkt solche Präcaution erlaubt, zumal wenn es sich obendrein um gewaltsame Bedrohung rechtlich erworbenen Eigentums handelt.“

„Seine Ausdauer muß sich nach dieser Richtung außerordentlich belohnt haben.“

Die letzte Bemerkung kam der Frau Direktor Winterbrod zu Gehör, und sie antwortete da-

rauf: „Das würde allerdings nur einer Gerechtigkeit der Weltordnung entsprechen, doch habe ich darüber nichts vernommen. Im Ubrigen muß ich sagen, daß ich daran auch nicht zu denken gemöhnt bin und mir bei den fesselnenden Mitteilungen diese Nebenächlichkeiten nicht in den Sinn gekommen ist.“

Der überall zu Paaren geordnete Zug floß, einer langsamen, öfter angehaltenen Strömung gleich, ins glänzend erleuchtete Innere des Hauses, nur Jan Haring ging und stand noch, mit dem Blick wie zuvor umherstehend, ohne Tischgefährtin herum. Außer ihm war gleichfalls die Tochter des Hauses allein noch ungepaart; sie hatte sich kurz vor der Anmeldung, daß serviert sei, rasch die Treppe hinauf in ihr Zimmer begeben, die von ihr in der Hand mitgehaltene einzelne Rose achlos auf den Boden fallen lassen, den Strauß des Barons von Hagen dagegen behutsam zur Seite gelegt und stand vor einem großen Pfeilerpiegel, mit sorgfältiger Beausichtigung ihrer Kleidung und Wiederherstellung der da und dort ein wenig aus der Ordnung geratenen Haarfrisur beschäftigt. Sie bedurfte längerer Zeit zu dem Glätten, Kräuseln und Zupfen, als sie gedacht, oder der Ausbruch aus dem Garten war unerwartet schnell von Stellen gegangen, denn wie sie in diesen mit dem Kosenstrauß wieder hinuntergelangte, befand sich nur noch ein kleiner, den letzten Schluß des Wanderzuges bildender Teil von Jugend auf dem fast schon völlig leer gewordenen Platz vor der Veranda. So achtete niemand ihrer, allein Jan Haring kam plötzlich auf sie zu und sagte: „Da sind Sie ja, ich konnte Sie nirgendwo finden.“

„Haben Sie denn nach mir gesucht?“ fragte Clotilde verwundert. „Weshalb?“

„Ja, ich wollte Sie gern zu Tisch führen.“ Er zeigte jetzt, daß dieser Brauch ihm aus dem allgemeinen Beispiel wieder aufgegangen sei, denn er reichte ihr den Arm, den sie nach kurzem Umblicken, daß sich sonst kein Herr mehr im Garten befände, in Ermangelung eines anderen Führers nahm. „So ist es denn ja noch gut geworden“, sagte er; „gehen Sie nur vorsichtig auf den Stufen mit Ihrem langen Kleid, daß Sie nicht hineintreten und stolpern. So etwas hätte man bei uns im Busch nicht brauchen können, da wäre man bald auf der Nase gefelgen; die Frauen und Mädchen tragen da die Kleider nur oben bis über's Knie lang. Aber es sieht Ihnen

schön, bei Ihnen möcht' ich's nicht anders haben."

Sein Gang und seine Führung hatten nicht grade Unbeholfenes, aber es ließ sich auch nicht sagen, daß sie sich elegant ausnahmen, und jedenfalls war Fräulein Clotilde an anders geartete Conversation von Seiten eines Führers gewöhnt. Sie zeigte deshalb kein Verlangen nach einer Fortsetzung derselben, entschuldigte sich im Saal kurz mit einer häuslichen Pflicht, durch die sie fortgenötigt werde, ließ den Arm ihres Begleiters fahren und begab sich davon, um nicht zurückzukehren, sondern an einem entfernteren Tische Platz zu nehmen. An diesem saß auch der Baron von Hagen, der bei ihrem Erscheinen aufsprang und halb vorwurfsvoll sagte: „Mein Bemühen, Sie zu Tisch zu engagieren, Fräulein Clotilde, war leider vergeblich, denn Sie müssen sich bei'm Ausbruch nicht im Garten befunden haben.“ Aus ihrer Antwort klang ebenfalls etwas von einem leisen Vorhalt: „Das ahnte ich nicht — wenn ich früher von Ihrer liebenswürdigen Absicht unterrichtet worden wäre —“. Doch ein dankbarer Blick begleitete die Erwiderung, den leichten Ton von Unbefriedigung, der in ihr gelegen, aufgehoben, und sie fügte lächelnd nach: „Es war meine Schuld, Sie konnten mich allerdings nicht finden, denn ich befand mich auf meinem Zimmer, um die Rosen durch eine Wasserlade zu erquiden. Mir ist's zu traurig, etwas so Schönes danach schmachten zu sehen.“

So saß Jan Haring ohne Tischdame, doch nicht allein, man hatte sich beeifert, ihn heranzuziehen und ihm einen Platz einzuräumen. Unverkennbar sahen seine männlichen wie weiblichen Nachbarn eine Auszeichnung darin und wetteiferten gleichfalls, diesem Gefühl Ausdruck zu verleihen. Sie richteten unangelegentlich Fragen an ihn, deren Beantwortung sie mit gespannten Mienen erharteten und mit unwillkürlichen lauten Ausrufen der Überraschung und Bewunderung aufnahmen. Er kam bereitwillig den vielfältigen Anforderungen nach, nur ab und zu stockte er einmal mitten in einer Entgegnung und saß einen Augenblick, als wisse er nicht weiter zu sprechen, verstümmt da. Der Lichterglanz, das Stimmengeschwirr, die eleganten Toiletten der Damen und überall die nickenden, redenden, zuhörenden, lächelnden Gesichter — es war zum erstenmal, daß er sich wieder in einer solchen Umgebung befand. Er erinnerte sich wohl daran, doch wie

aus einem Leben auf einem andern Weltkörper her, und es kam manchmal wie mit einem plötzlichen Anfall von Betäubung über ihn, daß er einen Moment lang nichts hörte und sah, sondern mit starren Augensternen wie in eine Leere hineinblickte. Dann trat einmal allgemeine Stille ein, durch die gleich darauf laut die Stimme des Hausherrn aufklang. Er begrüßte seine liebenswürdigen Gäste, unter denen sich zwei befanden, denen heute sein Willkommen besonders galt. Wohl nicht der Zufall, sondern ein Vorbedacht hatte gefügt, daß sie beide dem nämlichen Geburtsort entstammten, um den Namen des letzteren durch den Glanz, den ihre Bedeutung auf ihn zurückwarf, seiner sonstigen Unbekanntheit zu entziehen. Es sei schwer, die Verdienste eines hochgestellten Vertreters der Führerin aller Wissenschaften, der Gottesgelahrtheit, und diejeniger eines vor keiner Gefahr zurückschreckenden Erforschers noch unbekannter Weltteile gegen einander abzumessen; ein Verständiger enthalte sich auch davon, solche, das Gewöhnliche hoch überragende Leistungen auf die Waagschale zu legen. So bringe er das gemeinsame Wohl beider, von frühester Kindheit an durch engste Freundschaft Verbundener aus, und wenn er dabei vor dem Namen des Herrn Konfistorialrat Altermann noch den des Herrn Jan Haring nenne, entschiebe dies der Bewegung, mit der ihn die Wiederkehr eines so alten und, wie die Befürchtung sich nicht verhehlen geburft, durch seinen Heldenmut der Heimat als für immer entrisnen gehaltenen Jugendfreundes erfaßt habe und noch erfülle. Darauf bitte er seine lieben und verehrten Gäste alle, mit ihm das Glas zu leeren.

„Alles floh, wie mit Einer Bewegung, „Hoch!“ rufend, vom Sitz auf, und die Gläser klangen. Der Oberlehrer Doktor Zettler äußerte, um sich bei dem Geräusch vernehmbar zu machen, mit laut gehobener Stimme gegen seine Nachbarin: „Eine wahrhaft attische Wendung, zu erklären, daß und weshalb Herr Haring in dem Trinkspruch zuvörderst genannt werde, und doch vermittelst bezaubernd seiner rhetorischer Kunst des Namens des Herrn Konfistorialrats noch voraus Erwähnung zu thun. So ist den beiden Unvergleichbaren wirklich unvergleichlich in gleichem Maße die verdiente Ehre erwiesen worden.“ Ein dem Konfistorialrat Altermann benachbart Sitzender bemerkte gleichzeitig: „Die unverhoffte Heimkehr nach so langer Zeit rechtfertigt das allerdings in

gewisser Weise; bei alleiniger Bemessung der wissenschaftlichen Supertiorität wäre sonst doch wohl ein Zweifel ausgeschlossen gewesen“. Und am Tische Jan Harrings sagte ebenfalls zur selben Zeit eine der Damen: „Ein Erforscher fremder Welten, das war's, was uns allen auf den Lippen schwebte. Wie muß die begehrte Anerkennung einer solchen Versammlung auserlesenster Landsleute, ihr einmütiges Emporwachsen von den Seiten der glücklich Heingekehrten im Innersten ergreifen“. — „Ja“, nickte Jan Harring, „es war grade, wie wenn man einen Stein zwischen einen Schwarm von sitzenden Kakadus hineinwirft, dann fahren sie auch alle so mit Geschrei in die Luft, nur freisch's noch stärker und geht Einem mehr durch“. — „Ein allerliebtes Bild; wie gern möchte man dem einmal mit eigenen Augen und Ohren beiwohnen.“

Viele der Gäste begaben sich zu dem Hausherrn, um mit diesem anzustoßen, und ein Umblid desselben sprach die gerechtfertigte Erwartung aus, daß auch Harring dies thun werde. Doch

bei dem letzteren gelangte augenscheinlich keine Erinnerung oder Empfindung solcher europäischen Schicklichkeit zum Durchbruch, und so kam Richard Mattenlobt lebenswürdigst mit dem gefüllten Glase auf ihn zu: „Liebster alter Freund, wach' ein beglückender Abend für mich! Sollten wir ihn nicht benutzen, die alte vertrauliche Anrede wieder zwischen uns herzustellen, und ein Smollsglas miteinander ausleeren?“

Jan Harring stand auf. „Warum sollten wir das nicht? Das thn' ich ja sehr gern; mir kommt's sonst wenig drauf an, aber bei Dir ist es mir besonders angenehm. Da laß uns nur trinken“.

„Mit allen gebührenden Ceremonien der Zungen“, lächelte der Bankier, seinen ausgehobenen Arm durch den Harrings schlingend, während ein Beküster der zunächst befindlichen Gäste vernehmbar wurde: „Wach' ein rührender Anblick!“ — „Es sagt nichts so ans Herz, als die Unwandelbarkeit der Zugsfreundschaft, sie ist das Eigentlichste in der Welt.“ — „Ja, die edelste Mitgift des Menschen, die Treue.“

(Fortsetzung folgt.)

### Abend am Seeufer.

In immer neuem Spiel der Farben  
Blüh'n Garben  
Von Flammen in der Abendglut  
Und sinken ins Gewog der Flut;  
Der Anblick macht mich schwermüthtrunken;  
Und doch, ich kann nicht eher geh'n,  
Eh denn ich nicht die letzten Funken  
Versinken  
Im Dunkel untergeh'n geseh'n.

So sah ich einst Dich Holde winken,  
Versinken  
Und untergeh'n in Weh und Schmach,  
Ich folgte mit dem Blick Dir nach;  
Ich fühl' ein Gagen mich durchschauern,  
Ein unnehmbares Weh,  
Ein hilflos Dich und mich Bedauern,  
Ein Trauern.

Wie geht am nachtmühlhüllen See.

Germann Ringg.

### Garabella.

Schau ich früh aus dem Fenster heraus,  
Hartl meiner schon ein Seelenschmaus  
Der meiner Laune sonziger Keller  
Gleibt beim schlechtesten Regenwetter:  
Wohnt gegenüber ein Schneiderlein,  
Ich seh ihn gerad' in die Werkstatt hinein,  
Ich kleiner, aus Welschland hergekreist  
Und hasten geliebener Schneidermeister;

Der ersteul mich gerade nicht,  
Er hat ein Duhendschneidergeschicht.  
Die italienischen, schwarzen Locken  
Sind vor den deutschen Winden erschrocken,  
Struppig geworden und ruppig auch;  
Ein Härtlein trägt er nach Schneiderbrauch,  
Gar nicht italisch oder römisch!  
Die Nase ist eher polnisch-böhmisch,  
Und neidisch auf seine Auglein  
Könnte der Kaiser von China sein:  
Aber der Aert trägt einen Namen,  
Den kann ich zu lesen nicht erlahmen;  
Denkt Euch, der Burfch heißt Garabella,  
Ich bill' Euch, Paolo Garabella!  
Wie das in den Ohren klingt,  
Die Schneiderwerkstatt genau versinkt,  
Blau und unergründlich schön  
Seh ich Italiens Himmel erstehn:  
Die Campagna dehnt sich im Sonnenschein,  
Maultiere treiben in laugen Keihn,  
Getrieben von Schönen mit Augen wie Kohlen;  
Im Lorbeerhaine auf süchtigen Sohlen  
Tanyen Paare im bunten Gewand,  
Castagnellen in der Hand;  
Dort im Hintergrund liegt Rom,  
Deulich seh' ich den Petersdom,  
Eine Prozession kommt eben gezogen,  
Welche Farben, wach' buntes Wogen! —  
Ein ich nicht glücklich? Ein Schneiderlein  
Mit seinem klingenden Namen allein  
Lüßt lässlich von Keuem und immer schön  
Vor mir das Land meiner Träume erstehn!

Hugo Selus.



## Eine Mutter.

Von Ernst Kosmer.

Er wird nicht kommen, sterbende Mutter, er wird nicht kommen!

Im Arm des schönsten Weibes hat er dich  
Und seinen reinen jungen Ruhm verraten.  
Du weinstest nicht, daß dir sein Herz genommen;  
Doch wie das Licht aus seinem Auge wich,  
Nicht Kraft, nicht Mut mehr drängt zu neuen Thaten,  
Dein Wort, einst mächtig, machtlos jetzt verhallt  
Und er in wildem Troste dir entsohnt.  
Da brach dein Herz, da ward es lodeshall  
Um den verlorenen, deinen ein'gen Sohn.

Tiefachtige Dämmerung schüchelt des Abends stehende  
Lichter.

Sie hauchen einen goldenen Trauerflor  
Auf eines halbbehau'nen Marmors Stirne,  
Kein wetterschattes Haupt, der ew'ge Richter.  
Ein kstlos b'rechend Auge starrt empur  
Zu seiner Pracht. „Dich gab er für die Dirne!“  
Erlöse mich! So dräul das ries'ge Haupt.  
Führ' ihn zurück. Laß mich vollendet sein!  
Seh' zu dem Weibe, das ihn dir geraubt,  
Beug dich der Schmach! Das rettet ihn allein!

Liebe der Mutter, heiligste Liebe, zwingt auch die  
Schande.

Mit schwankendem Tritt klümmt sie den Pfad hinan,  
Ost niedersinkend, doch der mächtig'ge Wille  
Erhebt sie wieder, und im heißen Saude  
Schreibt ein ihr Fuß, was eine Mutter kann.  
Wie Engelschluhdjen hebt es durch die Stille;  
Der Himmel schimmert wie ein silbern Meer,  
Sein scheues Licht unklieft ein Marmordach,  
Künn durch die Rosenweige blütenfchwer  
Und schleicht in ein geöffnertes Gemach.

Himmliches Licht selbst irret nicht weiter, bleibt wie  
gebendet

Vor diesem Weib, tiefalmeid hingestreckt,  
Lusttrunknen Munds, mit heißen weichen Gliedern,  
Auf die ein selbstam goldner Glanz verschwendet,  
Von rotem Haargeriesel halb bedeckt,  
Und grüne Flammen unter schweren Lidern.  
Ein schwach Geräusch. „Wer naht?“ Ein graues Weib  
Ertit in die Thür, gebeugt. „Wo willst du hin?“  
Sie starrt erschauernd auf den weichen Leib.  
„Zu dir.“ — „Wer bist du?“ — „Eine Bettlerin“.

„Bettlerin? Ärmle!“ Hastig vom Halse löst sie die  
Kette

Und reicht sie lächelnd hin. „Der Armut Lohn“.  
Doch nicht die Hand erhebel nach der Gabe  
Das Weib, tritt näher nur dem Purpurbeile. —

„Ich will kein Gold“. — „Was willst du?“ — „Meinen  
Sohn,

Den Einigen, das Ein'ge, was ich habe“. —

„Den Einigen? Ich gebe ihn dir frei.

Wer ist er?“ — „Dein Geliebter“. — „Ich bin schön,  
Und Viele sind's, die vor mir knien“. Ein Schrei  
Zersprengt der Mutter Brust, ein bang Gelächern.

„N er so elend, ist seine Ehre, ist sie gefallen!“

Von wildem Stammen wird das Weib erfaßt.

„Zieh hem' ich ihn! Sein Anblick gleicht dem deinem.

Den willst du, den? Der bleibet mein vor allen!“ —

„Du liebst ihn?“ — „Kein! Wie hab' ich mehr gehaßt!“

Mich lieben Alle, und ich liebe Keinen.

Mit Lügen stolz' ich sie dir zu. Doch er

hat mir getroht, so hoch stand er, so stark

Seh' sich sein Wille seinem Wunsch zur Wehr,

Da schwur ich, ihn zu brechen bis ins Mark.

Kachsucht verzehrt mich, wenn ich gedenke, was ich  
gestilzt,

Wie er verachtend auf mich niederfaß,

Die Blicke sich im Eckel von mir kehren,

Mein Flehn ohnmächtig, mein verführend Giltten,

Bis meine Lippen, seinem Herzen nah,

Die Brust mit heißen Hauche ihm verschlehten.

Ich kühlte meine Blut ihm ins Gebein,

Bis jeder Kleinig verlangte nach mir;

Im Sump' erspik' ich, was in ihm noch rein,

Und ist's vollbracht, dann sende ich ihn dir.

Nichts kann ihn retten, nichts kann ihn warnen, nichts  
macht ihn sehend.

Er kommt noch heut. Verraten kannst du mich,

Und dann laß zwischen dir und mir ihn wählen.

Doch sieh, den Dolch legt' er, von himmen gehend

Mir an das Herz: „Wenn deine Liebe wich,

Sei stumm dein Mund, die Hand nach mich entfelen!“ —

Sie reißt sich von den Schultern das Gewand:

„Sieh mich und sag', er stiehe mein Gebot!“

Das bleiche Weib streckt nach dem Dolch die Hand:

„Nur Eins ertretet ihn vor dir: der Tod.“

Mein sei die Schande, mein das Verbrechen, mein auch  
sein Leben.

Ich töte ihn!“ — „Die Mutter ihren Sohn?“ —

„Die Mutter ihren Sohn mit all dem Lieben,

Das sie vom Sterbebett sich hiech erheben;

Ich stieg zu dir von meiner Ehre Thron,

Der nichts vom Weib als die Gestalt geliebten.

Des Mundes Bille war der Seele Knien

Vor dir, die mich mit ihrem Hauch entweihl.

Der nicht ein Strahl des Göllichkeits verliehn,

Denn du verhöhnst einer Mutter Leib“.



Himmelanblickend steht sie gewaltig, hoch aufgerichtet.  
Aus ihren Augen stürzt ein Strom des Lichts,  
Und all die nachberirrten bleichen Strahlen  
Vereinigen sich mit ihm. Doch wie vernichtet,  
Gehüllt in Dunkel, fahlen Angesichts,  
Das schöne Weib, in wie gekämmten Unalen  
Starrt auf der Mutter reine Majestät,  
Der stummen Thränen schimmerndes Geseh'n . . .  
Und wie der Bliz durch schwere Wolken geht,  
So schreit sie auf: „Er soll gerettet sein!

„Soll's nicht im Tode, soll es im Leben, soll es für immer.

Gieh mir den Dolch!“ — „Für deine Brust ihn?“ — „Nein,  
Dann würde übers Grab sein Wahnsinn dauern.  
Dir, seinem Ruhm gehörte er nimmer.  
Ich will ihn so von meiner Brust befreien,  
Dass er mir fluchen wird und vor mir schauern.  
Und einmal werd' ich dir zur Seite gehn.  
Sprich, kannst du sterben, wenn's ihm einzig frommt?“ —  
„Nur sterben?“ — „Nur? Du wirst ihn nicht mehr sehn,  
Und wenn in diesem Augenblick er kommt!“

Langsam zu Boden sinket die Mutter, tödtlich getroffen,  
Und hellen Blickes sieszt die Mörderin  
Den Mann entgegen, der mit raschem Schritte,  
Im Blick der Liebe ungehürtes Hoffen  
Durchheilt den Garten, ziehet schweigend ihn  
Und kosend bis in des Genuges Mitte.  
„Ein solches Weib kam lebend heut zu mir;  
Verloren sollt' ich dich, dies ihr Gebot.  
Mit deinem Dolch gab ich die Antwort ihr.  
Nun bist du mein durch deiner Mutter Tod“.

Auf zu den Sternen schwingt sich ein Engel, müde und sterbend.

Ein einziges Wort, ein einziges weher Schrei,  
Der Sohn hält seine Mutter in den Armen.  
Heiß rinst das Blut, die Hand ihm dunkel färbend,  
Und heiß und dunkel wogt die Rakerei  
In seiner Brust und schreit um Erbarmen.  
Und wie bewungen von dem Faunmerkel  
Nehrt sie zu ihm den letzten schweren Blick:  
„Zu deinem Gott hab' ich emporgeschaut,  
Vollend ihn und sügte mein Geschick“.

Über ihr Antlitz wehet des Todes grabhütle Schwinge  
Gewallsam richtet sich empor der Mann,  
Der mit sich ringt, als ob sein Geist jertrecke,  
Als ob die Seele ihm in Trümmer ginge.  
Sein Jom jertreißt den fürchtlichen Baum,  
Erwürgel hirtsehend die schwachvolle Schwäche.  
Zu Boden reißt er an dem goldnen Haar  
Das Weib, das ihn mit einem Blick gebot;  
Da trifft ihr Aug' ihn, still und mererklar,  
Das er nur schillernd sah und luftdurchloht.

Echt und gewaltig spricht's; doch verstehen will er es immer.

Voll Gra'u und Ekel starrt er auf den Mund,  
Den er geküßt. „Bist du denn wert zu sterben?  
Doch deiner Schönheit gleichwertiger Schimmer,  
Hervorgespoffen aus verworfnem Grund,  
Soll keinen mehr verführen und verderben.  
Dein Name sei Verkörperung der Schmach,  
Verkörperung von Allen, was verucht,  
Und wenn ein Gott der Welt Erlösung sprach,  
So bleibst du allein von ihm verucht!“

Sterbend verhüllt die blutende Brust sie; leise verwehet  
An ihrem Ohr sein feierlicher Schwur:  
„Ein Grabmal will ich meiner Mutter bauen,  
Das durch Jahrhunderte nicht untergeht,  
Und nach Tahrtausenden sei seine Spur  
Zum Staunen einer Welt noch zu erschauen.  
Und jedes Werk, das meine Hand noch schafft,  
Mit meiner Mutter Namen werd's geweiht.  
An Eines seh' ich meines Lebens Kraft:  
Für meine Mutter die Unsterblichkeit!“

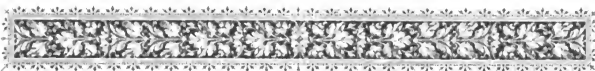
Er ist gekommen, schlafende Mutter, er ist gekommen.  
Auf seinen Armen trägt er dich davon,  
Und über seinem Haupt erwacht der Morgen.  
Die Sterne sind im Ätherdust verblommen,  
Und nur der Morgenstern ist nicht entflohn.  
Auf eine Leiche blickt er, tief verborgen  
Im nächst'gen Dunkel. Denn des Tages Schein  
Nieht weg von ihr, dem Wanderer nach, der fern  
Entschwunden ist. Sie ruht verucht, allein . . .  
Da fällt in das gedrohte Aug' der Stern.

### Testament.

**W**o ich einst sterbe, scharrt mich ein,  
Und wachst euch keine Sorgen,  
Es sei mein modernes Gebein  
Nicht allorts gut geborgen.  
Und weint auch nicht, und klagt auch nicht,  
Dass ich von euch gegungen.  
Wie man zum fernem Freunde spricht,  
So sprecht zu mir ohn' Bangen.  
Hör' ich auch nicht, bin ich doch nah  
In dem, was euch mich einte:  
Wie euer Auge gern mich sah,  
Wie euer Herz mich meinte.

Nicht was der Augenblick vector  
Sei schmerzlich unversehen:  
Nein! haltet fest, was ihr, bevor  
Ich schied, beglückt besessen.  
An jede frohe Stunde denk,  
Die wir vereint genossen,  
Aus dem, was Liebe hat verstaht,  
Lass die Erinnerung sprossen!  
Und wird sie euch ein grüner Baum,  
So sieht in seinem Schalten,  
Und wonnig träumt, es sei kein Traum,  
Dass wir einander halten. —

Ernst Wichert.



Alle Rechte vorbehalten.

Den Bühnen gegenüber Manuskript.

## Die gelehrten Frauen.

Kußspiel in fünf Akten von Molière. In deutschen Versen von Ludwig Fulda.

(Fortsetzung und Schluß.)

### Fünfter Akt.

#### Erster Auftritt.

Henriette. Trissotin.

Henriette.

Vom Heiratsplan, den meine Mutter hegt,  
Wollt' ich, da wir allein sind, gerne reden;  
Sie seh' das Haus verstrickt in best'ge Fehden;  
Drum hoff' ich auch, daß Sie mein Wort bewegt.  
Ich weiß, Sie denken sich, daß meine Hand  
Gleichzeitig eine große Müßigkeit spendet,  
Jedoch das Gold, das Viele reizt und blendet,  
Ist für den Philosophen eitel Tand,  
Und die Verachtung ird'cher Güter mühte  
Zu mehr als nur zu schönen Worten taugen.

Trissotin.

Das wär' es nicht, was mich zu fesseln wüßte,  
Jedoch Ihr Liebreiz, Ihre süßen Augen  
Und Ihres Wesens Raumt sind die Gaben,  
Die reichen Schätze, welche ganz allein  
Mich angezogen und gefesselt haben.

Henriette.

So edler Reizung muß ich dankbar sein,  
Und fast beschämt mich solch ein selbstlos Schmachten,  
Das leider nicht bei mir Erwidrerung fand,  
Ich kann versprechen ewig Sie zu achten;  
Doch Sie zu lieben bin ich nicht im Stand.  
Unteilbar ist ein Herz, das Liebe nährt,  
Und meines hat Eltander sich erbeutet;  
Ich weiß, daß er Sie nicht erreicht an Wert,  
Daß meine Wahl auf wenig Scharfblick deutet,  
Und daß nicht viele Männer Ihnen gleichen;  
Dies Alles weiß ich, doch ich nehm' es hin  
Und kann beim besten Willen nichts erreichen,  
Als daß ich meiner Blindheit böse bin.

Trissotin.

Mit Ihrer Hand, die man mir heime giebt,  
Werd ich Ihr Herz allmählich mir erringen,  
Und tausend zarten Sorgen wird's gelingen,  
Daß dieses Herz mich wiederliebt.

Henriette.

Nein, meiner ersten Liebe bleib' ich treu  
Trotz aller Sorgfalt, die Sie mir bekunden.  
Ich will mit Ihnen sprechen ohne Schen,  
Und mein Bekenntnis darf Sie nicht verwunden.  
Die sanften Klagen, die das Herz erregen,  
Sie werden durch Verdienste nicht entsandt;  
Die Lanne schafft sie; wenn uns Jemand Eindrud  
macht,

Oft wissen wir ja selber nicht, weswegen.  
Wär' Liebe von Verstand und Wahl gelenkt,  
Dann würd' ich Sie, nur Sie allein begehren;  
Doch weil sie ohne Willen sich verschent,  
Drum bit' ich, meiner Blindheit nicht zu wehren.  
Berufen Sie sich nicht auf einen Zwang,  
Dem ich verpflichtet werde, nicht zu fügen;  
Dem Mann von Ehre wird kein Ja genügen,  
Das ein Befehl der Eltern uns entrang;  
Ihm muß das Mädchen, das er liebt, für's Leben  
Sich als Geschenk und nicht als Opfer geben!  
Sie werden was die Mutter mir befahl,  
Nicht bis zur letzten Härte steigern wollen  
Und Ihre Reizung einer Andern zollen  
Die würdig ist so ehrenvoller Wahl.

Trissotin.

Ein jedes Opfer, das Ihr Herz gewinnt  
Und im Bereich der Möglichkeit geliebt,  
Ich brächt' es gern, jedoch Sie nicht mehr lieben,  
Wie kann ich's, wenn Sie wert der Liebe sind  
Und solche Götlichkeit mir offenbaren,  
Daß stets . . .

Henriette.

Er, lassen wir die Nebenarten.  
Denn Ihre Verse feierten so Viele,  
Und Iris, Phyllis oder Amaranth  
War dort so häufig göttergleich genannt . . .

Trissotin.

Da war mein Geist, nicht mein Gemüt im Spiele;  
Da hab ich bildlich nur mein Herz verschönt;  
In Wahrheit lieb ich einzig Henriette.

Henriette.

Mein Herr, ich bitte Sie . . .

Triffotin.

Wenn Sie das tränkt,  
Von dieser Stränkung kann ich Sie nicht retten.  
Das Feuer, das ich Ihnen laug verbar,  
Wird ewig, unauslöschlich für Sie brennen;  
Nie wird sich meine Seele von ihm trennen,  
Und bleibt Ihr Lohn dafür so kalt und karg,  
Dann halt' ich Ihre Mutter nicht zurück,  
Die meiner Liebe treu sich angenommen;  
Besitzen will ich Sie; zu diesem Glück  
Ist jedes Mittel mir willkommen.

Henriette.

Doch ist's gewagter, als man glauben sollte,  
Nur mit Gewalt zu führen zum Altar;  
Ein Mann, ich sag' es offen, läuft Gefahr,  
Wenn er ein Mädchen freit, das ihn nicht wollte.  
Leicht möglich, daß sie dann zur Rache schreiet  
Und ihrem Gatten Schlimmes auferlegt.

Triffotin.

Was Sie da sagen läßt mich unbewegt.  
Ein Weiser ist auf Alles vorbereitet.  
Ihn schützt vor Kleinlichkeit des Denkens Übung  
Er sieht auch dies von höhern Standpunkt an,  
Und ohne die geringste Seelentrübung  
Läßt er geschehn, was er nicht ändern kann.

Henriette.

Fürwahr, ich finde Sie bewundernswert!  
Ich ahnte nicht, daß Ihre Wissenschaft  
Geheime Zauber übt von solcher Kraft  
Und solch ein Mißgeschick verwinden lehrt.  
Ja, dieser selten würdevollen Haltung  
Gebührt der freiste Spielraum zur Entfaltung,  
Und sie verdient ein Wesen, das sich ganz  
Dem Ziele weicht, sie recht ins Licht zu setzen;  
Ich aber kann mich nicht berufen schämen,  
Ihn zu verhelfen zu dem vollen Glanz.  
Das möge thun, wer will; denn, im Vertrauen,  
Ich meinstetils entfage ganz und gar  
Dem Glück, als meinen Gatten Sie zu schauen.

Triffotin (im Nebenb.).

Das wird sich finden vor dem Herrn Notar.

Zweiter Auftritt.

Henriette. Chrysale. Elzäuber. Martine.

Chrysale.

Mein Töchterchen, Dich grade suchst' ich eben.  
Vorwärts, mein Kind, erfülle Deine Pflicht  
Und widerstrebe Deinem Vater nicht.  
Ja, Deine Mutter kann jetzt was erleben!  
Und ihr zum Troste bring' ich hier Martine  
Zurück in ihre Stellung und ins Haus.

Henriette.

Ich setze nichts an Ihren Wünschen aus;  
Nur bleiben Sie bei dieser strengen Miene  
Und weichen Sie nicht einen Finger breit,  
Damit Sie nicht von Ihrem guten Herzen  
Verleitet werden, durch Gefügigkeit  
Den Sieg bei meiner Mutter zu verscherzen.

Chrysale.

Ei, hältst Du mich für einen Hampelmann?

Henriette.

Behüte Gott!

Chrysale.

Ei, bin ich eine Meume?

Henriette.

Wer sagt das?

Chrysale.

Oder giebt es eine Klemme,  
Die meinem Mut gefährlich werden kann?

Henriette.

O nein!

Chrysale.

Bin ich nicht alt genug zu wissen,  
Wem die Gewalt in meinem Haus gebührt?

Henriette.

Ja!

Chrysale.

Laß' ich so die Festigkeit vermissen,  
Daß meine Frau mich an der Nase fährt?

Henriette.

Gewiß nicht!

Chrysale.

Nun? Was soll ich von Dir denken?  
In alledem war kein vernünftig Wort.

Henriette.

Ich hatte nicht den Willen, Sie zu kränken.

Chrysale.

Was ich befehle, das geschieht sofort.

Henriette.

Das weiß ich wohl.

Chrysale.

Und Niemand kann mich hindern,  
Der Herr zu sein.

Henriette.

Das hab' ich stets geglaubt.

Chrysale.

Denn ich bin das Familienoberhaupt.

Henriette.

Instreitig.

Chrysale.

Ich gebiete meinen Kindern.

Henriette.

Sehr wahr.

Chrysale.

Gott selbst hat mich dazu ermächtigt.

Gewiß!

Henriette.

Chrysale.

Und einen Gatten Euch zu wählen,  
Ist Euer Vater ganz allein berechtigt,  
Nicht Eure Mutter; ja, daß sollt Ihr sehn!

Henriette.

Was könnte mir Erwünschteres geschehn!  
Ich will ja nichts, als daß Sie mir befehlen.

Chrysale.

Glaubt meine Frau vielleicht, daß ich erschrecke,  
Wenn sie . . .

Clitandre.

Da kommt sie selbst, und der Notar  
mit ihr.

Chrysale.

Nun steht mir Alle bei!

Martine.

Vertraut nur mir!

Ich hab das Mundwerk auf dem rechten Fleck.

## Dritter Auftritt.

Vorige. Philaminte. Bette. Armande. Triffotin.  
Ein Notar.

Philaminte (zum Notar).

Sie wollen bei dem schlechten Eil verharren?  
Auch ein Vertrag verdient gewählte Form.

Notar.

Mein Stil ist nach der altbewährten Norm;  
Wollt' ich ihn ändern, macht' ich mich zum Narren.

Belise.

O Barbarei inmitten der Kultur!  
Sie sollten, um der Wissenschaft zu dienen,  
Die Müßigkeit, statt nach Franken, immer nur  
Berechnen nach Talenten oder Mienen  
Und nach lateinischem Gebrauch datieren:  
Calenden, Iden . . .

Notar.

Nacht ich's Ihnen recht,  
Dann ging's mir bei den Herrn Kollegen schlecht.

Philaminte.

Wozu die guten Worte noch verlieren?  
Woblan, hier ist Ihr Platz und nun zur Sache.

(Bemerkt Martine.)

Was! Muß ich dieses Weibsbild noch gewahren?  
Wer hat gewagt, sie unter meinem Dache . . .

Chrysale.

Das wirst Du schon zur rechten Zeit erfahren.  
Mich dünkt, daß Andre's wohl den Vorrang hätte.

Notar.

Wir schreiten zum Vertrag. Wo ist die Prant?  
Philaminte.

Hier unfre Jüngere wird heut getraut.

Notar.

Sehr wohl.

Chrysale.

Ja die — mit Namen Henriette.

Notar.

Schön. — Und der Bräutigam?

Philaminte (setzt auf Triffotin).

Der Herr steht hier,  
Den ich erwähl't.

Chrysale (weist auf Clitandre).

Und da steht der von mir  
Erwählte Bräutigam.

Notar.

Der Gatten zwei?

Das ist zu viel.

Philaminte.

Nur keine Ziererei!

In den Vertrag wird Triffotin geschrieben.

Chrysale.

In den Vertrag geschrieben wird Clitandre.

Notar.

Vertragen Sie zuerst sich mit einander;  
Sonst bleibt mir unklar, welchen Sie belieben.

Philaminte.

Nur schnell! Ich nannte schon den rechten Mann!

Chrysale.

Geschwind! Sie hörten mich den Fall entscheiden.

Notar.

Wem aber folg ich nun von Ihnen Beiden?

Philaminte (zu Chrysale).

Wie kämpfst Du gegen meinen Willen an?

Chrysale.

Ich werde niemals dulden, daß mein Kind  
Nur wegen meines Geldes wird genommen.

Philaminte.

Wem ist Dein Geld denn in den Sinn gekommen?  
Geld scheint dem Philosophen Streun im Wind.

Chrysale.

Und kurz und gut Clitandre wird ihr Gatte.

Philaminte (auf Triffotin zeigend).

Und kurz und gut, er wird Ihr Schwiegersohn,  
Wie ich es längst beschloffen hatte.

Chrysale.

Hoho, Du sprichst in sehr bestimmtem Ton!

Martine.

Die Frau ist nicht der Mann; drum mein' ich halt:  
Dem Mann gehört die männliche Gewalt.

Chrysale.

Sehr gut!

Martine.

Und würd ich drum sogleich herausgefegt,  
Erst wenn der Hahn gekräht hat, kräht die Henne.

Chrysale.  
So ist's.  
Martine.  
Auch sagt ein Sprichwort, das ich kenne:  
Faul sieht es, wenn die Frau die Hosen trägt.

Chrysale.  
Das stimmt.  
Martine.  
Ja, wäre mir ein Mann zu eigen,  
Der müßte mir den Herrn und Meister zeigen.  
Ein Hosenfuß, der wäre nicht mein Fall;  
Und würd' ich zanken, schelten, widerstreben,  
Dann thät' er gut, für meinen Redeschwall  
stillsich, klatsch mir etwas auf den Mund zu geben.

Chrysale.  
Vortrefflich!  
Martine.  
Unser Herr ist gar nicht dumm;  
Denn ihm steht seiner Tochter Glück zunächst.

Chrysale.  
Zuwohl!  
Martine.  
Der hübsche junge Mensch, warum  
Soll's der nicht sein, wiegt ein Professor schwerer,  
Weil er von früh bis Abends tintenlekt?  
Das Fräulein braucht nicht Griechisch und Latein;  
Sie will 'nen Ehemann und nicht 'nen Lehrer.  
Drum leuchtet ihr Herr Triffotiu nicht ein.

Chrysale.  
Sehr wahr.  
Philaminte.  
Wie lange dauert dies Geschwätz?

Martine.  
Gehören bleibt die Manzel überlassen.  
Ach sag' es tausendmal: Zu meinem Schatz  
könn' mir so etwas Geistiges nicht passen.  
Der Geist ist in der Ehe nicht zu brauchen;  
Von Büchern kann der Herd nicht rauchen.  
Ich nähme nur 'nen Mann, der nicht geschaidter  
Als ich ist, der nur mich studirt genau,  
Von A B C nichts weiß und gar nichts weiter  
Anwendig kennt als seine Frau.

Philaminte (zu Chrysale).  
Ist sie nun fertig? Hört' ich zur Genüge  
Den würd'gen Anwalt?

Chrysale.  
Was sie sagt, ist wahr.  
Philaminte.  
Ach aber wiederhole klipp und klar,  
Daß zu geschehen hat, was ich verfüge.  
(Zeigt auf Triffotiu.)  
Der Herr wird heute Henriettens Gatte.  
Ach sag's, ich will's; man rede nichts dagegen;  
Und wenn Glitauber Dein Versprechen hatte,  
So nehm' er unsre Ältere meinnetwegen.

Chrysale (zu Henriette und Glitauber).  
Was meint Ihr? Dieser Vorschlag scheint gedächlich.  
Laßt hören. Leibt Ihr ihm ein günst'ig Ohr?  
Henriette.

Ach Vater!  
Glitauber.  
O mein Herr!  
Delise.  
Er zöge freilich

Ganz anderen Erjak bei weitem vor. —  
Wir aber schreiten zu der Proklamierung  
Der Liebe, welche rein wie Sonnenglanz.  
Wir dulden zwar die deutende Substanz,  
Nicht aber deren Materialisierung.

### Bierter Auftritt.

Vorige Artist.

Artist.  
Verzeiht, wenn grad in dieser frohen Stunde  
Ihr mich als Störenfried erscheinen seht;  
Die beiden Briefe bringen eine Kunde,  
Die, fürcht' ich sehr, Euch schmerzlich nahe geht.

(Zu Philaminte.)  
Hier diesen schrieb Ihr Procurator Ihnen.  
(Zu Chrysale.)  
Und der ist aus Lyon.

Philaminte.  
Welch' irdisch Mißgeschick  
könn' unsren Seelenschmerz verdienen?

Artist (liest ihr den Brief).  
Sie werden selber sehn im Augenblick.

Philaminte (iuk).  
Berechte Frau! Ich habe Ihren Herrn Schwager  
gebeten, Ihnen diesen Brief zu überreichen. Sie  
werden daraus erfahren, was ich nicht wagen würde,  
Ihnen mündlich mitzutheilen. Die große Nach-  
lässigkeit, mit welcher Sie Ihre Angelegenheiten  
betreiben, ist schuld, daß der Schreiber Ihres Ad-  
volaten mich nicht rechtzeitig benachrichtigt hat, und  
so ist Ihr Prozeß, welchen Sie sonst zweifellos  
gewonnen hätten, in letzter Instanz verloren worden.

Chrysale.  
Verloren den Prozeß!

Philaminte.  
Du beßt am ganzen Leibe!  
Doch merschütteret bleibt davon mein Herz.  
O lerne Selbdennt von Deinem Weibe  
Und zeig dem Schicksal eine Stirn von Erz.  
„Ihr Mangel an Sorgfalt kostet sie vierzig-  
tausend Thaler, und diese Summe nebst den sämt-  
lichen Prozeßkosten zu bezahlen, sind Sie durch  
Gesichtsbeschuß verurteilt.“  
Verurteilt! Welch ein Wort! Wie ungefitte!  
So spricht man von Verbrechern.

Arist.

Ungehört,

Sie sind mit vollem Recht empört.

Es sollte heißen: der Gerichtshof bittet  
Ganz unterthänig um den kleinen Posten  
Von vierzigtausend Thalern und die Kosten.

Philaminte.

Doch was enthält der andre Brief?

Chrysale.

„Sehr geehrter Herr! Die Freundschaft, welche  
mich mit Ihrem Herrn Bruder verbindet, läßt mich  
an Allen, was Sie betrifft, den größten Anteil  
nehmen. Ich weiß, Sie haben Ihr Vermögen bei  
den Herren Argante und Damont deponirt; ich muß  
Ihnen deshalb leider mittheilen, daß Beide an ein-  
und demselben Tage Bankrott gemacht haben.“  
Mein Gott, mit Einem Schlag zum Bettler werden!

Philaminte.

O jammervoller Kleinmut! Schäme Dich,  
Dem Weisen macht kein Schicksalstrug Beschwerden:  
Verliert er Alles, so behält er sich.

Zur Sache nun! — (Zeigt auf Trissotin.) Vertraue  
diesem Herrn,

Genug besitzt er, um mit uns zu teilen.

Trissotin.

Wir thun doch besser nichts zu übereilen.  
Kein Mensch im Hause sieht die Heirat gern,  
Und Zwang zu üben bin ich nicht der Mann.

Philaminte.

Zu dieser Ansicht kommen Sie recht plötzlich;  
Sie schließt sich nicht an unser Unglück an.

Trissotin.

Endlos zu kämpfen ist nicht sehr ergötlich.  
Ich will kein Herz, das meines ausge schlagen,  
Und zieh' es vor, vollständig zu entsagen.

Philaminte.

Ich seh', ich sehe, was bisher zu glauben  
Ich mich gestraubt und was Sie wenig ehrt.

Trissotin.

All dies zu sehn ist Ihnen unabwehrlich;  
Es wärd mir meinen guten Schlaf nicht rauben.  
Doch daß man hier mich abweist und verhöhnt,  
Ertrag' ich nicht; ein Mann von meinen Graden  
Ist diese Art Behandlung nicht gewöhnt;  
Drum besser, ich empfehle mich zu Gnaden.

**Fünfter Auftritt.**

Vorige ohne Trissotin.

Philaminte.

Nun hat er klar sein feiles Herz enthüllt;  
Das will ein Philosoph sein? Nimmermehr!

Clitander.

Auch ich bin Steiner; doch Ihr Los erfüllt  
Mit wärmsten Anteil mich und mein Begehrt

Ist Alles, was ich hab' und was ich bin,  
Zu Ihrem Bestand hinzugeben.

Philaminte.

Mich rührt Ihr Opfermuth und edler Sinn;  
Ich will deshalb nicht länger widerstreben,  
Und weil Ihr Herz für Henriette spricht . . .

Henriette.

Nein, Mutter, anders hab' ich mich besonnen;  
Bergieb: die Seine werden kann ich nicht.

Clitander.

Jetzt da mein Glück mir endlich schien gewonnen,  
Jetzt soll es mir' durch Sie verloren gehn?

Henriette.

Mein lieber Freund, ich weiß, Sie sind nicht reich,  
Und als ich Sie zum Gatten anersehn,  
Da glaubt' ich fest, mit meinem Glück zugleich  
Auch Ihren Wohlstand zu begründen;  
Jetzt, wo das Mißgeschick uns hart bedroht,  
Lieb' ich Sie viel zu sehr, um unfreier Not  
Ihr ganzes Selbst unblöthlich zu verbinden.

Clitander.

Mit Ihnen ist mir jedes Schicksal teuer  
Und ohne Sie mir jedes unerträglich.

Henriette.

So spricht man wohl im ersten Liebesfeuer,  
Doch allzu späte Reue schmerzt unglücklich.  
Nichts kühlt so rasch die Blut im Eheband  
Als eine täglich neue Last von Sorgen,  
Und die sich heut geliebt, betrachten morgen  
Sich gegenseitig als des Nummers Grund.

Arist.

Hat dies allein den Anlaß Dir gegeben  
Der Ehe mit Clitander zu entsiehn?

Henriette.

Souft würd' ich sie mit höchster Lust erstreben;  
Nur aus zu großer Liebe meid' ich ihn.

Arist.

Dann gönne Deinem Herzen freien Flug.  
Die Briefe hier beruhen auf Erkündung;  
Nur eine Kriegsgelüste war's, ein Winkelzug  
Zum Bestand Eu'rer eh'lichen Verbindung.  
(zu Philaminte.) Auch wollt' ich Ihnen gern ein Probd-

chen leisten,

Wie man in Philosophen oft sich irrt.

Chrysale.

Der Himmel sei gelobt!

Philaminte.

Mich freut am meisten,  
Wie dieser schlechte Mensch sich ärgern wird.  
Ja seinem niederträcht'gen Geiz zum Tort  
Soll nun der Hochzeitsjubel laut erschallen.

Chrysale (zu Clitander).

Was sagt' ich gleich, mein Lieber? Hielt ich Wort?

Armaude.  
Und ich soll ihrem Glück zum Opfer fallen?  
Philaminte.

O nein, Du hast das beste Theil erwählt.  
Du wirst vom Gipfel der Philosophie  
Befriedigt zusehn, wie man sich vermählt.

Elise.  
Der arme Junge! Mich verschmerzt er nie.

### Lied.

Mein Lieb, wenn ich gestorben bin,  
Sing' keine Trauertlieder;  
Pflanz' nicht Enpressen auf mein Grab,  
Leg' keine Rosen nieder.  
Wenn über mir das grüne Gras  
Wird Thau und Regen nässen,  
Dann magst du mein gedenken, Lieb,  
Und, magst du, mich vergessen.

Ich seh' die nächst'gen Schallen nicht,  
Fühl' nicht die Regenschauer;  
Ich höre nicht der Nachtigall  
Gesang voll liefer Trauer:  
Hintrümmend in des Zwieliichts Schein  
Durch Felsen, unermessen,  
Mag ich wohl dein gedenken, Lieb,  
Mag ich dich wohl vergessen.

Nach dem Englischen der Christiana Georgiana Kottwitz  
von Albert Belfoff.

### Ungebuld.

In meiner Seele schreit  
Ein schanderndes Empören:  
Sie will den eheln Streit  
Der Erde nimmer hören.

Sie spürt der Erde Kluch  
Auf jedem Himmelsdrange,  
Sie zerrt ein Fahnenluch,  
Im Zorn an ihrer Stange.

Sie stakert wild, sie mag  
Sedulden nicht und denken:  
Es kommt auch dir der Tag,  
Der wird die Flagge senken.

Franz Herold.

### Papst Leo X.

Im Vatikane schleicht verhohter Weise  
Im Mitternacht der Papst allein und leise

Mit der Laterne. — Still! — er lauschet bang —  
Alein Laut! — Behutsam seht er fort den Gang.

Die Sammlportiere hebt er schein empör —  
Voll Argwohn sucht im Schallten Aug' und Ohr.

Im fernsten Saal, in einer dunklen Ecke  
Bücht er sich nieder, schlägt die schwarze Decke

Schon Manchen trieb Verzweiflung in die Ehe,  
Und dann bereut er's bis zum jüngsten Tag.

Chrysale.

Wohlan, mein Herr, was ich befall, geschehe,  
Ich, als der Mann, diktiere den Vertrag.

(Ende.)

Zurück, senkt die Laterne: da entfällt  
Sich seinen Blicke Cranachs Lutherbild. —

Es lacht der Papst des Teufels Kontersci.  
Der Mönch schaut ihm ins Auge fest und frei.

Nach dem Italienischen des A. Sogaziano von  
Johannes Schürmann.

### Winterbild.

Und als der alte Riesenbaum  
Gebrochen lag im Waldesraum,  
Flogen viel kreischende Dohlen herbei,  
Umkreisten ihn mit heisern Schrei.

In seinem blätterdichten Geäst  
Hat sich im Sommer gewiegt ihr Nest  
Er war ihr Heim, ihr trauer Freund,  
Der's immer gut mit ihnen gemeint.

Gar viele singende Vögelein  
Aeßten im Lenz bei ihm ein,  
Doch als der Herbst gekommen war,  
Hat ihn verlassen die muntere Schaar.

Die Dohlen nur, die blieben ihm treu,  
Sie flogen zu ihm stets aufs neu,  
Und da man ihn von hinten trug,  
Begleitet ihn klagend ihr schwarzer Zug.

Marie Stora.

### Französisches Volkslied.

(Aus dem Meher Lande.)

Jüngst wollt ich mich ergehen  
Im grünen Wald allein,  
Alein Schühchen fand ich schlafend  
Im grünen Wald allein.  
Sie schlief so hold, sie schlief so süß  
Im stillen Wald allein,  
Wie man in Frieden schläft und träumt  
So stille, ganz allein.

Da magst' ich leise sie küssen,  
Ich küßte sie im Schlaf:  
„Du bist ein loser Schlingel,  
Was küßt du mich im Schlaf?  
Willst du dein Liebchen küssen, merk',  
So weck' es aus dem Schlaf, —  
Wer wachend küßt, küßt zwiefach süß,  
Alein schmecht der Kuß im Schlaf!“

Übersezt von Emil Erbeich.



## Livia.

Novelle von Karl Theodor Schulz.

### I.

Man tanzte gern bei Erzellenz Steinfurt. Dieses Ballfest war immer eins der letzten des Winters, und man meinte dann, seiner Tanzlust noch einmal volles Genüge gönnen zu müssen. Außerdem wurde im „maurischen Saal“ getanzt. Die alte Erzellenz war viele Jahre lang preukischer Gesandter in Spanien gewesen, und hatte eine solche Vorliebe für die Bauten der Mauren in Granada und Cordova gefaßt, daß er sich in seiner Wiesbadener Villa, wohin er nach seiner Verabschiedung übergesiedelt war, wenigstens in dem großen Mittelsaal eine Erinnerung an jene Wunderwerke der Baukunst hatte schaffen lassen. Durch die glückliche Nachahmung übereinander getürmter Bogensstellungen, wie sie die Moschee von Cordova zeigt, erhob sich das Stalaktiten-Gewölbe des Saales noch über das zweite Stockwerk der Villa hinaus, wodurch ein ebenso schön emporstrebender wie phantastischer Raum entstanden war.

Doch die weise Erzellenz hatte ihr Wohlgefallen an diesem Bau nicht bis zum Ankersten der Stildurchführung getrieben. So bestand der Fußboden nicht aus Fliesen oder einer Mosaik, sondern aus einem kostbaren, in maurischen Mustern gehaltenen Parkett — und ringsum im Saal, hinter, wie zwischen seinen Säulen-Reihen, die ganz den Säulen des Löwenhofes der Alhambra nachgebildet waren, gab es haut-pas mit Rüdchneen, deren Polster ein echt arabisches Gewebe aus roter, blauer und goldiger Seide überzog. In Rot, Blau und Gold war auch die Ausschmückung der Wände, wie der beiden hohen, hufeisenförmigen Thüröffnungen des Saales gehalten und sämtliche Arabesken darauf zeigten die Formen der am reichsten entwickelten Ornamente der Alhambra bis zum Friesle empor, wo sich eine in das Rankenwerk verwebte kufische Schrift hinzog, die hier aber nicht zu frommer Kniebeuge, sondern zu frühlichem Neigen aufrief.

Das Orchester, das auf einer Empore über der Hauptthür hinter abgetreppten maurischen Zinnen saß,

hatte eben eine Lancier-Quadrille beendet, und unten im Saal wogten die Tänzer-Paare durch einander, um sich nach ihren Sätzen zu begeben. Nach altem Gebrauch waren dies die zurückstehenden, an den Wänden aufgestellten Divans, während die vorderen von den Herrschaften eingenommen wurden, die dem Tanze nur zusehaueten.

Gegenüber dem Orchester hatte sich eine Gruppe von Herren zusammen gefunden, in der es schon während der Quadrille beißende Randglossen zu hören gab, die jetzt aber fast Jeden, der in ihrer Nähe vorüberkam, mit Sticheleien bedachte. Namentlich der alte Graf Chabrilan wußte in kleinen Malicen nicht bössartigen Folgerungen das Mögliche zu leisten und der größte Teil der anwesenden Gesellschaft, die aus der gesamten fine fleur des Weltbades bestand, gab in ihren verschiedenen, auf- wie niedersteigenden Ebeneläufen auch reichlichen Anlaß zu Randglossen jeder Art. Beinahe Aller Parole war ja bloßer Lebensgenuß, hier in derberen, da in feinen Formen; und bis zur vollen Sättigung darin wurden oft so wunderliche Wege eingeschlagen, daß es wirklich belohnte, ihnen nachzuspüren, um über menschliche Schwäche von Herzen lachen zu können. Und Jeder lachte so lange mit, bis eines Tages auch über ihn gelacht wurde.

Plötzlich löste sich Graf Chabrilan von der Gruppe seiner Anhänger, nicht ohne sich durch eine prickelnd scharfe Bemerkung über das neueste Abenteuer einer als erotisch bekannten jungen Generalin einen guten Abgang gesichert zu haben, und schritt auer durch den Saal auf eine Dame zu, die sich lebhaft mit mehreren Herren unterhielt.

In beinahe ehrerbietiger Haltung verneigte er sich vor ihr und sagte, während er mit vornehmer Lässigkeit die herumstehenden Herren grüßte, in vorwurfsvollem Tone: „Aber Durchlaucht, auch diesen kühlsten aller Ballfäle meiden Sie nicht einmal! Hat Graf Raimund diese Extravaganz wirklich zugegeben, oder —?“

„Das „Dber“ trägt jedenfalls die Schuld an



meiner Anwesenheit!" fiel Gräfin Mattenau ihm kühl ins Wort. „Sie sind fast impoli, Graf! Statt sich, wie hier Baron Antig und Herr von Minnenberg ein klein wenig über die einzige stilvolle Toilette zu freuen, die für den wunderlichen Saal gemacht worden“ — sie trat einen Schritt zurück und präsentierte lächelnd ihre weiße, goldgestickte Damastrobe, deren kostbarer Spitzenbesatz von roten und blauen Marabouts gerafft wurde — „statt dessen möchten Sie mich zu Hause eingeweiht wissen! Ich hatte Erzkelzen Steinfurt aber dies maurische Kostüm versprochen, und ich pflege zu halten, was ich verspreche!“ Die Worte waren in einer gewissen Hast und zerstreuten Unruhe gefallen, während in ihren bleichen Wangen das Blut kam und ging, und ihre Blicke umherirrten.

Graf Chabrilan hatte von dem breiten Halbmond aus Saphiren und Diamanten im schwarzen Haar der Gräfin, der vereint mit der Rivière aus den gleichen Edelsteinen ihr Haupt wie in einen funkelnden Lichtreiß einschloß, auf ihre Schultern in ihrer krankhaften Blässe gesehen. Nun erwiderte er noch in derselben väterlich besorgten Weise: „Steinfurt könnte Besseres thun, als sich solche fragwürdige Versprechen geben zu lassen! Überhaupt hätte sich die Polizei gleich beim Bau dieses herrlichsten Weltwunders einmischen sollen, und aus sanitätspolizeilichen Rücksichten ihr Veto einlegen müssen! Die Wiesbadener Doktoren werden reich durch dieses „himmlische Steinmärchen“, wie es jetzt unser Lokal-Anzeiger den Fremden anpreist: drei Tage nach dem maurischen Fest pflegt eben Alt und Jung an Rheuma fest zu liegen. Ich selbst habe es schon zweimal exekutiert!“

„Und sind doch wieder hier?“ warf Herr von Minnenberg hin.

„Weil man hier gewesen sein muß!“

„En tout cas!“ stimmte die Gräfin zu. „Gerade diesem Argument verweichte auch Raimund nichts mehr entgegenzusetzen.“

Die Musik begann in langen, durch Sordinen gedämpften Trillerketten das Vorspiel zu einem Walzer. Während die neuen Paare zum Tanze antraten, verließ Gräfin Mattenau die Herren, um ein paar Damen zu begrüßen.

Chabrilan sah ihr nach und bemerkte erst zum runden kleinen Antig, der bei ihm stehen geblieben war: „Kleiner, lange behalten wir Sie nicht mehr!“ „Ich bitte Sie!“ versetzte der Baron erschrocken. „Kommt sie Ihnen schon wieder verändert vor?“

„Sehr!“ erwiderte Chabrilan. „Ihr Körper, wie soll ich sagen? Scheint sich mehr und mehr zu verflüchtigen! Sehen Sie doch ihren Hals! So durchsichtig zart! Dabei dieses Hervortreten der Schulter! Engelskugel nennt sie das tieffünige

Volk. Ah!“ Der Graf wandte sich kurz ab, wie wenn ihn der Anblick peinige.

„Und nun wird sie gar tanzen!“ rief Antig.

„Das darf Mattenau nicht zulassen!“ entgegnete Chabrilan, indem er sich wieder nach der Gräfin umsah.

„Nicht zulassen?“ wiederholte der Baron. „Gr selbst scheint mit ihr anzutreten.“

„Nun, Kleiner, dann haben wir nichts mehr zu sagen und uns jedenfalls darum nicht zu kümmern!“ Chabrilan steckte den Arm des Barons unter den seinigen. „Madame la princesse wären über meine vorherige Mahnung schon ungnädig genug! Was auch weiter? Ob eine elegante Frau mehr oder weniger auf der Welt ist — es wachsen immer neue! Aber schade ist's doch um sie.“

Gräfin Mattenau war wirklich, nach einigen Präliminarien, da ihr Gatte ebenfalls abgeraten hatte, mit ihm zum Walzer angetreten. Sie zeigte bei ihrer Unruhe sogar Lust, noch ehe die Reihe an sie kam, loszutanzten. Das hinderte der Graf aber; auch führte er sie dann beim Walzer selbst im innersten Kreise der Tanzenden fort und so langsam, als es das Tempo zuließ.

Anfangs schien sie sich ohne Beschwerde dem Vergnügen hinzugeben; bald legte sie sich jedoch ganz auf seinen Arm und er fühlte das starke Klopfen ihres Herzens. In einer rascheren Wendung querte er mit sicherem Geschick den Saal und brachte sie, kaum von anderen Paaren gestreift, an ihren Platz zurück. Schwer atmend sank sie auf den Divan und lehnte ihr Haupt mit geschlossenen Augen an seinen Arm.

„Hatte ich nun Recht, Livia?“ fragte er in zärtlicher Sorge.

Da stand die Gräfin aber sofort auf den Füßen und erwiderte, einen kurzen Husten mit dem Taschentuche erstickend: „Es ist schon vorüber! Und es war wunderschön: Du bist und bleibst mein Ideal eines Tänzers. Wir müssen hier und da auch wieder bei uns tanzen! Bleibst Du noch, ehe wir heirateten? Jeden Abend tanzen wir doch? Und Papa spielte uns so gern dazu auf! Ich seh' es noch, wie er's kaum erwarten konnte, daß Jean den Flügel öffnete.“ Sie setzte sich wieder. „Das ist lange her!“

„Ganze vier Jahre!“

„Damals war ich gesund! Das heißt“, fuhr Livia lebhaft fort, „ich fühlte mich gesunder als heute! Siehst Du, ein Mädchen von neunzehn Jahren ist eine ganz andere Personage als eine gekette Frau von Bierundzwanzig!“

Graf Raimund nickte, scheinbar ernsthaft. „Gewiß! Wenn eine Frau so viel Sorgen hat wie Du, da ist es überhaupt eine Art von Wunder,

daß sie sich noch ein Bißchen Lebenslust bewahren konnte.“

„Nun scherze! Du wieder!“ jammerte sie. „Doch habe ich nicht Sorgen? Schon um mich! Um Dich aber immerfort!“

Graf Mattenau richtete sich zu seiner vollen Höhe auf, ein Bild kraftstrotzender, deutscher Schönheit: das starke blonde Haar gestraut, ebenso der mächtige Wollbart — die Brust beinahe zu kräftig entwickelt, während die Taille das jugendlichsie Ebenmaß zeigte. Halb seine Augen schließend, deren helles Blau bei der Erregtheit nach dem Tanze dunkel geworden war, verlegte er übermütig: „Ich denke, Sorgen um mich wären vor der Hand unnötig! In dreißig Jahren vielleicht! dann reden wir einmal wieder davon! Gilt der Pat, Livi?“

Er sah warm und innig zu ihr nieder. Sie schauerte leicht zusammen, und nur ihre brennenden Blicke, die sich verzehrend an die seinigen hingen, gaben ihm Antwort. —

Da fiel es von seinem Angesicht wie ein Schatten; ein Lichtreflex, der auf Graf Mattenau gelegen hatte, erlosch. Die Gräfin wandte sich um und traf auf die fröhlichen Augen der Cousine ihres Gatten, die hinter der nächsten Säule hervorgetreten war, und nun neckisch ihre Tanzarte emporhiebt. Mattenau begriff sogleich und bat lachend: „Tausendmal Vergebung, Georgy! Hier mein Feuerfest wollte durchaus tanzen, und so habe ich auf Dein älteres Recht vergessen. Es ist aber noch Zeit: dort drüben können wir uns auch in die Nähe einschmuggeln!“ Damit gab er Fräulein von Schönborn den Arm und walzte gleich darauf mit ihr, als erstes Paar der neuen Kolonne, durch den Saal.

Livia folgte mit starren Augen den Bewegungen des Paares. Georgy Schönborn in ihrer allerdings ein wenig zu massigen, aber so kerngehenden Erscheinung paßte vortrefflich zu ihrem Partner. Von ihrem üppigen goldbrünen Haar lagen ein paar schwere Locken auf ihrem rosigen Nacken: die eine davon hatte sich gelockert und stog hier und da über die Hand des Grafen hin, die straff seiner Tänzerin Taille umspannte. Nach dieser Locke und dieser Hand mußte die Gräfin immer von neuem blicken. Dabei bemerkte sie auch plötzlich, mit welchem Feuer das Paar tanzte: völlig an den Genuß hingegeben, in diesem Augenblick nichts als sprühendes und mit einander geteiltes Leben! Wie anders, als sie mit ihm getanzt hatte! — Worüber sie nur fortwährend zu lachen haben? Sie spricht auch unaufhörlich! Quel inconvenance! — Endigt der Tanz nicht? —

Die Gräfin sah zürnenden Blickes zu dem Orchester empor. Und wie wenn der Kapellmeister ihrem Verlangen hätte Folge geben müssen, klopfte er mit dem Bogen auf — und an das Ende des

eben begonnenen Teiles schloß sich in wieder gedämpften Trillerketten der Schlusssatz des Walzers.

Nur röter geworden, sonst ganz unberührt von der Anstrengung, kehrten der Graf und Georgy Schönborn, noch Arm in Arm, zu Livia zurück. Sie erhob sich hastig: „Mich friert, ich will nach Hause!“

„Aber Livia!“ warf Georgy betroffen ein. „So früh? Da liegt Dein Spigenmantel, nimm ihn um!“ Sie versuchte sie einzuhüllen. „Nun kannst Du doch nicht mehr frieren?“

Die Gräfin widerstrebte ungeduldig. „Der hilft nichts! Ich muß zur Ruhe.“

Mattenau hatte die Gattin still angesehen und sagte mit gutmütiger Rederei: „Quäle mit meine Durchlaucht nicht, Georgy! Du weißt, sobald sie diesen Ton anschlägt, befehlt die Prinzessin und wir haben einfach zu gehorchen. Übrigens Scherz bei Seite! Ich bin Dir nur dankbar, Livi! Es ist mir eine wahre Veruhigung, daß wir früh heimkommen.“

Georgy drehte ihre Tanzarte in Händen: „Noch vier Tänze habe ich befehlt!“

„So kann Dich der Wagen, wenn Du wünschst, abholen!“ bemerkte Livia gleichmütig. „Als Dame Patronne wird die Exzellenz mit Bergnügen eintreten!“ —

Auf der Rückfahrt sprach die Gräfin, die sich jetzt in ihren Sealskin gehüllt hatte, kein Wort; als sich aber Mattenau im Salon mit einem Kusse von ihr verabschieden wollte, schüttelte sie den Kopf, warf den Pelz ab und setzte sich auf einen dos-à-dos vor dem Kamin, in welchem ein starkes Feuer brannte. Von dem eintretenden stammermädchen ließ sie sich nur den Schmuck abnehmen und befahl, Thee zu bringen. „Doch vielleicht trinkst Du lieber Deinen Biersteiner?“ fragte sie den Gatten.

Er bejahte, während er ebenfalls Platz nahm. „Am Ende wirst Du noch gern geblieben?“ setzte sie mit einem mißtrauischen Blick hinzu. „Du bist so einsilbig!“

„Nur abgepannt! Chabrillan kann ja niemals genug bekommen. Unser Mitt heut Morgen war zu lang.“

„Deinem Tanzen vorhin ist davon nichts anzumerken gewesen!“ Sie trommelte unbewußt auf einem Tischchen, das neben ihr stand. „Was hattet Ihr denn immer zu lachen? Georgina zeigt wenig Chic!“

„Oh!“

„Immerwährend sprach sie zu Dir!“

„Daran“, lachte der Graf, „war ich Schuld!“

„Du?“ Livia hob ungläubig die Schultern.

„Ja, ich! Bei dem feurigen Tempo des Walzers fiel mir eine kleine Scene bei einem Gratefeste in

Alephewo ein: Georgy und ich tanzen auch so flott, und lagen plötzlich Beide auf der glatten Tenne! Sie versuchte sich im ersten Augenblick vor Lachen nicht zu erheben, so lachten denn sämmtliche Stuechte und Mägde ebenfalls los, bis der Dufel mit seinem Kptomb dazwischen trat.“

Die Gräfin sah dieser natürlichen Aufklärung durchaus keinen Geschmack abzugewinnen, schwieg aber, da gerade ein Diner herintrat.

Erst als er das Theezeng, wie die Saraffe mit Wein und eine Platte mit allerlei Gebäck auf dem Tischchen neben ihr geordnet hatte und gegangen war, sagte sie: „So sind denn unsere Wintervergünnungen glücklich zu Ende! Das Dinerbedesche Diner am Sonnabend — wirst Du hin? Ich keinesfalls!“

„Georgy hatte mit dem Fräulein, so viel ich hörte“ —

„Wenn ich refüstere, kann Georgina doch kaum hingehen? Es ist ein offizielles Diner! Metternichs kommen, Assenbergs, all unsere Spitzen!“ Der Graf sah sie verwundert an. Livia begegnete seinen Blicken nicht; sie goß sich Thee ein und trank, wobei sie in die Flammen des Kamins starrte. Ihre Tasse niederlegend, fragte sie: „Darf ich Dir Wein einschicken?“

„Ich bitte!“ Er hob ihr stumm das Glas entgegen, dann leerte er es auf einen Zug. „Warum soll Georgy eigentlich nicht hingehen? Mit mir?“

„Eben mit Dir! Ich halte das bei dieser Gelegenheit nicht für passend.“ Eine unbeherrschte Erregung machte selbst den Klang ihrer Stimme vibrieren. „Sonst bliebe ich auch allein! Und ich bin so ungern allein.“

„Nun, dann sage ich selbstverständlich gleichfalls ab!“

„O, Du liebster Mann!“ Sie sah mit beiden Händen nach seiner Hand und streichelte sie zärtlich. „Wenn Du bei mir bist, was ist mir die ganze Welt? Dann bedarf ich keiner Zerstreung, nicht eines anderen Gedankens! Du und immer Du! Fort sollen sie alle bleiben, Niemand mein Glück stören. Ich werde immer eifersüchtiger, Raimund! Wenn eine Andere Dich nur anspricht, zittere ich. Woher es kommt? ich forsche nicht darnach. Neulich dachte ich einmal tief in mich hinein und da —“ sie barg mit einem Aufschluchzen den Kopf an seiner Brust.

„Um Gotteswillen, Livi!“ bat der Graf. „Du sollst Dich ja nicht so gehen lassen! Denke an die ewige Bitte des Medizinalrats — keine Aufregung! Willst Du Dich mit Gewalt kränker machen? Thue ich nicht Alles, Alles, was Du wünschst, was Dich beruhigen kann?“

Die Gräfin sah den Gatten mit einem unsäglichen Flehen an. „So laß Georgina abreisen!“

„Livia!“

„Ich beschwöre Dich!“

„Warum aber? Warum? Und es ist ganz unmöglich!“

„Auch wenn ich neben ihr leide? Ihr Wesen wird mir von Tage zu Tage unjympathischer; ja, kann ertrage ich noch ihre bloße Erscheinung. Diese überfülle an ihr degoutiert mich! Dabei ihr ewiges Lachen!“

„Sie ist eben eine heitere und gesunde Person!“ entschuldigte sie der Graf. „Allerdings ein wenig derb und nicht immer rücksichtsvoll! Doch Du bist jetzt überreizt: denn wenn Dich Gesundheit an sich schon quälen könnte, wie mühte ich Dich quälen!“

„Dich liebe ich! Auch ist das ganz etwas Anderes!“

„Doch ich nicht wüßte! Gesund bleibt gesund.“

„Dein Mann ist das natürlich, wir Frauen“ —

„Herr, besinne Dich!“ Der Graf lächelte.

„Ich will es einmal nicht“, rief sie ungestüm, „daß Du fortwährend vergleichen müßt! Ihr strengendes Leben und bei mir —? — Nein, nein! Auch ich lebe ja und werde an Deiner Seite bleiben. Raimund! Wo, an welchem Orte würd' ich es ertragen ohne Dich? Und käme ich gleich ins Paradies, ich lehre zurück: wie jenes arme Seelchen, von dem wir einmal lasen. O Gott, wenn sie dann auf Deinen Knien säße! Ich fürbe zum zweiten Mal.“

„Meine Einzige“, suchte der Graf sie zu beruhigen, „Du bist da und wirst bei mir bleiben! Und liebe ich Dich nicht allein, wie ich Dich von immerher geliebt habe? Wozu also solche marternen Vorstellungen?“

Sie sah ihn schwermütig an. „Jrgendwo in meinem armen Kopf müssen die Gedanken stecken! Sie kommen immer wieder und quälen mich unaussprechlich. Jeder ist ein anderer, und doch bleibe das Ganze stets dasselbe: ich und Du. Dassen könnt' ich jeden Dritten, der mir etwas von Dir nimmt! Und sind es auch nur Augenblicke, die sie mit Dir verplaudern. Ich geize schon mit Allem! Darum laß Georgina fort!“

Graf Mattenau erhob sich und ging einmal durch's Zimmer, ehe er in mildem Tone antwortete: „Nimm Vermußt an, Liebste! Wie Du's zu wollen scheint, auf den Moment, ist es in der That eine Unmöglichkeit. Was würde der Dufel sagen und empfinden? Bei seinem Feingefühl — bei den Verpflichtungen, die er mir auferlegt hat! — Noch keine drei Wochen ist Georgy bei uns; wir haben sie eingelaben, hier zu bleiben, bis wir nach Davos gehen, und nun soll sie von einer Stunde zur anderen heimkehren? Deine jetzige Reizbarkeit wäre doch nur ein Grund mehr, sie

hier fest zu halten! Auf Deinen Wunsch haben wir die vielen Beziehungen angeknüpft, allein strengt Dich jetzt aber die Repräsentation doch zu sehr an. Und vertritt sie Dich nicht trotz der Klauen, die sie immer im Stoff hat, ganz lieblich? Ich war von Herzen froh, Dir so viel abgenommen zu sehen! Nun möchtest Du mich aus einer Laune wieder in tausend Verlegenheiten stützen!"

"Es ist keine Laune!" seufzte die Gräfin.

"Eine Marotte aber gewiß!" entgegnete Mattheau, sich von neuem setzend. „Übrigens thut das Wort nichts zur Sache! — Selbst vor den hiesigen Bekannten, wie sollten wir den Eklat entschuldigen? Und denke Dich in Georgy hinein! Sie fühlt sich so glücklich hier: Jahr für Jahr sitzt sie in dem einfachen Kleidewo und besucht höchstens auf Wochen eine Freundin, und geht mit dem Entel nach Karlsbad. Nicht wahr, Du siehst ein —"

"Daß ich mich in Etwas zu fügen habe", unterbrach sie ihn heftig, „was mich vor der Zeit fortnehmen wird."

"Civi!" Er ergriff ihre widerstrebenden Hände.

"Du stellst mich wieder einmal vor eine Unfassbarkeit! Auch heute werde ich aber Deinen Willen zu erfüllen suchen, weil ich sehe, daß Du leidest. Die Ursache davon muß jedenfalls anshören. — Wär' es Dir also recht, wenn wir eher nach Davos gingen? nicht erst im Mai — in etwa zwei bis drei Wochen? Bis dahin könnten die notwendigsten Vorbereitungen beendet sein."

"Ich habe gar keine Lust, fortzugehen!" er-

widerte Livia mit einem tief müden Ausdruck.

"Hier ist es so behaglich und der Frühling kommt."

"Wenn der Medizinalrat nicht darauf dränge", entgegnete der Graf, „wie gern redete ich Dir zu, hier in Deiner Nähe zu bleiben! Du weißt so wie so, Davos gerade mit seinem Höhenklima bleibt mir verdächtig. Dieses raschere Atemen dort, ich kann mir nicht helfen —! — Doch man ist nur ein Laie! Du fühltest Dich im vorigen Jahre darnach auch gestärkt! Wie wär's mit einer früheren Abreise?"

"Wenn es sein muß?"

"Ich sehe und finde keine andere Möglichkeit, Georgy heimzuführen. Wenn wir selbst aber so bald abreisen, dann könnte sie in etwa zehn bis vierzehn Tagen fahren! Das läßt sich verantworten!"

Die Gräfin lächelte. „Und sollte ich mich am Tage unserer projektierten Abreise etwa angegriffen fühlen, wird sie eben verschoben. Du bester, bester aller Männer! — So geht es, und die zehn Tage will ich noch aushalten, besonders, wenn Du verspricht, mich ein wenig zu verwöhnen!"

"Noch mehr?"

"Ja, ja! Du vermagst selbst das Undenkbare! Wie oft meinte ich schon, lieber, herrlicher, einziger als er jetzt ist, kann er nicht mehr sein! Und am nächsten Tage war das Wunder da, all die süße Vergangenheit so übertroffen, daß mein Herz bis zum Zerspringen hämmerte — vor Rausch und Entzücken." Sie warf sich in seine Arme und küßte ihn mit leidenschaftlicher Inbrunst. —

(Fortsetzung folgt.)

## Die Frage der Theater-Sensur.

V.

Paul Lind au schreibt uns:

Berechtigter Freund!

Die von Ihnen aufgeworfenen Fragen über die Verwerflichkeit oder Zweckmäßigkeit der jetzt bei uns noch bestehenden Theaterzensur sind von allen Seiten so eingehend und erschöpfend beantwortet worden, daß dem Nachzügler kaum noch etwas Besonderes zu sagen übrig bleibt. Ich stehe durchaus auf dem Standpunkte, den Ludwig Fulda, Professor Joseph Kohler, Paul Heuse und Max Bernstein einnehmen. Ich halte die Zensur auch in Theater Sachen für unbedeutend, entwürdigend, erfolglos und überflüssig.

Was wir von den Leistungen der Berliner Zensur haben erfahren können, erscheint mir durchaus geeignet, die Argumente, die für die Aufrechterhaltung der bisherigen Zustände oder deren Umgestaltung unter Beibehaltung der Hauptsache geltend gemacht werden, zu entkräften und den Unwillen über diese

Institution zu verstärken. Und dies um so mehr, als nach der übereinstimmenden Ansicht Aller, die mit der Berliner Theaterzensur zu schaffen haben, der mit dem Leben der Bühnenwerke beauftragte Beamte im königlichen Polizeipräsidium seines Amtes mit äußerster Humanität und mit jeder Schikane abholdem freien Sinne waltet. Aber das Gehässige der Sache selbst kann durch freie Anschauung, Bildung und Lebenswürdigkeit der Person nicht beseitigt werden.

Schon aus dem siebzehnten Jahrhundert stammt das Wort: „La censure tourment le pigeon, laissent aller les corbeaux libre“, und das Wort trifft noch heute zu. Den wahren Frevler trifft die Zensur nicht, sie vergeistigt sich vielmehr — verhängnisvoll, möchte ich beinahe sagen — fast immer an den Unschuldigen oder meistentens an den Unschädlichen. Sie hängt die kleinen Diebe und läßt die

großen Diebe laufen, und es kommt auch vor, daß sie einen ganz Schullosen dem Galgen überliefert.

Wenn wir uns die Fälle vergegenwärtigen, die in den letzten Jahren über das Eingreifen der Zensur in die Freiheit des Dramatikers und Bühnenleiters am weitesten Aufsehen gemacht haben, so kommen wir zu den nachstehenden Schlußfolgerungen: Ein Stück kann hier wegen seiner gefährlichen und unsittlichen Tendenz verboten werden, das drei Meilen weiter in einer andern Stadt nicht den geringsten Anstoß erregt; bei einem andern tritt die Umgestaltung vom Gestatteten zum Verbotenen schon mit der wechselnden Beleuchtung desselben Tages ein, während ein drittes heute stattthat, acht Tage später aber unersänglich ist; ein viertes wirkt hier politisch verhänglich, und in der benachbarten Stadt darf die Aufführung unbeanstandet vor sich gehn.

Die „*Fourchambault*“ waren in Stettin unsittlich, aber schon in Posenwald und dem gesamten übrigen Deutschland tief sittlich. Die Aufführung der *Ibsenschen* „*Gefenster*“ wurde am Nachmittag gestattet, am Abend verboten. Die Verurteilung, die „*Sodoms Ende*“ von Sudermann am Tage vor der anberaumten ersten Aufführung traf, wurde nach einigen Wochen aufgehoben. Der „*Generalfeldoberst*“ von Wildenbruch, dessen Aufführung im Deutschen Theater aus Gründen der Courtoisie gegen das befreundete Oesterreich inhibirt wurde, durfte in allen andern Städten des mit Oesterreich verbündeten Deutschen Reichs, in Hamburg, Leipzig, Frankfurt u. s. w., ruhig aufgeführt werden, ohne daß dadurch eine Trübung der freundschaftlichen Beziehungen zu befürchten gewesen wäre. Was soll man zu diesem heillosen Wirrwarr sagen? Wird durch solche Widersprüche das Rechtsbewußtsein im Volke nicht geradezu erschüttert? Haben die Aufführungen der örtlich oder zeitlich verbotenen Stücke irgendwelchen Schaden angerichtet? Hat hier die Zensur nicht zugleich mit der Verkehrtheit ihrer Anordnungen auch ihre Machtlosigkeit dargehan? Und erhellt diese Machtlosigkeit nicht in noch höherem Maße als aus diesen Handlungen aus ihren Unterlassungen, zu denen sie sich genötigt sieht? Sind unserer Zensur trotz aller Wachsamkeit nicht gerade die allerverfänglichsten und allerschlimmsten französischen Zweideutigkeiten und Joten durch die Finger geschlüpft? Ist sie beim redlichsten Willen von der Welt im Stande gewesen, der eigentümlichen Forderung, die Buhnhaupt und Geossen aufstellen, zu genügen? Gewährt das Walten der Theaterzensurbehörde dem besorgten Familienvater nun wirklich die völlige Sicherheit, daß er seine keusche Tochter ruhig mit ins Theater nehmen könne?

Ein Theater mit Rücksicht auf junge Mädchen und andere Menschenkinder von jung-mädchenhaftem Gemüt: — ich hätte nicht geglaubt, daß dieses Argument noch einmal wiederkehren würde, um die Verechtigung der Theaterzensur zu begründen. Am Eingang der amerikanischen Schaubühnen im fernem Westen, in denen es allerdings gewöhnlich ein bißchen übermütig hergeht, stehen die wohl zu beherzigenden Worte: „*Minors not admitted*“. Jeder Vater sollte bis zum erbrachten Beweise des Gegenteils diese ungeschriebene Aufschrift auch über allen andern Theatern lesen. Wenn Bühnenbichter und Bühnenleitung Rücksicht auf junge Mädchen nähmen, so würden die größten Dramen aller Zeiten und aller Länder einfach vom Repertoire zu streichen sein. Nicht mehr und nicht minder. Tragödien der Blutschande vom „*Oedipus*“ des Sophokles bis auf die „*Morra*“ des Alfieri und die diesen anverwandten Trauerspiele „*Phädra*“ von Racine und Schillers „*Don Carlos*“, die Ehebruchsdramen vom „*Amphitruon*“ des Plautus und Moliere bis auf die ganze Gruppe dieser Stücke der neueren französischen Dichtung, ferner alle Meisterwerke, die sittliche, soziale, religiöse Probleme heikler Art mit großer Kühnheit behandeln, also vor allem der „*Faust*“, „*Die Räuber*“, „*Stabale und Liebe*“, „*Tartuff*“ und „*Don Juan*“ von Moliere, die Beaumarchais'schen Schauspiele u. s. w., müßten dann einfach unaufgeführt bleiben. Denn es giebt gewiß keinen Vater, der nach Rephitis Abgang: „*Hab' ich doch meine Freude dran*“ die naive Frage seiner Tochter: „*Woran hat er seine Freude?*“ beantworten könnte.

Das Theater für junge Mädchen — alle großen Bühnenbichter haben es verurteilt, alle ohne Ausnahme. Goethe sagt zu Cermann: „*Was thun unsere jungen Mädchen im Theater? Sie gehören gar nicht hinein, sie gehören ins Kloster, und das Theater ist bloß für Männer und Frauen, die mit menschlichen Dingen bekannt sind.*“ Heinrich von Kleist äußert sich über dieselbe Frage so: „*Wenn man es recht unterucht, so sind zuletzt die Frauen an dem ganzen Verfall unserer Bühne schuld, und sie sollten entweder gar nicht ins Schauspiel gehn, oder es müßten eigene Bühnen für sie abge sondert von den Männern errichtet werden. Ihre Anforderungen an Sittlichkeit und Moral vernichten das ganze Wesen des Dramas, und niemals hätte sich das Wesen der griechischen Bühne entwickelt, wenn sie nicht ganz davon ausgeschlossen gewesen wären.*“ Augier sagt: „*Für die Wackische ist das Schauspiel überhaupt nicht da. Der Beruf der Komödie ist nicht, das Vaster dadurch zu ermitteln, daß man es vor jungen Mädchen geheim hält, sondern es zu brandmarken, indem man es entlarvt.*“

Oben so verwunderlich wie diese Erwägung

die einige der von Ihnen angerufenen Dramatiker für die Aufrechterhaltung der Theaterzensur günstig stimmt, erscheint mir das Argument der Bühnenleiter, die durch die Zensur die Verantwortlichkeit für die von ihnen aufgeführten Stücke auf die überwachende Behörde überführen. Es ist ihnen angenehm und beruhigend, sich sagen zu können: wenn die Zensur das Stück freigegeben hat, kann uns nicht mehr viel passieren. Ja, wenn man solche Opportunitätsgründe gelten läßt, dann wäre ja überhaupt die Aufrechterhaltung der Zensur in ihrem vollen Umfange ein Segen gewesen. Wenn noch heute eine liebevoll bevormundende Zensur den Schriftstellern das Penum korrigierte, so würden Verleger, Journalisten und andere Autoren gegen lästige Preßproseje und mehr oder minder empfindliche Strafen gefeit sein. Die Herren Bühnenleiter werden doch aber wohl selbst nicht im Ernste für die Beseitigung der Preßfreiheit und Wiedereinführung der unwürdigen Bevormundung plaidieren, sie werden sich nicht auf den Standpunkt stellen wollen: Wenn es die Zensur freigibt, brauchen wir uns keine grauen Haare mehr wachsen zu lassen; das Nichtverbotene ist gestattet. Sie werden sich vielmehr zu dem vornehmeren Sage bekennen: „Quod non vetat lex, hoc vetat ferri pudor“.

Das Einzige, was für die Aufrechterhaltung einer Präventivprüfung der Schauspiele scheinbar spricht, ist die unanfechtbare Thatfache, daß die Bühnenkunst von ganz besonderer Beschaffenheit ist, daß die unmittelbare und starke Wirkung, die sie übt, sich mit der Wirkung keines andern Kunstwerkes vergleichen läßt. Kein Zweifel, das Sittlichkeits- und Schamgefühl kann durch die Unmittelbarkeit der Bühnenwirkung viel brutaler und flagranter verletzt werden als durch ein Buch oder durch ein Werk der bildenden Kunst — die Musik ist überhaupt ausgeschlossen. Dagegen läßt sich aber geltend machen, daß zunächst derartige rohe Überfälle des nichtsahnenden Publikums von den Brettern herab doch zu den allergrößten Seltenheiten gehören, und in diesen seltenen Fällen wehrt sich das Publikum seiner Haut gewöhnlich selbst, und gebührt! Vor solchen unerwarteten Beleidigungen ist man eben nirgends vollkommen geschützt, also auch nicht im Theater. Ein junges Mädchen, das sich für unsere Tageshelden lebhaft interessiert und sich darauf freut, die Leiter der Regierungspolitik und die Führer der Parteien einmal von Angesicht zu Angesicht beisammen zu sehen, läuft auch Gefahr, die würdevollen Räume des Reichstags schleunigst verlassen zu müssen, wenn irgend eine der interessanten, durch den Proseß Heinze angeregten Fragen über Kaiserwürmung der Jugend und dergleichen zur Sprache kommt. Und der Vater, der

mit seiner erwachsenen Tochter durch die verkehrsreichste Straße von Berlin geht, weiß auch nicht, wo er hinblicken soll, wenn ihm einer der frechen Schreihälse den Titel irgend einer Flugdschrift ins Ohr brüllt, dessen Sinn ein keuchendes Mädchen nicht einmal verstehen darf.

Aber dies nur nebenher. Ich gebe vollkommen zu, daß die Bühne ihre ganz besonderen Bedingungen hat, die unter Umständen auch besondere Schutzmaßnahmen erheischen. Aber ich kann nie und nimmer zugestehen — und das ist der Punkt, der zu meiner Verwunderung bisher noch gar nicht hervorgehoben ist, und den ich für den wesentlichsten halte —, daß der zensierende Lektor im Stande sei, nach dem Lesen des Bühnenwerkes auf die Frage der Sittlichkeit oder Unsittheit überhaupt zu beurteilen.

Jeder mit dem eigenartigen, unerforschlichen, launenhaften Wesen der Bühne einigermaßen Vertraute weiß, daß sich ein Bühnenwerk nach der Lektüre überhaupt nicht beurteilen läßt. Die größten Bühnenkenner täuschen sich vollkommen über die Wirkung, sogar noch nach der Generalprobe. Beim Lesen mag dem geübtesten, dem wohlwollendsten und gebildetsten Lektor diese oder jene Situation durchaus unerträglich erscheinen, er mag es für seine unerlässliche Pflicht halten, sie auszumergen oder auf Grund dieser Situation sogar das ganze Stück zu unterdrücken. Könnte er inebenso diese ihm so verhänglich bündende Situation unter den richtigen Bedingungen sehen, auf der Bühne dargestellt, vor dem vollen Hause, so könnte sich sehr wohl der Fall ereignen, daß er jetzt sein vorher gefaßtes Urteil kaum noch begriffe. Ebenso würde es möglich sein, daß andere Sachen, an denen er beim Lesen nicht den geringsten Anstoß genommen hätte, nun sein Schamgefühl aufs Äußerste verletzen. Das Bühnenwerk wird ja nicht vom Autor allein gemacht. An der Bühnendichtung sind die darstellenden Künstler und sind auch die Zuschauer in hohem Grade mitbeteiligt. Der Zensor aber kann sich nur ein Urteil über die einseitige Arbeit des Dichters bilden, die oft durch die Darstellung vom Künstler und auch durch die Aufnahme beim Publikum bis zur Unkenntlichkeit modifiziert wird. Kommt es nicht so und so oft vor, daß dem Autor durch das Publikum, das seinen eigenen Klopff hat, Absichten in gutem und schlechtem Sinne zugeschrieben, Wirkungen hineinstamotiert werden, die ihm ganz fern gelegen haben? Und wenn die Verbuhltheit einer Wesalina von der verklärenden Kunst einer Wolter geadelt wird, wenn die blutschänderische Verirrung der Myrtha in der Darstellung der Hektor nichts weniger als unsittlich, sondern nur tragisch im reinsten Sinne des Wortes wirkt, wenn auf der andern Seite das harmloseste Liedchen mit dem harm-

lofesten Texte, „Ich bitt' euch, liebe Vögelein“ oder bergleichen, von einer Chauvettenfängerin im Eingetangel in einer Weise vorzutragen werden kann, daß einem Ruderknechte die Schamröthe auf die Stirn steigen müßte — wie will der Leser beurteilen, was auf der Bühne leusch und rein, was dort unsittlich und zotig ist?

Wenn irgendwo, so scheint mir für Vergehen auf der Bühne das forum delicti commissi das einzig berechnete. Das Amt des Zensors hat lediglich das Publikum im Theater selbst zu üben, hat die gewissenhafte Kritik zu beständigen und, wenn nötig, der ordentliche Richter zu strafen. Der Zensor ist dazu nicht befähigt. Es fehlt ihm die Grundbedingung zur Fällung eines gerechten Urtheils, die Sachkenntnis. Er kennt das Stück nicht, das er nach der Lektüre zu beurteilen hat. Er liest das Buchdrama, er verdammt das Bühnenwerk.

Nach meiner Ansicht reicht unser Strafgesetzbuch auch vollkommen aus, um den Ausschreitungen auf den Brettern wirksam entgegenzutreten. Mit den Paragrafen über groben Unfug und über Erregung eines öffentlichen Argernisses durch unzüchtige Handlungen kommt man weit genug.

Sollten aber, was ich auf das Allerentschiedenste bezweifle, trotz Allem und Allem Prä-

ventionenregeln durchaus geboten erscheinen, dann nur um Gotteswillen keine „Kommission“! Wenn ich sehe, wie Leute, die in theatralischen Dingen mit Fug und Recht als Autoritäten angeführt werden dürfen, die mir innig befreundet sind, denen ich persönlich nahe stehe, deren dramaturgische und bühnenbichterische Thätigkeit ich hochschätze — wenn ich sehe, wie L'Arronge, Barnay, Vulthaupt die von Ihnen aufgeworfene Fragen beantworten, dann würde ich keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß ich ein Bühnenwerk von mir viel lieber dem mir unbekanntem Zensor des Berliner Polizeipräsidiums, dem von allen Seiten das Nähmlichste nachgesagt wird, zur Prüfung überlasse, als einem Ausschuß, dem etwa die vorgenannten, durch persönlichen Verkehr mir befreundeten oder durch ihre Leistungen sympathisch gewordenen Bühnenleiter und Bühnenbichter als Mitglieder angehören würden.

Mit freundlichsten Gruß

Ihr

aufrechtig ergebener

Paul Lindau.

Anderer Gutachten wird eines der nächsten Hefte bringen.

## Ein Lenz = Curiosum.

Mitgeteilt von Karl Emil Franzos.

Es ist nur ein einzelnes Blatt von Lenz' Hand, von dem ich hier Mitteilung machen will, aber es veranschaulicht seine Eigentümlichkeiten wie seine Arbeitsweise deutlicher, als manches große Manuscript.

Das Blatt ist eine — Schneiderrechnung, noch dazu, wenn nicht alle Zeichen trügen, eine unbezahlte, aber an jedem freien Plätzchen mit Apophorismen und Citaten von seiner Hand beschrieben. Sie beziehen sich zum Teil auf sein bekanntestes Werk, die „Soldaten“, 1775 geschrieben, oder richtiger, sie betreffen dieselben Fragen, die er in diesem, damals bereits abgeschlossenen Werk behandelt. Denn das Blatt stammt aus dem Mai 1776, den ersten Wochen seines Aufenthaltes in Weimar, also der bewegtesten, hoffnungsreichsten, aber in ihren Folgen verhängnisvollsten Zeit seines Lebens, und es bedarf keiner sonderlich scharfen Augen, um in ihm ein treues Spiegelbild seiner inneren und äußeren Lage zu erblicken.

Das kuriöse Autograph hat, ehe es an seinen jetzigen Aufbewahrungsort — meine Handschriften-Sammlung — gelangte, Schicksale durchgemacht, die in neue die Geschichte von Lenz' Dichterruhm verförnern. Zweifellos gehört es zu jenen Blättern, die er — vielleicht auch nur in Erinnerung an die Rechnung — treulich verwahrt und auf all den dunklen Irrwegen

seines Lebens mitschleppte, bis in die Moskauer Zeit hinein, wo der Einundvierzigjährige endlich dem schlimmsten Elend erlag, das je vereint einen Menschen heimgesucht: dem Siechtum, dem Hunger und dem Wahnsinn. Nachdem er (1792) gestorben, nahm seine Familie, die sich bisher nicht um ihn gekümmert und es darauf hatte ankommen lassen, ob ihm sein Elend bei mildthätigen Menschen in Moskau ein Stück Brot schaffen werde, den Nachlaß an sich. Sie häutete ihn, wie man eben die Schreibereien eines wahnsinnigen, verkommenen Menschen häutet; wer sich für den Unglücklichen, der sich ja immerhin einen Namen gemacht, in seiner livländischen Heimat interessierte, konnte leicht ein Blatt haben. Aber schon etwa zwanzig Jahre nach seinem Tode fanden diese zerstreuten Blätter zwei liebevolle ja leidenschaftliche Sammler: den Landarzt Dr. Georg Friedrich Dumps in Gusefsküll (Pöhlischer Kreis) und den Bibliothekar in Dorpat Karl Friedrich Ludwig Peterien. Zu dem von ihnen vereinigten Material gehörte auch dieses Blatt. Dumps' Abicht eine Gesamtausgabe von Lenz' Schriften und eine Biographie zu veröffentlichen scheiterte bekanntlich daran, daß er keinen Verleger dafür fand; der livländische Arzt, ein rührendes Vorbild selbstloser Begeisterung, überließ alle Materialien an Ludwig Tieck. Dieser ließ nach jahrelangem Zögern

endlich 1828 seine nicht eben sorglich redigirte Gesamt-Ausgabe von Lenz's Schriften erscheinen. Die Manuscripte sollten an Dumpsf zurückgeschickt werden, doch hielt Lenz die Zusage nicht ein; er behielt sie bis zu seinem Tode, dann kamen sie an Rudolf Köpfe. Von diesem kam ein Teil der Lenziana an Wendelin von Malsbahn. Er hütete sie sorglich, auch nachdem er den Gedanken einer litterarischen Venhütung halb und halb aufgegeben, weil der Autographen-Wert inzwischen ein beträchtlicher geworden. Diese Sorglichkeit sollte sich seinen Erben lohnen. Als Malsbahn starb, wurden die Lenziana seines Nachlasses um einen Preis versteigert, der hinreichend hätte, den Ärmsten bei Lebzeiten vor aller Noth zu bewahren — 5150 Mark! Es war dies aber noch lange nicht der ganze Gewinn, der für Malsbahn aus der Köpfe'schen Erbschaft resultierte, einen großen Teil hatte er bereits früher einzeln abgegeben. Einiges war an G. von Loeper gekommen, darunter das nun in meinem Besitze befindliche Blatt; ich erkaufte es bei der Auktion der Loeperschen Sammlung und gleichfalls zu einem Preise, der den Gedanken nahe legt: „Wenn ein solches Honorar für einige Notizen jemals dem Dichter selbst zugefallen wäre!“ — ihm, der so viel gehungert . . .

„Sie eunt fata hominum —  
 Ich gingen sie nicht gar so trumm!“

Doch nun von unserem Blatt.

Am 1. April 1776, vielleicht schon etwas früher, war Lenz in Weimar angekommen. Ein kürzlich in dieser Zeitschrift erschienener Aufsatz von Otto Hartung (Band XI, S. 126 ff. und S. 148 ff.) überhebt mich der Aufgabe, die näheren Umstände dieses Abschnitts in Lenz' Leben darzulegen. Man weiß, daß er höchst wahrscheinlich einer Einladung Goethe's folgte, daß Goethe Alles für ihn that, was er konnte. Er präsen- tierte ihn bei Frau von Stein, dann bei Hofe; Lenz las Serenissimo vor, plauderte mit ihm, träumte von einer Verforgung für Lebenszeit, als Vorleser und vertrauter Günstling. Die „Zehnung“ beim Erbprinzen bezahlte inzwischen der Hof. In seinem Buche „Goethe und die Inthige Zeit in Weimar“ erbringt Diezmann aus den herzoglichen Rechnungsbüchern den vielcitirten Nachweis, daß Karl August für Lenz von 1. April bis zum 27. Juni 1776 35 Thaler und 10 Groschen an „Traitement“ bezahlte — wie oft dies als ein Beweis für die Großmuth des Herzogs betont worden, ist kaum zu zählen, während doch Lenz auch seine Gegendienste als Vorleser geleistet hat.

Aber war dies das Einzige, was Karl August für Lenz gethan? Hat er nicht vielleicht auch neben Wohnung und Kost die Kleidung für ihn bezahlt? Ich

bin nicht Lenzforscher von Beruf, gehöre keiner der beiden streitenden Parteien unter ihnen an — die Einen greifen Lenz an, um Goethe zu verteidigen, die Anderen machen es umgekehrt — und vermag die Frage darum ohne jene tiefgehende Erregung zu behandeln, die z. B. P. Th. Falk oder Johann Froisheim bei ähnlichem Anlaß ergeißt. Ich begnüge mich zu sagen: daß Lenz nicht bloß ohne Geld, sondern auch in keiner reputirlichen Kleidung nach Weimar kam, wissen wir; daß er sich hier zunächst, um bei Hofe erscheinen zu können, neue Kleider machen ließ, war schon früher zu vermuten und wird nun durch die Rechnung, die ich hier mittheile, bewiesen, aber wer diese Rechnung bezahlt hat, mögen die Götter wissen. Der Hof wohl nicht, denn sonst hätte Diezmann gewiß auch diesen Posten mitgeteilt. Und Lenz selbst? — Das ist noch unwahrscheinlicher. Da ist denn dem Hflügelschlag jeder Hypothese Raum gegeben und so wage ich die Vermuthung, daß sie überhaupt nicht bezahlt worden ist. „Irrtum vorbehalten“, wie die Kaufleute sagen.

Der Meister, der nach meiner Ansicht dies traurige Loß getroffen, ist durch ein vielgelesenes Gedicht Goethe's vor der Vergessenheit geschützt, die seine sonstigen Junggenossen samt allen ihren Verdiensten bedt:

„Ich sehe Haueschil'd gedankenvoll,  
 Ist's Turt', ist's Heide, den er kleiden soll?“ —  
 heißt es in dem Gedicht „Auf Widings Tod“. Er war Hof- und Theaterschneider zu Weimar und sein Autograph, das nun mit jenem von Lenz untrennbar verbunden ist, lautet:

	Nota über	
Einen Fraad von englischem Espag-		
niolett . . . . .	1 rthl. 10 lg. — pf.	
8 Ellen Espagniolett . . . . .	13 „ 8 — „	
4 Ellen Franzett . . . . .	20 — „	
1/2 Ellen Röper Vacht . . . . .	6 — „	
Seide . . . . .	6 — „	
20 Ellen Vaud . . . . .	7 — „	
6 Stück Daasten . . . . .	6 — „	
1 Dhd. kleine Knöpfe . . . . .	3 — „	
1/10 Ellen blauen Sammet . . . . .	12 — „	
Ein paar schwarze Zeug Hofen. . . . .	9 — „	
3 1/2 Ellen Zeug . . . . .	2 „ 15 — „	
Seide und Steifwbd. . . . .	3 — „	
1 Elle Röper Vacht . . . . .	8 — „	
Gedrehetes . . . . .	2 „ 6 — „	
Knopfhölzer . . . . .	6 — „	
2 Kleider angebeßert . . . . .	4 — „	

21 rthl. 10 lg. — pf.

Weimar, d. 14. May 1776.

J. S. P. Haueschil'dt.  
 (Schluß folgt.)

### Erzählende Dichtungen.

„Die ernste, tüchtige Erscheinung unserer Dichterin gehört zu jenen, die man sich wohl gefallen lassen kann.“ So hat ein Kritiker der „Deutschen Dichtung“ über die lyrische Sammlung „Vieherborn“ von Emma Froon-Mayer vor Jahren geurteilt (Band IX, S. 108). Ihrer neuen, episch-lyrischen Dichtung: „Johannes von S. Gallen. Ein Pilgerlieb“ (Dresden,

G. Piersons Verlag) gebührt dieselbe Charakteristik, aber daneben auch wärmeres Lob. Uneingeschränkte Anerkennung verdient zunächst die Erfindung und Verknüpfung der Fabel; im Gegesatz zu den meisten erzählenden Dichtungen der neuesten Zeit, die sich so häufig von bewegterer Handlung fern halten, das sich so anständig von bewegterer Handlung fern halten, das sich so



und jenen in Versen die Maxime aufzustellen, daß die ersteren anwelen, die letzteren niemals etwas enthalten, was an sich des Erzählens wert wäre, wird hier eine nicht bloß an Stimmungen, sondern auch an Thatsachen reiche Erzählung geboten. Wir wollen sie hier nicht wiedergeben; nur so viel sei erwähnt, daß ein ernsthaftes Sichverleihen in die geschickte Zeit — das Jahr 1000 n. Chr. — und eine sichere, wohl abgewogene Gruppirung des Stoffes der Dichterin ermöglicht haben, fast alle eigentümlichen Erscheinungen jener felsamen Tage, das Leben der Bürger, Vasallen und Fürsten, die Schreden der Magyarenzüge und des geweihsagten Weltuntergangs, das Gähren in den Gemüthern und ihr Ringen nach Erlösung, dann das Kloster- und Künstlerleben vorzuführen, ohne doch den künstlerischen Rahmen zu sprengen, oder auch nur die Übersichtlichkeit der Fabel zu verwirren. Der Grundgedanke des Gedichts mag dem flüchtigen Blick leicht als ein enger, weil strengprofessioneller erscheinen: die Erde bietet nur Leid und Bitternis, nur die Heilslehren des katholischen Glaubens leiten auf den rechten Pfad, die wahre Heimat aber ist im Jenseits. In Wahrheit steht die Dichterin, so strenggläubig sie ist, auf einem edleren, weit abgeklärteren Standpunkt; sie mahnt nicht zu frommen Worten, sondern zu frommen Thaten, zur Überwindung der Selbstsucht durch Enttöschung und Nächstenliebe. Besondere Freude haben uns einige schlicht-innige Lieder, dann die Natur Schilderung, namentlich jene aus der Dichterszeit und vom Wiederherin gemacht, hingegen hat uns schon der allzuhäufige Wechsel der Form den Genuß beeinträchtigt, und daß es ohne einzelne Härten und Trivialitäten nicht abgeht, darf gleichfalls nicht vermissen bleiben. Wenn sich, wenn er will, die Form so schön und langvollt zusammenfügt, wie in der Ballade „Wamben zu bauen, wie: für unser himmelanstrebend Gemüth“ — und das an einer Hauptstelle des Gedichts, die den Grundgedanken anspricht! Alles in Allem aber ein kerniges, achtungswerthes Buch.

Auch Friedrich Eichberg's erste Dichtung „Markgraf Otto der Minnesänger“ (Berlin, F. Fontane & Co.) führt ins Mittelalter zurück, auch sie wüßt sich, ein Stück Geschichte lebensvoll vor uns hinstellen, auch ihr Dichter hat — gleichfalls ohne innere Notwendigkeit und darum ebensoviele zum künstlerischen Vorteil seines Wertes, wie die eben besprochene Dichterin — für jeden Abschnitt ein anderes Versehen gewählt und endlich ist von seiner Behandlung der Sprache wie des Metrums in Lob und Tadel fast daselbe zu sagen, und dennoch ist kaum ein größerer Gegenatz, nicht der Vergabung, sondern der Eigenart erkennbar. Eichberg will kein tiefgründiges Problem dichterisch beweisen und darstellen, nicht kunstvoll die Fäden der Handlung verwirren, sondern nur eine Lieblingseigenschaft der heimatischen Sage feiern und daneben die Heimat, die langbige und doch — auch die Süddeutschen geben es ja nachgerade zu — an stillen Schönheiten reiche Mark. „Ein vaterländisches Gedicht“ hat er an fast das Titelblatt geschrieben — damit ist der Quers seiner Begeisterung, wie die Tonart des Gedichts bescheiden, aber treffend angedeutet. Ihm ist die Zeit des Rittertums nicht die des Faustrechts oder der graunamen Bedrückung der Reichen durch Wenige, er laßt sie auch nicht historisch als eine Epoche ins Auge, die neben dem Dunkel auch Licht aufweist, für ihn ist sie schlichtweg eine überaus herrliche Zeit, „wo man zum Krauz des Ruhmes den Krauz der Minne wand.“

Ich seh' die Helden schreiten,  
Ich hör' der Sängers Sang  
Und rühre selbst die Saiten  
In jubelvollem Klang.“

Mögen ihn andere darum schelten, wir lassen den frischen, harmlosen Gesellen in dieser griechgrünen Zeit

gerne auch gelten. Der Held der Dichtung ist Markgraf Otto mit dem Pfeil, der Aegeer, der nicht unwürdige Sohn jenes Albrechts des Bären, den ein niederländisches Volkstied mit Friedrich Barbarossa und Heinrich dem Löwen zusammenstellte: „Das waren drei Herren, die konnten die Welt verkern.“ Wie Otto sein Heilwigis im Turnier gewann, auf der Jagd das fromme Tier eines Fiedlers tötete und dafür Buße erlitt, wie er mit seinen Feinden fertig wurde, den Kirchenbann abschüttelte u. s. w., u. s. w. — dies Alles erzählt uns Eichberg in seinen aufschlußlosen Versen, selbstverständlich nicht der Geschichte, sondern einzig der Sage und seiner Phantasie folgend. Ähnlich haben die Schwaben ihre Fürken geliebt, und wenn es auch diesen harmlosen Sängern der Mark erbrüchen würde, wenn man ihn mit Uland vergleiche — einige von seinen Romanzen erinnern an jene Gustav Schwab's. Namentlich die engeren Landeskunde des Dichters werden an dem Band Gesellen finden.

Sechs Novellen in Versen hat Alma Leschko in ihrem Lude „Opfer oder Sieger?“ (Hinstorff'sche Hofbuchhandlung, Bismarck) zusammengestellt. Der Nebentitel: „Novellen in gebundener Rede aus dem Reiche der Kunst“ ist so schwerfällig, die Zuordnung: „Allen Künstlern und Freunden der Kunst geeignet“ klingt so dilettantenhaft und die erste Strophe dieser Zuordnung so schwülstig, daß wir den Band mit einem starken Borurteil zu lesen begannen. Es hat sich uns im Lesen immer mehr verhärtigt und wenn der Eindruck des Buches auch kein ganz reiner ist und der triftigen Einwendungen genug übrig bleiben, so wird man sich den Namen der Verfasserin doch als den einer begabten und hochsinnigen Frau merken müssen, die nach hohen Zielen ringt, und auch die, wo sie irre geht, durch ein ungewöhnlich ernstes und edles Wollen, Interesse und Sympathie einflößen kann. Der Grundgedanke, wie ihn das Schlußwort ausdrückt, ist: möge die Welt immerhin die Künstler, die Alles hingeben, ihre künstlerischen Ideale schaffend zu verwirklichen, Opfer der Kunst nennen, weil ihr äußeres Leben sich oft genug so überaus mühselig gestaltet — gelinge es ihnen, dieses Ideal so weit, als ihre Kraft reicht, zu verkörpern, dann seien sie dennoch als Sieger zu preisen, denen die Welt auch nicht den Lohn des Siegers verweigern werde, besitze er nun im Vordeer oder in der Dornenkrone des Märtyrers. Die sechs Geschichten spiegeln diesen Gedanken in den verschiedensten Variationen wieder, wie sie sich auch unter einander bezüglich der metrischen Form, wie der Fabel sehr verschieden find: „Venus Urania“ erzählt in sechszeiligen, einfach gereimten Strophen die Herzensgeschichte eines deutschen Bildhauers der Gegenwart, „Die verlassene Ariadne“ schildert in gereimten fünfzeiligen Jamben Lieben, Leiden und Schaffen eines Malers am Hofe des spanischen Philipp; die Wandelbar der Novelle „Medusa“, deren Grundmotiv sich mit Jilgers Wort: „Schmerz ist das Bad, das sie die Seelen lehr“, wiedergeben läßt, führen uns das Gedicht einer französischen Tragödin vor; die Geschichte des Bildhauers Venenuto Tatti wird in Terzinen berichtet, die dem aus dem mittelalterlichen Italien geholten Stoff das rechte Gewand geben; ins moderne Künstlerleben der Gegenwart führen die kunstlos gereimten Zeilen des „Requiem“, während „Eine moderne Sappho“ das Los einer deutschen Dichterin der Gegenwart in Jamben darstellt. Es soll nicht verschwiegen sein: der Schwung der Dichterin wird zuweilen zum Schwulst, oder sinkt ins Triviale hinab, die rechte Selbstkritik fehlt noch, aber kein Zweifel, wer sich solche Stoffe erwählt und sie so ausgestalten weiß, wird auch dazu noch die Kraft finden, vielleicht auch zur Pflege einer anderen Kunstform: Aufbau und Darstellung lassen uns hier ein dramatisches Talent vermuten.

## Georg Ebers Selbstbiographie.

Es gehört zu den Schwierigen, aber auch fesselndsten Fragen, dem Verhältnis nachzuspüren, in dem die menschliche Eigenart eines Dichters und seine Werke zu einander stehen. Diese Werke sind ein Ergebnis seines innersten Wesens, er muß das, was er in sie hineingelegt, empfunden und gedacht haben — wie hätte er sie sonst schaffen können! Gewiß, und dennoch sind wir so oft enttäuscht — zuweilen unangenehm, häufiger unangenehm — wenn wir uns mit der Art beschäftigen, wie er sein eigenes Leben aufgebaut und geschaffen. So alltäglich ist diese Enttäuschung, daß selbst der naivste Leser nicht mehr glaubt, jeder Verfasser düsterer Tragödien sei im Leben finster und traurig, jeder Humorist ein Witzbold, jeder Verfasser salbungsvoller Werke ein edler Mensch und jeder Darsteller triuotter Stoffe ein leichtfertiger Purfuch. Aber wenn man nun andererseits darauf schließen wollte, daß die Rechnung für Mensch und Dichter völlig getrennt zu führen sei, wie weit ginge man irre! Auch hier liegt die Wahrheit in der Mitte und namentlich ist es ein Grundgesetz von nie trügender Nichtigkeit, daß auf die Dauer kein Poet, der nicht daneben auch ein tüchtiger und guter Mensch gewesen wäre, Bedeutendes und Ehdles geschaffen hat. Wann immer aber uns der Dichter über den Menschen zu täuschen vermag, so verrät er sich ebenso sichtlich, sobald er von sich selbst erzählt, schon durch das Was, noch mehr durch das Wie. Alles kann tragen, eine Selbstbiographie nicht. Und wüßte uns der Dichter darin in schicklichster Art das Ehdleste von sich zu berichten — ist er ein kaltherziger, selbst-tüchtiger, innerlich untüchtiger und unliebendwürdiger Mensch, so wird er uns nicht dreißig Seiten lang darüber täuschen können. Eine Selbstbiographie ist der Prüfling des Dichters im Menschen.

Wenn dies richtig ist — und man wird es wahrlich dafür gelten lassen müssen — dann hat Georg Ebers die Prüfung auf seinem menschlichen Wert trefflich bestanden, seine eben erschienene Selbstbiographie: „Die Geschichte meines Lebens vom Kind bis zum Manne“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) ist eines der wahrsten, wahrnehmbarsten, liebend-würdigsten Bücher dieser Art, und nicht bloß die große Menge seiner Verehrer, auch jene, die dem Roman-dichter Ebers mit kalter Neugier gegenüber stehen, werden ihm für diese Gabe Dank wissen müssen. Gewiß ist es ja schon deshalb ein lebenswertes Buch, weil es interessiren muß, den Werdegang eines Mannes von Ebers Namen von ihm selbst zu erfahren; daneben enthält es auch sonst mannde Mitteilung über Menschen und Zustände halbtvergangerer Zeit, die an sich fesseln kann, für uns aber liegt der größte Vorzug des Buches, jener, um dessen willen wir alle kleinen kritischen Bedenken unterdrücken, in dem Geist, der das Buch durchweht. Was Ebers in der gemüthvollen Widmung an seine Söhne ausspricht:

„So gebt auch Ihr die Ehre alterwegen

Der Menschenteile, die sich selbst vergißt . . .“, hat auch er selbst treulich sein Leben lang erfüllt. Es ist in einer trüben, harten Zeit ein vom Geiste reiner Humanität erfülltes Buch.

Ein Kapitel hat eines der letzten Hefte der „Deutschen Dichtung“ gebracht; schon dieses beweist wohl, daß unsere Charakteristik des Buches nur ein ehrlich verdientes Lob ist. Auf Einzelheiten wollen wir hier nicht eingehen, nur der Hauptpunkte von Ebers Entwicklung sei hier kurz gedacht.

Man weiß, er ist ein Berliner Kind „und doch auf dem Lande geboren“, im damals noch wenig bebauten Tiergartenviertel und am 1. März 1837. Sein Vater, ein reicher Banquier, war vierzehn Tage vorher gestorben, Georg Ebers ist ein Posthumus. Was ihn

für den unerlebigsten Verlust, nie seinen Vater gekannt zu haben, entschädigen konnte, war ihm beißenden; angenehme äußere Verhältnisse und eine sorgliche Erziehung durch die beste aller Mütter. Wie schön sie war, zeigt ein Vorträt, das dem Buche beigeheftet ist, wie gut sie war, hat uns der Sohn bereits selbst an dieser Stelle erzählt, wer sollte dafür gleich warme Löhne finden können! Ein Lichtbild; man freut sich im Lesen, daß es auch solche Menschen auf Erden giebt, wie Johann Ebers war. Alles in Allem war Georg Ebers Kindheit wohl die freundlichste, die einem der deutschen Dichter der Gegenwart beschiden war, auch später ist ihm das Geschick hold gewesen; so mag denn immerhin, wer da will, die allerdings nicht unbegründete These gegen ihn auspielen, daß glückliche Menschen leicht gut sein können. Er für sein Teil ist freilich unverbittert gewesen, nachdem auch sehr Schwere über ihn gekommen: jahrzehntelanges ferdliches Siedtum.

Aber seine Kindheit sagt er selbst; er sehe „wie auf einen schönen Traum auf sie zurück“. Den Abschluß bildete eine Reise nach Holland, die Heimat der Mutter, zur goldenen Hochzeit der Großeltern. Nach der Heimkehr wurde der Knabe in die Schule gethan; die Schilderung der Anstalt, der Anabenpiele, der Nachbarhaft, ist eine Mosaik von hundert hübschen, farbigen Streichen; was Ebers über Peter Cornelius und die Brüder Grimm zu erzählen weiß, ist nichts Großes, aber charakteristisch, ungleich wertvoller jedoch die Schilderung des Revolutionsjahres. Auch hier erzählt der Dichter im Wesentlichen nur, was der Fünfjährige selbst gesehen und erlebt, aber es ist doch mehr, als ein Bericht darüber, wie etwa das tolle Jahr unter dem Gesichtspunkt eines Kinderhinde oder eines wohlhabenden Berliner Hauses ausgesehen, vieles ist höchst charakteristisch; scheinbar kleine Züge können ja das Bild einer seltsam aufgerührten Zeit oft lebendiger vor uns hinstellen, als eine allgemeine Beschreibung. Man lese z. B., was Ebers von den Urarben nach der Revolutionsnacht zu berichten weiß; er hatte nur einen einzigen, ihm bekannten Toten gesehen, aber die Schreden jener Nacht gehen uns greifbar klar auf.

Nur darauf kam der Knabe in die Fröhd'sche Erziehungsanstalt Keilhau bei Audolsfad. Er hat diesen Schülerjahre in seinem Buche einen breiten, sehr breiten Raum gewidmet, vielleicht weil er — wenigstens unseres Wissens — der Erste ist, der diese höchst eigenartige aber sichtige Anstalt im Detail zu schildern unternommen hat. So merkwürdig nun Vieles berühren muß, so lebendig auch ihre Darstellung, so sympathisch die Tonart bleibt, es wäre doch im Interesse des Wertes eine inappere Fassung wünschenswert gewesen. Dingegen ist die Schilderung der Ferienbesuche dabei immer fessend; erhellend wirkt auch der Taht, mit dem Ebers zwar das inlime Familienleben schildert, aber doch nichts vor die Öffentlichkeit bringt, was sie nicht interessiren könnte, und auch sichtlich nichts schönfärbt. Er hat ernst dem Spruch überzigt, den ihm einer seiner Lehrer ins Stammbuch geschrieben: „*ήλικίον εν άριστη*“. („Wahrhaftig sein in Liebe.“)

Von Keilhau kam Ebers ans Gymnasium zu Cottbus; er weiß wenig Erfreuliches aus dieser Zeit zu berichten, die Schule erschien ihm „wie ein notwendiges Ubel“. Dann aber traten einige Ereignisse ein, die sein Leben farbig genug gehalten, er rettete zwei verachtete Frauen mit eigener Gefahr, versetzte sich in eine junge, schöne Schauspielerin, schrieb seine ersten Gedichte, die ihm das Lob Pfäfers-Muskaus einbrachten, und wurde, als die Lehrer seine Liebschaft entdeckten, vom Cottbuser Gymnasium relegiert. Zu Luedtburg machte er dann sein Abiturienten-Examen. Er wurde zuerst in Öttingen Jurist, warum, weiß

er selbst nicht anzugeben, eine bestimmte Neigung zu irgend einer Wissenschaft empfand er damals überhaupt nicht. So ehrlich, wie der berühmte Gelehrte dies eingesteht, bekennt er auch sein tolles Körperleben bei den Wöttlinger Sargonen. Zwischenburch begann er Philosophie zu lesen; am stärksten fesselte ihn Feuerbach; seine Lebenserfahrung war aber fortgesetzt die höchst unphilosophische. Da zog ihm eine Erkrankung einen Brustkurz, eine Krankheit auf Leben und Tod zu; wie er sich während der Schmerzzeit allmählich häuterte, auch jene Weltanschauung gewann, die ihn noch heute erfüllt, mag man im Buche nachlesen, hier würden Andeutungen leicht ein falsches Bild geben. Damals fand er auch sein eigentliches Arbeitsgebiet, die Ägyptologie, Jakob Grimm's Rat leitete ihn auf dem schweren Wege in die damals noch so junge Wissenschaft, in der ihm dann Lepsius' Einfluss bestimmend wurde. Wie fern lag nun die tolle Körper-

zeit hinter ihm; die Tage verstrichen in Schmerzen und Studien; auch das Schwarzwälder Bildbad brachten noch keine volle Genesung, wohl aber Besichtigungen zu vielen interessanten Menschen; unter ihnen auch Moriz Hartmann, der dem kranken Studenten riet, neben der Wissenschaft auch die Dichtkunst zu pflegen. Er folgte dieser Anregung und begann trotz seines Lehrers Lepsius' Abmahnungen seinen ersten Roman zu schreiben; doch brauchen wir über dies Buch an dieser Stelle nichts zu sagen, daß er selbst schon vor Jahren die Feder der „Deutschen Dichtung“ darüber unterrichtet hat („Mein Erstling“ Band X, S. 15).

Ein zweiter Band soll die Wanderjahre des Dichters, seine Thätigkeit als Lehrer und Dichter schildern. Ohne Zweifel wird er stofflich reicher sein, als der vorliegende. Aber auch dieser schon ist — wir wiederholen es — eine dankenswerte Gabe. Denn es ist das Buch eines bedeutenden und guten Menschen. — s.

## Litterarische Notizen.

— Drei kürzlich von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart ausgegebene belletristische Werke verdienen als beachtliche Unterhaltungs-Lektüre Empfehlung. Ein nimmermüder Erzähler, Anton Freiherr von Perfall, bietet einen neuen Band, diesmal „erotische Novellen“ unter dem Titel „Romane“. Weig er schon seine Geschichten aus dem brennenden Leben draußig zu erfinden und farbig zu erzählen, so kommt ihm hier der Stoff freier — die Novellen spielen in Nord-Amerika und Mexiko — doppelt zu fatten. Dort gibt es Urmühseligkeit, Vundstutz, blutige Abenteuer, tollefale Verbrechen und Gaunereien. Den Anspruch, zugleich Kulturbilder zu sein, erheben diese Novellen nicht, dazu sind auch die Stoffe zu sehr dramatisch zugespitzt und ungewöhnlich erfinden, immerhin sieht man ihnen an, daß der Verfasser Band und Leute genau kennen gelernt hat, nicht bloß als Tourist. Darum sind auch viele Schilderungen, z. B. die der nächsten Bahnfahrt in der „Schönen Barbara“ so anschaulich. — „Vique-Acht“ von H. Defar & A. yman bezeichnet sich von vornherein als kriminalroman; das bereitet kundige Leser auf grelle Momente vor, die denn auch dem Buche nicht fehlt. Es spielt in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts, an der polnisch-schlesischen Grenze unter Schmugglern. Mit Recht hat der Verfasser die romantischen Teile des Buches ab und zu durch kurze Schilderungen der tatsächlichen Verhältnisse nach altermähigen Materialien unterbrochen, man würde ihm wohl sein Milieu nicht glauben. So konnte z. B. ein oberflächliches Städtchen, wie Seite 17 launig erzählt wird, keinen Bürgermeister an dem Eingeborenen wählen, weil es keinen unbescholtenen Menschen im Orte gab; alle Erwachsenen waren bereits wegen Diebstahls abgestraft. Endlich konnte ein solches Städtchen ausfindig gemacht werden: ein Brautnecht, der seit vielen Jahren in München lebte; der wurde nun verschrieben und zum Bürgermeister gemacht! — August Riemann's zweibändiger Roman „Voll Dampf voraus“, seinem Titel zum Trotz in der breitesten, behäbigsten Manier der „guten, alten Zeit“ geschrieben, beginnt mit einer recht humoristischen Schilderung deutschen Kleinlebens; die komische Wirkung wäre aber

wohl auch dann nicht ausgeblieben, wenn der Verfasser nicht die beiden hübschesten Mädchen seines deutschen Strahlwinkels Galberon und — Lovote genannt hätte! Ein Jüngling, den wir da seine Schülerreise überleben und sein Herz entbunden sehen, ist der Held des Romans; er wird Seemann, erlebt in fremden Ländern die verschiedensten Abenteuer, die er wader beschiet, findet dort auch durch außerordentliche Fügungen die Jugendliebe wieder und kehrt mit ihr nach Deutschland zurück, wozu alle freundlichen Leserinnen gewiß gern ihren Segen geben werden. — l. h.

— Ein recht genialer Geist ist Josef Grünlein. Seine Sprachsammlung heißt „Wegerich“ und ist (bei Richard Wilhelm, Berlin) bereits in zweiter vermehrter Auflage erschienen. Diese Thatfache läßt keinen Zweifel daran Raum, daß in einem Bruchteil unserer Nation der ungekürzte Trang herrscht, die trivialsten Gedanken in ungelinkter Form zu lesen. J. G.

„Als Eigentum besitzen will das Weib der Mann, Herrschen will das Weib ihn, wenn sie's irgend kann. Sieht nicht die Eitelkeit sie beide stets im Mann: Bewundern stets zu sein, — o sag!, wie würd' es dann.“

Über hätte ein Leser den folgenden Gedanken wirklich schon früher einmal gehört:

„Wohin ich die Blicke auch lenke,  
Ih' Leben als süßliches Etwas begehrt.“

Ja aber, ich frage und denke:

„Ih' Leben denn wirklich das Lebens auch wert?“

Oder endlich:

„Wie lebt sich's leicht zu jeder Zeit“

In „holber“ Oberflächlichkeit.“

Darum wird man auch dem Urteil der „Essener Zeitung“ nur voll und ganz zustimmen können, die über die erste Auflage geschrieben hat:

„... Nicht nur in Goethe's Aphorismen, nicht nur in den Sprüchen der Weisheit des Brahmanen finden wir in schöner Sprache abgeschlossen, gedankenvolle Lehren und Erkenntnisse — auch auf den losen Blättern des „Wegerich“ stehen sie geschrieben.“ Das Papier, auf dem dies Urteil neben ähnlichen auf den letzten Seiten der zweiten Auflage gedruckt steht, hat seltsamer Weise noch immer keinen röstlichen Anflug . . .

## Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Werke sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Bullhaupt, Heinrich. Durch Frost und Gluthen. Gedichte. Zweite, gänzlich umgestaltete Auflage. Dresdenburg und Leipzig. Schulze. D. J.

Bourget, Paul. Der Schüler. Roman. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Deutsche Verlags-Anstalt. 1893.

Strecke, Karl. Der Sang von Wöndgut. Epische Dichtung in zehn Gesängen. Straßburg. Wilsch, 1892.



## Heimkunft.

Ein Roman von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Zugleich indes ward am andern Ende des Saales ans Glas geschlagen; der Konsistorialrat Altermann, der den Vorgang nicht wahrnehmen konnte, erhob sich, um mit einer Dankesrede zu erwidern. Sie legte glänzendes Zeugnis ab von seiner, nicht nur der Kanzel angemessenen, sondern ebenso hervorragenden weltlich-oratorischen Begabung, warf kurze, doch hell überleuchtende Schlaglichter auf den Herrn dieses gastlichen Hauses in seinen Beziehungen zum weiteren und engeren Vaterlande, zur kirchlichen und weltlichen Stadtgemeinde, zur Pflege der Künste und Wissenschaften, zur Hebung der allgemeinen kommerziellen Interessen und Milderung von Uebelständen, Not und Armut, wohin immer sein unermüdblicher philanthropischer Bethätigungsdrang sich erstreckte. Doch das, was ihn jedem Gefühl am nächsten bringe, seien die ihm angeborenen und durch ihn weiter ausgebildeten hohen menschlichen Tugenden, die ihren vollendetsten Ausdruck in der Seglichem bekannten Stellung fänden, welche er als Gatte und Vater zu seiner Familie einnehme, — nicht minder aber, wie dieser Abend es, zum Herzen redend, kundgegeben, in seiner selbstlosen Freundes-treue und der nicht leicht zum andernmal ange-troffenen Liebenswürdigkeit eines, jedem verschwie-genen Wunsch seiner Gäste schon zuvorbedenkten Wirthes. — Sämtliche Hörer empfanden, das alle diese, Seglichem aus der Seele gesprochenen Anerkennungen um so schwerer wogen, als der Sprecher erst seit zwei Tagen in die Lage versetzt worden, sich über den ihm bisher unbekannt gewesenen Gegenstand seiner Rede zu unterrichten und selbst von der seltenen Vereinigung der Vor-züge desselben zu überzeugen. Und drausend er-hoben alle zum Gläsergeklirr den einmütigen Hoch-ruf, als der Redner sie aufforderte, mit ihm ihr

Glas auf das von Gott gesegnete, von den Men-schen verehrte und den Freunden geliebte Matten-klobische Haus, dem näher treten zu dürfen eine Schicksalsgunst bilde, auszuliefern.

Der Trinkspruch hatte den Wiederverbrü-derungsvorgang zwischen dem Hausherrn und Jan Harring unterbrochen, der erstere seinen Arm in dem des letzteren belassen und so, neben ihm stehen bleibend, zugehört, nur hin und wieder, für die näher Umstehenden bemerkbar, mit einer instink-tiven bescheidenen Handbewegung die ihm ge-spendete Anerkennung von sich abknehd. Nun dämmerte Harring auf, daß er wohl nach dem Brauch ebenfalls eine Dankäußerung zu machen habe und dies von ihm erwartet werde. Er hob, Mattenklobt ansehend, den Kopf: „Ich müßte auch wohl etwas sagen, aber im Hnisch lernt man sich auf das überflüssige Wortemachen nicht ein, da gilt's meistens für besser, den Mund zu halten. Bei einem Pastor ist's was anders, dem kommt's von der Kanzel her von selbst wie überlaufendes Wasser, und er braucht nicht erst zu pumpen und nachzudenken. Was ich zu Stande bringen könnte, hat er auch schon gesagt, daß ich Dein Haus liebe — das thü ich und möcht' ihm gern näher treten. Ja, das wär' eine Schicksalsgunst, darin hatte er ganz recht.“

Jan Harring brach kurz ab und ließ seine Augen suchend durch den Saal gehen. In denen des Bankiers aber zeigte sich eine tiefe Rührung, als ob sie gegen das Hervorbrechen einer Thräne kämpften; er versetzte rasch: „Du lieber, prächtiger Mensch! — und Du willst kein Redner sein? Mich hat noch selten etwas so — laß mich darauf mit der Bitte antworten, daß wir die schöne Er-innerung der alten Tage, bei der wir unterbrochen worden, vollenden.“

Er schlang den andern Arm um Harrings Schulter und sagte, mit ihm anstoßend, hinzu: „Mein Haus steht jedem Wunsch von Dir offen, wie mein Herz! Was bedeutet ein Haus, wenn dieser kleine Raum ganz mit Glückgefühl und Liebe für den wiedergewonnenen Freund ausgefüllt ist!“ Und er legte die Hand deutend auf die Brust und trank sein Glas bis auf die Nagelprobe leer.

Zugleich indes saub drüben eine Aufbruchbewegung statt. Frau Velleda hatte lächelnd geäußert: „Wir müssen wohl auch des Anrechtes der Jugend an den Abend gedenk sein“, und durch ihr Aufstehen die Mahlzeit beendigend, ward sie von dem Konsistorialrat in den Garten zurückgeführt. Dieser war, da inzwischen völliges Dunkel eingetreten, reich und geschmackvoll mit Hunderten bunter Lampions erleuchtet, eine fast sammetartig kurzgeschorene Nasenrotunde zum Tanzplatz hergestellert, und Weiger ständen, ihre Violinen stimmend, seitwärts bereit. Die jungen Herren hatten sämtlich pflichtschuldig ihre Tischdamen schon für den ersten Tanz engagiert, und rasch wirbelten die Paare über die Munde dahin, während die älteren Teilnehmer der Gesellschaft sich teils langsam in den Gartenwegen ergingen, teils auf bequemen Sitzplätzen gemeinsam niederließen; die tagessgleiche Wärme der Nacht verflattete dies ohne Bedenken. Auf einem halben Duzend von Tischen ragten, von Gläsern umringt, eisgefüllte Mai- und Erdbeer-Bowlen, und einsinkende Hausbedienstete eilten geschäftig zum Präsentieren hin und her.

Zum erstenmal fand Jan Harring eine Möglichkeit, allein zu sein. Er hatte von jeher den Trieb besessen, sich für eine Weile aus einem lauten Kreise fortzubeben, und ihn verlangte heut besonders danach. So plötzlich war er in die große Gesellschaft hinein versetzt und von ihr allseitig in Anspruch genommen worden, daß ihm kein ruhiger Augenblick zugefallen, über die unbegreifbar gründliche Widerlegung seiner bei der Ankunft gehegten Befürchtung nachzudenken. Sie war gewissermaßen vollständigst ad absurdum geführt worden oder vielmehr, es war absurd von ihm gewesen, sie zu hegen. Ein Irrtum hatte obgewaltet, und er bildete ganz unfraglich eine hochangesehene, allgemein geehrte Persönlichkeit. Sogar eine solche von wissenschaftlicher Bedeutung, einen Forscher.

Welchem Erforschungsgebiet seine Verdienste angehörten, wußte er sich zwar nicht zu sagen, und ebensowenig verhalf ihm das Umherdenken

zu einer anderen Aufhellung des überraschenden Umfchwungs der Gesinnung gegen ihn, als daß die Urheberschaft desselben von einer Thätigkeit Christian Hundertmarks herrühren müsse. Auf die Ursache kam es ihm indes ja auch nicht an, das Hauptsächliche war die Wirkung, die nicht mehr in Frage stand. Denn so gleichgültig ihm die gute Meinung der Leute im Anfang gewesen — man konnte eben im Leben nichts anderes thun, als hinnehmen, was es brachte — so lebhaft versetzte jene ihn gegenwärtig in eine freudig gehobene Stimmung. Daß er nicht an einem schlechten Ruf in der Heimat litt, war doch durchaus notwendig, wenn Alles so werden sollte, wie er sich's drüben über'm großen Wasser gedacht hatte.

Er ging am letzten Gartenrand, der die kleine Wasserfläche begrenzte. Hier verbreiteten keine Lampions buntes Licht, indes Dunkel lag trotzdem nicht auf dem Weg; der Mond stieg ungefähr als halbe Sichel auf und gab eine andere Art von Helligkeit. Sonst hatte sich niemand aus der Gesellschaft hierher verloren; es war ganz leer und still; nur lange Schilfsalme bewegten ab und zu ein bisschen mit einem leisen Gesumme ihre Spitzen. Jan Harring betrachtete sich das Stüchchen Nachtwelt um ihn herum; der Mond blieb sich überall und zu aller Zeit gleich. Grad ebenso hatte er auch in Australien geschienen und um etwas wie eine Ewigkeit vorher gleichfalls hier über der Stadt. Das konnte nicht wundern, denn er war ja auch an beiden Stellen der nämliche, und doch war seine Art im Heimatland eine ganz andere. Viel schöner; man sahkte mehr von dem Rückwurf der Sonnenstrahlen darin.

Da kam doch noch jemand anders am Wasser entlang, ihm entgegen, eine einzelne Dame, offenbar auch eine Freundin des Alleinseins und des Mondscheins. Sie wandelte langsam, in die Anschauung des letzteren versunken; Jan Harring warf aus der Entfernung eines Duzends von Schritten einen kurzen Blick auf sie. Nein — die Größe war's allerdings ungefähr gewesen, aber sie trug kein weißes, sondern ein dunkles Kleid, und er befürmerte sich nicht weiter um sie, als daß er etwas zur Seite bog, sie vorbei zu lassen.

Doch sie blieb stehen und redete ihn an: „Suchen Sie auch die Stille? Sie thut so wohl!“

Die Stimme kannte er, hatte er vor nicht Langem einmal gehört. Ober doch nicht, damals

Klang sie härter, spitziger; das Sanfte, Elegische, das sie heute besaß, war ihm freilich im Ohr bekannt, doch von unendlich langer Zeit her. Er sah die Sprecherin an, und die Nachtelle reichte grad aus, ihn über das neulich kurz von ihm erblinnte Gesicht der Frau Uhlmann zu vergerwissern. Sie fügte, da er keine Antwort gab, nach: „Es hat mir so leid gethan, daß ich Sie neulich bei unsrer stüchtigen Begegnung nicht gleich erkannt hatte; erst als Sie schon fortgegangen waren, kam es mir, zugleich mich glücklich machend und betrübend, daß Sie es gewesen seien. Ich stellte sofort Erkundigungen nach Ihrem Aufenthalt an, um Ihnen Nachricht zu geben, daß ich natürlich Ihnen mit Freude Zimmer in meinem Hause einräumen würde, obwohl ich sonst, wie ich sagte, nicht vermiete, aber es konnte mir niemand Auskunft über Sie erteilen“.

„Ich danke vielmals“, antwortete Jan Harring, „ich habe jetzt etne ganz gute Wohnung gefunden und brauche keine mehr. Ja, ich hätte Sie auch nicht wieder erkannt, wenn ich's nicht vorher gewußt und Sie nicht Ihren Namen gesagt hätten. Ich will Sie aber nicht anhalten, Sie wollen auch gern allein sein“.

Er machte eine Bewegung zum Weitergehen, doch Frau Lucie Uhlmann rührte leise mit der Hand an seinen Arm, ihn zu halten. „Mich hat's so im Innersten bewegt, daß Sie kamen, um Aufnahme in meinem Hause zu suchen — und doch auch, es war ja so natürlich. Wie hätten wir, wenn wir unter demselben Dach miteinander gelebt, manchmal alte Erinnerungen zusammen austauschen können! Ach, die erste Jugend ist noch so unreif zu eignem Urteil, so leichtgläubig und thöricht! Wie hat der bitterliche Schmerz, den mein kindlicher Iluvertand Ihrem Leben angethan, wir bis zum heutigen Tag tödtlich auf der Seele gebrannt! Können Sie mir ihn vergeben?“

„Ach gern; das hab' ich längst gethan. Verunruhigen Sie sich darum ja nicht mehr!“

„Wie edel Sie fühlen und handeln, Sie thäten es ja immer. Nur ich war so unglaublich verbleudet —“

Die Erwidrende brach mit einem leisen Seufzerton ab und fuhr rasch fort: „Wie diese Mondnacht mich erinnert! Wissen Sie noch, wie Sie mir in einer ebenfolchen in dem Garten meines Elternhauses ein kleines Webaillon, ein

goldenes Herzchen mitbrachten und an einer Schnur um den Hals hängten? Die Syringen dufteten und eine Nachtigal schlug so süß dazu. Es ist das köstlichste Besitztum meines verirrtten Lebens geblieben“.

„So, haben Sie das noch? Ja, Gold hält sich besser als die Syringen, die sind lange abgeblüht“.

„Aber es ist noch immer, wenn auch nicht mehr erier Frühling, doch Vorommer, und sie blühen wieder —“

Der Klang eines Schrittes unterbrach die Entgegnung Frau Uhlmanns, ein Herr, der Baron von Hagen kam des Wegs. Er ging achtilos vorüber, sein Blick schien nach etwas umherzusehen. Als er verschwunden, äußerte die Verstumnte: „Wollen wir nicht lieber — man wird hier so leicht gehört“. Sie streckte die Hand wieder nach dem Armel Jan Harrings, erfaßte ihn diesmal indes wirklich und zog jenen daran einige Schritte seitwärts mit sich zu einer halb von Gezweig überschatteten Bank. „Dies ist ein traulicher Platz — mir nur zu schwermutsvoll vertraut, denn ich habe oft auf diesem Sitz über den trostlosen Irrtum, die Veruschulung meines Lebens nachgedacht, für die ich nur zu schwer bestraft worden bin. Wie schmerzlich die Töne der Musik in dies Gefüß herüber klingen, und doch auch tröstlich, daß sie noch die gleiche freudige Empfindung der Glückesfähigkeit wie früher auswednen“.

Sie setzte sich so auf die Bank, daß sie neben sich ausreichenden Platz für Harring beließ. Doch er blieb stehen und antwortete: „Ja, das macht Lust zum Tanzen“.

Sie slog schnell wieder in die Höh: „D wenn Sie diesen Wunsch haben —“

„Nein, das meinte ich nicht, garnicht; dann bleibe ich lieber noch hier. Was wollt' ich doch sagen? Ist Ihr Mann heut' Abend nicht mit hier?“

„Mein Mann —?“ wiederholte Frau Lucie Uhlmann. „Oh, dann begreife ich — Sie haben nicht gewußt —? Nein, so schwer büße ich doch nicht mehr, davon bin ich gottlob erlöst.“

Jan Harring rief überrascht: „Was, ist Gottlieb Uhlmann gestorben und sind Sie Witwe?“

„Nein, das nicht, aber ebenso Herrin über meine Freiheit, als wenn er es wäre. Er hat sich — ich meine, ich habe mich schon seit zehn Jahren von ihm scheiden lassen; es fiel mir un-

möglich, länger gemeinsam mit ihm zu leben, ich war eigentlich — wie soll ich es bezeichnen? — nie seine Lebensgefährtin gewesen. Wenn man ein unergreifliches Bild in sich trägt — wohin wollen Sie, Harring?"

Die Sprecherin sah ins Leere auf, der Befragte hatte plötzlich laut gesagt: „Das glaube ich aber wirklich, ist sie“, und war, Frau Uhlmann allein auf der Bank sitzen lassend, rasch auf einen im Mondlicht zwischen Gebüsch hervortretenden lichtweißen Schimmer zugegangen. Dann fragte er ebenso lautstimmig: „Wahrhaftig, sind Sie es, Fräulein Clotilde?"

Das war in der That der Fall; sie schien bei der Anrede leicht zu stutzen und entgegnete hurtig, wie der Stimmenklang bedeuten ließ, nach einer Begründung ihrer hiesigen Anwesenheit suchend: „Ach so — Sie sind es, Herr Harring. Gehen Sie allein hier spazieren? Das Tanzen macht sehr warm und ich wollte einen Augenblick mich in der frischeren Luft am Wasser abkühlen. Ein merkwürdiger Zufall, daß wir uns hier wieder so treffen, wie vor'm Essen.“

Man hörte heraus, ihre Gedanken waren nicht recht bei ihren Worten, und ihre Augen gingen suchend durch das ungewisse Licht den Gang hinunter. „Ja, das ist wirklich ein schöner Zufall“, antwortete Jan Harring, „darauf hatte ich hier auch nicht gehofft. Vorhin bei Tische war es mir sehr leid, daß Sie wegen Ihrer Besorgungen als Tochter im Hause wegmühten und nicht wieder kommen konnten. Wenn Sie mir das gut machen wollten, ich würde sehr gern einmal mit Ihnen tanzen.“

Es war merkwürdig, daß Clotilde Mattenlobt, wie sie auch gesagt, nicht in der Absicht hierhergekommen sei, um sich von Jan Harring zum Tanz führen zu lassen, und es regte auch den Eindruck, daß sie im Begriff stehe, unter einer Vorgabe die Aufforderung abzulehnen. Doch auf dem Weg scholl unweit her jetzt ein Fußtritt, der des Barons von Hagen war, welcher wieder zurückkam, die junge Dame befaß sich plötzlich eines andern, verlegte den Arm Harrings anfassend, schnell: „Wenn Sie mich engagieren — natürlich — da lassen Sie uns gehen!“ und sie zeigte augenscheinlich nunmehr Eile, mit ihm zur Musik hinzugelangen. Er hatte seit seiner Studentenzeit nicht mehr getanzt und kam im Anfang ein paarmal aus dem Takt, aber dann ging's, wenn seine Bewegungen sich auch nicht grab-

elegant ausnahmen, doch ohne Mißbilligkeit weiter; an behender Kraft übertraf er fraglos sämtliche jungen Herren umher. Nur befaß er etwas Unbräutliches und halb Romisches, wie er manchmal die Augen fest zudrückte, danach sie wieder weit aufstah und seiner Tänzerin dann unverwandt groß ins Gesicht blickte, wie Einer, der etwas Wunderbares im Traum gewahrt und es, aufgewacht noch vor sich sieht. Und wie die übrigen Paare alle aufhörten, die Herren ihre Damen an die Sitzplätze führten und sich zum Abschied vor ihnen galant verbeugten, tanzte Jan Harring immer noch weiter, so daß Clotilde ihm sagen mußte, sie sei müde und wünsche auszurufen. Das begriff er dann, aber von dem schicklichen Compliment vor ihr wußte er nichts, sondern faßte nach ihrer Hand, drückte diese herzhaft und sagte: „Das war wunderschön; sobald Sie nicht mehr müde sind, jange ich gern gleich wieder an.“

Diese Aussicht entsprach jedoch keineswegs einer Neigung Fräulein Clotildes, denn sie nahm rasch eine Gelegenheit wahr, sich wiederum aus seiner Nähe davon zu machen, und sie drückte gegen eine Freundin ihre Empfindung oder richtiger Befürchtung durch die Frage aus: „Nicht wahr, es sah gewiß lächerlich aus, wie ich mit ihm tanzte? Ich denke mir, daß die Ränguruhs, von denen er erzählt hat, ungefähr so herumspringen. Das ist ein schrecklicher Mensch, vor dem man sich hüten muß, ihm zu begegnen, sonst haßt er sich wie eine Klette fest.“

Des nämlichen Bildes oder Gleichnisses bediente sich etwas später Frau Lucie Uhlmann, doch merkwürdigerweise mit umgekehrter Auffassung. Es gelang ihr nach augenscheinlichem längeren Bemühen, Clotildes an einer Stelle allein habhaft zu werden, und als langjährige Freundin des Mattenlobt'schen Hauses fühlte sie die Verpflichtung, der Tochter desselben zu äußern: „Liebes Kind, verübeln Sie mir nicht, wenn ich in Ihrem Interesse unverhohlen ausspreche, es macht sich nicht gut, daß ein junges Mädchen — wie ich zufällig wahrgenommen — einen Herrn im Dunkel des Gartens aufsucht und sich ihm wie eine Klette anhängt. Auch noch mit ihm fortzutanzten, wenn alle übrigen Paare bereits aufgehört haben, gehört nicht zu dem, was der seine Ton von einer wohlherzogenen jungen Dame, zumal in diesem Hause erwarten läßt, und Ihre liebe Frau Mutter würde es, wenn sie Augen-

zeugin davon gewesen wäre, entschieden unbilligen."

Das hielt Frau Uhlmann, da Frau Mattenklodt beide Vorgänge nicht mit angesehen, für ihre stellvertretende mütterliche Pflicht, ziemlich scharfsinnig kundzugeben; sie beschloß ihre Ermahnung mit einem wohlwollend-verbündlichen Lächeln und begab sich fort. Fräulein Clotilde blickte ihr höchst verständnislos-erstaunt nach, schüttelte den Kopf, lachte unwillkürlich einmal und lehrte zum Tanz zurück. Aber die sonderbare Auffassung ihres Zusammentreffens mit Herrn Harring von Seiten Frau Uhlmanns ging ihr im Kopf nach, sie suchte, indes vergeblich, nach einer Begründung dafür. Doch dann sah sie einmal ihren Vater allein über die Veranda ins Haus eintreten, eilte, ihm zu folgen, und erreichte ihn in einem leeren Zimmer, wo sie ihm die betreffenden, ihr unbegreiflichen Äußerungen Frau Uhlmanns mitteilte. Über die Lippen des Bankiers ging ein Lächeln: „Nun, das ist grade nicht so befremdlich —“

Sie fiel ein: „Du verstehst es also?“

„O ja, vollkommen.“

„Aber was bedeutet es denn?“

„Zwei der häßlichsten Eigenschaften der Menschen, mein Kind, die Selbstsucht und den Neid.“

„Den Neid?“ wiederholte Clotilde. „Um was könnte sie mich denn beneiden?“

Ihr Vater lächelte abermals leicht. „Mein Freund Harring hat Dich, wie ich bemerkt, mehrfach sehr ausgezeichnet heut' Abend —“

„Das ist doch nichts Beneidenswertes. Mir kommt vor, der Herr Baron von Hagen thut das noch mehr.“

Richard Mattenklodt suchte ein wenig die Schultern. „Das kößt, wie die Welt heut' ist, weniger Scheelsucht ein, liebes Kind. Ein alter Name, ein Titel, der Besitz eines adligen Gutes, darin liegt scheinbar etwas Wünschenswertes. Aber für die Einsichtigeren eben doch nur zum Schein, da man weiß, daß sein Gut mit Schulden überlastet ist und jein Bestreben darauf ausgeht, sich durch — wie man es nennt — eine gute Partie zu rehabilitieren.“

„Abscheulich! Ist so etwas möglich?“ rief Clotilde empört aus. „Aber ich begreife doch nicht —“

„Was nicht?“

„Man wird doch nicht glauben, daß ich den alten Herrn Harring — ich meine, mir ist un-

verständlich, warum mich jemand wegen seiner Aufmerksamkeit beneiden sollte.“

„Die Welt ist einmal im Allgemeinen so, mein Kind, und, wie es scheint, Frau Uhlmann in Speziellen. Ich weiß nicht, wodurch, doch vermutlich hat sie irgendetwas Kenntnis davon gewonnen, daß mein Freund Harring auf meinem Comptoir einen sehr beträchtlichen Wechsel von einem der ersten Häuser in Sydney zur Discontierung eingereicht und daselbe ihm außerdem unbeschränkten Kredit eröffnet hat. Du bist die Tochter eines Bankiers und weißt, was das besagen will.“

„O psui! um Geld!“ stieß Clotilde von den schönen Mädchenlippen. „Und Du meinst, Frau Uhlmann —?“

„Hält sich vielleicht noch in den Jahren, die Mittel zu einer glänzenden Eroberung zu besitzen. Übrigens hast Du mir ein niedliches Kompliment gemacht, denn ich bin, glaube ich, um fast zwei Jahre älter, als mein Freund Harring, und hatte nicht geglaubt, mich schon so zu den Greisen zählen zu müssen. Aber schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort 'alt', wo es sich in Wirklichkeit um die besten Jahre handelt. Bei einem Manne; allerdings bei Frau Uhlmann trifft das nicht grade zu. Sie war indes vor zwanzig Jahren sehr schön, hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit Dir. Also nun begreifst Du wohl, weshalb sie Dich so — mütterlich ermahnt hat. Ich gebe Deiner jugendlichen Entzückung über Leute, deren Wertbestimmung eines Menschen von seinen äußeren Verhältnissen abhängt, vollkommen recht, doch leider dessen sind nur zu viele von der Natur zu solcher niedrigen Gesinnungsart veranlagt und haben keine auf Höheres gerichtete Erziehung als Korrektur dagegen empfangen; ein wesentlicher Teil der Schuld daran fällt dann den Eltern zu, der alte Doktor Wigelius war davon nicht freizusprechen. Wir verplaudern uns hier aber ganz, liebes Kind, und müssen unsrer lieben Gäste gedenk sein. Es ist schon spät, sie könnten sich zum Aufbruch rüsten und nach uns suchen.“

Das bestätigte sich in der That, denn die Mitternachtsstunde war bereits vorüber, und als Clotilde, die rasch noch einmal die Treppe hinan zu ihrem Zimmer emporgeflogen, wieder herabkam, fand allgemeine Verabschiedung von den Wirten und Dankagung für den wunderbar genussreichen Abend statt. Herr und Frau Matten-



stodt gaben verbindlich den Dank für die Befolgung ihrer Einladung durch die Gäste zurück, am Herzlichsten natürlich bei dem Händedruck, den auch Frau Welleba „auf Wiedersehen in den nächsten Tagen“ mit Jan Harring austauschte. Von außerordentlich vielen Seiten ward ihm das Gleiche, daß man seinem Besuch entgegengeht zu dürfen hoffe, ausgedrückt. Frau Lucie Uhlmann hegte zuversichtlich diese Erwartung schon für den nächsten Morgen, da sie heute so unliebsam in ihrem Erinnerungsanstausch unterbrochen worden seien und sich so viel noch zu sagen hätten. Doch ihm gelangte kaum etwas von den Hoffnungen und Wünschen der alten Freunde zu Gehör, denn er suchte mit dem Blick umher, nach den Eltern auch die Tochter des Hanses aufzufinden, um sich von ihr zu verabschieden. Da kam sie zufällig von selbst dicht in seine Nähe; bei dem kurzen Verweilen in ihrem Zimmer waren ihre Augen auf die am Boden liegende Centifolie gefallen, sie hatte diese mitleidig aufgehoben und an ihre Brust gedrückt. Die Blätter hingen freilich ziemlich weß, aber das Gesicht Jan Harrings ward plötzlich rot, wie das eines großen Schnfnabers, und zu Clotilde hintretend sagte er: „Haben Sie die Rose noch? Das freut mich zu sehen, denn dann haben Sie wahrscheinlich die Art auch gern.“

Über die Wangen Fräulein Clotildes zog es ebenfalls mit einer leichten Röte herauf, sie erwiderte: „Ich finde, daß sie einen schöneren Duft aushaucht, als andere.“

Ein wenig befangen sprach sie's und die Augenlider halb niederschlagend, so daß sie vermutlich deshalb den Baron von Hagen nicht wahrnahm, der den schon einmal unbeachtet gebliebenen Versuch, ihr die Hand zum Abschiedsgruß zu bieten, nochmals vergeblich wiederholte. Jan Harring aber entgegnete mit großen, strahlenden Augen: „Das freut mich wirklich, dann darf ich Ihnen wohl morgen eine ebensolche wieder bringen und jeden Tag, so lange welche im Garten sind.“ Er reichte ihr seine Hand hin, die sie nahm, während sie, jetzt bei der Trennung schiedlich den Blick zu ihm aufschlagend, antwortete: „Das wäre sehr freundlich von Ihnen, ich weiß, daß meine Eltern sich sehr freuen werden, Sie täglich zu sehen.“ Sie erwartete offenbar einen Händedruck zum Abschied von ihm, aber er stand im Augenblick zu primaverhaft schüchtern dazu da, und so geschah es, daß er nicht ihre Hand, sondern

sie nur die feine zur Bekräftigung ihrer letzten Worte leise drückte.

## VII.

Kein Zweifel konnte obwalten, Jan Harring bildete eine hochangesehene Persönlichkeit der Stadt. Wo er sich in den Straßen zeigte, ward er aufs Respektvollste begrüßt; auch ohne daß er Besuche abgestattet hatte, trafen vielfältigste Einladungen von Seiten seiner alten Bekannten zu kleinen Mittags- und Abendgesellschaften in seiner Wohnung ein. Die Hauptzeitung brachte einen eingehenden und sichtlich aufs Genaueste informierten Artikel darüber, daß er „nach bald einem Menschenalter“ wiederum innerhalb der Mauern, in denen er seine Jugendbildung genossen, verweile. Der Verfasser that im Anfang der von Harring im ersten Kriege gegen Dänemark bewährten außerordentlichen militärischen Umsicht und Thätigkeit Erwähnung, dem die Redaktion in einer Fußnote anfügte, daß ein damals ausgeprägtes widerträchtiges Gerücht zwar selbstverständlich bei keinem anständigen Menschen Glauben gefunden habe, doch, wenn es auch längst absoluter Vergeßtheit anheimgefallen sei, nachträglich noch diese Brandmarkung vor den Augen Hunderttausender von Lesern verdiene. Dann gingen die Mittheilungen auf die glänzenden Verdienste über, welche Harring sich durch die Neuererschließung der Kenntnis von bisher unbetretenen weiten Regionen des Festlandsinnern Anstraliens erworben. Seine Kämpfe mit den wilden Eingeborenen, seine Entdeckungen völlig neuer Tier- und Pflanzenformen wurden geschildert, vor Allem aber hervorgehoben, wie er durch eindringlichste, von angeborener Begabung unterstützte wissenschaftliche Studien heut unter den Ergänzern der geognostischen und mineralogischen Verhältnisse Neuholands unzweifelhaft den ersten Rang einnehme, so daß sicherlich die berechtigte Anerkennung in Form der Verleihung eines Ehren-Doktor diploms von Seiten einer Universität nicht lange auf sich warten lassen werde. Der Urheber des mehrere Spalten füllenden Aufsatzes hatte diesen nur mit einem kleinen z. unterzeichnet, doch in Verbindung mit einer Schlußwendung, „daß jeder gegenwärtig noch dem Gymnasium Angehörige stolz darauf sein dürfe, die Bänke desselben mit dem berühmten einstufigen Coetanen geteilt zu haben“, benahm der unscheinbare Buchstabe der Anonymität doch einiges von ihrer Unentzifferbarkeit. Wenigstens

sprachene Bekannte sich da und dort an: „Hast Du — haben Sie — den Artikel von Zettler über Harring gelesen?“ — „Ist er wirklich von ihm?“ — „Natürlich, das liegt auf der Hand. Ich meine, man kann es auch öffentlich äußern, ohne zu befürchten, daß es ihm unangenehm sei; sonst hätte er wohl einen andern Buchstaben aus den fünfundsiebenzig des Alphabets gewählt.“ — „Ausgezeichnet — der Artikel; besonders glücklich der Hinweis auf das verbiente Doktordiplom.“ — „Ja, in solchen glücklichen Eingebungen leistet er Eminentes; ein guter Einfall, jagt das Sprüchwort, ist Goldes wert. Und nicht minder verdienstvoll die Geschwindigkeit, mit der er anderen, vielleicht weniger dafür Veruß habenden, zuvorgekommen ist.“ — „Ich hätte allerdings nicht die Fähigkeit dazu befehen.“ — „Ich auch nicht.“

Der Gerichtsakten-Abreiber Christian Hundertmark vernahm von dem allgemeinen neuesten Interesse der Stadt nichts. Er stand mit der gebildeten Gesellschaft derselben in keinem Zusammenhang und las auch nicht, was in den Zeitungen stand. Das letztere hielt er für überflüssige Zeitvergeudung, denn falls etwas besonders Wissenswerthes in der Welt passierte, erfuhr er es nach seiner Meinung früh genug, und die Aufklärung, was in den Redaktionen darüber gemeint und geschrieben werde, konnte er, ebenso nach seinem Tasürhalten, vollständig entbehren, ohne eine Einbuße seiner Lebensannehmlichkeit dabei zu erleiden. Den Tag hindurch blieb ihm kein Ueberschuß an Zeit, und am Abend nahm das Glas ihn in Anspruch. Doch suchte er keine Gesellschaft am Viertisch — mit Leuten, die Wein tranken, verkehrte er nicht, oder vielmehr sie nicht mit ihm, und er hatte außerdem Gründe, dies auch für sich höchstens einmal im Jahr zu thun — sondern er setzte sich täglich allein in seine halbdunkle Stummede und schlürfte seinen Abendtrunk in sich hinein. Hier liebte er überhaupt nicht; es verdünnte nach seiner Ansicht und studentischen Erfahrung das Gehirn. Sein gewöhnliches Getränk war Orag und zwar einestheils recht reichlich und andernteils vom billigsten, deshalb aber weder schwächsten, noch der Gesundheit zuträglichsten Num. Das mußte er selbst, und auch der Geschmack zeichnete sich nicht sonderlich aus, aber es verklebt sich einmal so damit und ließ sich nicht ändern. Am wenigsten fiel ihm ein, der Welt-einrichtung daraus einen Vorwurf zu machen oder andere Leute um den besseren Inhalt ihrer Gläser

zu beneiden. Und ebenso nicht um die Unterhaltung, die sie miteinander führten; er nahm seine Gedanken mit in die Wirtschaft und kam mit ihnen völlig für sein Bedürfnis aus.

Nur am Sonntag verfügte er über eine gewisse Anzahl nicht von seinen sonstigen Beschäftigungen am Sonnabend-Abends gewöhnlich diese, wie's von der anständigen Gesellschaft der Stadt ausnahmslos geschah, zum Kirchenbesuch nützen können, aber sein Gesicht war in Folge des vorausgegangenen Sonnabend-Abends gewöhnlich noch um ein bißchen röter, als in der Woche, so daß er den Augen der Anbachtigen ein Ärgernis zu geben fürchtete und deshalb lieber zu Hause blieb. Hier in seiner kleinen, vier Treppen hohen und über die Dächer weggehenden Stube, die eigentlich mehr Wodentammer war, stopfte er sich Abfallrippen vom billigsten Varinasnaster in den Meererschamtopf seiner Erbpeife und dampfte eine dicke Sonntagmorgenwolke um sich. Dazu las er dann auch, um sich für die eingebüßte Predigt einen Ersatz zu verschaffen. Auf einem alten, wackligen Gestell hatte er ein paar Duzend ebenso alter, abgegriffener, sonst von Niemandem mehr gelehener Bücher stehn, zu denen er in einem Tröbterladen für den Makulaturpreis gekommen war. Allerhand durcheinander, Prosa und Verse, 'Rog', 'Luise' und Knigges, 'Umgang mit Menschen', 'Gedichte' von Salis und Mathijsons, 'Erinnerungen', 'Pfeffels Fabeln, das Latenbuch, Wielands, 'Oberon' und 'Ill Eulenspiegels Schwänke'. Als Alterspräsidenten in Schweinsleder befanden sich 'Fischarts', 'Jesuitenhütlein' und 'Geschichtsklitterung' dazwischen, sowie, ebenfalls schon recht bejahrt, doch immerhin dagegen noch Neulinge, Johann Jakob Engels 'Herr Lorenz Stark' und 'der Philosoph für die Welt'. Für den letzteren hegte Hundertmark eine besondere Vorliebe und schien ihn als eine Art für sein Bedürfnis verfaßter Hospitille anzusehen, die er allsonntäglich zur Hand nahm, um, gleichsam wie einen Evangelienabschnitt, ein Stück daraus zu lesen. Es war freilich eine verwunderlich altmodische Lektüre, die in stärksten Gegensatz zu allem, gegenwärtig die Menschheit Interessirenden stand, aber was das graue Papier da von Lebensbeobachtungen und Betrachtungen des Verfassers aufbewahrt hielt, gefiel ihm nun einmal, und gewohnheitsmäßig wickte er, den Dampf drauf niederblasend, manchmal mit dem Kopf dazu.

So machte ers auch heute, denn draußen

läuteten die Sonntagsglocken, und die Leute, die auf mehr Ansehn rechnen durften, begaben sich, ihre feierliche Gemüthsstimmung durch das Tragen ihrer wertvollsten Kleider bekundend, in die Kirche. Christian Hundertmark saß dagegen in einem alten, nur noch eben an den Bräuten zusammenhängendem Hausrod. Ihm lag keine Verpflichtung zu festtäglicherer Erscheinung ob, da er sich keinen Augen Anderer zu präsentieren hatte; er schonte so seinen Straßenrod, und obendrein wars ihm auch bequemer. Doch that er ebenfalls etwas zu einer besonderen Feierbegehung des Sonntags, freilich wohl nur in seinem Separatsinn, denn auf dem Tisch ihm zur Seite stand neben einem gefüllten Glas eine aufgekorkte Rheingeweihsflasche. Das konnte einerseits bei ihm nicht grade verwundern, ließ sich andererseits jedoch auch keineswegs erwarten. Denn es entsprach erstens der Sparfamkeit durchaus nicht, und zweitens zeigte der Kalender heute weder einen Schalltag, noch etwa seinen Geburtstag, sondern nur einen ganz gewöhnlichen Julisonntag.

Trotzdem indes mußte etwas anders als gewöhnlich sein, auch Christian Hundertmarks Gesicht und Wesen redeten davon. Zwar las er sonntagsbräulich in seiner Postille, aber der Philosoph für die Welt! hielt ihm heute nicht die Augen und offenbar auch nicht die Gedanken wie sonst, fest. Er sah oftmals auf, griff nach dem Glas, zog mit der Nase den Geruch der Blume draus ein und nippte danach am Inhalt. Es litt ihn sichtlich sogar nicht auf dem Stuhl, er mußte einmal aufstehn und einige Schritte hin und her machen. Dann trat er an sein miserables, höchst lebensüberdrüssig aussehendes altes Stehpult, auf dem er seine Abschriften anfertigte, hob die Decklade desselben halb in die Höhe und sahte nach einem drunter liegenden Papierumschlag mit ziemlich dickem Inhalt. Den beschloß er einen Augenblick zwischen den Fingern, legte ihn wieder hin und murmelte dazu: „Man sollt' nicht glauben, was in der Welt passiert; ich dachte, ich hätt's nach dem Grog gestern Abend geträumt, aber es ist richtig so“. Unverkennbar hatte sich ihm irgend etwas zugetragen, was ihm sehr unerwartet gekommen; welcher Art, ob nur überraschend, oder auch erschrecklich dazu, ließ sich aus seiner Miene nicht abnehmen. Doch sah sie nicht, dem Pult ähnlich, lebensüberdrüssig aus; das that sie allerdings nie.

Er ging rauchend wieder auf und ab, und dabei verfielen seine Gedanken auf etwas. Auch das verhielt sich heut anders als sonst, er fand es schade, an solchem Sonntagmorgen den vorzüglichsten Wein allein zu trinken, ein gutes Gespräch dazu würde ihn noch viel besser machen. Freilich mit wem? Johann Jakob Engel war der beste Stubengesellschaftster.

Indeß, davon abgesehn — ihm wars in den letzten Tagen schon ein paarmal durch den Kopf gegangen — Jan Haring hätte 'mal zu ihm kommen können. Seit dem Abend im Keller hatte er nichts von sich hören und sehn lassen; wahrscheinlich steckte er sehr in der Angelegenheit, wehwegen er von Auktalsten hierher zurückgekommen war. Aber ein paar Minuten hätt' er eigentlich dafür übrig haben können.

Zu verlangen wars allerdings nicht; wenns ihm nicht einfiel, so dachte er wohl nicht dran. Hundertmark hatte sich's nur so vorgestellt, daß Jan Haring ihn einmal aufsuchen werde, aber dieser fand, daß er Wichtigeres zu besorgen habe. Man dachte sich zuweilen etwas anders und irrte sich damit. Das kam sogar recht viel, eigentlich meistens vor.

„Na“, sagte Christian Hundertmark, nach seinem Glas fassend, „Prosit! Allein schmeckt er auch gut!“.

Doch während er trank, ward an die Thür geklopft. Er rief herein, und Jan Haring trat ein. „Sieh, das ist lupus ex fabula oder deus ex machina!“ sagte Hundertmark.

„Warum?“ fragte Haring.

„Ich dachte grade, Du wolltest nichts mehr mit mir zu thun haben, das wär' für Dein Renomme in der Stadt auch klüger gewesen. Mich freut's aber, daß Du noch zu mir kommst.“

„Ich kam nicht eher dazu, aber bei dem schönen Wetter heut' morgen dacht' ich, einen Spaziergang mit Dir zu machen.“

„Nein, weißt Du, das wollen wir lieber nicht; daß man Dich mit mir auf der Straße sieht, ist ja nicht nötig. Du siehst sehr gut so aus.“

„Sa, ich habe mir den Anzug machen lassen und danke Dir noch 'mal; das Geld reichte grade dafür.“

„Was für Geld? Ach so, das, ich dachte nicht mehr dran, hatte es ganz übrig.“

Jan Haring sah sich in der ärmlichen Stube um. „Das unist Du wohl, wenn Du schon so früh bei der Rheingeweihsflasche sitzt.“

(Fortsetzung folgt).

## Der klassische Zeuge.

Von Robert Walbmüller-Duboc.

Mit dem Tschibuk in dem Munde sieht  
Düster Blicks der Kadi auf der Matte.  
In dem langen, weißen Bart die dürrn,  
Hagern Finger, auf der Geiernaese  
Die gesprungne Brille, denn vor Kinnul  
Über einen Brief, den Tuffas Pascha  
Ihm geschrieben, hat er sie zer schlagen.  
In dem Briefe stand: „Die Welt geht unter;  
Möge sie! In Zukunft soll der Christen  
Zeugnis neben dem der Gläub'gen gelten.“

Und hinein mit vorgeweineten Augen,  
Untertänig tief gebückt, die Mühe  
Fast am Boden, schleicht der Bauer Majo:  
„Zürne nicht, o Kadi, wenn ich störe.  
Aus dem Stall, vom Halbe weggestohlen  
Ward mir eine Kuh, Ihr hört sie brüllen;  
Draußen steht der Dieb und hält am Strang sie.“  
— „Ist's ein Christ?“ — „O nein, gestrenger Kadi,  
Hab's nicht kramm, 's ist einer von den Euren.“  
„Auf herein ihn!“ Und von zweien Bauern  
Am dem Stragen fest gepackt, den Halfter  
Mit der Kuh daran bis in die Stube  
Nach sich ziehend, schlurrt ein Baschi Boschuk.  
„Weiser Kadi“, ruft er, „diese Kuh hier  
Kaufst' ich einem Händler ab; befreie  
Deinen Bruder aus der Käuber Klauen.“

Durch einander gelten jetzt die Stimmen.  
Am dem Halfter würgt die Kuh, und brüllend  
Stampft mit spalt'gen Hufen sie die Schwelle.  
Mühsam macht der Kadi sich vernehmlich,  
Inquirit den Einen, dann die Andern,  
Scheinbar jetzt der Christen Sachre führend,  
Wieder dann dem Bruder Vorschub leihend,  
„Denn“, so spricht er, „hier im Brief zwar lei' ich:  
Künftig soll der Christen Zeugnis neben  
Dem der Kinder des Propheten gelten,  
Aber was heißt künftig und was neben?  
Künftig, denk' ich, heißt der ereinst . . . was glohelt  
Ihr mich an, als plah! euch was im Hirne?  
Künftig heißt dereinst: auf alle Fälle  
Heißt es weder gestern noch auch heute,  
Ober wißt Ihr's besser? nicht dem Kadi  
In die Rede fallen! Weder heute,  
Sag' ich, heißt es, noch auch heißt es gestern.  
Das ist also abgethan. Dereinst mag —

Allah wolle es verhüten — Ausse,  
Brille oder Kraymann hier gebieten, —  
Kismet! Was von Allah kommt, wir tragen's. —  
Was heißt neben? frag' ich weiter. Bieh' ich  
Neben einem Kaufe, das am Ufer  
Drüben liegt, derweil ich hüten stehe?  
Gegenüber nennt man das. Ich frage:  
Wißt Ihr's etwa besser? — nicht dem Kadi  
In die Rede fallen! Gegenüber  
Steht Ihr hier als Segner diesem armen  
Baschi Boschuk, der von einem Händler,  
War's nicht so? die Kuh dort ehrlich kaufte;  
Und Ihr meint, weil dermaleinst — verhält' es  
Allah! — auch ein Siaur doch, wohl verstanden:  
Neben einem Sohne des Propheten,  
Zugelassen werden soll als Zeuge,  
Wohloberstanden: neben ihm, will sagen:  
Um des Türken Zeugnis zu bekräftigen,  
Deshalb also — daß zum Schluß ich komme,  
Denn das Vieh dort macht mein Haus zum Stalle, —  
Deshalb, meint Ihr, soll ich Euch zu Liebe,  
Die Ihr nicht an den Propheten glaubet,  
Muhameds Gesetz mit Aßen treten?  
Das sei fern von mir! Bringt einen Türken,  
Der beim Karle des Propheten schwörtet,  
Diese Kuh sei Euch entwendet worden,  
Wohl so mag der Baschi Boschuk büßen,  
Doch dem Siaur verweigere ich, zu zeugen.“

Etaurig wendet Majo sich zum Gehen,  
Denn im ganzen Dorf giebt's keinen Türken.  
Auch die beiden Bauern, seine Nachbarn,  
Die noch jüngst den Dieb beim Stragen hielten,  
Geben Kuh und Strick verloren. Aber  
Als die drei ins Freie treten, drängt sich,  
Von der Mutter ungeduld'gen Brüllen  
Angelockt, dem fernem Stall entsprungnen,  
Durch die Thür das wochenalte Kälbchen  
Der gestohlenen Kuh, und eh' der Kadi  
Sich's versteht, ist's schon in vollem Säugen.

Hinterm Ohr kratzt sich der Baschi Boschuk,  
Auf die Geiernaese schiebt der Kadi  
Die gesprungne Brille. „Baschi Boschuk“,  
Brammt er, „melde dich zur Bastonade.  
Und Ihr — nehmt die Kuh zuamt dem Halbe  
Denn das ist ein klassisch echter Zeuge.“

## Abschied vom Süden.

Wärmortreppe, Terrassen,  
Pine, Korberbaum,  
Kuh ich euch verlassen,  
Bleibel mir doch im Traum!

Nimmer auch laßt mich vergessen  
Eurer flammenden Pracht  
Über den dunklen Cyprussen  
Sterne der südlichen Nacht!

Germann Kling.

## Hans und Grete.

Wenn im Abendscheine  
Sich der Tag geneigt,  
Wenn der Himmel seine  
Gold'nen Sternlein zeigt,  
Wenn im Mainachwinde  
Sich der Turmbahn dreh't, —  
Schleicht der Hans zur Linde,  
Wo die Grete steht.

Schau, sie kommt gesprungen,  
Schlägt um ihn den Arm,  
Und dem guten Funken  
Wird's vom Küssen warm.  
Aber bald — wie schade —  
Kommt ein ruh'ger Mann,  
Zündet' ohne Gnade  
Die Laternen an.

Hell ist bei der Linde  
Alles weit und breit,  
Doch sie stiehl'n geschwinde  
In die Dunkelheit,  
Wo der weiße Kieder  
Tief im Schatten blüht —  
Und im Dunkeln wieder  
Küssen sie sich müd! —

Wenn dir still im Dunkel  
Eine Hoffnung lebt,  
Wenn's mit Sterngefunkel  
Dir vor'm Auge schwebt,  
Wenn dir Maiwindfächeln  
Webt ein Goldgespinnt, —  
Stehst du da mit Käsehl,  
Schaust und träumst und sinnst.  
Aber bald — wie schade —  
Kommt die Wirklichkeit,  
Leuchtet ohne Gnade  
Durch die Dunkelheit.  
Kalk scheint die Laterne  
In den ideo Raum,  
Und der Hoffnung Sterne —  
Nichts als Dunst und Schaum! —  
Doch in alle Ecken  
Bringt der Lichtschein nicht,  
Hinter dunkeln Hecken  
Lieb' und Hoffnung spricht.  
Mach's wie jene Beiden,  
Denk' an Hans jurisch' —  
Schau, schon blüht bescheiden  
Dir ein neares Stück!

Hermann Bomsh.

Wandelnd durch der Rieseneichen Schatten,  
Wenn cyclamenüberblühte Matten  
Schon des Zwielichts Nebelhauch umtann,  
Wenn das Weh'n erstirbt in allen Zweigen,  
Pacht mich's in dem ungeheuren Schweigen  
Manchmal, wie ein leises Grauen an.  
Aus der Steppe, d'rob die Dünste brauen,  
Steigt es, lotenhast mich anzuschauen,  
Wie mit nächtigen Gebüß empor;  
Hinter mir im düstern Laubengange  
Hör' ich's schleichen und es hallen bange,  
Leise Geißlertritte mir aus Ohr.

## Zwielicht.

Was beim Tagessterben in der Stunde  
Wird so heimlich wach zur Dämmerkünde,  
Die den einsam-wilden Park umweht?  
Was, nun stumm des Lebens Atemholen,  
Festet sich so leis mir an die Sohlen,  
Daß ein fröstelnd Schauern mich durchbebt?  
Seid ihr's, all' ihr ungenühten Fährte,  
Inhalllos verträumte, thalendbare,  
Die ihr mahnt und droht im Zwielichtschein?  
Ja, mich dünkt's, euch fühl' ich um mich schweben,  
Und mein ungelebt erstorb'nes Leben  
Schreitet hinter mir des Weges drein!

Konrad Uelmann.

So öde wie das Spätherbstfeld,  
Darauf die Nebel hangen,  
Ist mir die Welt, ist mir die Welt,  
Seid du vor mir gegangen.  
Und steht verholten irgendwo  
Auf ungeschützter Arme

## So öde . .

— Kaum eines Sonnenstrahles froh —  
Noch eine letzte Blume:  
So gleichet sie, geheim und still,  
Der Sehnsucht leihem Regen,  
Vorn der ich selbst nicht wissen will  
Und muß sie dennoch hegen.

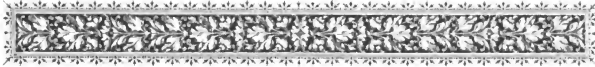
Hermann Gango.

Frage nicht in stillen Tagen,  
Wann die Welt die ferne winkt,  
Was in träumendem Behagen,  
Wie ein Schleier, um dich sinkt.  
Leise, wie von Mutterhänden,  
Fühlst die Stirne du berührt —  
Und aus lang erblaßten Bränden  
Eine sanfte Blut geschürt.

## Traumfegen.

Dieh untriefeln laue Fluten  
Und du sinkst hinab, hinab, —  
Zu den abgeschiednen Gärten,  
Zu das ewig offene Grab.  
Aber keine Moderhülle  
Weht dich an mit Todesgraus:  
Auf dem langentbehrten Pfühle  
Kußest du, im Unterhaus.

Gswald Schmidt.



Alle Rechte vorbehalten.

Als Manuscript gedruckt.

## Der Präsident.

Drama in fünf Akten von Karl Emil Franzos.

### Personen.

Der Justiz-Minister.  
 Victor Reichsfreiherr von Sendlingen, }  
 Präsident } eines  
 von Wagner, erster Vice-Präsident } Landes-  
 Freiherr von Dornegg, zweiter Vice-Präsident } gerichts.  
 Schöll, Rath  
 Dr. Parzer, Protokollführer  
 Heinrich Graf Riesbach.  
 Dr. Berger, Advokat.  
 Dr. Kohn, Arzt.  
 Bürgermeister Helfft.  
 Sophie Kippert.  
 Johannes Novyros.  
 Fräulein Brigitta, Wirtschaftlerin } des Präsidenten.  
 Franz, Diener }  
 Mächler, } Gefangenen-Aufseher.  
 Fischer, }  
 Festhülse, Stadträte, Diener, Gefängnis-Wache.  
 Die ersten vier Akte spielen an einem Novembertage von  
 1850, der fünfte eine Woche später.  
 Ort: Eine Provinz-Hauptstadt im nördlichen Osterreich.

### Erster Akt.

(Kamzimmer des Präsidenten. An den Wänden Porträt der öster-  
 reichischen Herrscher. Über der Mitteltür allegorische Darstellung der  
 Gerechtigkeit mit der Unterschrift: „Justitia rogorum fundamentum“;  
 zur Linken (vom Zuschauer) eine Thür, rechts Fenster. Im Vorder-  
 grunde rechts großer Schreibtisch mit einigen Ledersüßen, links davon  
 in der Mitte des Zimmers großer Bureauisch mit Akten und einem  
 Kreuztisch zwischen zwei Leuchtern mit Kerzen, daneben einige Holzuhlen.  
 An den Wänden zwei Aquarelle, ein Bilderregal, eine Wanduhr.  
 Auf dem Mitteltisch zwei Kquarelle und mehrere Kränze, andere Kränze  
 auf den Stühlen; das ganze Zimmer reich mit Lannengezirren geschmückt.)

### Erste Scene.

Franz. Fräulein Brigitta.

Brigitta (am Mitteltisch, die Kränze zählend). Zehn . . .  
 elf . . . zwölf . . . (heißt) Ein Duzend Kränze,  
 Franz!

Franz (noch einen unförmlich großen Kranz aus gestirbigen  
 Ähren von einem Tisch in Pintergrunde holend). Nein, Fräulein  
 Brigitta. Hier ist noch einer. Und das ist ja g'rad  
 der schönste! (Weicht ihn ihr.)

Brigitta (den Kranz emporhebend, lachend). Der da? Sie  
 verstehen sich auf Blumen, Franz!

Franz. Lesen Sie mir, was auf der Schleife  
 steht. (Gibt die schmale Schleife empor und liest) „Die frei-  
 gesprochenen Arbeiter dem gerechten Richter.“ Das  
 haben arme Leut' kreuzerweis zusammengebracht.

Brigitta. Recht haben Sie, Franz. Der wird  
 dem Herrn Präsidenten schier die größte Freud'  
 machen . . . also dreizehn!

Franz. Dreizehn? (Wacht sich um, verärgert in der  
 offenen Thür steht, kommt rasch mit einem Vorberceuz zurück.)  
 Aber da ist ja noch der Kranz von der Stadt, viel-  
 fehn, lauter Vorberce. Den hab' ich für den Schreib-  
 tisch aufgespart. (Weht ihn auf diesen.) Gott sei Dank!

Brigitta. Daß es nicht dreizehn sind?! (lachend.)  
 Einer von den Kränzen hält' sterben müssen. Sie  
 sind ein alt's Weib, Franz, aber weils heut' ist,  
 will ich sagen, (stehend) eine alte Hofrätin!

Franz. Und Sie ein alter Dragoner-Wachtmeister,  
 aber weils heut' ist (ihren Krüz nachlassend) ein Ritts-  
 meister!

Brigitta. Heut' dürfen Sie mir meinetwegen  
 sogar Korp'ral sagen. . . Herr Gott, wie ich mich  
 freu'. . . Und die ganze Stadt mit uns —

Franz. Hab' ich nicht Recht gehabt? Wie oft  
 hab' ich Ihnen gesagt: „Wenn man wiedererounnt,  
 steht die ganze Stadt auf dem Kopf, nämlich vor  
 Freude, wenn man Präsident bleibt, vor Schmerz,  
 wenn man den Abschied gekriegt hat!“ Jetzt hat  
 sich der Minister doch nicht getraut, so einen Herrn  
 wegzuschicken, den besten Richter im Land!

Brigitta. Hätt's ihm auch nicht geraten. . . Kreuz-  
 laubon, das Volk ist auch noch was! (Zeit aus Fenster.)  
 Da stehn' sie wie eine Mauer, seine Leut', Bürger  
 und Arbeiter. (Von außen der Lärm einer stillenden Menge.)

Franz. Herr Gott! Man kann doch nicht schon  
 da sein?!

Brigitta. Warum nicht gar! Sie sind eben un-  
 geduldig. (Auf die Wanduhr blickend.) Aber in zehn  
 Minuten kommt der Zug wirklich. Zum Bahnhof,  
 Franz.

**Franz.** O je! Wenn man kommt, eh' ich da bin!  
(Wird heftig ab, besagnet in der Thür den Eintretenden.)

## Zweite Scene.

Vizepräsident von **Wagner** (eine Rolle in der Hand). Vizepräsident  
Baron **Dornegg**. **Kat Schöll**. (Zwitsch in Hestrock). **Vorige**.

**Wagner** (zu **Franz**). Der Herr Präsident kommt doch?  
**Franz**. Ja, man wird gleich da sein.

**Wagner**. Man wird! Wie oft habe ich Ihnen  
gesagt: es ist unlogisch, daß Sie so von Ihrem Herrn  
sprechen —

**Dornegg** (zu **Brigitta**, die tief lautend herantritt). Guten  
Morgen, Fräulein **Brigitta**!

**Wagner**. Unlogisch und ungehörlich.

**Frau**. Oh, das nimmt man mir nicht übel. (NB.)

**Dornegg** (zu **Wagner**). Ungehörlich? Das ist ein  
viel zu mildes Wort. Es ist gerabezu demokratisch —  
vielleicht auch eine Folge dieser heillosen Revolution.

**Brigitta** (schmend). Das muß dann aber schon eine  
alte Revolution sein. So spricht er ja zum Herrn  
Baron seit fünfzig Jahren. Er hat ihn noch auf  
den Armen getragen und das Kind hat's Sehen bei  
ihm gelernt. „Sie“ hat ihm der **Franz** damals  
doch nicht sagen können und das Duzen hat er sich  
nicht getraut. So hat er sich's angewöhnt. . . Komisch  
ist's freilich. . .

**Dornegg** (zu **Wagner**). Sind Sie jetzt beruhigt?  
Wer nun eine ernste Frage. (Zeit mit **Wagner** in den  
Abergrund, **Schöll** folgt ihnen; **Brigitta** bleibt im Hintergrunde.)  
Haben Sie meine gestrige Anregung überdacht?  
Wollen Sie in Ihrer Ansprache an Senblingen  
betonen, was uns seine Rückkehr bedeutet? Einen  
Sieg unserer Unabhängigkeit, der Würde des Richters-  
standes?

**Wagner** (ängstlich). Ich demonstriere nicht gern. . .  
Iind es würde so scharf klingen, fast demokratisch!

**Schöll** (genüßig). Das möchte ich fast auch gesagt  
haben!

**Dornegg**. Demokratisch?!

**Wagner**. Was Seiner Excellenz, dem Herrn  
Justizminister unangenehm ist —

**Dornegg**. Ist demokratisch! Eine vortreffliche  
Definition! . . . Dann ist freilich auch Senblingen  
ein Demokrat. Denn es war ja dem Minister wirk-  
lich sehr unangenehm, daß er in den letzten Hoch-  
verratsprozessen die Angeklagten freigesprochen hat,  
wie er nach Recht und Gewissen mußte. Aber des-  
halb hätten ihn doch Seine Excellenz nicht strafweise  
nach Wien berufen und zur Disposition stellen dürfen!

**Wagner**. Für fünf Monate — was will das  
sagen! Auch kommt ja Senblingen nun in Ehren  
zurück und mein Herz ist voll Freude darüber, aber —

**Dornegg**. „Aber da mein Knopfloch leider nicht  
eben so voll ist, so schweige ich —“

## Dritte Scene.

**Vorige**. **Dr. Mohr**. **Bürgermeister Heßli**. **Zwei Stadträte** (stark  
unbequem eingetreten).

**Wagner** (gerungen lächelnd). Nur zu! Das Vergnügen  
Wiye zu machen, muß man Euch Demokraten lassen,  
ein anderes habt Ihr heute Gottlob nicht mehr!

**Dornegg**. Alles Demokraten! Auch ich!

**Wagner**. Na, so ein halber! Wir aber sagen  
ernst und feierlich: Wir müssen den Staat retten —

**Dornegg**. — „und sollte er darüber zu Grunde  
gehen!“ (Trauen wieder das köstliche värmern.) Hören Sie's,  
lieber Kollege?! Das ist ein sehr lehrreicher Värm.  
Es gilt einem Mann von uraltem Adel, dem treuesten  
Diener des Kaisers — und hat der je die Volks-  
gunst gesucht? Warum jubeln sie ihm dennoch ent-  
gegen? Weil sie fühlen: Das ist in dieser bösen  
Zeit, wo sich mancher Müden getrümm hat, ein  
aufrechter Mann von unbeugsamem Rechtsgefühl,  
ein —

**Mohr**. Und so weiter. Das pfeifen heut' die  
Spazier auf dem Dach und wir sollen's gar zwei-  
mal anhören?! Der Herr Bürgermeister da trägt  
gewiß denselben Dolch im Frack.

**Heßli** (lodernd). Etwas Ähnliches wirklich, Herr  
Doktor.

(Begrüßung der Herren.)

**Wagner** (zu **Mohr**). Das haben Sie dem Kollegen  
**Dornegg** gut gegeben, Doktor.

**Mohr**. Mir wird bange, Herr Vizepräsident. Habe  
ich wirklich etwas gesagt, was Ihren Beifall verdient?

**Dornegg** (kognißem tretend). Da muß ich bitten, Herr  
Doktor. Meinen verehrten Kollegen **Wagner** zu  
ärgern — das ist mein Privileg! Sehen Sie sich  
lieber die beiden hübschen Aquarelle hier an, meine  
Herren! (Wird treten an den Müdelisch). Wer hat die ge-  
spendet, Fräulein **Brigitta**?

**Brigitta**. Der Herr Doktor **Berger**. Er hat den  
Maler eigens dazu nach Tirol und Kärnten geschickt.  
Das Bild rechts ist das Geburtshaus vom Herrn  
Präsidenten und das links — in dem Nest war er  
zuerst Richter.

**Dornegg**. Wirklich nett von **Berger**. (Sieh die Un-  
terschrift rechts.) „Gerichtsgebäude in Mals, Tirol.“  
Armselig genug sieht sein Geburtshaus aus. Sein  
Vater war dort Bezirksrichter —

**Wagner**. Iind ist auf dem elenden Posten ge-  
storben. (Wichtig den Zeigefinger hebend.) Der einzige Senb-  
lingen, meine Herren — der einzige, der keine  
Carrière gemacht hat!

**Heßli**. Warum?

**Dornegg.** Eine traurige Geschichte. Er hatte ein bürgerliches Mädchen geheiratet.

**Rohn.** Der Nichtswürdige!

**Dornegg.** Für ihn war's wirklich schlimm. Es entzweite ihn mit allen seinen Verwandten. Übrigens war es auch sonst eine jammervolle Ehe. Die Weiden sind früh gestorben — der Knabe blieb ganz verwaist zurück —

**Wagner.** Aber das war ja ein Glück für Sendlingen. Sein Oheim, Graf Sternberg —

**Hellf.** Der verstorbene Justizminister? Der Vater der Gräfin Niesbach?!

**Wagner.** Ja! Der also nahm sich seiner an, ließ ihn auf seine Kosten erziehen und hat ihn dann in seiner Laufbahn sehr gefördert. Sehr, meine Herren!

**Rohn.** Alles Protektion, Herr Vicepräsident. Und da giebt's noch Leute, die von diesem Sendlingen was halten!

**Dornegg** *(lachend)*. Recht so, Doktor. Am meisten hat sich Sendlingen doch selbst gefördert! Sein erster Amtsort — *(sieh die Unterschrift links)* „Gerichtsgebäude in Arnoldstein, Kärnten“ — das riecht nicht nach Protektion! Ein Bauernhaus!

*(Trasche der Frau „Bosch Sendlingen“, der anschwimmt und schwimmt)*

**Brigitta** *(zum Fenster eilend)*. Da ist er. *(zu stolzer Freude)*. Sie heben ihn ja ordentlich aus dem Wagen! Und wie prächtig er ausschaut!

**Rohn.** Schrecklich gesund. Von dem werd' ich armer Mann nicht fett!

**Wagner** *(zu Rohn)*. Immer die Präzis . . .

**Rohn** *(auf Wagner zutretend)*. Selbstlosester aller Sterblichen! *(auf Wagners Brust schlagend)*. Was haben Sie da? Die Liste Ihrer Vordermänner!

*(Trasche die Podeste in nächster Nähe.) Tageschen*

**Sendlingens Stimme.** Ich danke Ihnen herzlichst, meine Herren . . . Ich danke Ihnen!

#### Vierte Scene.

*(Vorige. Sendlingen. Franz mit Hartkoffer etc.)*

**Sendlingen.** Gräß Gott meine Herren. *(Brigitta die Hand schüttelnd)*. Immer lustig, Fräulein Brigitta?! So ist's recht. *(Sie küßt ihm etwas zu)*. Nein, ich habe noch keinen Hunger! *(zu Wagner)*. Schönen Dank, daß Sie sich herbemüht haben. Und wie feierlich Sie angethan sind. Lieber Dornegg . . . Kollege Schöll! *(Schüttelt ihnen die Hand)*. Auch der Herr Bürgermeister — *(begreißt diesen und die Stadträte)*. Wahrhaft lebenswürdig, meine Herren. *(zu Rohn, besonders herzlich)*. Und Sie mein alter, treuer Rohn!

**Rohn.** Guten Morgen, Präsident! *(Schüttelt ihm die Hand)*. Jetzt geh' ich wieder!

**Sendlingen.** So schnell!

**Rohn.** Gefunde Leute ärgern mich! Da bleib' ich nicht! *(ab.)*

**Sendlingen.** Bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen, meine Herren!

**Wagner** *(in Nebenposse, nachdem er sich geduldet)*. Hochverehrtester Herr Präsident! —

**Sendlingen** *(rasch auf ihn zutretend)*. Aber lieber Kollege, Sie werden doch nicht?! *(Die Haltung des Bürgermeisters gemahrend)*. Und auch Sie, verehrter Herr Bürgermeister —

**Hellf.** *(mit feierlichem Vorsetz)*. Beschluß der Bürgerschaft. Sie werden mich nicht um's Amt bringen wollen, Herr Präsident. Aber kurz will ich's machen. *(Schlicht und herzlich)*. Wir freuen uns alle herzlichst, Sie wieder in unserer Mitte zu haben, den reinsten Charakter, die Verkörperung aller Mannes- und Nichterdingend. Der Präsident, Reichsfreiherr Victor von Sendlingen — er lebe hoch. *(Schreit Alle. Franz wickelt sich die Augen. Brigitta stimmt in das Hoch ein)*

**Sendlingen.** Ich danke Ihnen, Herr Bürgermeister, Ihnen Allen! Ich habe immer nur meine Pflicht gethan. Und daß Sie mich so empfangen, macht mir das Scheiden von Ihnen doppelt schwer.

**Dornegg** *(erschrocken)*. Das Scheiden? *(Wie treten näher an Sendlingen heran)*.

**Sendlingen.** Das Scheiden, meine Herren! Der Minister hat mir gestern meine Ernennung zum Obergerichts-Präsidenten in Lemberg mitgeteilt. In einer Woche werde ich Sie verlassen! *(Er ist nun sehr ernst umherschend)*. Aber gratulieren Sie mir doch, es ist ja eine Beförderung!

**Hellf.** *(zu Dornegg haltend)*. In Galizien giebt's keine politischen Prozesse!

**Dornegg** *(ebenfalls, nickend)*. Sie haben ihn wegbeordert! *(Streichelt Brigitta und Franz, berührt und eifrig mit einander redend durch die Mittelthür ab.)*

**Wagner.** Ich gratuliere. Aber Sie verdienen es! Und darf man fragen —

**Sendlingen.** Wer hier mein Nachfolger wird? Sie, lieber Kollege! Und unter besonderen Ehren! Der Minister wird seine Inspektionsreise hierher so einrichten, daß er Sie gleichzeitig selbst in Ihr Amt einführen kann. Er kommt nächste Woche. Meinen herzlichsten Glückwunsch.

**Wagner.** Oh! daß ich! — *(Schöll gratuliert Wagner, verabschiedet sich von Sendlingen, ab. Während Dornegg Wagner gratuliert, nähern sich Hellf und die Stadträte abschiebend Sendlingen.)*

**Wagner** *(zu Dornegg)*. Um Gotteswillen, da hätte ich die Kaffette richtig vergessen, die mit den Gefängnis-schlüsseln —

**Dornegg.** So schicken Sie Franz darum oder holen Sie sie später!

**Wagner.** Unmöglich! Das wäre beides gegen die Instruktion! Ich bin gleich wieder da! *(ab.)*



**Seudlingen** (zum Bürgermeister und den Stadträten). Nochmals wärmsten Dank, meine Herren!

**Helff.** Aber, Herr Präsident! Was Sie unserer Stadt sind — waren muß ich ja nun leider sagen — müssen Sie selbst fühlen. Und Sie werden uns gestatten, dies bei Ihrem Abschied —

**Seudlingen** (höflich abwehrend). Bitte —

**Helff.** Sie werden es gestatten, wenn Sie die Zeit erwägen, in der wir leben. Ich darf also Ihrer Zustimmung gewiß sein?

**Seudlingen.** Wenn es fein muß!

**Helff.** Ich danke Ihnen, ich werde den Stadtrat sofort berufen. Darf ich dann heute nochmals bei Ihnen vorsprechen und Ihnen unsere Beschlüsse mitteilen?

**Seudlingen.** Sie sind mir stets willkommen, Herr Bürgermeister, aber in jeder anderen Sache wäre mir Ihr Besuch lieber! Sie wissen, daß dies keine Phrase ist, so wenig wie mein Dank! (Wendet die Herren zur Thür.) Adieu, meine Herren!

#### Fünfte Scene.

Seudlingen, Dornegg. (Wald darauf) Wagner.

**Seudlingen.** Sie allein, lieber Dornegg? Wo ist Wagner?

**Dornegg.** Hat die Gefängnißschlüssel vergessen und mußte sie sofort selber holen, das Gegenteil wäre gegen die dreimal heilige Instruktion gegangen!

**Seudlingen.** Wie geht's Berger?

**Dornegg.** Er hat wohl (nach dem Hintergrund deutend) eben zu plaudern, sonst wäre er gewiß längst hier. Haben Sie die reizenden Aquarelle schon gesehen, die er Ihnen gesendet hat?

**Seudlingen** (darauf zurückend). Mein Geburtshaus! — Welche rührende Aufmerksamkeit . . . (In den Kubel vertieft.) Mehr als vierzig Jahre habe ich das Haus nicht gesehen — es scheint unverändert geblieben . . . Das wird auch meinem alten Franz eine Freude gemacht haben . . .

**Dornegg.** Und hier — Ihr erstes Amtshaus —

**Seudlingen** (erschrocken). In Arnoldstein? (Zaubert einem Augenblick, sieht hierauf lange auf das Bild hin und wendet sich dann in stummer Bewegung ab.)

**Dornegg.** Ein ärmtliches Haus.

**Seudlingen** Und doch habe ich jene Tage meines Lebens darin zugebracht, die vielleicht meine schönsten waren. Dann freilich auch meine schwersten, ja häßlichsten . . . (Wird nochmals auf das Bild.) Vegrabene Zeiten, lieber Dornegg. Lassen wir die Toten ruhen.

**Wagner** (hastig eintretend, eine große Kaffette in der Hand). Verzeihung, Herr Präsident. (Wendet die Kaffette auf den Schreibtisch, inmitten des Vorberücktrages.) Ich bin noch ganz atemlos . . .

**Seudlingen.** Aber das hätte doch Zeit gehabt!

**Wagner.** Paragraph Drei der Instruktion: „In den Händen des jeweiligen Leiters des Strafsenats“ — Das sind jetzt Sie! (Die Kaffette öffnet.) Bitte überzeugen Sie sich, daß nichts fehlt.

**Seudlingen.** Aber, lieber Kollege!

**Wagner.** Jeder Schlüssel an seiner Stelle. Habe auch Gebrauch davon gemacht, es war aber Alles in Ordnung.

**Seudlingen.** Natürlich! Wir haben ja drüben verlässliche Leute. Und nun bitte, nehmen Sie Platz, meine Herren! (Schickt in seinem Bekleid am Schreibtisch zwei andere hinaus; sie setzen sich.) Wie stehen wir im Strafsenat? Ist Baron Nibba noch immer so eifrig?

**Dornegg.** Und ob! Der fleißigste Staatsanwalt im Reich!

**Seudlingen.** Da hat er wohl in meiner Abwesenheit wieder einige Geheimbünde entdeckt?

**Wagner.** Allerdings einen! Ich weiß, Sie denken nicht hoch von ihm, und doch ist er eine wahre Stütze für Thron und Altar!

**Seudlingen.** Nur ein Geheimbund in vier Monaten? Und da loben Sie ihn noch? Der junge Mann wird bequem!

**Dornegg.** Aber es ist ein sehr gefährlicher Geheimbund, atheistisch, kommunistisch, anarchistisch!

**Seudlingen.** Studenten und Arbeiter?

**Wagner.** Nur Arbeiter! Aber wirklich gefährlich! Der Räbelsführer ist ein slavischer Holzflöher, Johannes Novyrol. Zwei Mitschuldige habe ich bereits überführt!

**Dornegg.** Tres faciunt collegium!

**Seudlingen** (zu Wagner). Die Sache interessiert mich, vielleicht schicken Sie mir die Akten herüber —

**Wagner** (gehört). Seine Excellenz, der Herr Justizminister —

**Seudlingen** (erschrocken). — hat Sie in meiner Abwesenheit mit der Führung der politischen Prozesse beauftragt. Aber nun bin ich wieder da und — (stehend wütend) bleibe nur noch eine Woche! Gönnen Sie mir das Verdienst, das Vaterland vor diesem gefährlichen Holzflöher zu beschützen! . . . Und nun lassen Sie mich die Liste des Strafsenats sehen. (Wagner reicht sie ihm, er blinzelt sie durch.) Wir haben viel Rückstände! (zu Wagner.) Sehen Sie, lieber Kollege, diese neuen Geheimbändler sind wirklich sehr gefährlich — für die Rechtspflege nämlich.

**Wagner.** Oh, es liegt nicht daran, sondern die Verbrechen haben sich leider gemehrt. Namentlich die Fälle von Kindesmord.

**Seudlingen.** Im ganzen Staate! Der Minister hat es mir bekümmert gesagt!

**Wagner.** Aber wie könnte es auch anders sein? Die heillose Revolution hat alle Gerechtigkeit, Sitte und Gottesfurcht untergraben. Dazu noch die Milde der Justiz! Wir haben freilich seit Monaten die strengsten Urteile gefällt, aber der Minister setzt ja regelmäßig die Begnadigung durch!

**Dornegg.** Und mit Recht! Unser Gesetz ist sehr hart. Hoffentlich bleibt's bei der Gnade!

**Sendlingen.** Leider nein! Der Minister denkt nun (zu Wagner) wie Sie und will einige Exempel statuieren. Leider! Von allen sozialen Krankheiten kann diese am wenigsten durch den Strafrichter geheilt werden. Die richtigen Ärzte sind der Volkswirt, der Pfarrer, der Schulmeister! . . . Oder kennen Sie auch nur einen Fall aus gebildeten Kreisen?

**Wagner.** O doch! Ich habe zufällig gerade morgen der Verhandlung gegen eine solche Verbrecherin zu präsidieren — die war sogar Erzieherin! Und sie hat ihr Kind nicht etwa in der ersten Verzweiflung getötet, sondern drei Tage nach der Geburt! Wie gesagt, Erzieherin und in einem gräflichen Hause — auf Wirknig. Da hätte ich übrigens eine große Bitte an Sie —

**Sendlingen** (schmerzhaft). Auf Wirknig, bei meiner Cousine Riesbach? (Bezaunt.) Das wird die Gräfin sehr alteriert haben. Und sie soll in letzter Zeit ohnehin recht leidend sein.

**Wagner.** Das hat sie hoffentlich nicht weiter beunruhigt. Eine Erzieherin ins Haus zu bekommen, die zugleich eine raffinierte Verbrecherin, ja sozusagen ein entmenslichtes Weibsbild ist, das kann Jedem begegnen. . . . Ich wollte Sie also bitten . . .

**Sendlingen** (freundlich). Daß ich Sie vertrete?!

**Wagner.** Ja, lieber Kollege! Ich nämlich läme morgen und die nächsten Tage am liebsten nicht ins Amt. Meine jüngste Tochter, Gretchen, die Finanzrätin, erwartet nämlich eben, vielleicht schon morgen — hm! — zum ersten Male den Eintritt eines freudigen Ereignisses. . . . Sie begreifen!

**Sendlingen.** Gewiß! Wenn ich mich nur bis morgen genügend informieren kann —

**Wagner.** Dann ist mir geholfen. Die einfachste Sache von der Welt: vorbedachte Tötung, drei Tage nach der Geburt, also gemeiner Mord. Die Todesstrafe, ein anderes Urteil ist undenkbar! Berger wird sich umsonst bemühen; er verteidigt sie von Amis wegen. Also darf ich hoffen?

**Sendlingen.** Da Sie es wünschen.

**Wagner** (sich erhebt, Sendlingen's Hand reichend). Ich danke Ihnen! (Nach Dornegg's Stuhl auf.) Die Akten schicke ich Ihnen bald herüber.

**Sendlingen.** Schön! Auf Wiedersehen, meine Herren. (Wagner und Dornegg ab.)

### Sechste Scene.

**Sendlingen.** (Winkel darauf) Berger.

**Sendlingen** (tritt an das Aquarell links und betrachtet es. Bei Berger's Eintritt eilt er diesem entgegen). Größ! Gott, Georg. (Umarmt ihn.) Immer wohl, mein Alter?

**Berger.** Und Du?! . . . Aber was habe ich da eben von Wagner gehört? Sie schicken Dich als Oberpräsidenten nach Lemberg?

**Sendlingen.** Ja! Mich abzusehen wagten sie nicht, hier war ich ihnen ungleich und so —

**Berger.** Werfen sie Dich die Treppe empor! Und Du läßt es Dir gefallen?!

**Sendlingen.** Es ist gefehlmäßig, eine Beförderung! Höchstens könnte ich meinen Abschied verlangen! Und Du weißt, mir kinderlosem Wittwer ist mein Beruf Alles!

**Berger.** Du hast Recht. Da hat der Egoismus aus mir gesprochen. Was soll ich künftig ohne Dich anfangen?

**Sendlingen.** Ich verliere mehr, Georg, denn Dein Talent der Freundschaft, da erreicht Dich Niemand. Heute wieder diese Aquarelle —

**Berger.** Wenn sie Dir nur eine kleine Freude gemacht haben —

**Sendlingen.** Das ist nicht das rechte Wort! Sie haben mir das tiefste Herz ausgewählt, besonders das Bild von Arnoldstein —

**Berger.** Doch keine schmerzliche Erinnerung, will ich hoffen? Verzeih', aber Du hast mir gerade aus jener Zeit fast nichts erzählt —

**Sendlingen.** Gewiß, wie hättest Du ahnen sollen? Ich will's Dir gelegentlich sagen. Heute nicht — wozu uns diese Stunde trüben, wo wir uns endlich wieder haben! . . . Wie ist's Dir ergangen? Immer mit Arbeit überbürdet? Du kommst wohl eben von einem Plaidoyer?

**Berger.** Nein, aus dem Gefängnis. Ein unglückseliges Geschöpf, das ich morgen verteidige, wünschte mich zu sprechen. Ich wäre gern früher da gewesen, aber ich dachte, die würde mich schwerer entbehren als Du!

**Sendlingen.** Die Mörderin ihres Kindes? (Berger nickt.) Wagner erzählte es mir eben, er hat mich ersucht, ihn zu vertreten . . .

**Berger** (freudig). Und Du willst es thun?

**Sendlingen.** Ja!

**Berger.** Das lohne Dir Gott! Ich sag's auch im Interesse des Rechts. Der harte einfältige Mann wäre da nicht der rechte Richter!

**Sendlingen.** Wie liegt die Sache?

**Berger.** Nur die gewöhnliche traurige Geschichte. Sie ist selbst ein Kind der Liebe, war seit dem vorigen Frühling Erzieherin auf Pirnitz und hat daselbe Schicksal erlitten, wie einst ihre Mutter.

**Sendlingen.** Wagner meinte, sie wäre eine raffinierte Verbrecherin?

**Berger.** Unsinn! Der Verführer hatte sie verlassen; auf den Rat einer Jose suchte sie in dumpfer, sinnloser Verzweiflung, so lang es anging, einer Entdeckung zu begegnen. Endlich war dies nicht länger möglich und da begehrt nun die hochgeborene Gräfin — verzeh! es ist Deine Cousine, aber ich muß es sagen — begehrt sie die empörende Noheit, das hülflose Geschöpf sofort, bei Nacht und Nebel, aus dem Schlosse zu jagen. Verzweifelt, vom Fieber gerüttelt, schleppt sich die Unselige dem nächsten Dorfe zu, die Besinnung verläßt sie, auf halbem Wege bleibt sie liegen. Als sie am Abend des dritten Tages zu sich kommt, findet sie sich im Gemeinbehause von Riesbach, neben ihr ihr Kind; das erste Wort, das sie vernimmt, ist die Drohung, man werde sie am nächsten Morgen als Bagabondin fortschaffen lassen. . . . Und als nun der Gemeinbedientel in der Frühe bei ihr eintritt, findet er sie wieder in Delirien und neben ihr liegt ihr totes, ihr ermordetes Kind. . . .

**Sendlingen** (mittheilend). Oh!

**Berger.** Nicht wahr, furchtbar?! Die Gerichtskommission erschien, der Arzt meinte, sie würde sterben. Aber so gut ist es ihr nicht geworden. . . . Morgen ist die Verhandlung. . . . Sie ist geständig, daß ihr in jener entscheidenden Nacht der Gedanke gekommen ist, sich und das Kind zu töten — wie sie die That vollbracht habe, wisse sie nicht. Ich glaube ihr Alles, auch, daß nur die Ohnmacht sie am Selbstmord verhindert hat, aber wie weit ihr die Richter glauben werden —

**Sendlingen.** Wagner nennt sie eine Erzbeuhlerin. . . .

**Berger.** Weil er der Aussage jener Jose glaubt. Die Angeklagte habe trotz ihres Abnehmens das Geheimnis deshalb gehütet, weil sie von vorneherein zu der That entschlossen gewesen sei. Ihr Lebenswandel sei nämlich ein so lastenhafter gewesen, daß sie den Vater ihres Kindes gar nicht kenne. Ich bin überzeugt, sie lügt, vielleicht um ihrer Herrin gefällig zu sein — aber es ist eine beschworene Aussage.

**Sendlingen.** Es wird da ziemlich viel auf den persönlichen Eindruck ankommen.

**Berger.** Das ist mein Trost! Denn seit ich sie gesprochen habe, weiß ich, daß da ein herrliches Geschöpf durch die Niedertracht der Menschen zu Grunde gerichtet worden ist. Man kann es nur

nach ahnen, denn sie ist gebrochen und ihre einzige Bitte an mich war nur, das Todesurtheil nicht zu verhindern. . . . Aber sie darf nicht sterben, auch um der Gerechtigkeit willen! Und darum erleichtert es mir das Herz, daß morgen ein Mensch die Verhandlung leiten wird und nicht eine Paragraphen-Maschine.

**Sendlingen.** Das arme Geschöpf! Und noch jung?

**Berger.** Kaum einundzwanzig. Und seit frühestor Kindheit allein unter fremden Menschen!

**Sendlingen.** Die Mutter ist früh gestorben?

**Berger.** Nein, vor einem Jahr etwa. Aber sie war selbst Erzieherin und konnte ihr Kind nicht bei sich behalten; sie mußte ja immer angestrengt arbeiten, um seine Auszubildung zu bezahlen. Darum wagte sie auch den frommen Betrug, sich für früh vermittwet anzugeben, selbst der Tochter gegenüber, erst in ihrem Abschiedsbrief — sie ist als Lehrerin an einem Dresdner Institut gestorben — erst da enthielte sie ihr das traurige Geheimnis, bis auf den Namen des Verführers, es scheint ein ganz erbärmlicher Mensch gewesen zu sein. Ein erschütternder Brief — ich kenne ihn — und mit welchen Empfindungen mag ihn erst das arme Mädchen gelesen haben. Sie war ja damals selbst schon verführt.

**Sendlingen.** Wer ist der Verführer?

**Berger.** Sie weigert sich, ihn zu nennen.

**Sendlingen.** Warum?

**Berger.** Ich habe eben vergeblich in sie gedrungen. Sie sagt nur immer: „Entweder ist er ein Schurke wie jener, der einst meine Mutter zu Grunde gerichtet hat — und dann soll mich ihr Beispiel lehren, schweigend zu verachten — oder er weiß von meinem Unglück nichts und dann will ich seinen Namen nicht preisgeben“. — Es scheint, er ist im Ausland!

**Sendlingen.** Dann ist's am Ende der Heinz Riesbach, der einzige Sohn meiner Cousine —

**Berger.** Der Attaché bei unserer Londoner Gesandtschaft?

**Sendlingen.** Ja. Er war im vorigen Spätherbst zwei Monate zu Besuch auf Pirnitz.

**Berger.** Weißt Du das bestimmt?! Aber, das kann ja nichts nützen, wenn sie ihn schonen will! Und so geht der Schurke strafflos aus.

**Sendlingen.** Schurke! — Das ist zu hart! Ich kenne den Heinz Riesbach seit Kindesbeinen — ein prächtiger Mensch — gewissenhaft und ernst. . . . freilich, die leichte Gelegenheit. . . . das schöne Geschöpf. . . . Übrigens will ich ihn nicht verteidigen. . . .

**Berger.** Nein, Victor, das wirst Du gewiß nicht wollen! Sieh! — der junge Graf hat ja auch mir sonst gut gefallen, aber derlei bleibt doch immer. . . . (macht eine verächtliche Handbewegung.)

**Sendlingen** (räuber). Eine Niedertracht! Und wer so handelt, ist feig und ehrlos . . . Du hast Recht, ich hab' es mir selbst oft genug gesagt . . .

**Berger.** Du — Dir?!

**Sendlingen.** Ja, Georg! Das hättest Du mir nicht zugemutet?! Es ist doch so! . . . Und da mich heute Alles daran erinnert —

**Berger.** Hör's nicht an, wenn es Dir weh thut . . . Auch beurtheilst Du Dich gewiß zu hart! Du kannst in Deinem ganzen Leben nicht feig und ehrlos gehandelt haben!

**Sendlingen.** Einmal doch! Und gerade gegen die, die ich am heiftesten geliebt habe! . . . Das arme Mädchen . . . Sie war Gesellschafterin der Gräfin Goetz auf Schloß Landskron bei Arnoldstein —

**Berger** (erschrocken). Landskron?

**Sendlingen.** Ein schönes, heiteres Geschöpf aus guter Familie, die Tochter eines Arztes. —

**Berger** (wird immer verstört).

**Sendlingen** (ohne Berger anzublicken, in die Erinnerung versunken). Sie war ebenso rein wie schön und ich nicht leichtfertig — aber wir waren so oft allein und liebten uns so heiß, sie forderte keinen Eid . . . Dann freilich sahe mich mein Gewissen und ich beschloß, Sophie zu heiraten, obwohl mir das Schicksal meines Vaters das Herz schwer machte.

**Berger** (springt auf und geht verfürbt auf und nieder).

**Sendlingen.** Mein Oheim, der Justizminister, erfuhr es und befahl mich sofort nach Wien. Man hat ihn den Mann von eisernem Herzen genannt; ich hab's damals an mir erfahren. „Wähle!“ sagte er mir, „hier die Heirat mit einem Weibe, welches sich Dir ohne jedes Bedenken hingegeben hat und mit dieser Heirat das elende Leben Deines Vaters — oder Du gibst ihr den Abschied und machst jene Carriete, zu der Dich Namen und Talent bestimmen . . .“ Weiß Gott, ich habe mit mir gekämpft, trotz aller anerzogenen Vorurteile, trotz meines Ehrgeizes — qualvoll gekämpft — dann schrieb ich ihr den Abschiedsbrief . . . Es war ein Verbrechen!

**Berger** (sich mühsam bewingend). Wann war das?!

**Sendlingen.** Vor zweiundzwanzig Jahren. Im Sommer 1828.

**Berger** (entsetzt für sich). Es trifft — Alles zu! (laut.) Du — hast — für sie — gesorgt?

**Sendlingen.** Nein. Aber da wenigstens brauche ich mich nicht anzuklagen, sie hat es mir selbst unmöglich gemacht. Die Kente, die wir ihr anboten, lehnte sie ab, das war ihr letztes Lebenszeichen. Ich wurde nach Böhmen verlegt und habe sie nie mehr gesehen!

**Berger** (unwillkürlich). Und Dein Kind?

**Sendlingen** (zusammenzuckend). Mein Kind? . . . Ich . . . ich weiß nicht, ob mir ein Kind lebt.

Mein Trost ist: Sie hätte es mir sonst damals geschrieben und meine Hilfe nicht abgelehnt oder doch später angerufen. Aber möglich ist's ja auch, daß ihre Verachtung so groß war, daß sie selbst für unser Kind nichts von mir empfangen wollte. . . . Und weil mich diese Angst nicht verließ, darum forschte ich ihr auch einige Jahre später wieder nach, bot Alles auf, was ich konnte — umsonst! Sie blieb verschollen. Wahrscheinlich habe ich mich ja grundlos gequält, aber — wenn mir irgendwo ein Kind lebte, in der Fremde, im Glend — vielleicht im Vaster?! Es wäre entsetzlich, Georg.

**Berger.** Entsetzlich! (für sich.) Mein Gott — was nun! (laut, mühsam.) Aber Du hast ja keine Spur aufgefunden?!

**Sendlingen.** Nein! Aber ganz unnütz soll meine Selbstqual nicht bleiben.

**Berger** (sieht an den Bureautisch gelehnt, wie von Entsetzen getäubt da, hört Sendlingen nicht).

**Sendlingen.** Sieh, Georg, da lebt man so dahin und glaubt weiß Gott wie gewissenhaft und gut zu sein, es ist heilsam, daß man daran erinnert wird: Du hast etwas zu sühnen, Du kannst lange nicht genug thun. Und darunt (tritt auf Berger zu) bin ich Dir auch für dies Bild da dankbar, es soll mir ein Mahner sein. (Streckt seine Hand aus, Berger gewahrt es nicht.) Du gibst mir Deine Hand nicht?

**Berger** (seine Hand lassend). Verzeih — ich —

**Sendlingen.** Was hast Du?

**Berger.** Nichts — Deine Erzählung hat mich so ergriffen!

**Sendlingen.** Deine Hand ist ja eiskalt! . . . Dich hat ein Grauen vor mir erfasst! . . . Ich wünschte ja, ich habe erbärmlich gehandelt. . . .

**Berger.** Nein, nein! Das war's nicht. . . . Aber — unerwartet allerdings! . . . Ich . . . wie . . .

**Sendlingen.** Du bist ja außer Dir?!

**Berger.** Wie — wie hieß jenes Mädchen?

**Sendlingen.** Du willst den Namen — ich weiß nicht, ob ich ihn selbst Dir — (spricht mit zitternder Stimme) Du zitterst ja, Georg! Warum willst Du — Lippert hieß sie —

**Berger** (wüßig, schlunghaft). Sophie — Sophie Lippert?

**Sendlingen.** Ja — Du hast sie gekannt?

**Berger.** Nein — aber —

**Sendlingen.** So sprich! (Hört ihn, Berger weicht nach rechts zurück.) Sprich!

**Berger.** Laß mich! — Aus meinem Munde — sollst Du nicht —

**Sendlingen.** Sprich! Sag' ich!

**Berger.** Es nützt ja auch nichts — wenn ich schweige — Victor —

**Sendlingen** (auf den Rechtsstuhl gehüpft). Das muß ja etwas Entsetzliches sein! Meine Ahnung — ist — richtig — mein Kind —

**Verger.** Fass Dich! Du würdest es ja auch ohne mich noch heute erfahren — oder morgen — schon der Name —

**Zendlingen** (entsetzt aufschreitend). Georg. . . Wie — wie heißt die Angeklagte?!

**Verger** (umsieht ihn, in tiefer Bewegung). Sie heißt — wie ihre Mutter —

**Zendlingen.** Georg. . . sie ist meine —

**Verger.** Es trifft Alles zu —

**Zendlingen.** Meine Tochter! (Sinkt in den Lehstuhl und schlägt die Hände aufschreitend vor sich.)

**Verger** (hebt schwer atmend da, dann zu Zendlingen eilend, ihn emporkennend). Fass Dich, es ist ja gräßlich, aber wir wollen stark bleiben (schluckend) stark. . . stark!

**Zendlingen.** Oh. . . dagegen. . . kann nichts helfen. . . nichts. . . Mir bleibt. . . nur Eines übrig. . . Aber (aufspringend) nein, nein! Daran darf ein Mann nicht einmal denken. . . in keiner Lage. . . Ich will mich nicht wegstellen. . . Aber was. . . was kann ich thun? . . . (Sinkt wieder in den Lehstuhl, die Hand auf die Stirn gesetzt.) Ich werde wahr-sinnig, Georg. . . O, wär' ich tot!

**Verger** (seine beiden Hände lassend, tief bewegt). Nicht so! . . . Gottlob, daß Du lebst und Deine Schuld zahlen kannst. Wie groß diese Schuld ist — oder wie gering — ich will es nicht entscheiden. Nur Eines weiß ich: Du bist trotzdem der Liebe und Achtung der Menschen wert und Dein Schicksal des reinsten Mitleids würdig. Denn Du selbst bist ein reiner Mensch!

**Zendlingen.** Quäle mich nicht, indem Du mich in solcher Stunde lobst.

**Verger.** Ich lobe Dich nicht, ich vergesse bloß nicht, was Du wert bist.

**Zendlingen.** Sprich nicht von mir! . . . Mein Kind, mein armes Kind! (Schneht empor.) Ich muß sie sehen. . . Sie darf nicht allein bleiben, im Kerker, der Verzweiflung überlassen! . . . Ich muß zu ihr!

**Verger.** Später, Victor — wenn Du gefaßt genug bist, Dich nicht zu verraten. Sie darf es ja nicht erfahren —

**Zendlingen.** Sie muß es erfahren. Ich muß ihr sagen, daß sie nicht ganz verlassen ist, — daß ich —

**Verger.** Bedenke, was sie bisher von ihrem Vater weiß!

**Zendlingen.** Oh, sie verachtet mich?!

**Verger.** Sie kennt Dich nur aus jenem Brief ihrer Mutter! . . . Fassung, Victor, laß uns beraten. . .

**Zendlingen.** Ich kann nicht. . . Rate Du mir, denke Du für mich. . .

**Verger.** Ich will ja. . . Alles was ich kann. . . Vor Allem: Du mußt morgen die Verhandlung leiten!

**Zendlingen.** Das darf ich ja nicht! Es geht gegen das Gesetz, meinen Eid. Ich dürfte den entferntesten Verwandten nicht richten, nun gar mein eigenes Fleisch und Blut!

**Verger.** Und dennoch — Du mußt!

**Zendlingen.** Aber wie soll ich noch Jemand richten, nachdem ich meinen Eid gebrochen habe!

**Verger.** So nimm Deinen Abschied. Morgen, nach der Verhandlung: Aber vorher mußt Du sie leiten. Denn sonst richtet sie Wagner und der verurteilt sie —

**Zendlingen** (aufschreitend). Zum Tode! . . . Er hat es mir ja gesagt. . . Sie darf nicht sterben! . . . Du hast Recht — ich muß es thun! Aber wie feig das ist, wie verächtlich! Wüßte ich meine Schuld, wenn ich den Vorsitz übernehme? Das Recht büßt für mich.

**Verger.** O, auch Du büßest! Eine Qual, wie sie morgen Deiner wartet, wie viele Menschen haben sie schon zu durchleiden gehabt? Und es kostet Dich das höchste Gut Deines Lebens, Deinen Beruf!

**Zendlingen.** Deshalb bleibt es doch ein Frevel am Recht!

**Verger.** Ja, Du kränkst das Recht, aber wahrst Du nicht dadurch ein höheres? Wenn Wagner sie zum Tode verurteilt, wäre das ein gerechtes Urtheil?

**Zendlingen.** Aber wird sie durch mich gerettet? Freisprechen darf ja auch ich nie!

**Verger.** Nein! . . . Aber wenn sie einst dem Leben wiedergegeben ist, dann wirst Du vollends sühnen und gutmachen.

**Zendlingen.** Wenn! Du sagst, daß sie gebrochen ist, sie wird im Kerker sterben. . .

**Verger** (schweigt betroffen).

**Zendlingen.** Du schweigst, weil Du meiner Meinung bist.

**Verger.** Nein — aber wenn auch — ich weiß kein anderes Mittel —

**Zendlingen.** Keines?!

**Verger.** Nein! (Paus.)

**Zendlingen** (Nicht vergewissungsvoll um sich, da fällt sein Blick auf die Kassette mit den Gefängnischlüsseln, ein Aushen geht durch Antlitz und Körper, der Blick beitet sich hart auf die Kassette).

**Verger** (hüternd.) Flucht! (Aufschreitend.) Victor! Das nicht — um Himmelswillen! — Das nicht! (Da dieser schweigt, die Hand aufstreichend.) Du versprichst es mir, Victor!

**Zendlingen** (reicht ihm die Hand).

(Der Becherguß fällt eiskalt.)

(Fortsetzung folgt.)



## Eivía.

Novelle von Karl Theodor Schulz.

(Fortsetzung.)

### II.

Gräfin Mattenau hatte sich in einen Schaukelstuhl geschmiegt. Von dem bordcaugroten Seidenkissen, das auf der Rücklehne des Stuhles lag, und der gleichfarbigen Decke, die sie einhüllte, hob sich ihr scharf geschnittenes, längliches Gesicht mit den von breiten Lidern halb bedekten, schwarzen Augen beinahe wachsgelb ab.

Bereits eine ganze Weile hatte sie regungslos dageessen, die Blicke auf das bunte Blumenparterre draußen gerichtet, das sich in den warmen Strahlen der Märzsonne wohligh badete. Die gelben und violetten Strotus spreiteten schier sichtlich ihre Blumenkelche aus und durch die Schneeglöckchen und Scillas fuhr bei jedem Windhauch ein wonniger Schauer.

An der anderen Flügelthür des Gartensaales, die offen stand, sah Georgy Schönborn, zwar eine Stiderei im Schoße, doch ohne daran zu arbeiten. Mit leicht geöffneten Lippen trauk sie förmlich die belebende Frische und den herben Erdgeruch, der vom Garten hereinströmte. Die Gräfin bemerkte es und damit zugleich, daß sie selbst fröstelte: so zog sie die Decke, die allmählich bis auf ihre Füße hinabgeglitten war, wieder herauf. Und sie that es mit einem solchen Ausdruck des Unbehagens, daß Georgy fragte, ob sie die Thür etwa schließen solle?

Eivía nickte.

Über das offene, jeden Eindruck wiederpiegelnde Gesicht von Georgy glitt ein Lächeln, ging aber auch ein Zug des Mitleids, als sie die Glashür geräuschvoll schloß.

Wieder wurde es still im Saal und Georgy nahm endlich die mitgebrachte Arbeit auf. Während sie die Farben einiger Seidentüchchen mit dem schon fertigen Teil der Stiderei verglich, sagte sie auflachend: „Raimund war wieder so komisch!“

Die Gräfin zog die Augenbrauen zusammen. „Wann? Ich denke, er ist nach dem Kurhause gegangen?“

„Er kam noch einmal zurück! Du warst schon oben.“

„Und was hat er da Komisches gethan und gesagt?“

„Er erzählte von den dicken Geheimrats drüben! Mit denen ist gestern der Tilbury umgefallen, und der Mann wäre beinahe erstickt, weil er die Sylphe von Frau nicht abschütteln konnte. Denke Dir nur das Bild! Der Bediente, der Krutcher und ein Bauer haben an ihr gezogen, bis sie sie in die Höhe bekamen. Und Raimund benutzte die Gelegenheit, mich ganz ernstlich zu warnen! Ich wäre auf dem besten Wege, ein ähnlicher Kolof wie die Geheimrätin zu werden!“ Sie lachte von neuem hell hinaus.

Eivía stimmte nicht in das Lachen ein. „Du besigest übrigens eine eigene Gabe“, bemerkte sie mit einem Anfluge von Spott, „alle Welt zu erheitern! Raimund erschien noch bei Tische so ernst gestimmt!“

„O, für Den weiß ich immer Rat!“ fiel Georgy ihr ins Wort. „Wenn man sich so genau kennt, wie wir Beide! Ich brauche ihn nur an eine von unseren lustigen Kindergeschichten zu erinnern, dann muß er schon lachen. Was haben wir auch Alles zusammen angegeben! Worin der Eine nicht Bescheid wußte, darin wußte es der Andere. Er tauk ja in den Sommerferien fast immer zu uns! Was er in der Stadt dann an Tollheiten wieder gelernt hatte, das brachte er mir bei. Oft zum höchsten Schrecken von Mama! besonders bei unsern Reittünften. Es war zum Totlachen, wie sie sich ängstigen konnte! Papa natürlich sagte bloß: Unkraut vergeht nicht.“

„Nach Deinen Erinnerungen“, versetzte die Gräfin ironisch, „müßte man geradezu meinen, Raimund habe das heiterste Temperament der Welt.“

„Das hat er auch!“

„Davon habe ich bis jetzt wenig bemerkt!“

„Du!“

„Warum sollte ich das nicht auch bemerken können?“

Georgy zögerte mit der Antwort.

„Nun? Du pflegst doch sonst von einer zauberbernden Ungeniertheit zu sein.“

„Sonst!“ wiederholte das junge Mädchen ge-  
beht und ließ ein Töckchen Seide vor den Augen  
hin und her schwingen. „Wenn Du es aber wün-  
schest? Raimund ist aber auch fabelhaft gutmütig  
und richtet sich mit Jedem ein. Wo er gar  
liebt“ —

„Selbst davon weißt Du etwas?“ Es begann  
in den Bügen der Gräfin zu arbeiten.

Georgy sah sich nicht nach ihr um, sondern  
fuhr gedankenlos fort: „O, wir haben uns auch  
geliebt! Er war der geanteste Cousin, und von  
all meinen Fremdbinnen in der Pension hatte ich  
sicher stets die ersten Weilchen und Rosen, und gar  
Obst brachte er immer von Mattenan, in einer  
Menge und von einer Schönheit, daß mich Alle um  
den Cousin beneideten. Ja, es galt bei Vielen  
schon als ausgemacht“ — sie stockte wieder.

Die Blicke Livias wurden stehend, und zwischen  
ihren seltsam hochgeschwungenen Augenbrauen grub  
sich eine dunkle Falte in die Stirn.

„Dann freilich sah er Dich!“ schloß Georgy  
mit einem lauten, an Albernheit grenzenden Auf-  
lachen, „und Sehen und Lieben war eins.“

„Da wir einmal bei Confidencen sind,“ begann  
Livia nach einer Pause von neuem, „warum hast  
Du denn eigentlich noch immer nicht geheiratet?  
Raimund sagte mir — ich denke im vorigen Jahre,  
Dein Vater habe ihn aus Karlsbad geschrieben —  
ein böhmischer Herr interessiere sich für Dich?“

„Es war so was!“ Georgy ließ wieder das  
Seidentöckchen tanzen. „Ich mocht' ihn aber nicht:  
er sollte wohl reich sein, auch von guter Familie,  
er war aber so bid!“

„Nun, bei Deiner Fülle“ —

„Ja, bei ihm war aber Alles bloß aufgeschwemmt!  
so meinte Papa. Und er hatte ganz braunrote  
Waden! Ich mußte auch immer lachen, wenn er  
mich mit seinen schwimmenden Auglein verliebt an-  
zwinkerte. — Ach nein! man hat ja noch Zeit!  
Mit kaum zweinbzwanzig Jahren! Wer weiß,  
was mir noch beschieden ist?“ Sie sah nach dem  
Garten hinunter.

Blühhaft mußte in Livia wieder der Gedanke  
an jene Möglichkeit aufgestiegen sein, die sie ent-  
setzte: sie fuhr schwer atmend nach der Brust.  
Gleich darauf folgte sie aber finster den elastischen  
Bewegungen Georgys, die sich erhob und an die  
Flügelstür trat. Wie schwellend und doch straff  
sich ihr Nacken aus dem Federgeräufel hob! Das

leuchtende Haar! Sie wäre eine Schönheit, hätte  
sie nicht den banalen Zug im Gesicht. Daran aber  
gewöhnte man sich! —

Georgy wandte sich nach der Cousine um.  
„Raimund ist zurück! er spricht eifrig mit dem  
Gärtner.“

„Wahrscheinlich wegen der Postkette!“ erwiderte  
Livia zerstreut. „Es sollen noch Blutbuchen hinein!“

„Ja, dann werden sie sich machen!“ rief Georgy,  
von neuem hinausblickend. „Ich liebe Blutbuchen  
furchtbar! In Kleschewo stehen ein paar auf dem  
Rasen hinter dem Schloß: ganz alte Bäume! Wenn  
die Sonne durch das braunrote Laub scheint — es ist  
geradezu romantisch! Da saßen Raimund und ich immer  
am liebsten! Besonders, wenn wir traurig waren.“

„Traurig kommt Ihr auch sein?“

„Ich, bis über den Kopf, wenn er einmal früher  
als ich abfahren mußte, oder eins von unsern Tieren ge-  
storben war und wir über das Begräbniß beratschlagten!  
Dabei kann man doch nicht lachen? Papa sagt auch  
immer: wer nicht recht traurig sein kann, kann nicht  
recht lustig sein. — Und gar als Mama noch lebte!  
Die war fast wie Du! Wenn wir zu ihr gingen,  
erinnerte die Gouvernante schon immer: Doucement,  
Mademoiselle et Monsieur! Ganz still und ohne  
eine Miene zu verziehen haben wir dann bei ihr  
sitzen müssen und Bilder ansehen. Nachher freilich  
ging es immer am tollsten zu!“ Sie sah ganz seit-  
wärts durch die Thür. „Raimund scheint mit dem  
Gärtner noch in den Hof zu gehen!“

Längere Zeit blieb es wieder still im Zimmer.  
Georgy hatte sich von neuem gesetzt und ihre Sticker-  
vorgenommen, während die Gräfin sie fortwährend  
beobachtete. — Endlich sagte Livia, der die Stille  
peinlich zu werden schien: „Du solltest ein wenig  
spielen oder singen!“

Das junge Mädchen sprang sofort auf und  
warf die Arbeit wie erdöst zusammen. „Ach ja!  
Was spiel' ich aber?“

Während sie tänzelnd nach dem Flügel ging  
und dann unter ihren Noten suchte, besann sie sich  
eines Anderen. „Nein, ich bin heute gut bei Stimme  
und werde lieber singen! Ein paar von den letzten  
Brahmöschen Liedern, für die mein Lehrer so  
schwärmte! Die habe ich bei Euch noch gar nicht  
vorgenommen.“ Sie prälibierte in zwei, drei raschen  
Sängen über die ganze Klaviatur und begann dar-  
auf das Lingg-Brahmösche Lied „Immer leiser wird  
mein Schummer.“

Ihre große, wohlgebildete Altstimme distonierte  
zuweilen bei den Einsägen, sonst klang jeder Ton  
voll und rein durch den Raun. Livia, die sich  
wieder in den Stuhl zurückgelehnt hatte erschien im  
Beginn interesseles, wurde aber bald aufmerksam  
und lauschte angestrengt auf jedes Wort:

Oft im Traum hör' ich Dich rufen  
Drauß vor meiner Thür,  
Niemand wacht und öffnet Dir,  
Ich erwach' und weine bitterlich!

Ja, ich werde sterben müssen,  
Eine Andere wird Dich lässen,  
Wenn ich bleich und laß,  
Eh' die Maientäufte weh'n,  
Eh' die Drossel singt im Wald. —  
Willst Du mich noch einmal seh'n,  
Komm, o komme bald!

Georgy hatte der dumpfen Schwermut des Anfangs, wie der tief rührenden Klage der zweiten Strophe keinen üblen Ausdruck gegeben, da sie trotz ihrer Oberflächlichkeit für sentimentalen Gesang eine besondere Reizung und Virtuosität besaß. — Graf Mattenau war während jeder letzten Strophe in die Thür des Saales getreten. Er hatte schon draußen bei der schwermüthigen Melodie ein instinktives Mißbehagen empfunden. Dies Gefühl steigerte sich natürlich, als er Livia im Zimmer fand, und mit einem Blick den Eindruck gewahrte, den das Lied auf sie machte. Dennoch wagte er Georgy nicht zu unterbrechen, um die Peinlichkeit der Situation nicht zu vermehren.

Als sich Georgy, nach Beendigung des Liedes, aber mit ganz glücklichen Augen umkehrte und rief: „Es ist doch reizend!“, eilte er auf die Gattin zu, eine Zärtlichkeit und Entschuldigung auf den Lippen. Doch Livia warf die Decke von sich, zifchte ihm entgegen: „Im eigenen Hause! Hälft Du auch das noch für erträglich?“ und verließ zorngeröthet und Verachtung im Blicke den Saal.

Mattenau folgte ihr, indem er im Vorbeigehen die Cousine anfertigte:

„Wie war es möglich? Du bist die Gedankenlosigkeit selbst!“

Georgy sah ihm mit einem schüchternen Lächeln nach, nahm dann das Notenheft und begann kopfschüttelnd den Text des Liedes zu lesen. Als sie an die zweite Strophe kam, begriff sie natürlich, woran sie gerührt hatte. Sie sah wohl eine Minute lang in das Heft, ehe sie sich langsam erhob und vor sich hin murmelte:

„Ob sie wirklich schon sterben muß?“

Einen Augenblick stand sie noch in Gedanken, dann flog sie in einer Piouette nach der nächsten Thür zum Garten. —

### III.

Der Medizinalrat, Dr. Wettrich, hatte seinen täglichen Besuch bei der Gräfin Mattenau bereits gemacht, und sie heut sogar verhältnismäßig wohl, mindestens frischer als in den letzten Tagen gefunden; um so mehr war er betroffen, als ein gräßlicher

Diener ihn gegen Mittag zu Ihrer Durchlaucht beschied. Aus welchem Grunde vermochte Jaques nicht zu sagen. —

Mit einer Frage im Blicke trat Dr. Wettrich in das Boudoir der Gräfin. Sie begrüßte ihn mit einem Lächeln, ohne ihm aber wie sonst die Hand von ihrer Chaise-longue aus entgegen zu strecken. Ganz in einen stockigen, ambrasarbigen Shawl gehüllt, schien sie zu frieren!

„Sie sehen noch verwundert aus, daß ich schon wieder bitten lieb!“ begann sie scherzend, während der Medizinalrat auf ihre Bewegung hin in einem Armstuhl ihr gegenüber Platz nahm und Hut und Handschuhe auf einen Puff neben sich legte. „Doch als Sie vorher hier waren, verließ ich mein Mann keinen Augenblick, und so konnte ich meinen Wunsch nicht vorbringen.“

„Welchen Wunsch, Durchlaucht?“

„Sie allein zu sprechen! Der Graf ist jetzt lesen gegangen, und vor jeder sonstigen Störung habe ich uns gesichert.“ Sie sah nach der Portiere, die in ihre Garderobe führte, und bat Dr. Wettrich die Thür dahinter auch zu schließen.

Als er sich erwartungsvoll von neuem niederließ, ging die Gräfin sofort auf ihr Ziel los, indem sie scheinbar mit voller Nähe fragte: „Wie lange habe ich noch zu leben?“ Nur in ihren Blicken stand etwas Undurchdringliches.

„Meine gnädigste Gräfin! —“

„Aber bitte keine Winkelzüge, Herr Medizinalrat!“ rief sie hart und mit heiferer Stimme. „Einmal bedarf ich ihrer nicht! Noblesse oblige! Eine Prinzessin Hardegg muß Alles hören können, was sie angeht, pflegte schon mein Vater uns Kinder zu lehren! Außerdem aber will ich meinen Zustand genau kennen! Au pis aller habe ich noch verschiedene Anordnungen zu treffen!“

Dr. Wettrich wiegte den Kopf, ohne die Gräfin aus den Augen zu lassen. Blicke grub sich dabei in Blicke. Endlich antwortete er mit gleichmüthiger Gemessenheit: „Warum wollten Sie die nötigen Anordnungen nicht treffen? Für alle Fälle! Ein Menschenleben ist eben kein rares Ding; die Natur schafft uns, sie vernichtet uns, ohne sich darum erst befragen zu lassen. Eine so lange Leidende wie Sie, Durchlaucht, hat also doppelten Grund, auf ihrer Hut zu sein. Weiter bedeutet es nichts! Wie viele Siebziger habe ich schon in einer Stunde der Depression ihr Testament machen sehen, und schließlich humpelten sie noch munter in die Achtzig hinein.“

„Von mir erwarten Sie das nicht?“ rief sie bitter.

Der Medizinalrat hob die Schultern. „Der Natur ist nichts unmöglich! Allerdings“ —



„Nun?“

„Ich wollte bloß die Einschränkung machen, auch die Natur ist modern geworden, und Wunder zu thun, hat sie ziemlich verlernt.“

„So könnte mich nur noch ein Wunder retten?“

„Davon sprachen wir nicht!“ lenkte Dr. Wettrich ab. „Es handelte sich einfach, um die Möglichkeit, ob Sie achtzig Jahre“ —

„Ah, genug des traurigen Scherzes!“ unterbrach Viola ihn. „Ich habe mich auch längst mit Allem vertraut gemacht, zu jeder Stunde muß ich bereit sein. Mitunter laßt es nur wieder ins Leben hinaus! Ich bin noch so jung! Da ergreift mich etwas — je ne sais quoi? — eine förmliche Gier, es den Anderen gleich zu thun!“

„Gerade einer solchen Gier“, warf Wettrich ein, „dürfte fortan nie mehr nachgegeben werden. Erinnern sich Durchlaucht an die beiden schweren Tage nach dem Fest bei Excellenz Steinfurt! Es giebt auch da eine noblesse oblige! Wir Menschen haben einmal die Verpflichtung, unseres Körpers zu achten, und wenn nötig, ihn zu schonen.“

„Ich schone ihn bald fünfundsanzig Jahre!“

„Wis auf die gefährlichen Tage und Stunden, wo Sie es nicht thun.“

„Immer der alte, selbe Kreis!“ versetzte die Gräfin dumpf. — „Sie haben mir meine Frage noch nicht beantwortet? Werde ich Davos erreichen?“

„Ich hoff' es!“

Viola richtete sich rasch empor. „Sie hoffen es nur? Warum lassen Sie mich dann noch fort?“

„Sie wünschen es so lebhaft, dorthin zu gehen! Die Anregung der Reise. Schaden kann sie nicht bringen“ —

„Nicht mehr bringen?“ fiel sie ihm ins Wort.

„Wenn Sie genau sein wollen, nicht mehr!“

Der Medizinalrat sah sie fest an.

Die Startheit ihrer Züge löste sich unter seinem Blick, und sie ließ sich wieder in die Polster fallen. „Wie höre ich auf einmal Mama! Man wollte sie im letzten Augenblick auch noch an die Riviera bringen: sie folgte aber nicht und blieb. Mit Entsetzen schilderte sie uns den Tod, wie sie ihn dort gesehen hatte: in einem vulgären Gastzimmer, alles Leben, alle Geräusche der Welt um sich, dabei aber doch ängstlich gemieden und in Allem und Jedem auf Übelwollen stoßend! Nein, nein, ich reise nicht!“ Wie von einem aufsteigenden Gedanken beunruhigt, schloß sie jedoch: „Oder vielmehr, ich reise! andere Luft thut mir immer gut. Aber bald zurück!“ Sie sah den Medizinalrat plötzlich aufmerksam an. „Haben Sie mir noch nicht Alles gesagt? In Ihren Augen liegt heute etwas, was mich beängstigt, sie sind kalt.“

„Nur Ihre Erregung kann dergleichen zu jehen glauben!“ versetzte Dr. Wettrich mit Ruhe. „Versinnen Sie sich, Durchlaucht! Wenn Sie meiner warmen Teilnahme noch nicht sicher wären, so“ —

„Gewiß! gewiß!“ rief die Gräfin, ihm die Hand reichend. „Und der Arzt muß ja stets vergeben! wann ist ein Kranker — er selbst? — Nun aber endlich volle Offenheit! ich will damit vorangehen, daß Sie meinen Willen respektieren. Schon als Sie mich zum erstenmal untersuchten — Sie wissen, im vorigen Herbst — wir waren eben gekommen und ich hatte hier wieder stärker zu husten begonnen! da konstatierten Sie Katarrh der beiden Lungenspitzen. Mein Mann war noch erfreut, daß es nichts weiter wäre! Ich wußte sofort, was das bedeutete: von Mamas Sterbedette her. Sider — Sie erwähnten davon natürlich nichts — gab es auch schon Cavernen in der Lunge, Tuberkelbazillen und so weiter. Darüber ist ein halbes Jahr vergangen: ich magere immer mehr ab, die Tuberkulose geht also ihren Gang vorwärts, ganz wie bei Mama. Darum weiß ich so genau, Herr Medizinalrat, daß es nicht mehr lange dauern kann. Aber wie lange, das will ich wissen!“ Sie sah ihn gleichsam drohend an.

„So genau, wie Sie das wissen möchten“, entgegnete der Arzt gemeinigt, „könnte es Niemand voraussagen. Wenn Sie meine Verhaltensmaßregeln strikte befolgen, vor Allem keine tiefere Erregung an sich herankommen lassen“ —

Die Gräfin wollte auflachen, hüstelte aber nur.

„Und wenn mich schon seit Wochen schon Alles erregt, ja, wartet! jeder Ton, jedes Wort — bloße Gesichter, die ich um mich dulden muß?“

Dr. Wettrich hob stumm die Schultern.

„Ich habe nicht gelernt, mich in meinen Empfindungen zu beherrschen. Zu Hause geschah Alles, noch ehe ich's recht gewünscht hatte: jetzt ist keine Zeit mehr, Neues zu lernen.“

„Auch dann nicht!“ fragte Wettrich in finsternem Ernst, „wenn jede wirkliche Erregung die letzte sein kann?“

„Auch dann nicht!“ erwiderte Viola resigniert. „So lange noch ein Atemzug in mir ist, muß ich Leben um mich sehen. Ich weiß wohl, Sie möchten mich in mein Zimmer sperren, oder gar ins Bett? Das wär für mich aber schon der Tod.“

Der Medizinalrat erhob sich.

„Sie können mir also nicht die Wahrheit sagen?“ fragte die Gräfin nochmal kurz.

Dr. Wettrich schüttelte den Kopf.

„Sie wollen es nicht! Und doch, ich versichere Sie bei meinem Höchsten, bei meiner Liebe zu Raimund, ich würde ruhiger. Das ist einmal meine Art! Wüßte ich gewiß, daß ich bis zum Ende des Monats ausbliehe“ —

Wettrich machte eine hoffnungsvolle Bewegung. „Über bis in den April, in den Mai hinein? Wie Ihre Hand nun am Stuhle klebt! Heben Sie sie doch, um mich zu rencouragieren! Aber nein! Ich habe erfahren, was ich erfahren wollte.“

„Nichts haben Sie erfahren, Durchlaucht!“ brach Wettrich heftig los. „Wenn Sie nicht endlich meinen Vorschriften nachkommen, so kann ich für nichts stehen — für keinen Tag! Blutungen wie die nach dem maurischen Feste dürfen sich nicht wiederholen.“

In die Augen Livias trat ein Lächeln. „So eifrig können Sie werden! und meinewillig? Haben Sie Dank, lieber Medizinalrat! — Zur Belohnung will ich mich nun auch wirklich aufraffen, und Ihnen zu folgen versuchen. Recht schwer wird es mir fallen.“

„Aber unmöglich ist es nicht! wenn Sie an den Herrn Grafen denken?“

„Ach, Raimund!“ Sie fuhr zusammen. Dann winkte sie freundlich zum Lebwohl.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Lenz-Curiosum.

Mitgeteilt von Karl Emil Franzos.

(Schluß.)

Die Rechnung stimmt wehmütig, einmal behaßt, weil der Reiz: „Dautend anitirt“ fehlt, und ferner weil man sich nicht ohne Sehnsucht in Tage zurückdenkt, wo der Arbeitslohn für eine Dose 9 Groschen und für einen feinen Hofsrad 1 Thaler 10 Groschen beträgt. Im übrigen ist zu ersehen, daß Lenz bei der Bestellung nicht sparsam war — Seide, Baud, Quasten, Knöpfe, Sammet — es muß ein wahrer Prachtfrack gewesen sein.

Da ich im Allgemeinen die Veröffentlichung von Schneiderrechnungen unserer großen Schriftsteller, auch wenn sie unbezahlt sind und von Schneidern herrühren, die Woche belungen, nicht zu den interessantesten und berechtigtesten zähle, so hätte ich gewiß der Verjudung widerstanden, des Blattes Erwähnung zu thun, wenn es nicht eben auch die Notizen von Lenz enthielte. Ich lasse sie hier folgen, so weit ich sie entziffern konnte.

Wie bereits erwähnt, drehen sich die meisten um Soldaten-Leben, »Tod und »Müh. Mit großen, klugen Jüngen steht da zunächst geschrieben:

„Für eine fremde Sache zu sterben, dazu gehört der höchste moralische Grad der Vollkommenheit des Gefühls — sonst läßt man sich nur tobttschlagen, aber man stirbt nicht — man wird wie Spreu zertriten, aber man opfert sich nicht der Sache auf, für die man fight.“

Über dem Namen »Hauenschildt“ steht geschrieben: „[Zu beachten], was der König von Preußen vom Muth der Soldaten nach einer verlorenen Bataille sagt. Es ist das größte Kunststück, den wieder anzufachen.“

In den Namen des Reisters hineingeschrieben ist die sprachreinigende Bemerkung:

„Man sollte statt Tornister Brotsack sagen.“

Ein Lieblingsgedante von Lenz, über den er deutsche und französische Essays geschrieben, war bekanntlich die Schaffung einer Armee, in welcher unbewehrte Soldaten nur ausnahmsweise gebildet werden sollten. Die Regimenter sollten im Frieden aderbauende Militärkolonien sein. Zur Zeit, da dieses Blatt beschrieben wurde, arbeitete er wohl noch an jener Skizze, von der er im Februar 1776 an Herder geschrieben hatte:

„Ich habe eine Skizze über die Soldatenehen unter Händen, die ich gern einem Fürsten vorlesen möchte.“ Vieles in den vorliegenden Notizen bezieht sich darauf, z. B.:

„Wenn man einmal in eine strafbare Unordnung der Begierden gefallen ist, so sind oft moralische Grundzüge von Vernunft und Selbsterhaltung hergenommen, nicht hinreichend genug. Einen von einer gänzlichen Unmäßigkeit und Jerrüttung seiner selbst — Wiederholung der verbotenen Vergnügungen, bis die Natur erschöpft ist — zurückzubalten.“

„Was soll nun beim Soldaten erfolgen, der weder moralische Grundzüge, noch künftige Hoffnung des Lebens und des Glückes hat, um sie diesen Begierden entgegenzuhalten und auf die Wagschale zu legen?! — den das Glend seines Lebens fast unwiderstehlich zwingt, in etwas Verbotenen die Glückseligkeit zu suchen, die er sonst zu finden verzweifeln muß?!

„Kommt nun zu dieser Begierde noch Järtlichkeit dazu, leidenschaftliche Liebe, so ist der Soldat ganz hin. Mit der Frau bleibt die Flamme mild und gut, aber mit der Liebsten wird sie aufschweifend.“

„Giebt das nicht eine Armee erköpfter Kadaver, die weder Waffen führen noch streiten, noch edel sterben können?!

„Und was hilft eine Armee, in der der Quell des Lebens verdrocknet ist?! Man wäge die moralische Auftheilung und Harmonie unserer Kräfte!“

Auch gewissermaßen vom Standpunkt der praktischen Strategie — was so diesem phantastischen Kopf praktisch erschien — sucht Lenz die Nützlichkeit der Soldatenehen zu erweisen. Da heißt es z. B. unter anderem auch:

„Man denke int auf die Beschwerlichkeit der Märsche, wo ein Soldat schwerer bepackt, als ein Müllerseel, hernach müd und matt zur Schlacht gehen soll. Sein Weib ginge vielleicht, als Amazone eingeleidet, neben ihn, hülfle ihm tragen, für die Reinlichkeit seiner Wäsche sorgen.“

Die Amazone, die gleichzeitig für die Reinlichkeit der Wäsche sorgt, ist ein echt Lenzischer Einfall. Daß

sein Projekt eine seltsame Mischung aus Reminiscenzen an altrömische und altgermanische Heerwesen, den philantropischen Ideen seiner Zeit und ganz individueller Nigarrerieen ist, war wohl schon aus dem bisher Mitgetheilten ersichtlich. Noch klarer wird es aus den folgenden Sätzen:

„[Zu beweisen], daß die unverheiratheten Soldaten die einzige verderbliche Compagnie sind. Sie corumpiren die Mädchen und verderben die Familien — sie verhindern die Heurathen und sind ein Gift für die Population. Ohne Sitten keine Heurathen, wenigstens keine gelunden Kinder . . .

„Warum können nicht bei den Märschen die Soldaten-Weiber so gut fortagiren und die Marktender machen, als die Marktender selber?

„Wir sehen offenbar, daß bei uns das Genie des commandirenden Generals Alles macht. Hört das auf und das Angenehme, daß Bewegungen, die er projectirt hat, einschlagen, — so ist aller Ruch(?) weg und die Soldaten in ihrer ganzen Echtheit [enthüllt]. Ob [aber] die Leute wohl im Stand sind, zu stehen, wenn sie ihre Weiber hinter sich haben? Ob sie es nicht für die Weiber machen werden? Sie werden sechten, sie wieder zu erhalten . . . Wenn sie die Weiber, ihr ganzes Glück hinter sich wissen, wer würde nicht Stand halten?“

Einer der Gründe, die Lenz nach Weimar zogen, war es auch, den Herzog für die Projekte einer verheiratheten Armee zu gewinnen. Aber daneben steht auch die Notiz auf dem Blatt:

„Brief an A. [Name unleserlich] daß Frankreich besonders nöthig hat auf seine Vertheidigung zu raffiniren, da es solche Nachbarn wie Oesterreich und Preußen in der Folge das ganze deutsche Reich hat. . .“

Dem phantastischen Kosmopoliten war es natürlich ganz gleich, wer seine philantropischen Projekte durchführte — am liebsten alle Staaten zugleich!

Das Alles mag für die Anschauungen unserer nüchternen Zeit sehr seltsam, ja lächerlich erscheinen, aber es will eben mit einem andern Maßstab, dem seiner Zeit gemessen sein. Das hat auch Goethe nicht ganz beachtet, als er im vierzehnten Buch von „Dichtung und Wahrheit“ über Lenzens Aufenthalt in Straburg u. A. schrieb: „Ubrigens lebte er, wie seine Höglinge, meistens mit Offizieren der Garnison, wobei ihm die wunderlamen Anschauungen, die er später im Lustspiel „Die Soldaten“ aufstellte, mögen geworden sein. In dessen hatte diese frühe Bekanntschaft mit dem Militair die eigene Folge für ihn, daß er sich für einen großen Steuere des Waffenwehens hielt; auch hatte er wirklich dieses Fach nach und nach so im Detail studirt, daß er einige Jahre später ein großes Memoire an den französischen Kriegsminister aufsetzte, wozon er sich den besten Erfolg versprach. Die Gebrechen jenes Zustandes waren ziemlich gut gekannt, die Heilmittel dagegen lächerlich und unausführbar. Er aber hielt sich überzeugt, daß er dadurch die Hofe großen Einfluß gewinnen könnte, und wußte es den Freunden schlechten Tauf,

die ihn theils durch Gründe, theils durch thätigen Widerstand abhielten, dieses phantastische Werk, das schon sauber abgeschrieben, mit einem Briefe begleitet, convertirt und förmlich abdrückt war, zurückzubalten und in der Folge zu verbrennen.“ Man wird Frohgeheim nicht Unrecht geben können, wenn er in seiner Schrift „Lenz und Goethe“ dagegen bemerkt: „Man hat, um Lenz lächerlich zu machen, auf seine reformatorischen Pläne zur Beglückung der Menschheit hingewiesen. An den Minister Maurepas arbeitet er eine Denkschrift aus, Frankreich durch ackerbautreibende Militärsolonien zu heben, die französische und später die weimarische Armee will er durch Soldatenehen umbilden und so eine Art von professionellem Volksther schaffen. . . Die Veranlassung zu solcher Schrift bot ihm die Sittenlosigkeit der französischen Soldateska in Straburg, für welche so manche Kindsmörderin auf dem Schaffot hat bluten müssen. Herder sollte auf Lenz Wunsch den letzten Akt von Lenzens „Soldaten“ in diesem Sinne umschreiben. . . Herder, der das Stück gerade von der politischen Seite empfand, von der es Lenz empfunden wünschte und die Ursache von Lenz' Hinräthigkeit in seiner geistigen Ueberanstrengung, als eine Folge seiner Reformbemühungen erkannte, schrieb an den berühmten Arzt Zimmermann wegen der „Soldaten“, die dieser zum Druck besorgen sollte: „Lassen Sie sich nicht gereuen, edler Mann, der Mühe für diesen goldenen Jungen, er hat große Gedanken, Zwecke, Talente, denen allen er unterliegt — mich freut, wenn ich an ihn denke!“ Wenn so ein Herder urtheilt, so kann man es Lenz nicht verüben, wenn er von der Ausführbarkeit seiner utopischen Pläne überzeugt war. Es war eine eigene Zeit, voll phantastischer Pläne, jene Sturm- und Drangperiode. Es gährte nicht allein in Spiegelbergs Hirn, sondern in den besten Köpfen. Die kommende große Revolution wirft ihre Schatten voraus. So trank Lenz an den Gebrechen seiner Zeit! von Schauspielerei kann bei ihm nur die Doreingenommenheit reden.“ —

Der sonstige Inhalt der mit vorliegenden Notizen, ist ein sehr bunter. Da findet sich: ein Verzeichniß der Bücher, die er aus der Weimarischen Bibliothek lieb (darunter Plutarch und Polybins), Citate aus französischen Schriftstellern, endlich die Mahnung an sich selbst: „Im Styl behändige Abwechslung! Aber kürzer! Zusammengezogenheit ohne Unbedeutlichkeit! Mehr Big!“

Es gehört keine sonderlich große Phantasie dazu, um sich, wenn man das Blatt betrachtet, deutlich vor Augen zu stellen, unter welchen Umständen es beschrieb worden. Da sitzt der sechsundzwanzigjährige Phantast, vom Hofe heimgekehrt, in seinem Stübchen beim „Erbrüngen“ und wirft die Gedanken hin, die den Herzog bestimmen sollen, das seltsame Projekt durchzuführen.

Der Traum war bald zu Ende. Ende Juni schied er aus Weimar und ehe das Jahr um war, mußte er, des Landes verwiesen, das Herzogtum verlassen. Das Martyrium, das nun für ihn begann, beendet erst sechzehn Jahre später der barmherzige Tod.



## Heimkunft.

Ein Roman von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Es klang etwas von Mißbilligung aus den Worten; Christian Hundertmark versetzte: „Wenn ich sie bezahlen kann, geht das Dich nun eigentlich weiter nichts an, als daß ich noch ein Glas für Dich aus dem Schrank hole.“ Und heraushörbar lag in seinem Ton einige Verhöhnung.

„Nein, es geht mich nichts an, wenn Du Deine Gesundheit ruinieren willst und die Leute Grund haben, Dich verbummelt zu heißen, aber es kann mir doch leid thun.“

„Wißt Du dazu aus dem Busch wieder gekommen, um mir Moral zu blasen? Das konnt' ich näher haben, und mich dünkt, Du hast nicht grade auf den Pastor studiert.“

Sie sahen sich in die Augen, und dann pläzte ihnen gleichzeitig ein Lachen vom Mund, und es war zum erstenmale, daß dies Jan Harring in Europa wieder geschah. Christian Hundertmark aber sagte danach: „Du, ich glaube, wir gehören beide zu den groben Leuten, es fehlte bloß noch, daß wir uns an die Ohren schlügen. Thu' ich Dir mit dem Ding da wirklich leid?“

„Sonst hät' ich's wohl nicht gesagt,“ antwortete Jan Harring trocken, aber aus seinen Augen kam etwas ungemein herzliches dabei.

„Dann kann man's ja wegstun.“ Hundertmark nahm kurz die Flasche, machte das Fenster auf und eine Bewegung, sie hinauszuerwerfen. Er besann sich indes: „Nein, das konnt' den Unrechten drunten totschlagen, und außerdem wär's Sünde drum. Die können wir besser noch zusammen austrinken; nachher bin ich ein Lump, wenn Du wieder eine bei mir auf der Stube findest.“

Er schenkte die beiden Gläser voll. „So, profit! Nun kommt Dein Register. Wißt Du die Person wegen ihrer Thaler im Strumpf

wirklich heiraten? Wenn wir uns Grobheiten machen, da ist meine Verlossenheit noch nobler.“

„Welche Person —?“ wiederholte Jan Harring, über und über rot werdend.

„Na, Du bist doch wieder hier, um zu versuchen, ob Du jetzt vielleicht mehr Glück bei ihr hast.“

„Jetzt mehr Glück? Bei wem?“

„Bei Deiner alten — ich hätt' beinahe gesagt, Schachtel — Witwe, mein' ich. Nein, das ist sie ja eigentlich auch nicht, Gottlieb Uhlmann haust ja noch nicht bei den Seligen.“

„Die sollst ich heiraten wollen?“

Es flog Jan Harring heraus, daß man deutlich hörte, er zweifle etwas an der Vernunft-richtigkeit Christian Hundertmarks. Dieser entgegenete freudig überrascht: „Nicht? Na, dann gratulier' ich Dir; da hätt' ich mich nicht zu erbohen gebraucht, und das mit dem „nobler“ stimmt nicht. Weißt Du, das wär' in meinen Augen gerade so gewesen, als wenn ich mit dem Ding da mein Wort nicht hielt.“ Und aus einem Blick stimmerte fast etwas wie Zärtlichkeit in Jan Harrings Gesicht.

„Danke Dir,“ antwortete dieser. „So lumpy, meinst Du. Geglaut hatt'st Du's also von mir?“

„Ja das ist nett, nicht wahr? Wie sagtest Du vorhin? Es that mir eben leid um Dich. Na, profit!“

Sie lachten sich beide wieder zugleich vergnügt an. Danach sagte Jan Harring: „Es ist lange her, daß ich das nicht mehr gethan, ich dachte, es ginge nicht mehr. Dafür bin ich Dir wirklich dankbar, Christian.“

Er griff nach beiden Händen desselben, die letzten Worte waren ihm mit einem bewegten Stimmenklang aus der Brust gekommen. Hundert-

markt stieß heraus: „Du, Jan, ich bin heut' Morgen ein dunner Prok, davon red' ich so aufgeschwollen, und das Ding da rührte auch davon her. Da in dem Kasten steckt's drin, bei'm Bohrwurm.“

Er deutete nach dem alten Stehpult. „Was steckt drin?“ fragte Harring, ohne in die Richtung zu sehen.

Hundertmark stand auf, holte den Papierumschlag, den er vorhin einmal besungen hatte, aus der Lade, zog Stück um Stück, zusammengegeschichtete Mätter heraus, die er auf den Tisch legte und sagte dazu: „Ein hundert Thaler — zwei hundert Thaler — drei hundert Thaler — so geht's weiter, bis zu fünftausend hin, wenn Du so weit zählen kannst. Da machst Du ein dummes Gesicht, wie? Den Vergleich hastest Du nicht erwartet.“

Ein Compliment war's nicht für Jan Harring, denn er machte kein anderes Gesicht, als sonst. Seine Finger beschäftigten sich nur mit einem seiner Rockknöpfe, den er, wie es schien, gedankenlos aufgemacht hatte, und wieder zuknöpfte. So versetzte er: „Sind das Deine Ersparnisse?“

„Hu-it!“ machten die Lippen Christian Hundertmarks, wie wenn der Wind durch eine offengebliebene Thür pfeift. „Da hät's so eine kleine Million mehr Schalltage und weniger zu trinken auf der Welt geben müssen. Nein, weißt Du, das ist eine alte Schuld — alte Schulden hab' ich bisher wohl gekannt, der Singular kommt mir zum erstenmal im Leben vor. Aber in einem Briefe, der dabei lag, steht's: Eine alte Schuld von Einem, dem's mein Vater vor Olim's Zeit einmal geborgt hat. Nachzufragen brauch't ich nicht, er schämte sich, daß er nicht eher daran gedacht hätte. Na, ich auch nicht; da war einer wie der andere.“

Jan Harring machte komischer Weise den glücklich zugebrachten Knopf wieder auf. „Darum traf ich Dich also wohl bei dem Willkommensglas?“

Hundertmark rieb sich die Nase. „Nein, weißt Du, eigentlich war's eine Abschiedsflasche. Zu so einer alten Schuld paßt ein altes Leben nicht mehr recht; noblesse oblige, und mir hat über Nacht geträumt, daß ich ein neues angezogen hätte. Als ich heut' Morgen aufwachte, fragte ich mich bloß, für wen? Denn für mich allein vor'm Spiegel damit zu reuomnieren, hätt's nicht viel Sinn. So wär' vielleicht doch nichts

draus geworden, wenn Du nicht grad' gekommen wärst und gesagt hätt'st, Dir wär's leid um das Ding. Vor dem, was weitgereiste Leute meinen, hab' ich immer Respekt gehabt; wer seine Lebensreise bloß in der eigenen Gesellschaft wie auf einem Schaukelpferd zwischen den Dachziegeln macht, der kommt nicht auf die klugen Gedanken. Aber wenn's noch einen Andern auf der Welt nicht gleichgültig ist, mit dem man dazu als Schultrangen schon in denselben Apfel der Erkenntnis gebissen, da läßt sich nicht wahrheitsgemäß mehr singen: „Einsam bin ich, nicht alleine, sit' ich nur bei meinem Weine“, denn man ist dann zu zweit, und die Einsamkeit fliegt als Rauch aus dem Schornstein. Mit der alten Schuld sind wir sogar zu dritt — na, da wollen wir die Abschiedsflasche leer trinken, den! ich. Profit! Ich danke Dir, Jan!“

Es war nicht leicht auf Erden etwas spaßlustiger gesprochen und ernsthafter gemeint worden, indes Jan Harring schien das letztere doch nicht ganz aufgesaßt zu haben, denn er antwortete: „Wofür wolltest Du mir denn danken?“

„Für Deine Freundschaft, durch die ich zu dem neuen Leben komme. Der Kram da hätt's allein nicht fertig gebracht.“

Zwei alte und neue Freunde waren's, die sich herzlich und herzlich die Hand schüttelten. Harring sagte dazu: „Ja, das freut mich. Nein einsam sein ist für den Menschen nicht gut, das hab' ich mir auch gedacht.“

„Dann ist es ja für Dich auch gut jetzt.“

„Nein, gut ist es noch nicht.“ Jan Harring nippte einmal an seinem Glas und fuhr unvermittelt fort: „Glaubst Du, daß ein junges Mädchen, so nun zwanzig Jahre jünger als ich, mich noch nimmt?“

Christian Hundertmark's Gesicht fuhr überrascht, verblüfft in die Höhe. „Also doch auf dem Freierruf? Immer noch den Raucherlingel? Dehinc ista toga nova coerulea! Sagum sollt's wohl heißen, ein Kriegskleid. Na, das geht mich nun wirklich nichts an. Ein junges Mädchen? Ist sie reich?“

„Möglich; ich weiß nicht. Das hat ja nichts damit zu thun.“

„Du, wir sind nicht im Busch bei den Madefellows und handeln eine schwarze Venus für Glasperlen ein. Ist sie wenigstens häßlich?“

Jan Harring flog's mit einem seiner sonstigen Sprachweise freunden Überschwang vom Mund: „Die

Welt hat noch keine schönere Blume hervorgebracht!“

Nun schüttelte Hundertmark den Kopf.

„Die Blume, Jan, wird nur sehr kurz blühen und danach vermutlich in eine höchst garkige Samenkapselfchießen. Ich kenne die Sorte, und Du, dächst' ich, auch; die Dornen lauern did drunter. Man kann sich mit den Augen dran freuen, so lange sie hübsch auf dem Stengel sitzt, auch dran riechen zur Not, aber die Finger zum Abpflücken soll man davon lassen, sonst sticht man sich.“

Statt alles Andern antwortete Jan Harring kurzweg:

„Das ist mein neues Leben.“

„So. Ja, dann geht's ja nicht anders.“

Christian Hundertmark verfehlte dies gleichfalls ohne weitere Bemerkung, sondern fügte nur ebenso kurz nach:

„Wie viel brauchst Du davon?“

„Wovon?“

Der Befragte deutete auf den Tisch:

„Dem Papier da. Nimm mit, was Du nötig hast, oder am besten, wir können's ja in der Mitte durchteilen.“

Harring sah dem Sprecher ins Gesicht.

„Der alte Schuldner hätte wohl klüger gethan, sich nicht um Dich zu kümmern, Christian; treff' ich ihn einmal irgendwo, werd' ich ihn sagen, daß solchem leichtfertigen Patrou nicht zu helfen ist. Im Augenblick danke ich Dir übrigens, für's Nächste reichst's noch bei mir; sobald ich davon brauche, hol' ich's. Jetzt hab' ich nicht länger Zeit, aber wenn's Dir recht ist, könnten wir wohl des Abends ein Glas Bier zusammen trinken. Das verträgt sich auch mit dem neuen Leben.“

Er schüttelte zum Abschied dem Freunde die Hand, der, sich in die Brust werfend, erwiderte:

„Ich will Dir die Ehre antun und, wenn Du's wünschst, auch die, mich doch öffentlich mit Dir auf der Straße zu zeigen. Vorher muß ich nur auf die Zeitung bringen. Vorher muß ich hofft eine große Erbschaft gemacht habe. Du sollst mal sehn, wie mein Freund dadurch in der allgemeinen Achtung steigt, wenn ich ihn würdig halte, Arm in Arm mit ihm zu gehen. Thät's not, kannst Du mich dann nun auch als Brautwerber abschieden.“

„Ich danke Dir; Du hast schon so viel für

meine Ruf-Wiederherstellung gethan, Christian, daß ich nichts mehr nötig habe.“

„Für Deinen schlechten Ruf, meinst Du. Hat Dich jemand mit mir gesehen?“

„Nein, daß Du Leuten in der Stadt über die Verleumdungsgeheißel, die sie mir angehängt haben, Aufklärung gegeben hast.“

„Ich?“ antwortete Hundertmark verwundert.

„Keine Silbe. Ich habe mit keinem Menschen von Dir gesprochen. Das wäre bei den Leuten ein bössartiger Freundschaftsdienst.“

„Du nicht? Warum sind sie denn Alle anders gegen mich geworden?“

Jan Harring sah den Befragten höchst erstaunt an und rieb sich einmal eine seiner Augenbrauen, eh' er langsamer hinzusetzte:

„Glaubst Du wirklich, wenn Du eine große Erbschaft machtest, daß die Menschen dann anders von Dir reden würden?“

„Hat Dir die Augenbraue gekuckt?“ lachte Christian Hundertmark; „was man dabei denkt, heißt's, verhält sich so. Du bist wohl im Busch ein bisschen reichlich mit dem lieben Vieh ungegangen und hast Dein Menschentum etwas an den Nagel gehängt. Nein, alter Bumerang, so jämmerlich sind die Leute nicht, daß sie bloß anders reden sollten, sie denken auch anders. Es giebt doch gottlob noch ein Ding in der Welt, vor dem alle, auch die miserabelsten Kerle, gleichen Respekt haben, und wer dies Heiligtum da so in der Brusttasche mit sich herumträgt, dem klopf nicht bloß sein Herz davon, sondern alle klopfen mit, wo er eine Thür aufklinkt. Schade, daß Du nicht die Probe machen kannst, aber dazu muß man Verdienst in der Welt haben. Ich hab's seit gestern, mein Lieber, und ich will für Dich mit mein Licht nicht unter'n Scheffel stellen. Morgen lauf' ich mir auch einen neuen Rock, gehe zum Gericht und sage, sie könnten sich jetzt ihre Kränzfäße selber abschreiben, ich hätt's nicht mehr nötig, und ob sie eine Flasche Sekt mit mir — ja so, das ist ja nicht mehr — ich meine, ein Hundert Aulstern mit mir essen wollen. Wer die Unselbbarkeit so im Sack hat, der ist pontifex maximus; wenn er den Mund aufmacht, kommt urbi et orbi ein Orakel heraus, sagt er Grobheiten, kriegt er Komplimente, läuft er mit dem Hemd aus der Hose, ist er genial, und alle kommen, essen seine Aulstern und rutschen auf den Knien, denn jeder denkt, es könnt' doch etwas von dem Segen auf

ihn tränkeln. Na, ich komme einstweil heut' Abend zu dem Glas Bier — es wird Einem etwas flau von dem Wort auf der Zunge, aber in Deiner Gesellschaft wirb's schon schmecken. Profit ohne Anstoß, alter Buschmann!"

Nun ging Jan Harring auf der Straße, wo ihm die Leute zahlreich aus der Kirche entgegenkamen, die Damen in schwarzseidenen Kleidern mit golbschnittgeränderten Gesangbüchern, die Herren daneben in schwarzem Gesellschaftsanzug mit schwarzen Cylindern und schwarzen Handschuhen. Es war so schwarz in der Straße, daß Harring einmal beim Ansehen einen Augenblick von der Vision befallen wurde, einen Haufen Madfellows vor sich zu haben, doch er hob das Gesicht danach nicht wieder, sondern wanderte, ohne die achtungsvollen Grüße vieler ihm Begegnenden zu bemerken, leicht vorgebüdelt seiner Wohnung zu.

Offenbar ging ihm etwas im Kopf herum; er hatte seine mitgebrachte Gewohnheit, diesen manchmal mit einem plötzlichen Ruck nach hinten zu werfen, in der letzten Woche abgelegt gehabt, doch gegenwärtig überkam sie ihn mit einem Ruckfall, und er schien, ein paarmal die Bewegung wiederholend, etwas damit von sich abzuschleudern. Wenn er vorüber war, bildete er vielfach den Gegenstand eines Gesprächsanstanzes, besonders der Damen:

„Herr Harring scheint leider ein wenig kurzichtig zu sein.“

„O nein, er ist nur zu tief mit seinen Problemen beschäftigt; wenn diese ihn nicht in Anspruch nehmen, erkennt und begrüßt er mich stets als das Liebenswürdigste.“

„War er mit in der Kirche?“

„Ich habe mich nicht nach ihm umgesehen, meine Liebe; während des Gottesdienstes pflege ich meine Augen nicht von dem Prediger abzulenken. Aber andererseits setze ich bei einem Herrn von solcher Geistes- und Gemütsbildung keinen Zweifel darin.“

„Vermutlich befindet er sich auf dem Wege zu Mattenlodts, er soll dort täglich verkehren.“

„Das ließ sich nach der Zuverlässigkeit, mit der man ihm am neulichen Abend dort begegnete, wohl erwarten; das Haus ist ebenso fesselnd, wie die Damen darin anziehend.“

„Gäuden Sie den Altersunterschied nicht doch etwas groß?“

„Welchen meinen Sie? Ach so — das war

mir nicht in den Sinn gekommen. Spricht man davon? Ich lebe sehr für mich abgeschlossen und nehme nicht an solcher Einmischung in die Angelegenheiten Anderer teil. Aber wenn Sie mich fragen — ich glaube, daß Fräulein Clotilde durchaus das Richtige zu thun weiß und, wenn sie sich nur über das Hauptsächliche vergewissert fühlt, ihre Jugend nicht so hoch in Rechnung zieht, um den Nebenunstand der Altersdifferenz ins Gewicht fallen zu lassen. Sie wird sich sicher der vortrefflichen Erziehung, die sie von ihren Eltern genossen, nicht unwürdig erweisen.“

Jan Harring begab sich nicht ins Haus zu seinen Zimmern hinaus, sondern nur in den Garten deselben. Die Syringen waren jetzt abgewelkt, aber die Rosen standen in Blüte, und er that wieder, was er seit mehreren Tagen alltätig um diese Zeit gethan hatte. Hinten in einem Abfallwinkel des Gartens sah aus dem Buschwerk ein Strauch mit Centifolien hervor, ein altes Überbleibsel, das wahrscheinlich einmal bei einer Säuberung der Beete ausgerissen, dorthin geworfen worden und von selbst wieder Wurzel geschlagen hatte. Davon pflückte er eine der Rosen und sah ein Weilchen betrachtend darauf nieder. Dann roch er dran, machte seinen Kopfrud und sagte vor sich hin:

„Nun, das ist noch eine echte; darum lohnt sich's, wieder hier zu sein. Was so schön ist, muß wurzelecht sein, darauf verleiht er sich nicht. Bei den neumodischen hat er recht, die sind alle aufgepfropft, aber hier spürt man, daß es richtige Art ist.“

Er machte die Augen zu, zog so noch einmal den Geruch der Rose ein und verließ dann, ohne seine Wohnung zu betreten, den Garten wieder.

Auf der Straße kreuzte er den Baron von Hagen, welcher eben Herrn und Frau Mattenlodt einen Besuch abstatten gewollt, doch von einem Bediensteten erfahren hatte, es befinde sich niemand von den Herrschaften zu Hause. So begünstigte offenbar der glückliche Zufall Jan Harring, denn sie waren in der kurzen Zwischenzeit wieder heimgekehrt; das öf-fenbende Dienstmädchen erwiderte auf seine Frage außerordentlich ehrerbietig, die Herrschaft werde sehr erfreut sein, und führte ihn ohne Anmeldung sofort in den Gartensaal. Gleich darauf erschien auch Frau Belleba in einem höchst geschmackvollen, ihren Lebensjahren angepaßten

Hauskleide, reichte ihm die Hand entgegen und sagte:

„Sie finden mich noch im Negligée, lieber Freund, aber eine Hausfrau verspätet sich so leicht einmal bei ihrer Beschäftigung, und ich wollte Sie doch nicht auf meine Begrüßung warten lassen. Ich fürchtete schon, daß Sie um des Sonntags willen von Ihrer lieben Gewöhnung abgelaßen haben könnten, mein Mann und wir alle würden recht unglücklich darüber gewesen sein; grade am Sonntag, finde ich, fühlt man ein besonderes Bedürfnis, mit denen, die Einem gemächlich nahe steht, zusammen zu sein. Wenn Sie mich jetzt ein paar Augenblicke entschuldigen und vielleicht so lange zu meiner alten stimmen und doch so berebten steinernen Freundin in den Garten hinunter gehen wollen, damit ich mich etwas festtäglicher kleide — ich komme gleich zurück.“

Jan Harring begab sich über die Veranda abwärts, der Garten war völlig leer und still, nur Vogelgezwitscher scholl aus dem Baumzweig und ungefähr nach einer Minute, wie es schien, der klopfende Ton eines Spechtes. Doch das war's nicht, er hörte mit halbem Ohr darauf hin, das Haden eines Spechtes klang dumpfer. Ein leichtes Hämmern war es, das aus einem zwischen dem Bosket hervorkehenden Borkenhäuschen kommen mußte, und unwillkürlich ging er auf dieses zu. Er dachte nichts dabei, aber es trieb ihn, als ob er ein Eisenhäuschen sei, das von der Kraft eines unsichtbaren Magnets gezogen werde.

Und da kam ihm selbst dies Gleichnis, mit einem Gefühl, das ihn köstlich überließ. Das Gartenhäuschen öffnete sich nach der Seite und darin stand, ihm den Rücken wendend, Fräulein Clotilde auf einem Stuhl und bemühte sich, an der Wand etwas zu befestigen. So von der Rückseite hatte er sie noch nie wahrgenommen, und da sie nichts von seiner Anwesenheit merkte, konnte er sie ein Weilchen genau betrachten.

Sie trug auch noch ein nicht für Besuchempfang bestimmtes häusliches Morgenkleid, doch nichts vermochte ihr herrlicher zu stehen. Der weiße Stoff fiel in wundervollen, an klassische Naturgemäuder erinnernden Falten an ihrer hohen, schlanken Gestalt nieder; schöner und günstiger konnte diese, der weiße Nacken, das glanzlichte Haar, unbeeinträchtigt von der Augenanziehungsmacht des Gesichtes, nicht zum Aus-

druck gelangen. In der hoch aufgehobenen rechten Hand, an deren Gelenk in Folge dessen der weite Ärmel herabfiel und den rosigen Unterarm bis zum Ellenbogen entblößt ließ, hielt sie einen kleinen Hammer und war emsig beschäftigt mit diesem einen Nagel einzuschlagen. Das hatte in der Entfernung einen ähnlichen Ton, wie das Geklopfe eines Spechtes erzeugt.

Aber lange konnte der Zuschauer sich dem begaubernden Anblick nicht hingeben, denn plötzlich einmal wendete Clotilde sich um, stieß einen leichten Ruf erschreckender Überraschung von den Lippen und verließ im nächsten Augenblick ihren erhöhten Standpunkt; doch gleich ihre Bewegung nicht einem Herabspringen, sondern einem Niederschweben auf den Boden. Dagegen sagte sie ein wenig verwirrt:

„Sie —? Ich dachte, daß niemand im Garten sei — aber ich mußte mich plötzlich umbdrehen — kennen Sie das Gefühl, das man haben kann, als müßte jemand hinter Einem stehen? Es heißt, daß man dann grade an den Betroffenen, ohne selbst davon zu wissen, gedacht habe.“

Etwas stöckend brachte Jan Harring hervor:

„Ja, ich kam — haben Sie das denn gethan, Fräulein Clotilde?“

Ihr Gesicht überfloß sich mit einer Röte, sie antwortete nicht auf die Frage, sondern entgegnete rasch:

„Und wieder eine so herrliche Rose! Verzeihen Sie meine Unbedachtsamkeit, ich spreche, als ob sie für mich bestimmt sei.“

„Ja, wenn Sie — wenn Sie Freude daran haben.“

Die Art, wie er ihr die Rose hinreichte und wie sie dieselbe, trotz dem ihr eben aufgetauchten Zweifel mit einem leicht um die Lippen spielenden Lächeln sogleich nahm und ihren Duft einzog, ließ wahrnehmen, daß sie an diese Gabe schon gewöhnt sei und den Nachsatz nur aus mädchenhafter Bescheidenheit hinzugefügt habe; außerdem trug sie, offenbar von gestern, noch eine halbverwelkte Centifolie an ihrer Brust befestigt.

In der Ferne hörte man mehrfach die Haushürglocke gehen und nach kurzer Zwischenzeit wieder anschlagen; vermutlich stellte sich Sonntagsvormittags-Besuch ein und entfernte sich gleich wieder, da Frau Belleba noch mit ihrer Toilette beschäftigt war; in dem Garten wenigstens ward niemand geführt.

Fräulein Clotilde hatte jetzt mit mechanischer



Handbreitung anmutig die frischblühende Rose an die Stelle der welken gestekt, noch noch einmal an der letzteren und sagte:

„Die arme — nun ist sie abgestekt — wie kurz hat ihr Leben gebaut!“

„O die ist viel glücklicher — die hätte ich viel lieber, als die andre“, stotterte Jan Harring.

„Das wäre ein schlechter Tausch, und warum sollte sie glücklich sein? Sie haben immer so sonderbare Einfälle, über die man sich unsonst den Kopf zerbrechen kann. Aber wenn Sie wirklich das arme Ding lieber haben —?“

Fräulein Clotilde hielt ihn mit einer entzündenden Miene völliger Verstandlosigkeit die von ihrer Brust abgeloßte welle Rose als Rückgabe hin, die er sprachlos nahm, doch fast erschreckt zurückfahrend, wie er mit dem Stengel auch zwei ihrer Finger erfaßte. Nun sagte sie:

„Ich begreife noch nicht, wie Sie darauf gekommen sind, mich hier — ich meine, zu vermuten, daß jemand in diesem Häuschen sei.“

„Ich hörte etwas drin hämmern.“

„Ach so — wie einfältig man doch sein kann, gar nicht zu denken, daß andere Menschen auch Ohren haben. Glücklicher Weise waren Sie es; es giebt Leute, von denen es mir sehr unlieb gewesen wäre, um diese Zeit am Sonntagmorgen noch so garnicht präsentable angetroffen zu werden; Sie glauben nicht, wie leicht man dann nachlässig, unordentlich und Gott weiß, was sonst noch, genannt wird. Aber Sie konnten doch von drüben her nicht durch die Vorkenwand hereinschauen?“

„Nein, ich hoffte nur — das heißt, ich dachte —“

„Mein Vater sei es, der hier etwas ausbessere.“

„Nein, ich wußte, Sie wären es —“

Clotilde lachte mit einem glockenhellen Ton fröhlich auf.

„Wie ist das denn möglich? Sie haben freilich so besondere Augen, wie ich sonst keine bei einem Menschen kenne, aber daß Sie damit wirklich durch eine Holzwand sehen könnten, hätte ich doch nicht geglaubt.“

Offenbar begriff sie dies ebensowenig, wie seine Vorliebe für verwelkte Rosen, doch nun errotete sie wieder, denn er antwortete:

„Sie sagten vorhin, man könne manchmal ein Gefäß haben, das jemand hinter Einem stehe, an den man grade — so fühlte ich es bei dem Klopfen — dem Klopfen hier in dem Häuschen — auch, daß Sie darin sein müßten.“

Sie hatte die Augen niedergeschlagen, hob

sichtlich befangen die Lider schnell blinzeln, kurz und nur halb auf und wich rasch mit dem Blick zur Seite wieder aus.

„Ach ja, ich hatte mir den Hammer geholt und wollte da droben einen Nagel einlopfen, die Latte ist losgegangen, ich fürchtete schon immer, sie könnte mir einmal auf den Kopf fallen. Aber ich bin so klein und es ist zu hoch, der Stuhl wackelte auch etwas, so daß ich nicht sicher stand und nichts Rechtes ausgerichtet habe.“

Clotilde brachte dies ziemlich hastig vor, und selbst ein Prünaner hätte merken müssen, sie habe nach etwas gesucht, um eine mädchenhafte Verwirrung, in die sie durch die letzte Äußerung Jan Harrings versetzt worden, zu bemeistern und das Gespräch in eine andere Richtung zu lenken. Er hob ebenfalls den Kopf, sah, wohin ihre schöne, schmale Hand deutete, und antwortete mit einer wie von jurückgebrängter glücklicher Erregung leicht zitternden Stimme:

„Ja, da hängt ein Stück los — klein sind Sie aber gewiß nicht, wer das sagen wollte, müßte keine richtigen Augen im Kopf tragen, ich habe noch nie eine so schöne große Gestalt, die dabei so schlau und zart ist, von einem Mädchen gesehen. Das könnte wirklich ein Unglück geben und einmal auf Sie herunterfallen — es wäre für jede zu hoch, nicht weil Sie zu klein sind — dazu gehört schon meine Länge, um es fest zu machen.“

Er griff nach dem Hammer, doch Clotilde stieß jetzt erschreckt aus:

„Nein, Sie dürfen nicht — dabei würde ich schredliche Angst ausstehen! Der Stuhl ist zu schwach und könnte mit Ihnen zusammenbrechen. Da könnte ein wirkliches entsetzliches Unglück geschehen, an dem ich die Schuld trüge! Nein, ich leide es nicht, daß Sie hinaufsteigen — mich trägt er, weiß ich —“

In ihrer Besorgnis drängte sie Harring mit einer sanften Entschiedenheit ein wenig zur Seite und schwang sich grazios selbst auf den gefährlichen Stuhl, um ihn sicher daran zu verhindern. Nun lachte sie wie ein übermütiges Kind, das einer Furcht lebig geworden:

„Jetzt bitte, geben Sie mir nur den Hammer, Sie können doch nichts mit ihm anfangen, aber ich will's noch einmal versuchen; Sie sagen ja, daß sie mich nicht zu klein finden. Wenn das Ding nur nicht so wackelte — ah —“

Sie hatte einen Fuß wohl zu weit auf den Rand

gesetzt, denn der Stuhl wäre in der That mit ihr umgeschlagen, wenn nicht Jan Harring mit instinktiver Vorbewegung rasch den Arm um sie geschlungen und sie gehalten hätte. Sie wandte von oben herab ihm einen halb dankbaren, halb schelmischen Blick zu:

„Da war ich unvorsichtig und hätte fast drunten gelegen; es ist doch gut, einen so starken Schutz bei sich zu haben.“

Er hatte seine Hilfe unbedacht mechanisch geleistet und zog nun hastig, wie erschreckt, den Arm wieder von ihr zurück, indem er zugleich bat:

„Kommen Sie herunter, Fräulein Clotilde —“

„Nein — jetzt bin ich vorsichtiger — es geht ganz gut, sehe ich, wenn ich mich ein klein wenig auf Sie stützen darf —“

Augenscheinlich riß ein jugendlicher Eifer, ihr Ziel doch noch zu erreichen, sie fort, und während sie mit dem gehobenen Hammer in der rechten Hand nach dem Nagel zielte, suchte sie mit der linken einen Haltpunkt auf der Schulter Jan Harrings. Er hatte etwas erwidern gewollt, aber keinen Ton hervorgebracht; so stand er unbeweglich gleich einem Baumstamm, nur die häm-

ternde Bewegung Clotildens pflanzte sich durch ihren Körper leis schütternd in den feinigsten Fort und verrückte ihre aufgestülpte Hand ein wenig, so daß diese ein paar mal schwankend leicht seinen Hals wie ein warmer Anhauch berührte.

Er hielt, wie's manchmal in seiner Gewohnheit lag, kurz die Augen fest geschlossen, öffnete sie plötzlich und umfing die wundervolle Gestalt, den weißleuchtenden Arm, die Nase an der Brust des klopfenden Mädchens mit einem großen, traumhaften Blick, dann machte er die Lider wieder zu. Frau Velleba konnte durch ihr Umkleiden nicht mehr in Anspruch genommen sein, aber es mußten sich grade, als sie fertig geworden, Besucher eingestellt haben, denen ihre unzerbrüchliche Wahrheitsliebe nicht sagen lassen konnte, daß sie zum Empfang unfähig sei. Denn sie war offenbar außer Stande, ihrer Zusage, gleich in den Garten nachzukommen, Folge zu leisten, und blieb gänzlich ans, so daß Jan Harring sie an diesem Vormittag überhaupt nicht wieder sah. Und sie im Hause aufzusuchen, als er fortging, daran dachte er nicht.

(Fortsetzung folgt.)

## Sarah im Bade.

Schau, wie Sarah ohne Sorgen  
Wohlgeborgen  
In der Hängematte ruht,  
über dem Bassin, worinnen  
Wellen rinnen  
Aus Klyssos klarer Flut.  
Sieh die leichte Gondel schwanken  
In dem blanken  
Spiegel! Sieh die Träumerin  
Ihren weißen Hals im Weigen  
Niederbiegen,  
Um ihr Bild zu schauen drin!  
Wenn das leichte Schiff im Schweben  
Leise eben  
Streift die Oberfläche nur,  
Sieht im Wasser man erschein  
Ihres kleinen  
Aufes, ihres Halses Spur.  
Scheu berührt sie die Wellen  
Mit dem schnellen  
Fuß, der alabasterweiß,  
Lacht bei diesem munteren Spiele  
Ob der Kühle,  
Und der Spiegel jiltet leis'.  
Bleib' verborgen hier zurück!  
Deinem Blicke  
Ein entzückend Bild sich zeigt.

Wenn sie nacht und arglos grade  
Aus dem Bade  
Mit gekreuzten Armen steigt.  
Taucht sie aus den klaren Wellen,  
Gleich dem hellen  
Stern am Himmel sie. Sie späht  
Rings, ob keiner sie belauert,  
Seht und schauert,  
Ganz von Perlen übersät.  
Wie sie beim geringsten Laute  
In die trauete  
Laube scheu und furchtsam stiehet!  
Feder Mücke Summen schreckt sie,  
Purpur deckt sie  
Dem Granalbaum gleich, der blüht.  
Was sonst Kleid und Flor verdeckt  
Unbedeckt  
Wird es deinen Blicken kund,  
Und du siehst es in den feuchsten  
Augen leuchten  
Sternen gleich auf blauem Grund.  
Über ihre weißen Glieder  
Aiefels nicht  
Wie der Regen auf die Flur,  
Oder Perlen, die mit Blinken  
Niederinken  
Aus jertifirner Perlenfchnur.

Aber Sarah — müßig träumt sie,  
Lange säumt sie,  
Süßen Zeitvertreibes froh;  
Bei der Hängematte Schwanken  
In Gedanken  
Spricht sie zu sich selber so:

Hätt' der Sultan oder seiner  
Paschas Eimer  
Mich erwählt, so winkte nun  
Mir ein duftend Bad in seinen  
Marmorsteinen,  
Und ein Thron, um auszuruhn.

Seiden wäre meine glatte  
Hängematte;  
Träumend wiegte ich mich drin;  
Auf dem Divan könnt' ich liegen,  
Düfte stiegen  
Auf, berückend jeden Sinn.

Wo im schall'gen Park zum Baden  
Kochend laden  
Eines Bächleins Wellen frisch,  
Könn' ich's nach und ohne Sorgen,  
Ob verborgen  
Einer läge im Gebüsch.

Denn mit seinem Kopfe müßte  
Sein Gelüste  
Süßen der verwegne Thor.  
Der Heibuck händ' auf der Wache,  
Blutge Raube  
Drohle mein Einnach, der Mohr.

Prächtig würd' ich auf den glatten  
Marmorplatten  
Meine seidne Schleppe ziehn,  
Und an weichen Tuchsandalen  
Würde strahlen  
Mancher funkelnde Rubin.

So von Macht und Reichthum sinnend,  
Märchen spinnend,  
Schaukelt sie sich immerzu,  
Lacht und träumt, und hat indessen  
Ganz vergessen,  
Wie die Zeit entleilt im Nu.

Unbemerkt die Tropfen fließen  
Von den Süßen  
Der bequemen Träumerin  
Auf ihr Hemdchen, das am Strauche  
Leicht im Hauche  
Aühler Luft schwannt her und hin.

Unterdes zur Arbeit wandern  
All die andern  
Mädchen; schnell in langer Reih'  
Sie sich an den Händen fassen,  
Ausgelassen  
Eilt die Schar an ihr vorbei.

Sarah hört beschämt es klingen,  
Wie sie singen  
Stets zu lust'gem Spott bereit:  
„Schau! die Träge, wie sie säumt  
Wie sie träumet,  
Fehl sogar, zur Erntezeit!“ —

Nach dem Französischen des Viktor Hugo von Johannes Schürmann.

## Die alte Uhr.

Schlafloser Nächte Stimme, Glockenton  
Der alten Uhr, von je dem Haus zu eigen,  
Seit meiner Kindheit fernsten Tagen schon  
Lauscht' ich dir oft in Dunkelheit und Schweigen,

Vorbei ist Glanz und Glut — ich liege still,  
Nicht mehr ring' ich um Mitternacht die Hände,  
Längst lern' ich fügen mich wie Golt es will,  
Viel ging vorüber — Alles geht zu Ende.

Und dennoch! hör' ich nächtlich diesen Schlag  
Seltsam hinjitternd heute, wie vor Zeiten.  
Erhebt sich Jahr um Jahr, und Tag um Tag,  
Wie blaßes Mondlicht seh ich Schemen gleiten.

O reiche Jugend, schöne Lebenspracht,  
Umstiehlt dich von Träumereien leise,  
O Miltaggauber, Sang und Klang, und Macht!  
In bannten Federn in die eignen Arefe!

Am Wege blühten Blumen ohne Zahl,  
Oft, alle Uhr, schlugst du der golditen Stunde.

Ward sie erkauf't zu theuer mit der Qual,  
Die jeder Funkelebecher birgt im Grunde?

Dann ward es stumm und feierlich. Es reih't,  
Sich Grab an Grab — in jedem mitbestattet  
Ein Teil des eignen Seins. Die Arbeitszeit  
Begann, die schwere, d'ran der Geist ermattet.

Da haben wir mißsammen oft gewacht,  
Gefährin! Mit veragenden Gedanken  
Besand der Wille siegreich manche Schlaht,  
Und frische Lebensproffen fühl' ich ranken.

Von neuem trug mich frei die Phantastie  
Empor, und wandelte das Lied in Lieder,  
Die ew'ge Liebeskraft verlieh mich nie,  
Der Kunst Gestirne blickten auf mich nieder!

Heut darf ich müde sein. Ich liege still,  
Noch einmal zog vorüber mir der Reigen.  
Nun, alte Uhr, Ade — wann Golt es will!  
Ich sehne mich zu ruhen und zu schweigen.

A. Godin.



Alle Rechte vorbehalten.

Als Manuskript gedruckt.

## Der Präsident.

Drama in fünf Akten von Karl Emil Franzos.

(Fortsetzung.)

### Zweiter Akt.

(Szene wie im ersten Aufzug. Die Kränze und die Aquarelle sind entfernt.)

#### Erste Scene.

Berger. Fräulein Brigitta.

**Brigitta** (mit Berger einsetzend.) Bitt', Herr Doktor! Ich hol' ihn gleich . . . Aber sagen Sie mir — ich beschwör' Sie — Was ist's mit ihm?!

**Berger.** Nichts, Fräulein Brigitta.

**Brigitta.** O, es ist was! Wie er sich in diesen vier Stunden verändert hat — Sie werden erschrecken! Mir dürfen Sie die Wahrheit sagen. Ich bin eine Wienerin, Herr Doktor, vom Lichtenhaller Grund, Herr Doktor, ich behalt' den Kopf oben. Und schweigen kann ich auch, wenn's sein muß. Also — was ist es? Es muß eine schwere Sorg' sein, die plötzlich auf ihn gefallen ist und ihn niedergeschlagen hat in Grund und Boden hinein!

**Berger.** Ich weiß wirklich von nichts, Fräulein Brigitta.

**Brigitta.** Da lügen Sie! Verzeihen Sie, aber wo's um Tod und Leben geht, da ist man nicht höflich! Sie müssen's wissen, denn das Gespräch mit Ihnen hat ihn so hingehauen. Und mit dem verdammten Bild, das Sie ihm geschenkt haben, hängt's zusammen. Da hätten Sie ihm auch was Gekheiters spendieren können! Er hat's immer angeschaut, wie Sie weg waren — mit Augen — zum Sterben traurig waren diese Augen. Und mit dem Gefängnis hängt's auch zusammen.

**Berger** (stotternd). Wie kommen Sie darauf? . . . Damit gewiß nicht . . .

**Brigitta.** Lügen Sie nicht, sag' ich, was ich mit meinen eigenen Augen gesehen hab', laß ich mir nicht abblaspieren. Um Eins — da zwing ich ihn endlich, sich zum Essen zu setzen — lauter Sachen, was er sonst gern ißt, aber er rührt nichts

an und gießt nur ein Glas Rotwein in sich hinein und — weg ist er. Und wie der Franz und ich Alles in die Küche zurücktragen, und ich sag' der Köchin: „Mali“, sag' ich, „der gnädige Herr hat einen Weg gehabt“, da zeigt sie hinunter in den Hof und sagt: „Da geht er ja spazieren!“ Und richtig, vor der Mauer zwischen unserem Hof und dem vom Gefängnis lauft er auf und ab, wie eine Schildwache! — und bleibt dann immer wieder vor der kleinen, roten Thür in der Mauer steh'n — und zieht den Schlüssel heraus, — und beutelt dann den Kopf und geht weiter. Und so, Herr Doktor, hat er's eine halbe Stunde gemacht — ich hab' mich vor der Mali geschämt — will ins Gefängnis hinüber und traut sich dann nicht! Er, der Herr Präsident! . . . Herr Doktor, mir ist so angst und bang — und an dem alten Weiß, dem Franz, hab' ich ja auch keine Hülf' — der lauft ja nur immer herum und wischt sich die Augen — und es ist ja nur ein Glück, daß wir heut' nicht dreizehn Kränze bekommen haben, sonst wären die an Allem Schuld — und achtzehn Jahr' bin ich im Haus — (in Thränen ausbrechend.) erbarmen Sie sich, was ist's mit ihm?

**Berger.** Beruhigen Sie sich . . . Wahrscheinlich ein Kummer, Fräulein Brigitta! . . . Möge er bald vorübergehn!

**Brigitta.** Wahrscheinlich ein Kummer . . . und möge! möge! — so geschieht bin ich selber! Damit laß ich mich nicht abspesen, Herr Doktor! Und wenn Sie mir nicht helfen, so ruf ich den Herrn Doktor Kohn! Der Herr Bürgermeister hat mir's so schon getaten!

**Berger.** War Helfft da?

**Brigitta.** Ja, freilich — mit einem Sad voller Ehren! Die Stadt will ihm heut' in einer Woche ein Fest geben und alle Häuser sollen illuminiert sein und die Kreuzgasse wollen sie „Zendingengasse“ taufen — und weiß Gott was. Aber der Herr Präsident laßt ihn kaum ausreden. „Rein“,

sagt er, „Ich bin's nicht würdig!“ sagt er. Er! — nicht würdig! Zum Glück ist der Herr Bürgermeister fest geblieben, aber nachgegeben hat der Herr Präsi- dent erst, als er ihm gesagt hat: „Wenn Sie Ihre Zustimmung vom Vormittag zurückziehen, so bin ich vor der ganzen Stadt bloßgestellt!“ Und als er fort geht, sagt mir der Herr Bürgermeister: „Holen Sie den Arzt — der Herr Präsident fiebert.“ Und der Herr Doktor Kohn, der ist groß, der bringt's schon heraus und sagt's dann auch mir! Denn der Herr Doktor Kohn (schwach), der weiß, was der Herr Präsident an mir hat und am Frau, aber Sie, Herr Doktor, wissen's nicht! Sie, Herr Doktor — (Sendlingen tritt von links ein, sie geht rasch durch die Mittelthür ab.)

### Zweite Scene.

Sendlingen. Berger.

**Sendlingen** (ist nachsichtig). Sie hat mich wohl bei Dir verklagt!

**Berger**. Die treue Seele — sie ist außer sich vor Angst! Aber wie Du auch aussiehst! Laß Dich nicht zu Boden brücken; auch dem Bürgermeister gegenüber hättest Du vorsichtiger sein sollen!

**Sendlingen**. Aber wie soll sich ein Richter feiern lassen, der sich rüftet, seinen Eid zu brechen!

**Berger**. Das mußt Du nun auch zu allem Andern auf Dich nehmen! Kopf auf — Du brauchst Deine Straft für morgen!

**Sendlingen**. O, wenn's schon morgen wäre! Aber sehen muß ich sie schon heute! Ich war schon auf dem Wege und traute mich dann doch nicht —

**Berger**. Ich weiß, es fiel Deinen Leuten auf, wie Du's im Hofe triebst. . . Tapfer, Victor! Es kommt viel darauf an, daß Du Dich beherrschest! Du solltest sie vor morgen am besten gar nicht sprechen.

### Dritte Scene.

Vorige. Fraulein Brigitta.

**Brigitta** (freudig). Unser Herr Heinz ist da. Er darf doch gleich herein — nicht wahr?

**Sendlingen** (zusammenfahrend). Wer?

**Brigitta**. Der junge Graf Riesbach! (Wunderl.) Kennen Sie den nicht mehr?

**Berger**. Heinz Riesbach? Du mußt ihn sofort empfangen.

**Sendlingen** (zu Brigitta). Ich lasse den Herrn Grafen bitten.

(Brigitta ab.)

**Berger**. Ich trete einstweilen in Deinen Salon. Vielleicht kannst Du mich brauchen. (links ab.)

### Vierte Scene.

Sendlingen. Graf Heinrich Riesbach.

**Riesbach**. Größ Gott, Onkel Victor! . . . Ich höre zu meinem Bedauern, daß Du nicht wohl bist!

**Sendlingen**. Nichts von Bedeutung. . . Willkommen, Heinz. (Riesbach reicht ihm die Hand. Sendlingen bietet ihm die seine überab dar.) Bitte, nimm Platz. (Beide setzen sich.) Du bist wohl Deiner Mutter wegen aus London herübergekommen und jetzt in Birknit?

**Riesbach**. Ja, seit zwei Tagen. (Schmerzvoll.) Es geht mit ich zu Ende. Die Ärzte geben ihr noch einige Wochen, höchstens Monate. Ich wollte eben Robu bitten, morgen zu ihr zu kommen, weil sie es wünscht, traf ihn aber nicht zu Hause. Ihr Geist ist noch völlig klar, sie liest die Zeitungen, nimmt an Allem Theil, aber die Kräfte weichen sichtlich —

**Sendlingen**. Ich habe es mit Schmerz gehört. Du weißt, in den letzten Jahren lagen ja leider Mißverständnisse zwischen uns, sie ist auch in der Politik die Tochter ihres Vaters, ich bin nur Richter, nicht Politiker. Aber ich habe nie vergessen, wie freundschaftlich sie einst gegen mich war.

**Riesbach**. Wie Du gegen uns, Onkel Victor! Du gestattest doch, daß ich Dich noch so nenne, wie in meiner Knabenzeit? (Wundernehm.) Onkel Victor, ich bin in einer enselphlichen Lage!

**Sendlingen**. Ja, Heinz, das bist Du! Wenn Du noch halb so gut und redlich bist wie einst!

**Riesbach** (aufschreiend). Du weißt Alles?

**Sendlingen**. Ja! Oder doch das Meiste!

**Riesbach**. So hat Sophie —?

**Sendlingen** (starr). Deinen Namen zu den Akten gegeben? ! Wenn das Deine erste und größte Sorge ist: Nein! Sie hat großmütig geschwiegen. Aber das Mädel, wer damals auf Birknit die Erz- zehlerin verführt hat, war mir auch sonst nicht un- lössbar!

**Riesbach** (gestutzt). Ich bin's! . . . Aber wenn Du wüßtest —

**Sendlingen** (starr). Was? Etwa wie schön sie war? Oder wie groß damals Deine Langeweile? Beides kann ich mir denken!

**Riesbach** (starr). Nicht so! . . . Niemand ist be- rechtigt, mich zu verurteilen, als ein Mann wie Du! Aber gerade weil Du nichts in Deinem Leben zu bereuen hast — erbarme Dich meiner! Es war nicht die Langeweile! Ich lernte sie lieben, wie sie es verdiente. Und als ich wußte, daß sie auch mich liebte, sagte ich mir: „Du wirst die Ehre Deiner Braut heilig halten, bis Du sie einst zu Deinem Weibe machen kannst!“ Ich wußte ja, meine Mutter würde eine solche Heirat nie gestatten. . . . Dann —

**Sendlingen**. Wurde sie Dein, Du gingst nach London und die Sache war für Dich abgethan.

**Riesbach**. Nein, bei Gott nein! Ich sollte ihr zuerst schreiben und that's. Aber sie schwieg, schwieg

auf ein halbes Dugend Briefe. Meine Unruhe wuchs immer mehr. Da schrieb mir meine Mutter: Sophie mache ihr viel Sorge; sie scheine ein Liebesverhältnis mit einem Förster begonnen zu haben. Und sie selbst schwieg! Die Klagen meiner Mutter häuften sich, endlich schrieb sie, sie habe Sophie entfernen müssen. . . . Und nun, heimgekommen, erfahre ich endlich die Wahrheit!

**Sendlingen.** Deine Mutter gestand es Dir selbst?

**Niesbach.** Ja, daß sie meine und Sophiens Briefe unterschlagen hat. Daß sie die Unglückliche ihrer Sorge um mich geopfert hat! Es war grauenerregend, sie so reden zu hören, sie ist hart. . . .

**Sendlingen.** Sehr hart, wo ihre Vorurteile mitsprechen. Die Tochter des Mannes, dem sie ein eisernes Herz nachsagten. . . . Dann hat wohl auch jene Jose, welche Sophien (sich selbst verbessern) die Angeklagte belastet, im Einverständnis mit Deiner Mutter gehandelt?

**Niesbach.** Nein!

**Sendlingen** (erschrocken). Überlege es, Heinz. Das ist nicht gleichgültig. Nein, sagst Du?

**Niesbach.** Sie leugnet es, selbst jetzt.

**Sendlingen.** Das ist schlimm! Aber auch sonst ist Deine Aussage von größter Wichtigkeit. Sie wird die Richter unter allen Umständen überzeugen, daß jene Jose lügt.

**Niesbach** (erschrocken). Die Richter. . . . Du willst, daß ich dies Alles morgen vor den Richtern wiederhole?

**Sendlingen.** Gewiß mußt Du dies!

**Niesbach.** Unmöglich! Fordere Alles, mein Leben, aber das nicht.

**Sendlingen** (hart). Was soll die Phrase?! Du weißt, daß ich Dein Leben nicht fordern werde! Wolltest Du nur Dir selbst bei mir das Herz erleichtern? Scheint Dir das Sühne genug?

**Niesbach.** Nein! Ich wollte Dich zur Milde gegen sie stimmen. Du bist ja wohl morgen ihr Richter.

**Sendlingen.** Aber ich bin Einer von fünf Richtern! Und die Anderen?!

**Niesbach.** Ich will mich auch ihnen anvertrauen, wenn sie Ehrenmänner sind.

**Sendlingen.** Der Richter urteilt nicht nach heimlichen Mitteilungen, sondern nach offenkundigen Beweisen. Entweder hören sie Dich nicht an oder veranlassen, daß Du als Zeuge vorgeladen wirst. Dies allein wäre der richtige Weg! Ich will hoffen, daß Du nicht etwa schon mich zwingst, ihn zu gehen. . . . Höre die Folgen, dann entscheide Dich. Weigerst Du Dich, so wird die Angeklagte

bestenfalls zu langer Kerkerstrafe verurteilt, die sie nicht überstehen kann. Sie ist verzweifelt, gebrochen.

**Niesbach.** Und wenn ich aus sage?

**Sendlingen.** So wird die Strafe mild bemessen.

**Niesbach.** Ich kann nicht!

**Sendlingen.** Warum nicht? Deines Namens wegen! In den Augen der Guten und Verständigen wird Dich Deine Aussage nur ehren!

**Niesbach.** Die Welt besteht nicht bloß aus Guten und Verständigen. Aber das ist's nicht!

**Sendlingen.** Also Deine Karriere? Ich leugne nicht, Du wirst sie aufgeben müssen, und ich weiß, Du darfst viel erwarren. Aber ich rate Dir — und bei Gott, dem Allgerechten — der Rat ist gut: opfere lieber Deine Karriere, als die Ruhe Deines Gewissens!

**Niesbach.** Aber meine Mutter —

**Sendlingen.** Und deshalb soll Dein Opfer, das Opfer Deiner Mutter im Kerker sterben! Treib' mich nicht zum Äußersten, ich zwinge Dich sonst zu Deiner Pflicht!

**Niesbach.** Das wirst Du nicht!

**Sendlingen.** Ich thu's, Heinz!

**Niesbach** (verzweiflungsvoll). Thu's! Ich bin Dein Verwandter, der Sohn Deiner Freundin, der Enkel jenes Mannes, von dem Du mir sagtest, daß Du ihm Deine Erziehung verdankst, ich habe mich Dir anvertraut — thu's dennoch! Aber vor die Richter bringst Du mich nicht, Du treibst mich nur in den Tod!

**Sendlingen.** Heinz!

**Niesbach.** Ich kann nicht. . . . das kann ein Sohn einer sterbenden Mutter nicht aushun! . . . Er kann ihre letzten Wochen nicht dadurch verkürzen, daß er sie vor aller Welt einer solchen Handlungsweise anklagt. Das erlaubt mir mein Gewissen nicht!

**Sendlingen.** Aber es erlaubt Dir, morgen zu schweigen?

**Niesbach.** Was soll ich thun? Am liebsten überlebte ich meine Mutter nicht! Und das wird auch das Beste für mich sein! . . . Das einzig Mögliche. . . .

**Sendlingen.** Feigling! (Niesbach sammelt zurück). Ich wiederhole: Erbärmlicher Feigling!

**Niesbach.** Beschimpfe mich nicht! Du warst wie unglücklich, nie schuldig!

**Sendlingen** (auf ihn zutretend). Ich?! Höre, Heinz! Ich war einst — gleichgültig wann — in einem Gewissenskonflikt, mit dessen Pein der Deinige sich wahrhaftig noch lange nicht vergleichen läßt. Eine

Sekunde dachte ich daran, woran Du eben dachtest — eine Sekunde — und dann rief ich mir selbst zu, was ich jetzt Dir zurufe — und es war überwunden! Sich wegstellen, wenn mau eine Schuld zu bezahlen hat?! So handelt ein feiger Wicht! Wir aber wollen Männer sein!

**Niesbach.** Womit soll ich zahlen? Fordere von mir, was ich thun kann! Ich bringe jedes Opfer —

**Zendlingen.** Welches? Du bezahlst es bar, wenn sie während der Sterkerhaft fettere Suppen bekommen kann?! Du sicherst ihr eine Meute für den Rest ihres Lebens oder läßt ihr dann in Amerika einen Stramladen einrichten?

**Niesbach.** Warum höhntst Du mich, daß ich für sie sorgen will?! Sie hat ja sonst Niemand auf der Welt!

**Zendlingen** *(zath.)*. Doch! *(38gemb.)*. Außer Dir lebt noch Einer, der ein Recht darauf hat, ihr beizustehen.

**Niesbach.** Wer?

**Zendlingen.** Ihr Vater!

**Niesbach.** Der ist ja tot!

**Zendlingen.** Er lebt! Ihre Mutter war keine Witwe, sondern eine Verführte.

**Niesbach.** Und Du kamst auf seine Spur?

**Zendlingen.** Ich kenne ihn.

**Niesbach.** Du darfst mir seinen Namen nicht sagen?

**Zendlingen.** Nein. Aber Du wirst ihn einst erfahren — mein Wort darauf. Er wird über ihr wachen, sobald sie frei ist, Du aber mußt sie retten! Ich beschwöre Dich, weigere Dich nicht, Deine Pflicht zu thun!

**Niesbach.** Nur für morgen und so lange meine Mutter lebt! *(Niesbach.)* Sie ist ja eine Sterbende! Sei barmherzig — vertage die Verhandlung!

**Zendlingen.** Unmöglich! Und was würde es auch nützen?! Schon in acht Tagen richtet sie ein anderer, ein mächtiger strenger Mann. Denn in einer Woche muß ich meinen hiesigen Posten verlassen.

**Niesbach.** Welches Unglück!

**Zendlingen.** Du siehst — ich kann, ich darf es Dir nicht ersparen, Heinz! Ich werde Dein Vertrauen nicht mißbrauchen, Dich nicht gegen Deinen Willen als Zeuge vorladen! Aber Du selbst mußt es thun! Überleg' es, Heinz!

**Niesbach.** Ich hab's überlegt — unmöglich. *(Pause.)*

**Zendlingen** *(geht auf und nieder, dann schreit stehend.)* Willst Du sie sehen?!

**Niesbach** *(betreffend.)*. Sie sehen —?! *(Laut zath.)*

Ja! Das will ich! Kannst Du es möglich machen?! Ich will sie trösten, will ihr sagen —

**Zendlingen.** Gut! Dann wollen wir mit ihrem Verteidiger das Nähere vereinbaren. Jedenfalls muß es noch heute sein. Berger ist zufällig bei mir, ich will ihn — *(geht auf die Thüre links zu.)*

#### Fünfte Scene.

**Berger.** **Franz.**

**Zendlingen** *(Franz gewachend, zu diesem.)*. Was willst Du? . . . Ich kann jetzt Niemand empfangen. . .

**Franz.** Herr Vice-Präsident Baron Dornegg. Ich hab' ihm schon gesagt: jetzt hat man keine Zeit. Aber er meint: eine sehr dringliche Amtssache.

**Zendlingen** *(zu Niesbach.)*. Die geht Allen vor. *(zu Franz.)* Laß ihn eintreten. *(Franz ab. zu Niesbach.)* Ich muß Dich nun zunächst mit Berger allein sprechen lassen. — Bitte, hier. *(geht Niesbach links eintreten.)*

#### Sechste Scene.

**Dornegg.** **Zendlingen.**

**Dornegg.** Verzeihen Sie, wenn ich störe. Aber Wagner und ich sind einig, das mühten Sie sofort wissen! Der Staatsanwalt forderte uns soeben in unserer Eigenschaft als Vice-Präsidenten auf, einen Protest gegen Sie zu Protokoll zu nehmen. Er verwahrt sich dagegen, daß Sie statt Wagner die Untersuchung gegen Nobbyrol und Konsorten übernehmen. Sie thäten es nur, um die Leute freizubringen.

**Zendlingen** *(sehr ruhig.)*. So?! Ich dachte, es wäre etwas Wichtiges!

**Dornegg.** Es schien uns nicht unwichtig, wenigstens für Sie persönlich. Natürlich erwiderte ich dem Baron Ribba, ich nähme keine Proteste gegen meinen Chef entgegen. Und Wagner, der anfangs schwankte, schloß sich mir an.

**Zendlingen.** Dann ist ja Alles in Ordnung.

**Dornegg.** Doch nicht! Ribba erklärte, dann müsse er allerdings bei Ihnen selbst allsogleich Verwahrung einlegen, aber wenn dies nicht sofort fruchtete, den Minister informieren. Sein Versuch bei uns habe nur den Zweck gehabt, ihm einen Schritt zu ersparen, der wie eine Denunziation ansähe.

**Zendlingen.** Wie zartfühlend! . . . Nichts weiter?! . . . Dann dank' ich Ihnen, lieber Kollege!

**Dornegg.** Lassen Sie mich noch als Freund ein Wort beifügen. Seien Sie auf Ihrer Hut! Ribba ist ein bössartiger Streber und obendrein ein Verwandter des Ministers.

**Zendlingen.** Lieber Dornegg, und wenn er der leibhaftige Großvater Seiner Excellenz wäre, ich würde doch in derselben Stunde, wo ich seinen

Protest habe, die Verhöre mit den Gefangenen beginnen. Kennen Sie die Akten?

**Dornegg.** Ja!

**Sendlingen.** Nun?

**Dornegg.** Da Sie mich fragen — nie war eine Anklage so frivol, so grundlos! Und diese armen, stumpfen Tagelöhner sind nun seit drei Monaten ihrem Erwerb, ihren Familien entzogen!

**Sendlingen.** Wenn es sich so verhält, dann thut ja Nidda ein gutes Werk! Er verhilft den Leuten rascher zur Freiheit. Es liegt jetzt so viel auf mir, daß ich sonst vielleicht erst in einigen Tagen dazu gekommen wäre! So aber —

**Dornegg.** Sie wollen —

**Sendlingen** (schilt, ohne Pathos). Alles thun, was ich der Würde meines Standes und der Gerechtigkeit gegenüber dem Ansturm dieser Polizei-Seelen schuldig bin! Adieu, lieber Dornegg, ich danke Ihnen!

**Dornegg** (ab).

#### Siebente Scene.

**Sendlingen.** Berger.

**Sendlingen** (die Thüre links öffnend). Darf ich bitten? (Berger tritt ein.) Wo ist Niesbach?

**Berger.** Zu Mohr, der morgen mit ihm nach Birknig soll! In einer Stunde ist er wieder hier.

**Sendlingen.** Er hat Dir Alles gesagt?

**Berger.** Ja! Danken wir Gott, daß ihn sein Gewissen hergetrieben hat. Und sieht er sie erst, so wird er auch zur Zeugenschaft bereit sein. Es war ein vortrefflicher Einfall von Dir, die Unglückliche gleichsam selbst zu Hilfe zu rufen.

**Sendlingen.** Was thut man nicht in der Verzweiflung! Aber mein Gewissen straft mich hart genug dafür! In welche Qualen stürze ich ihn! Der morgige Tag wird seine Laufbahn zerhören, die Ruhe seines Gewissens für immer vernichten.

**Berger.** Und wird Dir dieser Tag nicht dasselbe Schicksal bringen?! Ihr zahlt Beide die gleiche Schuld durch gleiche Buße!

**Sendlingen** (sehr bewegt, Berchers Hand fassend). O Georg, was gäbe ich d'rum, wenn ich mich nur derselben Schuld anzuklagen hätte, wie er. Er wollte Sophie zu seinem Weibe machen, sobald er konnte, — und lag an ihm, daß sie seine Briefe nicht erhielt?! Aber ich kann ihm nicht helfen!

**Berger.** Quäle Dich nicht um seinetwillen, danke dem Schicksal, wenn er ausfragt. Dann kann das Urtheil morgen, und wenn die anderen Richter noch so hart denken, nur auf zwei, drei Jahre lauten. Und rufft Du dann, nachdem Du Deinen Abschied genommen hast, die Gnade des Kaisers an, so wird

auch die Strafe noch bedeutend (bleibt sich um, da Franz eintritt) bedeutend verringert.

#### Achte Scene.

**Fortge. Franz.**

**Franz** (Sendlingen ein Hand schreiben überreichend). Von dem Herrn Staatsanwalt. Gleich zu übergeben. (Wu gehen.)

**Sendlingen.** Warte, Franz. (Öffnet und überfligt das Schreiben, nißt, reißt es Berger hin.) Lieb! (Wagt an seinen Schreibtisch, nimmt eine Bistzenkarte und taucht die Feder ein.)

**Berger** (sehr erregt). Empörend! Was willst Du ihm antworten?

**Sendlingen** (ruhig, heis). Ihm?! Nichts! (Schreibt auf die Karte) „Johannes Ropyrol.“ (zu Franz.) Zum Sterkermeister. Dieser Gefangene ist mir sogleich vorzuführen. Auch bestellst Du den Protokollführer, Doktor Parzer.

**Franz** (ab).

#### Neunte Scene.

**Sendlingen.** Berger.

**Berger.** Du troßt ihm? Wirfst den Mann freigegeben?

**Sendlingen.** Ich troge nicht. Ich thue meine Pflicht. Ist der Inquisit unschuldig, so stelle ich allerdings die Untersuchung ein.

**Berger.** Das wird böses Blut machen. Du fällst bei Hofe gänzlich in Ungnade. Und ich sagte eben, Du wirst diese Gnade vorausichtlich —

**Sendlingen** (ohne Pathos). Das darf mich nicht hindern meine Pflicht zu thun. Ich bin bereit meine Schuld an meinem Kinde mit Allem zu bezahlen, was mir gehört, mit meiner Stellung, wenns sein muß, mit dem Leben. Und daß nun Heinz so schwer mitbüßen muß, bedrückt mir die Seele. Aber mit fremdem Glück und Schicksal darf ich nicht zählen.

**Berger.** Da kann ich Dir freilich nicht Unrecht geben . . . Auch sehe ich vielleicht die Folgen zu schwarz . . . (Erhebt sich, greift nach Hut und Stock.) Wann willst Du Sophie holen lassen?

**Sendlingen.** Sobald ich mit dem Gefangenen fertig bin. Warum fragst Du?

**Berger.** Weil ich ihrer Unterredung mit dem Grafen beiwohnen möchte. Ich bitte Dich, überlasse das mir!

**Sendlingen.** Nein. Das ist meine Pflicht! Darauf verzichte ich nicht!

**Berger.** Aber verrate Dich nicht! Es wäre nur schädlich, wenn die beiden es jetzt erführen. Später, nach Jahren, wenn sie frei ist — dann mag es sein . . .



## Zehnte Scene.

Vorige. Franz.

**Franz.** Der Herr Protokollführer ist nun da.  
Der Gefangene auch.

## Geld.

Ein Geldschein kam in meine Hand,  
Von einem Mädchen auf den Rand  
Stand hingeschrieben schicksalschwer:  
Für dich gab ich die Unschuld her.  
Wer's auch geschrieben auf den Rand,  
Ob jilleud eine bleiche Hand,  
Die kaum, von Regenwehr erschöpft,  
Das dünne Lächeln zugeknöpft;  
Wer's auch geschrieben auf den Rand,  
Ob einer Diene nütz'ge Hand,  
Die eben in erlogner Luft  
Den Wüßling drückte an die Brust:  
Ein fürchterliches Elend schrieb  
Die Feile, die erhalten blieb,  
Wenn auch den Schein als Unterpfand  
Ein Wucherer drehte in der Hand,  
Wenn auch, des Scheines tiefen Sinn  
Nicht achend, eine Königin  
Ihn gab für eines Schmuckes Tand —  
Von ehlem Schmuhe starrt der Hand!  
Und dennoch bist du schlechter nicht,  
Trägst du auch schamlos im Gesicht  
Die off'ne, unbedeckte Hand!  
Kein Bester geht von Hand zu Hand.  
So hamst du mir und gehst davon,  
Und gierig streckst nach dir sich schon  
Der Habsucht spinnendürre Hand,  
Und weiter wanderst du durch's Land!

Hugo Salus.

## Wintertag.

**W**intertag —! Und wir im Zimmer,  
Unter Blumen wir allein,  
Dir im Auge Frühlingsschimmer,  
Auf den Wangen Rosenchein.  
Rasch ein Kuden, Mund zu Munde,  
Ein Umsfagen, glühend-rott,  
Schürfen bis zum Kehlesgrunde,  
Und den Keld auf's Neue voll —!  
Dann schon Nacht. — Es war die Sonne  
Zweilicht nur und Schneegelucht:  
Alles Glück, die ganze Wärme  
Hst ein Augenblick verschenkt . . .  
Was Dir glänzte über's Goldhaar,  
Was im Aug' Dir Liebes lag,  
Alles, Alles, was mir hold war —  
Zweilicht nur. ein Wintertag!

Hermann Gango.

**Berger.** Mit Gott, Victor! (ab.)**Zendlingen** (zu Franz). Laß sie eintreten. (Franz ab.)

(Fortsetzung folgt.)

## Sforza.

„Genug hab' ich mich abgeplagt,  
Dem Bauern wird jezt aufgeplagt.  
Der Teufel mag bei dieser Hühn  
Für ein Paar Soldi läglig schwiigen.  
Auf jene Eiche werf' ich den Spaten,  
Er soll mein Schicksal mir vertalen.  
Bleibt er hängen, werd' ich ein Reiter;  
Fällt er zur Erden, ackre ich weiter!“

Und auf die Eiche, voller Schwung,  
Wurf seine Hacke der Bauer jung.  
Sie flog bis auf den höchsten Gipfel,  
Dort blieb sie hängen im stolzen Wipfel.  
Der Bauer hol sich zu Koh geschwungen,  
Sein Name ist bald durchs Land erkungen:  
Sforza d'Altandolo, dessen Sohne  
Mailand gab die Herzogskrone.

Gaus M. Grüniger.

## Der erste Frost.

**D**er erste Frost, der über Nacht  
Die Blätter löst vom Baume stacht,  
Der bringt ihm herbes Leid;  
Wenn dann es schnell:  
Der tiefe Schnee;  
Thut nicht mehr weh.

Franz Herold.

## Schwäbisch-boyrisch.

**D**er Sueßand ist a bißle hoickel,<sup>1)</sup>  
Dös steht, wie i, wohl jeder ei,  
Guel schwäbisch und guel boyrisch bleiba  
Will eba b'fonders g'lernal sei.

Politisch macht dös koine Schmerga,  
Und au der Glaub a ist und bleib,  
Doch öfter wird it recht verstanda,  
Was ma' fo schwächt und was ma' schreibt.

Und hal dös Ding au seine Mucka,<sup>2)</sup>  
Es springt hal doch a Voarlet raus:  
I hau a Recht aus Neckarwei'le<sup>3)</sup>  
Und au an's Foh vom Hofbräuhaus.

Gynäth Wächterl.

1) heickel; 2) seine Mucken = bedenkliche Seiten;

3) Neckarweinleiden.



## Ivia.

Novelle von Karl Theodor Schulz.

(Fortsetzung.)

### IV.

Sobald der Medizinalrat das Zimmer verlassen hatte, lehnte sich Ivia ganz der Wand zu. Eine Weile folgte sie mit unruhigen Blicken dem Palmennmuster auf der blauen Seidentapete und fuhr auch einmal unbewußt mit der Hand das Muster entlang, dann schloß sie die Augen. —

So stand es schon mit ihr? Ihre Seelenstärke war nicht erbeugelt, sie fühlte sich bereit — doch so bald? so bald? Wohl war längst Alles geordnet! es war nur ein Vorwand für den Arzt gewesen, daß noch etwas zu erledigen wäre. — Ihr Tod ließ auch nirgendwo eine Lücke! Nur Raimund! Er liebte sie wahr, das hatte sie durch zahllose Beweise erfahren, sie wußte er würde leiden, unfählich leiden. Ob er sie jemals vergessen konnte?

Nein, nein! aber . . . —

Wenn sie ihn zu einem Versprechen zwang? Doch er hatte immer jeden Zwang aus dem Grabe heraus für nichtig erklärt! — So nicht! wie aber? wie? Besitzen durfte ihn keine mehr! und am wenigsten diese Note!

Ein bloßer Irrtum, ein Trug von Mama, daß sie hatte glauben können, die Fremdin, von der sie meinte, gerade diese würde einst ihre Stelle einnehmen, um so mehr zu lieben! Dann war Papa nie geliebt worden. Liebe muß für alle Ewigkeit besitzen; nicht für heute nur, auch über den Sternen noch! —

Sie hatte diese Liebestraft wie Raimund! Auch in ihm siebete es, wenn er fern von ihr war. Und nun wußte sie gehen! Fortan war Qual und Sehnsucht sein ganzes Dasein! — Ober — konnte ein Ende der Sehnsucht kommen? Ein Ende seiner Liebe? Könnte er sich wirklich von neuem —? Dann erst begann ihr Leiden recht! Einen solchen Schmerz mußte sie fühlen durch Groll und Sarg.

Ivia empfand ein Stechen in der Brust, daß

sie nicht länger zu liegen vermochte, und taumelnd nach einem Fenster schritt. Hier hob sie die Hände bis zum nächsten Niegel empor, umklammerte ihn und drückte den Kopf auf die Arme. —

Einige Tage folgten, in denen ihre Stimmung fortbauend aus einem Extrem ins andere überschlug; oft wurde sie von Raslosigkeit verzehrt, dann jedoch kamen wieder lauge Stunden, wo sie dumpf vor sich hinbrütete. Selbst wenn der Gatte, der sie taum verließ, in seiner liebevollen Weise ihr zusprach, schüttelte sie nur den Kopf, oder sah ihn mit einer dunklen Frage im Blick an, die ihn mit Bangen erfüllen mußte. Wiederholt hatte er schon gefordert, diese Frage oder den Wunsch auszusprechen: dann war in ihre Blicke Verzweiflung getreten, doch zu sprechen vermochte sie nicht.

Eines Abends jedoch, den ganzen Tag hatte sie wieder in dieser trostlosen Schwermut hingedämmert, — ließ sie dem Gatten sagen, daß sie sich nun kräftiger fühle und ihn bäte, heranzukommen.

Mit einem freudigen Ausdruck in seinen treuerherzigen Augen trat Graf Raimund gleich darauf ein, und wurde von ihr nach ihrem Lieblingsplatz am Kamin geführt. In einer zärtlichen Bewegung zog sie ihn zu sich nieder und fragte mit weicher, schmeichelnder Stimme:

„Ist Dir der Tag nicht lang geworden? So ganz ohne mich! Wo bist Du gewesen? Mit wem hast Du gesprochen? Ich will wieder Alles wissen, jeden Deiner Gedanken.“

„Ah, da könntest Du nur Freude an mir haben!“ erwiderte der Graf lächelnd. „Als ich nach unserer angenehmen Frühstückspaulerei“ —

„War sie bloß angenehm?“

„Reizend! reizend!“

Ivia nickte nur, da sie ein paar Eispielen nahm.

„Als ich da gegen Eif zurückkehrte und nicht mehr vorgelassen wurde, dachte ich lange an Dich.“

„Und schmerzlich?“

„Meine arme Livia!“ Er preßte ihre schmale, trockne Hand.

„Und dann?“ fragte sie. „Dann gehst Du aus? Allein?“

„Ja! Wie sonst ins Kurhaus. Georgy machte schon ein paar Abschiedsbesuchen“.

Kaum ein rascherer Atemzug hob die Brust der Gräfin, aus ihren Widen sprach aber helle Befriedigung. Graf Raimund schien darauf nicht zu achten. „Ich besah ein paar Journale und las den „Figaro““, fuhr er fort, „Dann setzte ich mich zu Chabrilan und Antik, die vor dem Sturhause saßen. Und die Sonne, glaube mir, brannte schon, wie um jegliche Zeit in Mentone! Natürlich zerhackte Chabrilan wieder ein paar Leute, die Antik dann säuberlich zusammenfickte: besondere Neuigkeiten erzählten sie nicht“.

„Und beim Diner?“ forschte Livia. „Gast Du mich dabei auch vermisst? Ober würdest Du von Deiner Georgina zu geistreich unterhalten?“

„Du fängst an, in Chabrilans Fußstapfen zu treten! Und doch, wenn ich wahr sein soll, war es die einzige erträgliche Stunde des Tages, die ich ohne Dich —“

„Raimund!“

„Aber Herzlieb!“ entgegnete er vorwurfsvoll. „Darin begreife ich Dich absolut nicht. Mein brüderlicher Verkehr mit Georgy, der auf einer beinahe lebenslänglichen Gewohnheit beruht, wie kann Dir der nur zu einer Bemerkung Anlaß geben? Und Du quälst Dich wie mich, selbst Georgy!“

„Hat sie darüber geklagt?“ fragte die Gräfin rasch.

„Nein! Sie empfindet aber natürlich Deine Kälte zu ihr! Irgend welche sonstigen Anspielungen, glaube ich, würde sie gar nicht verstehen. Dazu fühlst sie zu naiv“.

„Wenn Du nur nicht irrst!“ rief Livia gereizt. „Wir Frauen pflegen uns besser zu kennen! Gerade die ruhige Sicherheit ihres Verkehrs mit Dir gleicht mir zu denken! Sie mahnt mich immerfort daran, daß sie geduldig ihre Zeit — — ah! nicht aussprechen, was so traurig wäre, daß es mich noch einmal sterben ließe“.

„Meine einzig Geliebte — —“

„Bin ich das noch?“ Sie sah ihn lebend an. „Wirft Du leiden, wenn ich nicht mehr da bin?“

Der Graf wollte sprechen, doch Livia fuhr überstürzt fort:

„Ich will immer in Deinem Herzen bleiben! Es geht nicht gut, wenn Du mich daraus verdrößt! Ich weiß es genau, das würde ich fühlen, wo meine Seele auch ist. Und ob sie im Paradiese wäre, für mich bliebe es fortan die Hölle! Das wirst Du mir

nicht antun wollen! Den letzten Wunsch einer Sterbenden kannst Du nicht mißachten! Dazu bist Du zu edel, nicht wahr, Raimund? Ich habe mich nicht getäuscht, als ich Dich von Allen wählte — trotz des Kampfes mit den Eltern. Immer einzig Du — bis sie nachgaben und wir uns gehörten. Das wird mir aber viel zu kurze Zeit gewesen sein! Ich werde dann Deine Rüsse noch nicht entbehren können, nicht Deine Augen. Bewahre sie mir rein, daß ich noch Deine Liebe darin sehe, wenn wir wieder vereint sind. Du sändest auch keine Ruhe, wenn Du mich täuschest: meine Blicke bleiben hier und werden Dich Tag und Nacht fragen, ob Du Treue hältst“.

Das Letzte hatte sie schon in fiebernder Hast und kaum verständlich vor sich hingemurmelt, nun barg sie erschöpft den Kopf an seiner Brust.

Raimund drückte voll innigen Mitleids den Mund auf ihr Haar. Sie regte sich nicht, als hielt sie sein Ruß sie im Bann; bis sie mit einem schmerzlichen Aufschrei die Arme um seinen Hals warf und an den geliebten Lippen hing, als könne keine Macht der Erde sie mehr davon losreißen.

Sie gab sich einer so völligen Fassungslosigkeit hin, daß in Raimund die Furcht aufstieg, irgend einer Katastrophe entgegen zu treten. So löste er sorglich ihre Arme und richtete sie mehr auf, während er sie leise beschwor:

„Meine Herrschenfrau, womit peinigt Du Dich? Fühlst Du denn nicht, wie Du Dich an unserer Liebe versündigst? Wenn mir das Schreckliche auferlegt werden sollte, Dich zu verlieren, erscheint es Dir denn wirklich denkbar, daß nicht Jahre und Jahre vergehen müßten, bevor ich mich nur wieder ins Leben fände? Um wie viel weniger könnte mir aber der Gedanke kommen, noch irgend ein Glück zu suchen!“

„Was sind Jahre?“ fragte Livia eigensinnig. „Im Fluge gehen sie dahin, und dann kommt doch neues Leben über Dich, und damit neue Liebe. Ich liege im Grabe!“

„Jerreißt uns nicht das Herz!“ bat Raimund. „Wir wollten uns nie einen Zwang auferlegen, und dennoch muß ich nun fast annehmen, es könnte Dich ruhiger machen, wenn ich Dir verspräche“ — —

Er verstummte und blickte sie durchdringend an. Sie hielt dem Blicke nicht Stand. Einmal noch regte sich in ihr die Scham: sie fühlte deutlich, wie selbstständig sie sei. Bornehmer, menschlicher sogar war es, ihn frei zu geben!

Gewiß! — Doch gab es nicht eine Liebe nur? Was aufhören konnte, war nie Liebe gewesen! Ihr Herz forderte also nur, was sein Recht war, und ihr schon an sich gehörte für alle Ewigkeit.

„Ja!“ rief sie, „es würde mich jetzt glücklich

maßen und still, wenn Du mir versprechen würdest — aus freien Stücken aber, Raimund!"

Nun sah sie ihn erst an. Des Grafen Blide waren unwillkürlich finster geworden und er wandte sich halb ab.

Mit einem Herzklopfen, das sich in Hüfteln Luft machen mußte, verfolgte Livia seine Mienen, und wußte denn auch im Voraus, daß sie noch nicht gesiegt hätte — daß er Einwände erheben würde.

Indem er sich ihr wieder zuwandte, sagte er in unterthölicher Bitterkeit:

"So sind wir also auch dort angekommen, wo wir Andere nur mit Grauen haben hinkommen sehen! Wie verurtheilst Du gleich mir die Testamentsklauseln der Tante Mercedes! Es empörte Dich schon, daß Hektor Schönborn von seiner Frau verlangen konnte" —

"Das lag anders!" unterbrach sie ihn hastig. "Sie Alle thaten es mit kaltem Herzen, ich liebe! Was will ich denn? Nichts, als mir das bewahren, was ich besitze! Und da kannst Du wirklich noch zögern? Ich bettle ja!"

"Betteln erniedrigt immer!" wehrte der Graf nochmals ab. "Und nicht nur die liebe Bettlerin! Dein plötzlich Misträuen schmerzt mich: was ist in den letzten Tagen über Dich gekommen?"

"Der Tod", schrie Livia an, indem sie sich voll Schauer an ihn drückte. "Ich weiß nun, daß er bald kommt!"

Mattenau war bestig erschrocken.

"Woher willst Du wissen" —

"Ich fühl' es! Darum sei barmherzig!"

Ehe der Graf antworten konnte, wurde an die Thür geklopft und ein Diener fragte im Auftrage Georgy Schönborns an, ob sie sich den Herrschaften empfehlen dürfte, sie wolle schon jetzt zu Excellenz fahren.

"Immer sie!" murmelte Livia, die sich in die Ecke des Sofas zurückgelehnt hatte.

"Wir lassen natürlich bitten!" Der Graf winkte dem Diener.

Georgy, in großer Gesellschafts-toilette, trat sofort ein und ging, ihrer Miene augenscheinlich nur mühsam ein gewisses Bedauern abringend, auf die Couffine zu:

"Es ist mit Dir doch nicht etwa schlimmer geworden? Ah nein! Du siehst eigentlich prächtig aus! Mit so rosigen roten Backen — sie sind wie gemalt — kann ich der guten Excellenz nicht aufwarten. Hast Du noch einen Auftrag?"

Die Gräfin verneinte kurz.

"Ich fahre ein wenig früher", plauderte Georgy unbedrückt fort, während sie einen ihrer langen beigefarbenen Haubtschuhe aufzog, „damit ich schon unter

dem excellenzlichen Fittig stecke, bevor Andere kommen. Es ist gar nicht Recht, daß Ihr mich allein gehen laßt! — Gehört übrigens der maurische Saal", wandte sie sich an Mattenau, „auch zu den Räumen, die bei einer kleineren Gesellschaft geöffnet werden?"

"Nein!" versetzte der Graf zerstreut.

"Wie schade!"

"Warum?" fragte Mattenau Anteilsvoller.

"Ich habe ihn einmal ins Herz geschlossen!" antwortete Georgy mit einem komischen Seufzer. "Es ist so hübsch kühl darin und tanzt sich! Und all die wunderbaren Farben! Du mußt das doch auch finden?"

"Gewiß!"

"Nichts weiter? Bloß gewiß?"

"Was soll ich denn noch weiter finden?"

"Daß er ein so entzückender Saal ist, wie man ihn sich nicht einmal träumen kann. Und ich werde, da Du nicht da bist, Excellenz bitten, mich nochmals hineinzuführen."

Mattenau lächelte. "Im Finstern wirst Du wenig" —

"O", fiel sie ihm ins Wort, „die Gastroue anzusehen, ist doch eine Kleinigkeit! Excellenz wird sich wahrscheinlich so über meinen Wunschn freuen, daß er noch rasch ein Orchester zusammenstellen läßt! Ganz wie neulich: ach, der reizende Abend! — Ist das nicht schon der Wagen?"

Sie horchte. "Ja! Adieu denn!" —

Bereits im Fortgehen begriffen, kehrte sie wieder um, versank vor Livia in einen tiefen Courtwid's und fragte sie schalkhaft ceremoniös:

"Gestatten Durchlaucht, daß ich Dero Gemahl noch etwas ins Ohr sage?"

Ohne Livias Antwort abzuwarten, errgriff sie die Hand des Grafen, zog ihn ein paar Schritte ins Zimmer hinein und rief ihm, indem sie sich auf die Fußspitzen stellte, laut ins Ohr:

"Der maurische Saal wird nicht belichtet, auch kein Orchester zusammengetrommelt, wer würde hier mit mir tanzen, wenn Du nicht für mich sorgst?"

Sie drückte ihm die Hand und schritt rasch der Thür zu.

Livia empfand mit Groll und scharf, daß sich nach diesem Zwischenfall für heute kaum mehr die Stimmung einstellen würde, um das vorige Gespräch fortzusetzen, so nahm sie des Gatten Arm und ließ sich von ihm ins Schlafzimmer führen.

## V.

An den folgenden Tagen hatte Livia ein solches Ruhebedürfnis, daß sie selten das Bett verließ, und that sie es, dann zwangen sie der vermehrte Hustenreiz und eine sich steigende Menstru, es bald wieder aufzusuchen. Von der Reise nach

Davos fiel kein Wort mehr, doch über die Abreise der Cousine wachte sie gleichsam: immer wieder sprach sie davon, hatte Aufträge für den Onkel und schien den nächsten Freitag, der dafür angesetzt war, kaum erwarten zu können.

Sogar Georgy fiel das endlich auf; doch schob sie es auf den nervösen Zustand der Kranken und ließ sich, da sie die Cousine höchstens einmal am Tage sah, darum ihre gewohnte heitere Laune nicht trüben. Und um so weniger, weil sie genau wußte, wie wohlthätig sie damit auf Raimund einwirkte. Wenn er noch so verbüstert zu ihr herunter kam, ja, mitunter fassunglos erschien, immer hatte sie ihn nach kurzer Zeit von seinem Kummer abgelenkt, oder seine Sorge doch gemildert, und dafür dankte er ihr wohl, wenn auch nicht mit Worten. —

Livia hatte diese Einwirkung, gleich von der Ankunft der Cousine an aufs unwilligste empfunden: sie düstete jetzt nach immer-neuen Liebesbeweisen des Gatten und forderte, wie sie sich in Empfindsamkeiten nicht genug thun konnte, auch von ihm eine fordauernde Beachtung und ein stetes Eingehen auf ihre Stimmungen als selbst-verständlich. Es empörte sie also geradezu, wenn Georgy da durch ihre harmlose Munterkeit immer wie ein frischer Luftzug auf Raimund wirkte und ihn gemüthlos ihrer Macht entzog. — Jetzt vollends in diesen schweren letzten Tagen suchte sie schon beim Eintritt des Gatten in seinen Blicken zu lesen, ob er auch ganz bei ihr wäre. Mit geheimer Freude las sie die Furcht oder Beh darin, während sie der Nachklang irgend einer zerstreuten Unterhaltung von vornherein gereizt machte. Es ging mit ihr zum Sterben, da durfte auch in ihm nichts als Todesnot sein! —

Auf ihren Wunsch hatten sie heute zusammen kommuniziert. Der alte Mainzer Domherr, ein Verwandter von ihr, der ihnen das Sakrament spendend, hatte sich dabei nach seiner salbungsvollen Art noch in einer längeren Rede ergangen, so war Livia nach seiner Abfahrt aufs höchste erschöpft eingestummt. Als sie erwachte und Niemand im Zimmer sah, streckte sie schon mechanisch die Hand aus, um die elektrische Klingel in Bewegung zu setzen, that es dann aber nicht, sondern rückte sich nur ein wenig in den Stiffen hinauf. Der Gedanke war plötzlich wieder da, der sie nun schon seit zwei Nächten verfolgte, und aus dem heraus sie auch darauf bestanden hatte, daß Raimund mit ihr kommuniziere. Wenn er ihr keine feste Bürgschaft geben konnte, so halfen sie sich auf andere Weise — und eben so um seinetwillen, wie für ihre Ruhe! —

Mit einem unheimlichen Gesäcker in den Augen sah sie vor sich hin. Er liebte sie, warum sollte er also nicht darcin willigen? Fühlte sie

sich doch stark genug dazu! Alles eher, als ihn zu verlieren!

Auch um ihren Mund vertiefte sich ein Zug von grausamem Eigenwillen, der festsam von dem Ausdruck des Triumphes abstach, welcher nun aus ihren Blicken und Gebärden brach. Ein Triumph, der sich bald wie Wahnsinn anließ, da sie wiederholt in die Hände klatschte. —

Nach und nach wurde sie ruhiger, und als sie dann zu hören glaubte, daß Jemand an die Thür käme und lauschte, rief sie laut:

„Raimund!“

Er war es.

Die herzlich Besorgnis in seinen Mienen und die Liebesworte, womit er sie begrüßte, erschienen ihr wie Wortboten, das sich ihre sehnstüchtige Hoffnung erfüllen würde. So dankte sie ihm wieder einmal innig für sein treues Ausharren bei ihr, lächelte dann aber und fuhr fort:

„Doch genug davon, sonst wirst Du mir zu eitel! Sey' Dich! Bitte, nicht so weit, hier, ganz nahe zu mir! Ich will Deine Hand halten! Da merke ich gleich, ob Du mir zustimmen, oder mich aufs tödtlichste kränken willst! Ja, ja! Das wirst Du aber nicht? Du wirst Dich ergeben, wie Du es so oft gethan hast! Aus Loyalität sagtest Du wohl: weil ich einmal eine Prinzessin wäre! Die arme Prinzessin!“

Ihr unbewußt rannen ein paar Thränen über ihre hohlen Wangen.

Sie jammerte den Grafen unfähig und er küßte ihre Hand wieder und wieder,

Da begann sie leise von neuem:

„Ich hab' es wohl gefühlt, Du müchtest nicht mehr darauf zurückkommen, woran ich neulich rührte — an dem Abend, als Georgina zu Excellenz fuhr. Vorgehern lenktest Du schon davon ab, gethern wieder, ich muß aber klar sehen, Raimund! So kann ich nicht sterben!“

Wie ein Aufschrei hatten die letzten Worte geklungen.

Der Blick des Grafen wurde dunkel, doch fand er sich in das Unabwendbare.

„Worin mußt Du klar sehen?“ fragte er ruhig.

„Ob Du mein bleibst für alle Ewigkeit?“

„Das soll heißen, ob ich nie eine Andere an Deine Stelle setzen könnte?“

Sie nickte atemlos.

Der Graf sah sie still an.

„Was uns heute möglich oder unmöglich ist, würden wir vielleicht —“

„So weiß ich Alles!“ unterbrach sie ihn ungestüm, „Du würdest es können.“

Sie fuhr mit der Hand nach der Brust und sank in die Kissen zurück. Willig leichenhaft lag

ste da: nur durch ihre langen Wimpern flog einmal ein Beben.

Stumm und starr blieb der Graf: es war, als müßte dieses plöglche Bild des Todes erst wieder von ihm lassen, bevor er zu sprechen vermöchte. Endlich beugte er sich zu ihr herab: „Du warst einmal so stolz, Livi! mußt ich Dich daran mahnen? Wenn ich Dir auch verspräche, was Du willst, könnte Dich das in Wahrheit beruhigen? Du weißt allzu gut, was ein erzwungener Eid für mich bedeutet! — Statt daß wir in Reide und mit großer Seele nur uns gehören, so lange das uns beschreiben ist, und der Zukunft lassen, was der Zukunft gehört, quälst Du uns mit einer Frage, die, wie ich jetzt empfinde, niemals an mich herantreten könnte.“

Livia sagte wieder nach seiner Hand.

„Jeh! — Nachtrauern wirst Du mir aber, wenn ich Dich jetzt auch quäle?“

„Du bleibst immer bei mir!“ rief der Graf gepreßt.

„Immer! Einen andern Wunsch habe ich nicht!“ Sie stützte sich auf den Ellbogen. „Das wird ein langes Leid für Dich! und ich kann nicht bei Dir sein, und hülfle Dir so gern. — Wenn ich es aber doch könnte?“

Naimund sah sie gespaunt an.

„Was ist Sterben?“ schloß sie mit stehendem Blick. „Ein Nichts, wenn wir vereint gehen! Komm mit mir!“

Der Graf erblähte und rief herbe:

„Was ich Alles schon von Dir gehört habe, es wäre wirklich nicht undenkbar, daß Du selbst das natürlich fändest?“

„Warum sollte das undenkbar sein?“ fragte sie in einer Weise, als spräche sie von dem Einfachsten der Welt. „Gast Du mir im Winter nicht häufig Ähnliches vorgelesen? und von kleinen Leuten —

Handwerkern, Nähterinnen und dergleichen? Sie vermochten sich nicht zu trennen und starben darum vereint! Und das sollten wir nicht können? An Deiner Hand wäre ich jeden Augenblick dazu bereit! Freilich bedeutete es für mich wenig! ob heute oder morgen, was weiter? Für Dich —“

„Es ist nun der Phantasterei genug!“ fiel der Graf ihr schroff ins Wort.

„Das erscheint Dir phantastisch?“ fragte sie noch immer in derselben Art. „Ich habe mich gewundert, daß wir nicht längst darauf gekommen sind! — Ein wenig Mut, weiter nichts! Wir haben kommuniziert, sind rein von Sünde: daß wir uns nicht trennen können und ein wenig früher vor den Herrn treten, wird er uns um unserer großen Liebe willen vergeben. Naimund! Müdest Du mich wirklich noch allein gehen lassen? — Auch wenn ich mich fürchte?“

Ein Zittern schüttelte den mächtigen Mann, und Livia glaubte in seinen Blicken schon zu lesen, daß sie ihn mit sich fortziehen würde; da sprang er aber auf und entgegnete in bestiger Bewegung:

„Das ist bärer Wahnsinn! Was möchtest Du aus mir, aus uns machen? Livia! Mir ist fast, als hätte die Krankheit Deine Liebe vergiftet! — Wie soll ich die Worte wählen, um Dich nicht zu hart“ —

„Lassen wir es fallen!“ unterbrach sie ihn, sich scheinbar ergebend. „Ich habe es nun voll begriffen! Du willst nicht — oder Du kannst nicht.“ Ihre Lippen zuckten spöttlich. „Es war also Wahnsinn. — Die Liebe eines Mannes! Ah!“

Der Graf wollte sprechen, doch sie winkte ihm zu schweigen. „Wozu sich weiter erregen? wir kämen doch nicht zu einander! — Abgethan! — Ich müßte auch wieder schlafen!“ Sie ließ sich zurückfallen und schloß die Augen.

(Schluß folgt.)

## A p h o r i s m e n .

Von Leuten, die auf Zwecke losdenken, philosophische Belehrung erwarten, das heißt den Landbriefträger nach den Schönheiten einer Gegend fragen.

Man ist nicht eine Individualität, weil man mit andern uneins, sondern weil man mit sich selber eins ist.

Frage einen, warum er im Schloße schnarcht — und er hal Gründe. Das ist das Geheimnis vieler Menschen und vieler Bücher.

In der Geisteswelt haben nur diejenigen Vorträge Gültigkeit, welche mit Blut geschrieben sind.

Paul Nicolans Cohnmann.

## Zur deutschen Metrik.

Von Prof. Dr. J. Minor.

I.

Es darf wohl als eine Thatsache gelten, daß von den Dichtern unserer Zeit die wenigen, welche überhaupt dem Verse treu geblieben sind, ihre einzige me-

trische Anleitung der Schule verdanken. Bei der Arbeit selbst entbehren sie jedes theoretischen Rathgebers, sie lernen nur aus der eigenen Praxis und bilden ihre Verse nach dem Gehör.

Das ist nicht bloß gutes und uraltes Dichterrecht, sondern es kann auch gar nicht anders gefordert werden. Denn auf keinem Gebiete herrscht eine so trostlose Verwirrung selbst in wissenschaftlich gebildeten Köpfen, als auf dem der Metrik.

Nicht als ob in ihr bis auf den heutigen Tag nichts geleistet worden wäre! Eine Neuschöpfung ist hier so wenig wie auf dem Gebiete der Poesie überhaupt nötig oder möglich. Wir besäßen aus der klassischen und aus der romantischen Periode reichhaltige, zum besten Teile aus der praktischen Ausübung hervorgegangene und darum auf unschätzbare Beobachtungen gegründete Werke und Abhandlungen, deren Wert nicht hoch genug anzuschlagen ist. Aber die Arbeiten von Voh, B. Schlegel, Winkwig u. a. stehen auf dem strengwissenschaftlichen Standpunkt, den unsere Zeit nicht einfach mehr anerkennt. Wie sie an der Überzeugung der antiken Klassiker sich metrisch gehalten haben, so übertragen die Männer die Gelehrte des antiken auf den deutschen Vers. Sie reden von Längen und Kürzen, obgleich ihnen nicht unbekannt ist, daß es sich nicht um die Quantität (Dauer), sondern um das Gewicht (den Accent) der Silben handelt. Aus den germanistischen Studien und der Einsicht in das Wesen des altdeutschen Verses ist ihnen in neueren Zeiten ein ungeklärter Gegner erstanden, der den Einfluß der antiken Metrik als unheilvolle Verirrung bekämpft und den deutschen Vers allein auf den Accent gegründet wissen will.

Die praktischen Folgerungen der beiden Parteien waren die folgenden. Für die Voh und Schlegel waren Goethe und Schiller metrische Zeitstudien, metrische Pfuscher. Für unsere Jungmetriker waren ihre Bemühungen überhaupt verloren, weil auf einen unredlichen Gegenstand verwendet, und Goethe hätte besser gethan, „Herrmann und Dorothea“ in Anknüpfen oder in einem andern „nationalen“ Versmaß zu schreiben . . . Es zeigt sich, daß die Metriker beider Richtungen mit der Litteratur in Widerspruch geraten. So wenig aber jemals der größte Dichter zugleich auch der größte Verstärker ist, ebenso wenig kann man zugeben, daß die größten Dichtungen einer Nation die schlechtesten Verse enthalten oder daß eine ganze Litteratur von der Bedeutung unserer klassischen Zeit das ihr gemäße Versmaß verfehlt haben sollte. Zu solchen Folgerungen wird sich nur doktrinärer Eigensinn fortziehen lassen; dem Unbefangenen werden sie vielmehr die sachliche Nichtigkeit der Voraussetzungen verdrängend machen.

Und in der That lehrt die genaue Prüfung, daß beide Parteien sich nicht bloß des Widerspruchs, sondern auch der schwersten theoretischen Irrtümer schuldig gemacht haben. Sie haben sich beide über den Unterschied von Quantität und Accent nicht die rechte Klarheit verschafft, weil sie den (prosaischen) Wortaccent mit dem Versaccent verwechselten.

Jeder vollkommenen Vers beruht auf dem Rhythmus. Um die Natur und das Wesen des Rhythmus klar zu machen, schickte ich ein Experiment voraus.

Die zwölf Wadenschläge oder mehrere Schläge mit einem Stäbchen, in gleichen Zwischenräumen und von gleicher Stärke abgegeben, sind nicht rhythmisch. Wohl

aber entsteht ein Rhythmus dann, wenn ich jeden ersten, dritten, fünften u. s. w., oder jeden ersten, vierten, siebenten u. s. w., oder jeden ersten, fünften, neunten Schlag stärker führe. Das heißt: zum Wesen des Rhythmus gehört nicht bloß die gleiche Dauer (Quantität), sondern auch die Betonung (der Accent). Wie der Takt in der Musik, so beruht auch die kleinste metrische Einheit, der Versfuß, auf Quantität und auf Accent. Rhythmisch betrachtet, kann also von einer quantifizierenden und einer accentuierenden Versfüße keine Rede sein. Quantität und Accent sind für jeden Vers, der aus Takten besteht, unentbehrlich.

#### Den lateinischen Vers

arma virumque ca/no Troja/e qui/primos ab/oris

lese ich nicht bloß so, daß jeder der Takte die gleiche Dauer hat, sondern auch mit stärkerer Betonung jeder ersten Silbe des Taktes. Dieser härtere Ton ist der Versaccent.

Und den Eingang des Goethischen Faust lese ich nicht bloß mit stärkerer Betonung der ersten Silben des Taktes,

Habe am, / ach, / Philoso / phie,

sondern ich verweile auf den Silben ach und — phie so lange, daß sie mit der durch den Sinn geforderten kleinen Pause einen ebenso lang dauernden Takt bilden, als die dreißilbigen Takte Habe nun und Philoso — .

Also nicht darin, daß der eine auf der Quantität, der andere auf dem Accent beruht, liegt der Unterschied zwischen dem antiken und dem deutschen Verse, sondern vielmehr darin, daß der Versaccent (der in der antiken Metrik so gut vorhanden ist, wie in der deutschen) von dem prosaischen Accent unabhängig ist, während er im deutschen mit ihm zusammenfallen muß.

Die lateinischen Wörter *Principio coelum ac terras campoque liquentes* werden in der prosaischen Rede so betont:

*principio coelum ac terras campoque liquentes.*

Im Verse dagegen erhalten sie, unbekümmert um den prosaischen Accent, den Versen auf der ersten Silbe eines jeden Taktes:

*príncipio coe/lu:m ac terr:as cam/poque liq/uentes.*

Der Accent hat in den alten Sprachen nicht dieselbe Festigkeit und Kraft, wie in der deutschen. Er rückt auch in der prosaischen Sprache oft von der Stammsilbe auf die Endsilbe, er ist frei: *μῆτις*, aber *μῆτις*. Im Deutschen dagegen haftet der Hauptaccent immer unverrückbar auf der Stammsilbe, nur der Nebenaccent ist frei; er wird zwischen den Hauptaccenten nach Maßgabe der qualitativen Beschaffenheit der Silben verteilt: ein mutiger Geselle, aber ohne Nebenaccent ein mutiges Pferd. Er ist, bei der relativen Natur des Accentes, überhaupt bloß möglich, wo drei Silben erscheinen, also Sturmflut, aber mit Nebenaccent Sturmfluten.

Nun erst ist klar, inwiefern man den antiken Vers als einen quantifizierenden, und den deutschen als einen accentuierenden bezeichnen darf. Der antike ist quantifizierend, nicht in dem Sinne als ob er des Versaccentes

entbehren könnte, sondern weil bei ihm bloß auf die Quantität der Worte zu achten, der Versaccent aber von dem Wortaccent unabhängig, mit dem Verschema gegeben ist. Der deutsche Vers dagegen ist accentuierend, insofern als der natürliche (proaische) Accent der Worte zu beachten ist; nicht aber, als ob deshalb die Quantität völlig gleichgültig wäre. Bei regelmäßigem Wechsel von Hebung und Senkung, also in trochäischen oder jambischen Versen, wird sie allerdings weniger beachtet, aber auch weniger gefährdet; wo aber (wie im Hexameter) zweifelhafte und dreifelhafte Versfüße gemischt sind, gelangt sie wiederum zu erhöhter Bedeutung. Von accentuierenden und quantifizierenden Versen kann also nicht in rhythmisch-musikalischer Einnahme die Rede sein, sondern nur mit Rücksicht auf das zu den Versen verwendete sprachliche Material.

Die Folgen der herrschenden Begriffsverwirrung sind am deutlichsten bei der Uebersetzung der antiken Versfüße in deutsche zu Tage getreten. Um für einen antiken Trochäus oder Jambus den entsprechenden metrischen Wert im Deutschen zu finden, muß man sich vor Augen halten, daß Trochäus und Jambus nicht bloß  $\bar{u}$  (Länge und Kürze) und  $\bar{u}$  (Kürze und Länge) bedeuten, sondern daß der Versaccent dazu kommt: also  $\bar{u}$  und  $\bar{u}$ . Wollen wir nun z. B. für den Spondeus den entsprechenden Wert suchen, so haben wir nicht bloß für zwei Längen ( $\bar{u}$ ), sondern für zwei Längen mit dem Versaccent ( $\bar{u}$ ) die Entsprichung zu suchen. Dem griechischen  $\sigma\acute{\upsilon}\gamma\gamma\epsilon$  im Verse entspricht also als vollkommener Spondeus das deutsche Sturmflut. Unsere Metriker gefallen sich aber in dem folgenden *circulus vitiosus*. Sie suchen für die erste Länge des Spondeus  $\sigma\acute{\upsilon}\gamma\gamma\epsilon$  eine betonte Silbe; mit Recht, denn die erste Silbe hat auch im Griechischen den Versaccent. Sie fordern aber nun irrthümlich auch für die zweite Länge eine ebenso stark betonte Silbe, und finden es anstößig, daß die

zweite Silbe in Sturmflut weniger stark betont ist als die erste. Sie vergessen den Versaccent auf der ersten Silbe des griechischen Spondeus und fordern deshalb irrthümlich eine betonte Hauptsilbe für jede griechische Länge. Aber nur der griechischen Länge in Hebung entspricht im Deutschen eine betonte Hauptsilbe; der antiken Länge in Senkung entspricht im Deutschen jede lange Silbe überhaupt, auch die unbetonte. Ja, je weniger die zweite Silbe in sturmflut-Accent hat, um so besser tritt in dem Spondeus der Versaccent heraus, um so brauchbarer wird er für den Rhythmus.

Es giebt in der antiken Metrik bekanntlich einen Dithyrambus und einen Dithambus, die man eben so unverständlich in die deutsche Metrik übertragen hat. Will man aber für diese Versfüße die entsprechenden Werte im Deutschen einsehen, so darf man wieder den Versaccent, der sich im Griechischen von selbst versteht, nicht übersehen. Für den Dithyrambus hat man daher nicht bloß  $\bar{u}$  anzulegen, sondern  $\bar{u}$ ; für den Dithambus nicht bloß  $\bar{u}$ , sondern  $\bar{u}$ . Diese Figuren sind aber im Deutschen nach der Natur der Sprache und des Accentes ganz unmöglich, weil eine Länge zwischen zwei Kürzen immer betont ist: ungewitter und bekümmernis haben auch im Verse nicht einen, sondern zwei Accente. Sie bilden nicht einen Versfuß, sondern eine trochäische resp. jambische Dipodie.

Nicht geringere, sondern noch größere Schwierigkeiten bereitet uns der „nationale“ Vers, der in den Reimpaaren des Hans Sachs und in den Mittelversen bis in die neueste Zeit fortlebt. Goethe redet von „Hans Sachsischen Mittelversen“ und durch ihn ist dieser Name auch in die moderne Literaturgeschichte eingebürgert, obwohl sich leicht erkennen läßt, daß der Vers des Hans Sachs und der moderne Mittelvers zwei ganz verschiedene Dinge sind.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

## Die Dichtung und das Briefpapier.

Die Zeiten, wo man die Verfemacher für unnütze Menschen hielt, sind bekanntlich längst vorüber; heute wird ihre Bedeutung für das praktische Leben voll anerkannt. Wer eine neue Bränerie oder einen neuen Tauskaal eröffnet, wer einen Buchstaben mit Straut oder einem Andebelien mit Linien die richtige Weisheit geben, wer auf seinen Handel mit neuen oder auch nur mit lebensmüden Kleidern die Aufmerksamkeit lenken will, ruft heutzutage den Poeten herbei und setzt ihn in Nahrung, beweihe den Poeten, für den es Schillers Zeiten noch auf Erden keinen Platz gab. Vielleicht allerdings hat der große Dichter an Talenten anderen Schicksal gehabt, als an die Amononen-Poeten von heute und würde sogar die in Berlin wirkende Dichterin der „Goldenen 110“, die für ihre Poeten ein fast ebenso großes Jahresgehalt bezieht, als die Bekantstümme alter Damenthororate, die Schiller je erhalten, nicht gemeint haben wollen. Aber auch wenn man von diesen Ueberlebens-, dann von den Hochzeits- und sonstigen Gelegenheits-Sängern absehen will, steht es an Anzeichen nicht, daß wir einer neuen, ungedachten, großartigen Ausnutzung der Poete durch die Industrie entgegengehen. Vor einiger Zeit hat eine Fabrik landwirthschaftlicher Maschinen in Mitteldeutschland an eine Reihe namhafter deutscher Dichter das Ersuchen gerichtet, ihr langbereite landwirthschaftliche Lieber einzulegen, mit denen

sie ihren neuen Preis-Conrart zu schmücken gedent und gleichfalls vor nicht allzulanger Zeit hat eine Fabrik, die Verträge aus Thon erzeugt, die Kräfte Deutschlands um Epigramme erucht, die ihre Spitze gegen das Biertrinken aus gläsernen Gefäßen richten sollen. Ob diese beiden Anregungen auf fruchtbareren Boden gefallen, wissen wir freilich nicht; hingegen hat ein Verband deutscher Fabrik-Industrieller, wie mächtig bekannt, aus den Beiträgen deutscher Dichter, die daneben rathen und schnupfen, ein ganzes Buch zum Lob des edlen Strauts zusammenstellen können; allerdings rümpfen viele Beiträge von anderen Leuten her, von Kaufmännern und Schnupfern, die daneben dichten.

Den allerglänzendsten Erfolg aber hat das letzte Weihnachtstfest an diesem Gebiete der Ausbarmachung der Poete im Dienste der Industrie gezeitigt. Eine Wiener Briefpapier-Fabrik (Tener & Hardtmuth) hat den Einsatz gehabt, ihre neuen Briefpapiere zur Abwechslung nicht mit Blumenkränzen, Städtebildern oder Stahlbild, Photographien berühmter Schnupferleutchen oder Initialen in wunderbarer Veranschaulichung zu zieren, sondern mit — Autographen deutscher Dichter, die sie eigens zu diesem Zweck einsummelte. Ein gentler Einsatz! Denn erstens ist's mal was Neues und zweitens: die Blumenmalerei, die Zeichner muß man bezahlen, von den Poeten kann man's gratis haben. Und sie kamen



wirflich, alle, die gerufen waren oder doch fast alle! Warum? Vielleicht weil sie insgesamt — wer's anders weiß, melde sich! — wahrhaft lebenswürdige Menschen sind, vielleicht auch weil sie dachten: „Ein Autographen-Papier — vortrefflich! Wer unsere Handschrift haben will, kann sie nun billigt kaufen — und die Beheißung um „einige Zeilen von der Hand des Lieblingsdichters“, dessen Namen man eben dem Konversations-Lexikon entnommen, hat ein Ende!“ Ach! die Idealisten! . . . Aber gleichviel, seinen Spruch hat jeder beigesteuert, und der zielt nun in treuem Facsimile die einzelnen Bogen. Einiges sei hier wiedergegeben:

Rudolf Baumbach giebt den Briefschreibern die Lehre:

„Statt geehrt schreib' hochgeehrt,  
Hoch — statt wohlgeboren;  
Reich' den Titel edles Pferd  
Trotz der langen Ehren.“

Der Vers von Friedrich v. Bodenstedt dürfte einer der letzten gewesen sein, die er geschrieben:

„Auf dauerndes Papier schreib' Alles nieder,  
Was Herz und Geist bewegt! — Einst wird Dich's freun,  
Gedanken früher Tage zu erneun,  
Siehst du die lang vergessnen Blätter wieder:  
Du wirst, recht häufig dich zu ihnen kehrend,  
Dir selber nützen, ihren Reichtum wehrend!“

Georg Heber's spendet ein persönliches Sprüchlein:  
„Rein Schreiben an mich soll dir's immer sein,  
Als schaute mein Bild dir ins Auge hinein,  
Und ist' ich dann, was deine Hand mit schreib,  
Wird's sein, als hört' ich dich reden, Lieb!“

Marie von Ebner-Eschenbach steuert folgenden Gedanken bei:

„Briefe von geliebten Menschen verbrennt man gleich  
— oder nie.“

Ernst Eckstein mahnt:

„Weide das augenmordende Krigen,  
Weide das felsenmordende Wigen!“

Karl Emil Franzos spricht den Benüßern des Papiers ernsthaft, aber höchst wahrscheinlich vergeblich ins Gewissen:

„Wenig' dies Blatt nach deines Herzens Pflicht,  
Zum Lieben, Hasßen, Löhnen oder Strafen,  
Ja, muß es sein, sogar für ein Gedicht,  
Nur bitte, niemals drauf um Autographen!“

Ludwig Finkda's Sprüchlein lautet:

„Gern wird verzichten Stolz und Still,  
Auf's Lob von Allen,  
Wer denen nur gefallen will,  
Die ihm gefallen.“

Wilhelmine von Hillern dichtet:

„Ius wachsen keine Flügel  
In alle Ewigkeit —  
Doch trägt uns eine Feder  
Weg über Reim und Zeit!“

Wilhelm Jensen feuert eine Mahnung bei, die, wenn sie beherzigt würde, die deutsche Briefpapier-Industrie auf das Empfindlichste schädigen könnte:

„Bedenk', eh du zur Feder fäßt,  
Eh du Lebenswertes zu schreiben haßt.“

Wilhelm Jordan hat, als er zur Feder griff, einen ähnlichen Gedanken gehabt wie Franzos, nur drückt er ihn viel drastischer aus:

„Daß du den Dichter wirflich siehst,  
So plag' ihn nicht als Musterdieb  
Um Federproben, die er schrieb!“

Paul Lindau hat sich nicht schwer gemacht:  
„Für heute nur wenige Worte — nächstens mehr.“  
Von Konrad Ferdinand Meyer stammt hingegen ein Spruch, der tiefsinniger ist, als er erscheinen möchte:

„Cum Deo et Die,  
Mit Gott und der Stunde.“

Von G. von Moser, dem lustigen Schwankdichter, kommt die weise, freilich nicht verblüffend neue Lehre:

„Eh du schreibst, beginn zu denken,  
Dann kannst du manches Wort dir schenken.“  
Gingegen predigt B. S. Nischl, der Kulturschlichter und Novellist, eine Lehre, die er stets selbst befolgt:

„Nicht denken — langsam schreiben!“

Otto Noquette ist lebenswürdig wie immer:

„Erwartet mit Bangen —  
Sind Freuden empfangen!“

Leopold von Sacher-Masoch:

„Ein Brief ist ein geistiges Selbstporträt.“

Herrn von Sacher-Masoch's Schrift ist ausfallen

schmerzig. —  
„Einen sehr wahren Spruch aus seiner „Ehre“ —  
wohl dem, der diese Wahrheit nie empfunden — steuert  
Fermann Sudermann bei:

„Ein volles Nebenreden ist schon ein halbes  
Glücksdäselein!“

Ernst Wichert thut seiner prächtigen, Charakter-  
vollen Handschrift sehr Unrecht, wenn er schreibt:

„Glautes Papier, weiche Feder, flüssige Tinte sind  
drei treffliche Schriftesfer; aber sie thun nicht Alles!  
Schreibe jedenfalls besser als ich!“

Adolf Wilbrandt's Spruch lautet:

„Lob, Alter, Sorge wollen nicht  
Gebeten sein.“

Die Freude harrt, im Schleier dacht,  
Auf dein „Kerlein“

Von Ernst von Willendorff kommt der Vers:

„Früher mit der Wänsfeder  
Heute schreiben wir mit Stahl —  
Dum bedenk' ich ein Jeder:  
Scharfer Stahl bringt scharfe Qual.“

Das ist natürlich nur ein geringer Bruchteil der  
Sprüche, welche die Kassetten enthalten. Sie mögen  
als hübsches Geschenk viel Abjaz gefunden haben und  
noch ferner finden. Aber welche Industrie kommt nun  
an die Reihe?! \*) — — —

\*) Dieser Artikel war bereits gefeßt, als uns ein  
virtular zukam, das die im Schlußatz aufgemerkene  
Frage überraschend genug beantwortet: die Riechle-  
Industrie! Aus Württemberg werden Deutschlands  
Dichter um langbare Wieder, die das Fabraz und  
Nachtzarten verherrlichen, ersucht. Vivaat sequentes.

Die Red.

## Ein Volksdichter.

Heinrich Hansjakob ist's, den ich meine — wer  
kennt den Namen schon?! Und doch sind seine Erz-  
zählungen aus dem Schwarzwald „Wilde Kirchen“  
(Heidelberg, Georg Weisk) ein ganz prächtiges Buch.  
Inmerhin liegt es nun doch schon in dritter, vermehrter  
Auflage vor. Das ist oberdentlich tröstlich, denn wie der  
Verfasser im Leben seine eigenen, etwas sonderbarlichen  
Hade geht — er ist ein ungeheuer streitbarer katho-  
lischer Pfarrherr im Badenschen — so auch in der  
Kunst: er gehört zu keiner „Schule“, schreibt, wie ihm  
beliebt, ohne viel nach künstlerischen Gesetzen zu fragen,

und wenn er sein Buch „Erzählungen“ nennt, so find  
darunter bei Leibe keine Novellen oder Dorfgeschichten  
im gebräuchlichen Sinne zu verstehen. Es ist ein  
Mischwerk von Erinnerungen aus der Kinderzeit,  
Kulturbildern und dichterischen Darstellungen des bauer-  
lichen Lebens, aber wie reizvoll, weil Alles so voll  
Lebensfülle ist und weil hinter dem Buche ein Mensch  
steht, mit warmem Herzen und echtem Humor und  
Witzgefühl mit der Kreatur, dabei ein sprachgewaltiger  
Schriftsteller, wie es heutzutage nicht gar so viele giebt.  
„Ich bin weder frei noch ein Poet“, sagt er selbst und

ist auf die Freiheit und den Liberalismus schlecht zu sprechen — gut, also nicht frei, aber ein „Voet“?! — das bist du doch, wackerer Pörrer von Hegnau und wirst es dir gefallen lassen müssen, daß man dich freudig dazu zählt! Einer der Rezensionen, die der Verleger beigegeben hat, entnehme ich, daß ein Rezensent der „Dibaldalia“ geschrieben hat, Hansjacob sei sogar — man denke! — Ganghofer an die Seite zu stellen. Der manierierte oberbairische Salon-Jobler und dieser naturwüchsig Brachimensch — was doch Alles heutzutage in Deutschland die freisinnige Feder führt! Über dieses Buch aber hat die Kritik eigentlich nichts Anderes zu sagen, als: „Geh hin, Leier, und lauf es!“ und wenn ich noch Zweierlei beifüge, so geschickt es nur, weil ich hoffe, daß man dann meinen Rat um so lieber befolgen wird.

Also vor Allem die Erklärung des Titels, wie sie Hansjacob selber giebt. „Wilde Strichen nenne ich meine Leute (die Originalmenschen des Kleinbürgerthums und des Handwerkerstandes zu Haslach im Rinzigtal), weil die Originalstriche, wie der liebe Gott sie bei uns machen läßt, die wilde ist. Sie hat keine Kultur, ist nicht gezeitigt und dorebelt, enthält aber weit mehr Geist und Schärfe als ihre kultivirte Schwester. Ich bemerke noch ausdrücklich, daß ich meine Originale streng nach der Natur und dem wirklichen Leben gezeichnet habe. . . . Und wenn einer oder der andere Leser in dem Buche Tadelnwertes findet, so möge er bedenken, daß der Verfasser in mancher Hinsicht eben auch zu den wilden Strichen gehört.“

Und nun zum Schluß — gegen die Gewohnheit dieser Zeitschrift, aber einmal ist einmal — eine Probe aus dem Buch selbst:

„Es war ein heißer Sommertag, als der Centenmann auf dem Vermeshof anlopfte, um den „Bauer“ zu seinem Weib, das schon seit Jahren auf dem Kirchhofe von Zell ruhte, abzuholen. Die Kinder, alle erwachsen, umstanden das Sterbelager des Vaters. Drunten im Thal arbeiteten Aechter und Mägde, um die Weigenente heimzubringen. Drüben von der Kinzig her zog ein Gewitter dem Thale zu. Schon rollte der Donner in der Ferne.

Der Himmel selbst kammt auf, wenn Fürken sterben“, sagt Schafsparte, und ein deutscher Hofbauer ist auch ein Fürst. Er war es wenigstens noch zu

Zeiten des alten Hermesbauers. Der hörte im Sterben die Stimme des kommenden Wetters und wußte, daß die Ernte drunten lag am Fuße des Dügels. „Ich kann allei sterben“, hub der Alte zu seinen Kindern zu reden an, „heißt ihr bunte bene Wölter Garbe binde und sorgt für euer Brod zur Winterszil. Ich bruch feins meh, ich wari' uf de Winter bunte im Gottesacker.“ Hinter dem uralten Staften in der Sterbekammer stand eine alte, lange Fintze, im Hause von jeher nur „der Brummler“ genannt. Schon der Urahn des Sterbenden hatte mit dem Brummler das Neujahr und die Kirchweh' ins Thal hinuntergeschossen. Mit dem Wolle der sterbende Hermesbauer den Tod anlagen. „Leget mer de Brummler“, sprach er weiter, „untes Kammerfersterle, aus Schloß bindet ihr a Schnur und die Schnur genu ihr mir in d' Hand. Und jes genu ihr nob (hinab) und bindet Garbe und der Vatter wartet uf de Tod, und wenn er kummt, so zieg i am Brummler. Wenn ihr de „Brummler“ im Thal dunte häre, so kneip ihr na und bättet a Vaterunser un a „Herr gieb ihm die ewig Ruhe“ — denn no ich euer Vatter g'torbe. Und jes bhiet euch Gott! Wivue brab, wie euer Vatter und Maatter gi sin. Aber genu well, es bundert scho wider!“

Der alte Hermesbauer hatte allzeit seinen Willen, fest wie Eisen. Sein letzter Wille aber war heut wie Diamant. Die Kinder, immer gewohnt, ihm zu folgen, gehorchten auch hier. Weinend gingen sie den Hügel hinab, und unter Tränen banden sie ihre Garben. Thränenden Auges schauten sie von Zeit zu Zeit von der Arbeit hinauf zum Vermeshof, ob sie nicht vor dem Donnern des Himmels den „Brummler“ überhört hätten. Eben war die letzte Garbe gebunden und geladen, da fuhr Bliz und Schlag übers Thal hin. Eine plötzliche Stille folgte dem Zucken und Rollen des Himmels — da fällt ein Schuß vom Hof herab, der Brummler gab das Todesignal des Vaters. Neben dem Erntewagen knien die Kinder und beten ein Vaterunser und Herr gieb ihm die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihm. Dann fuhren sie ihre Garben den Berg hinauf ins Vaterhand. Der Vater ist tot, da sie seine Stube betreten. Die Ernte ist daheim und der Vater auch. —

Nicht wahr — das ist ein Scherz?!

I. II.

## Zedlitz und Herwegh.

Die „Deutsche Dichtung“ vergißt über den Lebenden der Toten nicht ganz. Wellest ich mir daher folgende bescheidene Mitteilung erlaube:

Herweghs bekanntes Send schreiben an den König von Preußen war eben erschienen. In einem Wiener Salon kam in Zedlitz' Beheln die Rede auf jene Verse, namentlich die Stelle: „Denn wer wie ich mit Gott gegroßt — kann auch mit einem König großen!“ Man fragte Zedlitz um seine Ansicht darüber. Er erwiderte flugs in Versen:

„Daß der Herwegh also froht,  
Gott, wie bist du zu befragen,  
Wie wirst du in deinen Höhn  
Diesen mächtigen Jörn ertragen!

Wenn er mit den Kön'gen fertig,  
Es erlegen sind dem Necken,  
Weß dann Gott dir, dem Almächt'gen,  
Wöcht' in deiner Haut nicht stecken.“

Ein Verehrer von Zedlitz erbat die Erlaubnis, die Verse aufschreiben zu dürfen. Sie machten bald handschriftlich die Runde. Ob sie je gedruckt worden sind, weiß ich nicht, in den Gedichtsammlungen von Zedlitz sind sie nicht enthalten. Gewiß ist aber, daß Herwegh von den Versen erfuhr. Ich habe selbst einen Brief von ihm gesehen, worin er schrieb, „er wolle Zedlitz seine wesseln „Totentänze“ vom Kopfe reißen.“

Tempi passati! — als Lebendige können heute beide nicht mehr gelten!

G. H. Müng.

## Neue Lyrik.

Ein wirklicher Dichter ist Heinrich Vukthaupt und seine Sammlung: „Durch Frost und Glut“ (Oldenburg, Schulze'sche Verlagsbuchhandlung) hat mit Recht so viel Freunde gefunden, daß sie nun in zweiter Auflage erscheinen konnte. Der feinsinnige Dramaturg erweist auch in dieser Sammlung seine gebiegene Bildung, und manches Gedicht zeigt sogar mehr für die Ausbildung, als seine poetische Begabung, aber ein Bil-

dungsdichter ist er deshalb doch nicht zu nennen, der Stern ist edel und hier und da hören wir unter dem Protatengewand dieser kunstvoll gebauten Verse ein Menschenherz in wahren Schmerzen und wahrer Freude pochen, daß wir uns diese Erkenntnis auch dann nicht trüben lassen, wenn wir auf Wiles treffen, was nur Kostüm- und Reflexions-Lyrik ist. Die Volkshilfsmannier, der Ton der derben, volkstümlichen Romane liegt dem Dichter

am wenigsten und darum ist der Romanzen-Geist „Der junge Mönch“ der schwächste Teil des Buches, aber jeder der andern sechs Abschnitte enthält Schönes, ja Bedeutendes. Am höchsten stellen wir jene Gedichte, wo uns ein tief und stark empfindender Mensch sein Sehnen nach höchsten Zielen, seinen Durst nach Schönheit, sein Kämpfen, Versagen und Ermannen schildert („Einigkeit“, „Nacht“, „Ein Gleichniß“, „An die Schönheit“, „Ein Vater-Mutter“, „Vergentage“, „Aufforakel“ u. a.). Diese Gedichte stehen in den beiden Abschnitten „Aus Ausland“ und „Aus Deutschland“ wohl nach den Ländern, wo sie entstanden sind, so benannt, ein Lokal-Kolorit ist nicht in ihnen. Am fassensten ist dies Kolorit dem Abschnitt: „Aus Griechenland“ aufgeprägt, oder richtiger: für dies Schwelgen in der Antike findet Vultzhaupt nach seiner Eigenart am besten den Ton; weit weniger für die naturwüchsige, heißlobernd empfundene, aber doch etwas zu besonnen vorgetragene italienische Liebesgeschichte „Torina“. Auch unter den Zeit- und Streitgedichten findet sich viel Hübsches, die Ironie freilich ist weit weniger Vultzhaupts Sache, als das Pathos.

In Einigen eine verwandte Natur ist Heinrich Löbner; auch er wirkt in seinen „Gedichten“ (G. Viersons Verlag, Dresden) am ergreifendsten da, wo er uns in sein lühendes Herz blicken läßt, — „Arbeit und Arbeit, Nacht und Tag — und Ringen, Kämpfen, Streben“. Die Übereinstimmung im Empfinden der beiden Poeten ist zuweilen eine so große, daß einige Gedichte in beiden Sammlungen den Platz tauschen könnten, ohne daß dies irgend auffiele. Schon dies beweist, daß Löbner seinem Bremerer Bruder im Apoll weder an idealem Schwung noch an Formtalent nachsteht, wohl aber an Vielseitigkeit der Stimmungen und des Kolorits, wogegen Vultzhaupts Lieber nur selten jene schlichte, tiefe Innigkeit des Gefühls atmet, die uns aus diesem kleinen, schmachtigen Bändchen so warm und sympathisch entgegen grüßt. Freilich haben es Naturen wie Löbner unendlich leichter, sich die innere Harmonie, die stete Wärme des Empfindens zu erhalten; er ist tiefgläubig. „Eins nur weiß ich, das nicht schwändelt: Gottes Sonne, Gottes Gnade“. Das häßliche Lügenged, das die „Remuren“ singen, giftet für ihn in dem Frevel: „Eine Lüge ist das „Trüben!“ — wer seinen Gott verloren, ist „leidgeboren“ dem „hilft keiner nach Haus“. Aber diese Frömmigkeit ist eine so ehrliche, so tiefinnerste, ihr Ausdruck ein so poetischer, daß all die Fehler dieser Gruppe, obwohl auf einen Ton gestimmt, doch nicht den Eindruck des Einförmigen machen; nächst jenen, die den Vultzhaupten

ähnlich, das wirre Menschenstreben mit der Leuchte des Schönen und Guten zu erheben suchen, sind diese religiösen Gedichte die besten des Büchleins. Der Liebessicher sind wenige und diese gehören nicht zu den besten der Sammlung; ergräbende Dichtungen fehlen ganz, ebenso Epigramme, auch von den Kämpfen der Zeit wissen diese stillen Mütter nichts. Aber noch mehr: jener enge Kreis, in dem sich Löbner bewegt, wird durch die Anwendung berückelnden Versornen — der gereimte jambische Vierzeiler fast immer wieder — noch enger; ein Naturbild wird hingestellt und symbolisch ausgedeutet, um ein Empfinden auszudrücken, und daß unter den 59 Liedern drei mit demselben Titel „Nacht“, zwei mit „Abend“ überschrieben sind, ist kein Zufall — und dennoch macht diese enge Welt nicht den Eindruck der Armut. Denn das Wichtigste ist vorhanden: die Begabung und die Eigenart.

Das unterscheidet den Poeten vom Dilettanten, auch von jenem, der die höchste Stufe des Dilettantismus einnimmt; er verfügt nicht bloß über gute Form und sicheren Geschmack, sondern es taucht auch ab und zu etwas wie Eigenart auf, nur ist sie eben viel zu schwach vorhanden, um Allem ein starkes Gepräge zu geben.

Als ein Dilettant dieses edlen Schlages erweist sich Julius Ernst von Günther in seinen „Gedichten“ (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung). Weit und breit kein falscher Reim, kein ungelenkter Satz, alles glatt und nett ausgefeilt, aber jeder der Abschnitte enthält neben Gutem Mittelmäßiges und das Gute erwirbt sich dieses Epitheton mehr von unserm Verstand, als von unserm Gemüt. Vor Allem aber — und dies ist das Charakteristische — wäre es unmöglich, Günthers Tonart näher zu bestimmen; er hat eben verschiedene Tonarten, je nachdem er im Raum Auslands oder Heilands, Platens oder Wagners gestanden. Die relativ hübschste Abtheilung scheint uns die rein lyrische; am wenigsten haben uns die patriotischen Gedichte gefallen, weil sie von argem Schwulst entsetzt sind.

Der lyrisch-didaktische Geist: „Sich und werde“ (Großenheim, Baumert & Ronge) verweist seinen Verfasser Adolf Brieger in dieselbe Reihe. Das Streben, den Entwicklungsgang einer Mannesseele von einer ethisch geringeren zu einer edleren Weltanschauung darzustellen, ist ebenso anzuerkennen, wie jenes nach möglichst poetischer Wiedergabe philosophischer Gedanken. Aber diese Gedanken an sich sind nicht tief noch neu, und um aus diesem Stoff eine wirkliche Dichtung zu gestalten, hätte es einer weitans stärkeren Kraft bedurft, als sie dem Verfasser gegeben ist.

Otto Gertung.

## Vitterarische Notizen.

— Allergewöhnlichstes Leihbibliothekensutter ist der Roman „Kreuzborn“ von einer Berliner Christinellerin, H. Schobert. (Zwei Bände, Dresden, Viersons Verlag.) Die Verfasserin, die vergleichsweise spät zur Feder gegriffen hat, zeigte in ihren ersten Schriften neben genügender Schärfe der Beobachtung äußerer Dinge auch eine Kenntniß des Menschenherzens, um bereutwillen man sich Besseres von ihr verschreiben dürfte; vorliegende Roman aber ist ein Ragout nach jenem Rezept, wie es die Familienblätter ihren Mitarbeiterinnen, sofern sie „bei unsern verehrten Abonnenten“ beliebt werden wollen, vorzuschreiben pflegen. Nimm einen überaus edlen Professor, der sich für seinen schwachen, charakterlosen Bruder opfert, indem er eine reiche Frau heiratet, die er nicht liebt; eine noch viel edlere, ja geradezu unaußersichtlich herrliche Heldin, ein „Brouze-Vaaren“ und einem reinen, starken, tapferen, opferfreudigen und

weih der Himmel was noch Herzen; dazu ein paar Nebenfiguren, teils von rachsüchtiger Bosheit, teils von himmelwahrer Güte — erinne eine Darlegung dazu, wie sie an Unwahrscheinlichkeiten und auch an angenehmen Überdahlungen für jede Nummer nichts zu wünschen übrig läßt und lode so viel Pröde auf, daß das Zeug für länger als ein Quartal reicht! Der Roman beweist, daß sich H. Schobert immerhin schon so gut auf die Anfertigung solcher Ragouts versteht, wie irgend Eine; auch ihre poetischen Zuthaten sind bereits ganz auf dies Niveau gestimmt; der Titel ist natürlich „symbolisch“; der Held und die Heldin, die sich nicht heiraten können, weil der Professor, wie gesagt, aus Ekelmut verheiratet ist, haben an dem Tage, wo sie sich ihrer Liebe bewußt geworden, einen Kreuzbornzweig geküßt, was Unglück bringt. Ach, ein großes Unglück: zwei Bände!

r. g.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Schomps in Berlin. — Druckort, auch im Einzelnen, ist unterlagt nach mitz. Postrechtlich verfolgt. — Verlag von J. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von L. Bode in Berlin.



## Heimkunft.

Ein Roman von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

### VIII.

Man wußte allgemein in der Stadt, es vergehe kein Tag, an welchem Jan Harring nicht das Mattenlodtsche Haus besuche und mehrere Stunden darin zubringe, denn die Anteilnahme an ihm war so groß, daß sie nichts ihn Betreffendes außer Acht ließ. Da er mit ziemlicher Regelmäßigkeit um die gleiche Zeit durch die Straße gegangen kam, warteten, dem Hause des Bankiers gegenüber, stets einige Tugend Köpfe mit bescheidener Zurückhaltung hinter den Gardinen an den Fenstern, sich über seinen Eintritt in die Thür zu vergewissern; wo die Siebelsrüchfen der an den Garten grenzenden Gebäude Öffnungen aufwies, harrten Andere, oft selbst unbequemste Stellungen und Spinnewebe nicht scheuend, vor Bodenlufen auf den Augenblick seines Herabtretens von der Veranda, und sogar über die Wasserfläche hin richteten sich zur besten Stunde aus den jenseits belegenen Häusern Operngläser und Feldstecher nach den allerdings leider nur in geringfügiger Ausdehnung übersehbaren Gängen und Sitzplätzen des Mattenlodtschen Gartens. Man führte allseitig genaue Rechnung über die jedesmalige Dauer seines Verbleibens und unterrichtete sich nach bester Möglichkeit von der äußeren Erscheinung der wahrnehmbaren Personen.

Bei Jan Harring blieb freilich der dunkelblaue Anzug immer der nämliche, dagegen ergab die Beobachtung bei Fräulein Clotilde nun täglich wechselnde Toilette; ja, einige ihrer nächsten Freundinnen erklärten bestimmt, sie müsse sich in allerletzter Zeit mehrere, ihnen bisher völlig unbekannt gewesene, neue Kleider angeschafft haben, und eine, in Folge einer Wette angestellte Nachfrage bei der Schneiderin trug den ihrer Behauptung Sicherem den Gewinn ein.

Wie man vielfach vernahm, sollte Clotilde Mattenlodt gar keine Ahnung davon besitzen, daß Herr Harring um ihretwillen komme, sondern glauben, seine Besuche gälten lediglich ihren Eltern, wiewohl ihr Vater sich stets in seinem Coitoir befinde und Frau Wellega in jüngster Zeit berartig von einer philanthropischen Thätigkeit für arme Wächnerinnen in Anspruch genommen werde, daß sie bis auf eine kurze Begrüßung die Fürsorge für eine Unterhaltung des Gastes ganz ihrer Tochter anvertrauen müsse. Diese aber erwartete auch keineswegs eine solche tägliche Wiederkehr desselben, sei vielmehr jedesmal sehr überrascht, wenn sie sich zum Leben oder Zeichen in eine versteckte Laube zurückgezogen habe und unversehens der Besucher sie dort auffinde. Zum Glück stelle er sich immer zu einer so weit vorgeführten Stunde ein, daß sie ihn zumeist in schicklicher Toilette empfangen könne; aber zweimal habe er sie doch noch in einem, wenn auch recht kleidsamen, doch sehr legeren Morgenrock angetroffen, und die Frau Lustizrat Stubensittig fügte dieser Mitteilung hinzu:

„Das liebe Kind ist so harmlos, daß man wirklich befürchten muß, sie könne sich bei ihrer Bedachtlosigkeit einmal in die vermeinte Sicherung ihres Gartens in einem Bekleidungsustande hinausgetrauen, der nicht für die Augen eines Herrn geeignet wäre, oder vielleicht im Gegenteil dieselben zu sehr auf sich zöge.“

„Wodurch könnte eine Toilette das, wenn sie nicht hübsch ist?“ fragte eine anwesende Nichte der Frau Lustizrat, die letzte Anmerkung ihrer Tante nicht begreifend. „Eine geschmacklose sieht doch niemand aufmerksam an.“

„Ein liebes, unschuldvolles Kind“, bemerkte eine Jugendfreundin der Frau Stubensittig nur

dem Ohr der letzteren vernehmbar, „ganz Dein Ebenbild, als Du in ihrem Alter standest. — Ja, ich besorge auch, daß die liebe Clotilde sich einmal erkälten könnte, am Wasser geht doch manchmal ein recht kühlter Luftzug für die leichte Kleidung, die sie öfter trägt. Aber ihre Jugend baut so gläubig auf die Unangreifbarkeit ihrer Gesundheit, daß man zuweilen fast meinen könnte, sie gehe geradezu darauf aus, sich einem Angriff bloßzustellen.“

Jan Harring konnte nicht umhin, manchen an ihn ergehenden Einladungen der alten Bekannten Folge zu leisten. Oder richtiger, bei seiner Art, nichts zu thun, was er nicht wollte, hätte er nicht hinzugehn gebraucht, doch er that's aus eigenem Wunsch und Willen. Er konnte auf die Feinsüßigkeit rechnen, daß man stets auch seinen alten Freund Mattenlobd, sowie dessen Familie mitgeben habe, indes nicht hierauf allein, sondern ebenso auf die sinnige Fügung eines artigen Zufallspiels, daß er überall, selbst ungeachtet vorheriger andrer Fischordnung, im letzten Augenblick seinen Platz neben demjenigen Fräulein Clotildes einnehmen werde. Sie sagte, als es sich zum dritten- oder viertenmal wieder so traf, mit einem bezaubernden Lächeln:

„Das ist wirklich zu merkwürdig, wie Ihr Mißgeschick es darauf abgesehen hat, Sie immer neben mich kommen zu lassen. Aber ich will mit-leidig sein und Sie endlich einmal von einer Ihnen nachgrade sicher langweilig werdenden Nachbarin erlösen.“

Dabei machte sie eine Bewegung, aufzustehn; er antwortete etwas primanerhaft ungeneut:

„Das heißt wohl — Sie wollen wohl um Hörtwillen von mir weg, Fräulein Clotilde, weil meine Unterhaltung Ihnen langweilig ist.“

„Wui, Sie sind unartig! Nun bleibe ich zu Ihrer Strafe sitzen. Sie wissen doch, daß mir nichts lieber ist, als Sie von Australien erzählen zu hören.“

Ein schelmischer Blick begleitete die Ausführung der Strafe; die Augen der übrigen Fischgäste streiften nur distret einmal an den Weiden vorüber, da und dort flüsterten sich ein paar Nachbarn zu:

„Was sich liebt, das neckt sich.“

„Aber in Wirklichkeit hängt sie an seinen Lippen, als führe er lauterer Gold im Munde.“

„Es giebt doch nichts Erstreuerdes, als wenn ein so für einander geschaffenes junges Paar sich zusammen findet.“

„Man meinte früher, daß sie den Baron von Hagen —“.

„Aber, ich bitte Sie — Rang und Titel kommen bei der Herzensneigung eines so ungewöhnlich begabten Mädchens doch erst in zweiter Reihe, und ihre Liebe weiß den realen Wert eines Mannes zu schätzen.“

Man hatte im Anfang Jan Harring als einen „Mann in den besten Jahren“ betrachtet, wie es Clotilde Mattenlobd ebenfalls ihrem Vater gegenüber ausgesprochen. Doch auch dies war ein Irrtum gewesen, sie hatte es eingesehen und nach ihrem Vorangang auch alle andern. Zwar ließ sich in Anbetracht der Thatfache, daß er sich schon im ersten Kriege gegen Dänemark so glänzend mit Ruhm bedeckt habe, sein wirkliches Alter nicht niedriger schätzen, aber es bestand kein Zweifel darüber, daß seine äußere Erscheinung damit in einem beinaß' unsahbaren Widerspruch stehe und ihn als noch in den Zwanzigern befindlich vermuten lasse. Und die Frau Oberfeuerinnehmer Wieseahn begründete dies treffend:

„Ein Mann, der zum erstenmal sein Herz erschließt, das sich noch nie einem weiblichen Wesen zugewandt gehabt — Sie verstehen, was ich damit sagen will, dessen Leben sich in der Keinheit einer weißen Frühlingsblüte erhalten hat — ein solcher, meine lieben Freundinnen, sieht für die feine Empfindung eines Frauen-gemütes in der That noch in jugendlich liebens-werthem Alter, und ich hoffe, daß diese beglückende Erkenntnis — wenn auch wohl nicht allein — doch hauptsächlich Fräulein Clotilde zu ihrer Wahl geführt hat.“

In Einem vermochte das Zartgefühl der guten Gesellschaft noch keine sichere, allgemein gültige Entscheidung zu treffen. Man hatte Jan Harring mehrfach auf der Strahe Arm in Arm mit dem Altenabschreiber Christian Hundertmark gehen gesehen, und gegen die prosigge Annahme des letzteren war nicht die Reputation Harrings, sondern die seinige, wenn auch ohne sein Wissen, dadurch zu einer Besserung gelangt. Allerdings maß die Mehrtheit diesen Beweis von Anhänglichkeit der rührenden Treue bei, die der Heimgekehrte für alle seine ehemaligen Jugendgenossen an den Tag lege und sie im vorliegenden Falle durch Vertirung seiner allzugrosen Herzengüte auch einem Unwürdigen zu teil werden lasse.

Doch Einige von weicher veranlagter Natur erinnerten sich, Hundertmark sei eigentlich von

Hanse aus keine verächtliche Persönlichkeit gewesen, sondern wohl im Grunde durch den Umstand, daß man ihn zu sehr sich selbst überlassen habe, dahin gebracht worden, sein Pfund an mannigfachen guten Eigenschaften zu vergraben und in seiner Einsamkeit, vielleicht begreiflicher Weise, eine Tröstigung beim Glase zu suchen. Im Gegensatz zu früher, sollte er neuerdings auch durchaus schicklich gekleidet gehn, und die zu milderer Denkart über die Schwächen von Mitmenschen Beneigten fragten sich, ob es nicht ihre christliche Pflicht sei, ihn in einem, von ihm, wie es scheine, gefaßten Vorsatz eines neuen Lebenswandels zu unterstützen. Am Zweckdienlichsten, indem man ihn wieder zu einem Verkehr in der anständigen Gesellschaft, der er ja doch von Geburt angehöre, heraufhebe und ihm die veredelnde Einwirkung der Vorbilder seiner früheren Coëtanen auf ihn ermögliche. Und vielleicht am Nützlichsten, wenn man den „Sonderling“ einmal mit Harring zusammen einlade, um daraus zu erfahren, ob die Schätzung des letzteren ihn wirklich einen solchen Wert beimeße, daß er die Wiederaufnahme und Achtung der gebildeten Kreise verdiene.

Ein gewisses Wagnis lag freilich in einer derartig sich über verjährte Vorurteile hinwegsetzenden gesellschaftlichen Neuerung, indes wenn jemand der moralische Mut dazu innewohnte, so ward er dem Amtsrichter Nichtentfesselt durch das Rechtsgefühl seines Berufes in erster Reihe eingestößt. Außerdem wußte er, daß Hundertmark überraschender Weise vor Kurzem seine bisherige Thätigkeit als Gerichtsactenabschreiber aufgegeben habe und seitdem als Privatmann lebe; so war er nicht mehr als ein Subalternbeamter untersten Ranges zu betrachten, dessen Anwesenheit schon durch seine Stellung — obwohl diese bei einer ehrenhaften Persönlichkeit, welche Universitätsbildung genoßen, an sich belanglos war — hätte Anstoß verursachen können, und der Amtsrichter Nichtentfesselt Schritt als erster zu dem gewagten, doch bestimmt gefaßten Entschlus vor, Hundertmark zu einer kleinen Abendgesellschaft mit einzuladen.

Nachdem er dies gethan, unterlag er allerdings, wenn er sich die erstaunten Gesichter seiner Gäste vorstellte, einer etwas unbehaglichen Empfindung, und er hoffte nachträglich im Stillen, daß der so überraschend Gebetene sich nicht einstellen werde.

Darin täuschte er sich jedoch, denn Christian

Hundertmark erschien zugleich mit Jan Harring und zwar so unbefangen, als ob er täglich gewöhnt sei, in diesem Kreise zu verkehren. Bis auf sein gerötetes Gesicht nahm er sich äußerlich auch ganz schicklich an; er trug freilich keinen schwarzen Anzug, doch das that sein Begleiter ja ebenfalls nicht und es ließ sich deshalb nicht als etwas Unpassendes ansehen. Er buste Harring, und ebenso redete er jeden seiner ehemaligen Schulbankgefährten ohne ungeschickliches Zaubern mit „Du“ an, wie wenn niemals durch den Weitergang des Lebens, seine Führung und unwürdig ansehenslose Verwertung desselben ein Abbruch dieser vertraulichen Beziehungen stattgefunden habe.

Das konnte naturgemäß nicht dazu dienen, beim ersten Vernehmen solcher unerwarteten Außerachtlassung der Stellungsunterschiede die Unruhe des Wirtes abzuschwächen, aber zum Glück erwies diese sich tatsächlich bald als völlig unbegründet. Es stellte sich rasch heraus, daß er von einem durchaus richtigen Gefühl geleitet worden sei, und daß die Gäste sämtlich zu der Zahl derjenigen gehörten, welche seine Meinung über Hundertmark vollkommen teilten. Sie freuten sich ausnahmslos, ihn zu begrüßen, Erinnerungen an vergangene Zeiten in einem Austausch mit ihm wachzurufen. Feinsüßig bezweckten sie offenbar, damit schonend über das dazwischen liegende wegzugehen, aber es weckte manchmal den Eindruck, als sprächen sie in einem Gefühl, auch er sei, gemeinsam mit Jan Harring, zwanzig Jahre lang fern im Ausland gewesen und gegenwärtig mit jenem in die Heimat zurückgekommen. Im Übrigen ging, stand und unterhielt sich Christian Hundertmark in einer durchaus der guten Gesellschaft angepassten Weise. Seine Stimme klang nicht lauter, als sich gehörte, und er gebrauchte keinerlei Anstoß erregende Ausdrücke; augenscheinlich bemühte er sich, Jan Harring keine Unehre zu machen. Denn er ließ sich merken, daß er von seinem Wahn, dem Ruf des letzteren nutzen zu können, zurückgekommen sei. Es mußte in jüngster Zeit doch auch zu ihm so viel von dem, was die ganze übrige Stadt wußte, gedrungen sein, daß ihm ein Licht aufgegangen war, er verdanke umgekehrt die heutige Einladung, die günstige Umgestaltung der über ihn gehegten Meinung und seiner Lage überhaupt der Freundschaft, die Jan Harring für ihn besitze und kumbgegeben.

Als selbstverständlich durfte angesehen werden,

daß auch die Angehörigen des Mattenlobtschen Hauses sich unter den Geladenen befanden. Nicht nur der Kalender, wie es in nicht seltenen Jahren geschah, sondern gleichfalls die Wirklichkeit verzeichnete die heißesten Sommertage, und selbst die größte Sorglichkeit durfte bei der heutigen Temperatur keine Erkältungsgefahr für Fräulein Clotilde befürchten, so daß sie, ohne Beängstigungen wachzurufen, ein ausgeschnittenes Kleid anlegen konnte hatte. Sie gewann dadurch im Gegensatz zu der sonst mehr lieblichen Schönheit ihrer Züge etwas Strahlendes, schien mit den wundervollen entblößten Schultern alle übrigen jungen Damen noch höher als im geschlossenen Kleide zu überragen. Der Anblick riesel ein Gleichnis des Frühlings, der zur vollen Sommerblüte vorschreite, wach; ein helbes Gebilde der Natur bot sich den Augen, doch um keine Linie weiter, als der Brauch erlaubte und die angeborene Nüchternheit jungfräulicher strenger Sittsamkeit der eignen Vermessung verlattete.

Unter allen älteren und jüngeren Damen herrschte auch nur eine Stimme, daß die „De-kolletierung“ Clotilde ganz vorzüglich kleide. Oder eigentlich nicht kleide, verbesserte scherzend ein Mund, da sie doch, wörtlich genommen, das Gegenteil eines Kleides ausmache.

„Vielleicht würde eine andere Form des Ausschnittes noch wirksamer sein, sie erzeugt ein bißchen beengendes Gefühl von Spannung, bedünkt mich.“

„Nein, ich glaube nicht, das erscheint nur bei ihrer stehend aufrechten Haltung so; wenn sie sitzt und sich ein wenig vorbeugt, vermindert sich die Straffheit und läßt keine Atmungsbeschwerden fürchten.“

„Sie haben wohl recht, das liebe Kind hat sich beim Ankleiden eben nur stehend vor dem Spiegel gesehen, sonst würde sie bei ihrer Decenz ein kleines bißchen freigeberiger mit der Spitzenkrause gewesen sein.“

Zan Haring gewahrte Clotilde Mattenlobt zum erstemal so, und seine Augen wichen kaum mit einem Blick von ihr ab. In ihnen paarte sich ein knabenhafter Ausdruck schwärmerischen Entzückens mit einem anderen hoher, fast ehrfürchtiger Scheu, wie vor etwas Heiligem, das man nur aus der Ferne anblicken, dem man nicht näher kommen dürfe. Er stand, als ob er mit wach-offenen Augen träume, und hielt sich auch wirklich seit ihrem Eintritt um die halbe Zimmerweite von ihr entfernt.

Sie mußte schließlich zur Begrüßung an ihn herantreten:

„Bin ich über Nacht so klein geworden, daß Sie mich heute ganz übersehen?“

Es ließ sich erkennen, daß ihm nötig fiel, Mut zusammen zu nehmen, um ihre ihm zum Gruß entgegengehaltene Hand zu fassen und dabei sein Gesicht nicht von dem rosigem Gesimner ihres Halses und ihren Schultern abzuwenden.

„Nein, kleiner sind Sie nicht geworden, eher noch —“ stotterte er, „aber so — so — verändert.“

Sie lachte:

„Das heißt wohl, Sie hatten mich gesehen, doch mochten mich nicht ansehen. Aber was hat denn ein Kobold mir Böses angethan, mich für Ihre Augen so anders zu machen? Ich habe doch noch zu Hause mich im Spiegel ansehen müssen, ob ich ordentlich sei, und keine Veränderung in meinem Gesicht gefunden.“

Auch Christian Hundertmark interessierte sich sehr für Fräulein Clotilde, ohne daß er es augenfällig bemerkbar machte. Doch im Stillen verwandte er kaum weniger den Blick von ihr, als Zan Haring, und hielt sich zum Unterschied von diesem mit Vorliebe möglichst in ihrer Nähe auf, so daß er jedes aus ihrem Munde kommende Wort zu hören vermochte. Gegenseitig indes war dies Interesse nicht; ihr fiel seine Anwesenheit nicht einmal als überraschend auf, sie besah offenbar gar keine Ahnung, wer er sei, und bemerkte sich mit keinem Blick um ihn.

Ziemlich verspätet durch eine Veruss-Abhaltung und sich deshalb zunächst bei den Wirten bedauerlichst entschuldigend, kam der Oberlehrer Doktor Zettler. Dann trat er zur ersten weiteren Begrüßung auf Zan Haring zu, dem er einen hervorgezogenen Brief übergab:

„Der ist an mich für Dich adressiert worden, verehrter Freund, weil der Absender wohl Deine Wohnung nicht gewußt und komischer Weise geglaubt hat, die Ausgabe einer solchen sei für die Post notwendig. Nach der Orthographie der Aufschrift scheint es überhaupt ein komisches Schriftstück, vermutlich ein Bittelbrief. Ich hätte ihn Dir schon heut Mittag persönlich zugestellt, doch er macht mir nicht den Eindruck, Eile zu haben — außerdem war ich bringend mit einem kleinen Aufsatze beschäftigt, um den unsere Zeitung mich ersucht hat — und ich wußte ja, daß ich die Freude genießen würde, heut' Abend hier

mit Dir zusammen zu treffen. Das Beschreibsel kommt nach dem Stempel von einer der Nordseiteneln.“

Jan Haring betrachtete den nicht in einem Couvert steckenden, sondern altnobisch mit der leeren Rückseite des großen, graubläulichen Papierbogens zusammengefalteten Brief und las die Aufschrift:

„An Herrn Leutnant Haring, sull abgegeben wern bei Herrn Schulmeister Doktor Zettler.“

Ein Schriftstück mit solcher Adresse hatte allerdings schwerlich Eile, und außerdem entsprach es nicht gutem Brauch, auf dasselbe in der Gesellschaft weitere Aufmerksamkeit zu verwenden. Doch einerseits war diese Schicksalstheorievorschrift Jan Haring im Buch vollständig aus dem Gedächtnis verloren gegangen, und andererseits erstreckte sich die Anteilnahme an allem ihn Betreffenden auf einen solchen Umfang, daß niemand ihm das rücksichtslose Ausbrechen des groben, mit braunem Päckel hergestellten Siegels und das Lesen des Briefes im Keifesten verübelte.

Der Inhalt lautete:

„Lieber Her Leutnant.

Ich habe außer Zeitung gehört, das sie noch wieder am leben uu zum Besug inner der Statt sein sullen. Daß hat mich gands furchtbaare Freide gemacht, den ich habe daß niemahls sergehen können, wie sie mir im Kriech, wo ich bei ihrer Kumpanieschaft stant, behandelt haben un als wie ich die Bleihugel innen Ohberarm kriegte, Tag un Nacht herausgehohlt haben, das ich ebenfo noch am läben bin. Lieber Her Leutnant, es würd mich eine gands furchbaare Freide machen, wen sie mal zu uns auf der Insel kummen wulsten un so lange als wie es möglich wäre, bei uns im Haus bleiben sullen. Den daß wär mir gands furchbaare Freide vür den, welch inn dis geschriebben hat, wen sie noch sein Rahmen wisen

Widder Lamen.

auff der Insel Amram.

sie brauchden blos bei Nebel zu fragen.“

Der Oberlehrer Doktor Zettler fühlte sich, ganz abgesehen von der an ihn gerichteten Adressierung des komischen Briefes, in so vertrautem, altem Freundschaftsverhältnis zu Jan Haring, daß er, neben diesem stehen geblieben, sich erlauben durfte,

seinen Blick mit über die ungelente, offenbar kinderhaft mühselige Handschrift hingehen zu lassen.

Er äußerte jetzt:

„Das ist in der That ein richtiger Peter, aber vielmehr einer, der nicht so dumm ist, wie seine Buchstaben aussehen. Ich glaube wohl, daß es ihm eine gands furchbaare Freide machen würde, wenn Du zu ihm kämest, und es thut mir nur leid, durch meinen, ihm, Gott mag wissen, woher, bekannten Namen dazu gedient zu haben, daß diese Belästigung an Dich gekommen ist, lieber Haring. Solche versteckte Ausbeutungsversuche sind noch widerwärtiger, als wenigstens offene und unverhohlene Bettelbriefe.“

Die Worte und der sie begleitende Ausdruck eines sittlichen Widerwillens in der Miene des Sprechers veranlaßten naturgemäß eine Wisbegier und ein Fragen der Umstehenden, um was es sich handle, so daß Doktor Zettler, unwillkürlich die Hand nach dem Briefe ausstreckend, sagte: „Du erlaubst vielleicht, daß ich diese Musterprobe einer gemeinen Vorteilgier auch unsern Freunden teils zur Brandmarkung des Schreibers, teils zur Erheiterung mitteile — die Orthographie, in gewisser Weise auch ein Spiegel der Menschenseele, läßt sich freilich leider nicht mitlesen.“ Und da Jan Haring, wieder nach Glotilde Mattenflodt hinüberblickend, nichts darauf entgegnete, nahm Doktor Zettler ihm das Blatt aus der Hand und trug laut den Inhalt vor.

Teils Gelächter, teils ein Ausdruck der Enttäuschung folgte der Vorlesung.

„Ein Schlaupeter geriebenster Art, vermutlich, wenn man ihn sehe, mit der einfältigsten Miene von der Welt!“

„Wahrhaft abscheulich und im Innersten empörend!“

„Die Bildungslosigkeit, lieben Freunde, ist leider immer mit niedriger Gefinnung verknüpft; man kann, wie Zettler sehr treffend angedeutet hat, variieren: Sage mir, wie Du sprichst und schreibst, und ich sage Dir, wie Du denkst.“

„Was ist denn das für eine Insel, Amram?“

Eine Stimme antwortete: „Es wird Amrum sein, ich habe einmal gehört, daß die Eingeborenen sie in ihrer fürchterlichen Sprache so nennen.“

„Ah so, ein Friesen, dann begreift sich das Ganze ziemlich. Aber warum soll der so dringend eingeladene Gast, bei Nebel, fragen? Allerdings



ist das wohl der gewöhnliche Luftzustand drüben bei den Sand- und Wasserkrümmern, indes die Nachschrift klingt doch wie von einem Berrückten."

Darüber wußte niemand Aufschluß zu geben, da niemand je auf der Insel Anrum gewesen war. Der Konsistorialrat Altermann bestätigte nur mit einem Ton, der von eigener schmerzlich empfundener Erfahrung sprach:

"So, auf das friesische Blut muß man nicht zu hoffnungsvolle Erwartungen setzen wollen."

Ein andrer vernehmlich geführter Austausch dagegen klang freudig:

"Was aber doch an dem Schriftstück erhebt, ist die Anerkennung, die der Schreiber darin — gewiß wider Willen — der hohen Menschenfreundlichkeit, der werththätigen christlichen Nächstenliebe unseres verehrten Freundes zollen gemußt hat."

"An sich wär' es zwar gewiß kein Schade, wenn der Peter Tapier, oder wie er heißen mag, damals den Abschied von der Erde bekommen hätte, aber Sie haben ganz recht, es ist ein großes unbeabsichtigtes Verdienst von ihm, für die Biographie Herrings einen so unschätzbaren Beitrag geliefert zu haben."

"Unfraglich, denn seiner eignen Bescheidenheit würden sie Mitteilungen solcher Art abzugewinnen sein, obwohl in Andeutungen von zahlreichen Fällen ähnlicher Aufopferung zu Ehren gekommen sind."

"Man müßte alle Leute, die in seiner Compagnie gestanden haben, ausfindig zu machen suchen, um ihre Mitteilungen über ihn noch rechtzeitig für die Nachwelt zu erhalten."

Unerwartet scholl in einem Augenblick eintretender Stille auch die Stimme Christian Hundertmarks hinein. Er hatte von einem Wandbord ein mit dem goldenen Aufdruck „Die heilige Schrift“ auf schwarzgepreßtem Einband herabblättert und sagte laut:

"Ja, hier steht es schon genau."

Und danach las er vor:

"Arou sprach zu ihnen: Reißet ab die goldenen Ohrentinge an den Ohren eurer Weiber, eurer Söhne und eurer Töchter und bringet sie zu mir."

Da riß alles Volk seine goldenen Ohrentinge von ihren Ohren und brachten sie zu Arou.

Und er nahm sie von ihren Händen und machte ein gegossenes goldenes Kalb. Und sie

sprachen: Das sind deine Götter, Israel, die dich aus Egyptenland geführt haben.

Da das Arou sah, bauete er einen Altar vor ihm und ließ ausrufen und sprach: Morgen ist des Herrn Fest.

Und standen des Morgens frühe auf und opferten Brandopfer und brachten darzu Dankopfer."

Das las Christian Hundertmark mit lauter Stimme, und die Hörer sahen sich und ihn während dessen erst stumm-verwundert an, dann immer mehr befreundet, zuletzt mit einem Ausdruck des Entsetzens wie vor dem Anblick eines verrückt Gewordenen. Und als er zu Ende war, standen sie alle in erstarrter Sprachlosigkeit, bis Einer von ihnen mit einer Kraftanstrengung herausbrachte:

"Was soll — wie kommen Sie dazu, das vorzulesen?"

Hundertmark blickte dem Sprecher ins Gesicht, als ob er die Frage nicht recht begreife.

"Das paßt doch genau, denk' ich. Ich sah das Buch da liegen, und bei Amram' fiel mir Arou' ein, daß ich es herunternahm und dachte: So sind die Friesen."

"Ach so —"

Es kam wie ein gleichzeitig gemeinsames Aufatmen von allen Lippen, und Ausrufe folgten nach:

"Vortrefflich! Ja, so sind die Friesen!" —

"Wirklich ein ausgezeichnete Kommentar zu dem nichtswürdigen Brief!"

"Man hätte nicht erwartet, daß Herr Hundertmark derartig in der heiligen Schrift zu Hause sei", bemerkte eine ältere Dame leise gegen ihre Nachbarin. "Das legt jedenfalls das beste Zeugnis dafür ab, wie unbegründet das häßliche Gerücht über ihn gewesen, dem ich übrigens stets entschieden widersprochen habe. Es ist mir nichts tiefer in der Seele zuwider, als die Sucht mancher Leute, leichtfertig Seiendem Übles nachzusagen und ihn dadurch unverbient in schlechten Ruf zu bringen."

Der Konsistorialrat Altermann hatte lächelnd einige Auserungen an den Hausherrn gerichtet, die mit der Frage schlossen:

"Besitzen Sie etwa zufällig das Buch?"

Das bejahte der Ausrichter Nichtentisch, begab sich kurz fort und kehrte mit einem alten Schweinslederbande zurück, welchen er den Versammelten entgegenhob:

„Unser verehrter Freund hat mich aus dem kaum glaublichen Reichthum seines historischen Wissenschatzes auf den gewiß kompetentesten Richter und Urtheilsfäller über die friesische Inselbevölkerung aufmerksam gemacht, nämlich auf einen ihr selbst Angehörigen, den ehemaligen Pfarrherrn Matthias Boethius, der im Anfang des 17. Jahrhunderts als Seelsorger auf der Insel Nordstrand gestorben.“

Der Konsistorialrat Altermann nahm das ihm hingereichte Buch, blätterte darin und ergänzte:

„Ja, allerdings ein recht absonderliches Urtheil, das er in dieser Schrift *„De laticlismo Nordstrandensi“* — *„Von der Ueberschwemmung Nordstrands“* im Jahre 1615 — ausdrückt, die er, wohl nicht ohne eine gewisse Berechtigung als eine durch die Eigenschaften der Bewohner selbst verschuldete Sündflut betrachtet; wir wollen uns der Hoffnung hingeben, daß ihre hentigen Nachkommen wenigstens nicht mehr ein ganz so strenges Verdikt herausfordern. Ubrigens muß ich die Beifügung unseres hochgeschätzten Herrn Wirtes ablehnen, als ob ein ungewöhnliches Verdienst in meiner Kenntniß dessen enthalten sei, was mein Beruf mir zu wissen auferlegt; meine Naturanlage hat mich vielleicht nur von Kleinheit auf mit ein wenig mehr Drang als andere zur geschichtlichen Forschung ausgestattet. Leider lassen sich für die hier gegenwärtigen Hörer und Hörerinnen nicht alle Aussagen des landes- und bevölkerungskundigen Pastors Boethius zum Vortrag bringen; er schrieb einerseits in lateinischer Sprache — die ich mir, um der anwesenden Damen willen zu übertragen erlaube — und andererseits war seine Zeit mehr an gefühlverlebende Bezeichnungen gewöhnt, als die unsrige, in erfreulicher Weise zu zarterer Empfindung und verfeinerter Bildung fortgeschrittene. Ich muß mich deshalb darauf beschränken, Ihnen nur einige Stellen aus der Beurteilung seiner Landsleute wiederzugeben, aber ich denke, dieselben werden anreichern, ein anschauliches Bild von dem „gemeinen Maune“ auf den friesischen Inseln als Kommentar zu dem von uns vernommenen Briefe vor Ihnen hinzustellen.“

Der Konsistorialrat begleitete das Entporheben des Buches abermals mit einem feinsinnigen Lächeln und las oder übersetzte vielmehr — obgleich seine fließende Sprache das Gefühl erregte, als ob er einen mühelos abzulesenden deutschen Text vor Augen habe —:

„Es waren viele frommen Leute der Meinung, die Inselbewohner hätten diese Landstrafe wohl verdient; denn der gemeine Mann — mit Ausnahme solcher die entweder studiert haben oder sonst wohl erzogen worden — ist jederzeit frech und ruchlos gewesen und hat nur allein viel auf sich selbst und seinen Volksstamm gehalten, Andere und Fremde dagegen aus äußerster Verachtung, sie nicht bloß höhnisch verläßt, sondern auch wohl aus gar keiner oder geringfügigster Ursache ungebraucht; das achten sie auch nicht höher, als ob sie einen Hund totschlagen. Sind keine Fremde vorhanden, an denen sie ihren Mut zu kühlen vermögen, so greifen sie einander selbst in die Haare, besonders beim Trunk, raufen sich aber nicht redlich und offen nach vorhergegangener Herausforderung, sondern wenn sie kaum zwei oder drei Worte mit einander gemischt haben, so stößt einer heimtückisch seinem Nachbar, der bei ihm sitzt oder steht, ein Brodmesser in den Leib; deshalb sind bei ihnen die Totschläge so gemein und bisweilen einem Mordmord ähnlich. Aber das achten sie nicht groß, schreiben es dem Trunk oder Zorn zu und entgehen auch oftmals der Strafe, indem sie falsche Zeugen aufstellen oder sich guter Advokaten und Geschenke bedienen. Adulterium et scor — gewisse Vergehungen — werden als ganz gering geschätzt, so daß sie gleichfalls sehr gemein sind. Uebermäßige Wucherzinsen zu nehmen und anderen Betrug sehen sie nicht als etwas Böses und Verbotenes an. Fressen und Saufen — verzeihen meine lieben Zuhörerinnen mir die derben Ausdrücke! — ist ihnen so angenehmt, daß ein Tagelöhner im Sommer des Tags sechs- oder siebenmal gegessen und das Tischstuch vom Morgen bis zum Abend nicht vom Tisch gekommen ist. Andere haben ein derartiges Quantifizieren angefaßt, daß viele ihr Erbgut damit durch die Rehle gejagt, indem einer dem andern, der es besser ertragen gekonnt, nichts vorgewen wollte, und sie hielten dafür, das sei weder Sünde noch Laster, sondern gaben vor, es wäre jederzeit so der Brauch gewesen; wer da zur Mäßigkeit geraten, den hat man ausgelacht und verhöhnt. Und sie lassen sich auch durch das große erlittene Unglück und den Schaden nicht bewegen oder erweichen, daran zu denken, von ihren Lasten abzukehren, sondern sie sind noch frech und hartnäckig mitten in ihrem Unheil.“

Hier hielt der übertragende Vorleser inne, schloß das Buch und fügte nur noch mit

einem leichtthumorigen Zug um den Mund hinzu:

„Das dürfte wohl auch für den am schwersten zu befreibenden Thomas ausreichen, ihn über den heut Abend zur Rede gelangten Gegenstand zu unterrichten, und noch weitere Fortsetzung würde die Geduld meines verehrten Auditoriums zu sehr auf die Probe stellen“.

Dankbarer Beifall erklang von allen Seiten, mit Äußerungen über das Gehörte durchmischt:

„Eine ebenso klassische, wie lebenswahre Darstellung der Rohheit und Gemeinheit, als ob der Verfasser diesen Pöbber Tamen bereits jahrhundertlang vor seiner Geburt aufs Genaueste gekannt hätte“.

„Und mit welcher künstlerischen Vollendung zum Vortrag gebracht! Man wäre von keiner Ahnung berührt worden, das Buch könne in lateinischer Sprache geschrieben sein.“

„Nicht haben diese sogenannten Menschen, die nur ein Duzend Meilen von uns entfernt haufen,

vollständig an die wilden Buschmänner erinnert, von denen Garring uns neulich eine so wundervolle Schilderung gegeben“.

„Was mich am Sympathischsten berührt“, sagte Frau Belleba Mattenloft, „ist die Furchtlosigkeit, mit welcher der ehrwürdige Pfarrer seine Silbe der Wahrheit über die Leute, unter denen er zu leben genötigt worden, zurückfällt“.

Auch vom gesellschaftlichen Standpunkt war das Ausbringen des interessanten Thomas sehr dankenswert gewesen, denn es hatte über die immer etwas lang erscheinende Parteizeit bis zur Anrichtung der Abendmahlzeit unvermerkt hinweggebracht, und ein geistreicher Mund machte die Bemerkung, das man dies Verdienst den Friesen doch als ein Gutes anrechnen müsse. Die Hausfrau lud jetzt ein, zu Tische zu gehn; wie die Verhältnisse bestanden, erwartete sie nicht, von Garring geführt zu werden, und ebensowenig beging jemand von den Herren die Unhöflichkeit, Fräulein Clotilde seinen Arm zu bieten.

(Fortsetzung folgt.)

### Rundgesang der Verbannten.

Wenn Dorn an Dorn dein Herz umflieht  
Und wenn es dir im Leide  
Und wenn es fast im Schmerze bricht,  
So zeig es nicht,  
Dah' eher dich der Feind beneide,  
Als sich an deinem Elend weide.

Gieh feste, lad zur Tafel ein  
Und sag', du geh'st auf Reisen,  
Schwing hoch und soll's dein letztes sein  
Das Glas mit Wein,  
Laß dreimal hoch den Becher kreisen  
Und trink aufs Wohlsein aller Weisen.

Der Weisen aller, die zu Haus  
So schön sich selbst betrügen  
Im Schlafrock und im allen Claus.  
Stoß an, trink aus,  
Und leer', als wär es ein Vergnügen  
Die Sittlichkeit mit vollen Zügen

Und ward das Recht erdrückt und laub,  
Es wehl ein Hauch der Gräber  
Aus längst Besiegter edlen Staub  
Hinweg das Laub,  
Den Kranz gemeiner Ehrengäber  
Vom Haupt der Heuchler und Erstreber.

Laßt tot uns wie die Freiheit sein,  
Laßt uns, in Schmerze begraben  
An ihrem Trauerlag allein,  
Und nichts gemein  
Mit ihren Ueberwindern haben,  
Auch nicht um höchste Gunk und Gaben!

Es sind auch jene Tage groß.  
Die großen Leidenstöße,  
Die ein aus schwarzem Unglücksstoch  
Verhängtes Los  
Verew'gen durch erhabne Mlage  
Und spät noch blüh'n in Lied und Sage,

Propheten steh'n von Nacht umhüllt,  
Wenn jauchzend um die Wette  
Der Pöbel Hofanna brüllt;  
Das Glas gefüllt!  
Run hoffet! Eines muß uns tellen,  
Der stärkste Kraft bricht stärkste Ketten.

Hermann Kingg.

### Cypresse.

Der See von Garda liegt in Glanz und Blut,  
Als ob auf ihm die Sonnensichel schwimme,  
Dem Gott entfallen, der im Schloße ruht,  
Umstrahlt, umschwirrt von der Eihaden Stimme  
Im hargen Schallen dort des Ölbaumhains,  
Zu dem hinan ich schweren Schrittes klicke.  
Heiß haucht mich an der Atem des Gesteins,  
Wo Eidechs-Augen funkeln aus den Ritzen  
Und tief sich bückt die Traube schon des Weins.  
Im Glanz des Stahls der Aoe Schwerter blihen  
Nach der Olive Silberzweig empor  
Wie Heldeuaffen nach des Ruhmes Sihen.  
Doch war es nicht, als sprach hier wer: du Thor?  
Ja, ragend du auf silbergrauem Stamme,  
Du Baum der Hoheit mit dem Trauerflor,  
Hoch lohend still in dunkelgrüner Flamme,  
Cypresse, du, des ew'gen Friedens Baum,  
Als ob er nie von dieser Erde stamme.

Der Horizont, mein Aug' erreicht ihn kaum,  
Schlafmüdigkeit drückt mir die Wimper leise  
Ich schau' mich selbst, doch wie aus fernem Raum,  
Vom Jugendland herwandern meine Reife —  
Und Alles laucht in Eine Farb' und Weise  
Ob meiner Stirne dieses Schattens Traum.

Stanz Gerold.

### Der Büsser.

Ein Ritter reitet im heiligen Land.  
Doch nicht zum Kampfe bereit.  
Er trägt ein härenes Büssergewand,  
Er trägt kein Panzerkleid.

Er reitet müde, er reitet maff  
Die glühende Wüste einher,  
Er reitet gegen die heilige Stadt  
Zu sühnen die Schuld, so schwer:

Der Kaiser war mütterlich und grau und alt,  
Und froh und blühend sein Weib.  
Bei der Jagd im grünen, dämmernden Wald,  
Wie lockte so süß ihr Leib!

Wie lockte der roten Lippen Blau! —  
Da trieb es ihn mächtig hin,  
Und er umschlang in frevelnder Luft  
Die junge Kaiserin.

Der Bischof, der die Beichte gehöret,  
Sprach streng und mit dumpfem Ton:  
„Dich hat der Satan selber behöret,  
Unseliger Erdensohn!

Du hast der Kaiserin heiligen Leib  
Zum Pfuhl der Sünde gemacht,  
Du hast auf das hohe, gefaltete Weib  
Unendliche Schmach gebracht!

Deine Sünde ist groß, ist riesengroß! —  
Und willst der Verdammung entfliehen,  
So sattle eilig dein bestes Roß,  
Ins heilige Land zu ziehn.

Zieh' hin im härenen Büsserkleid  
Und weile an keinem Ort!  
„Gelobt sei Christus in Ewigkeit!“  
Das sei dein einzig Wort.

Und daß kein Raß deine Lippen leht  
Und deinen Gaumen belebt!  
Und daß kein Tropfen dein Auge neht  
Und sei es von Schweiß verklebt!“ —

Und er that an ein Büsserkleid  
Und ritt in die Fernde fort,  
„Gelobt sei Christus in Ewigkeit!“  
Er sprach kein anderes Wort.

Kein Raß hat seine Lippe geleht,  
Wie sehr ihm der Durst auch geplagt,  
Kein Tropfen hat sein Auge geleht,  
So wie es der Bischof gesagt. —

Und endlich laucht aus dem Sande auf  
Das heilige Jerusalem.  
Die sinkende Sonne legt darauf  
Ein flammendes Diadem.

Da steigt er fiebernd und lodermall  
Vom heuchelnden Roß herab.  
Es klingen aus der heiligen Stadt  
Die Glocken vom heiligen Grab.

Da streckt er sich, zum Sterben bereit,  
Im brennenden Sande hin;  
Es breitet der Abend ein Sterbkleid  
Von Purpur über ihn.

Noch einmal öffnet sich groß und weit  
Sein Auge; es flüstert sein Mund:  
„Gelobt sei Christus in Ewigkeit!“  
Und leiser, — „Hildegund!“

Karl Bienerstein.

### Im Gebirge.

Frühmorgenslunde! Goldne Zeit  
In tiefer Bergeseinsamkeit! —  
Koch steht das schroffe Felsgestein  
Im ersten jarten Rosenschein.  
Und über dem haum erwachenden Land  
In miltziger Blässe der Himmel sich spannt.  
Im Thalgrund aber auf Dörfern und Mästen  
Ruhl Nebel noch und bläulicher Schall.  
Die Hühte haben noch nicht gekräht,  
Der Morgenwind noch nicht geweht.  
Kings rührt sich weder Blatt noch Haln,  
Kein Ton ringsum als von der Alm  
Der Herdenglocken fern Geläut  
Und Wassertauschen in Schluchten weil,  
Und droben am lammendunkeln Gang  
Ein erster, frischer Toderklang. —  
Am Waldbrand schlendte ich so fürdoh  
Durch's düstlig feuchte Wieselgras,  
Und wilde Rosen, knospenfrische  
Pflüch' ich am Wege vom Dornengebüsch.  
Tauverlen an allen Blättern hangen,  
Wie schimmernde Thränen auf blühenden Wangen.  
Aus ihren Aethen klingen hervor  
Erinnerungshimmen, ein leiser Chor.  
Die rufen mir wach das entschlafene Leid.  
Die rufen mir wach die Vergangenheit . . .  
Fort mit den Rosen und Erinnerung'n!  
Was tot ist, soll begraben sein!  
Hinauf den Blick zum ewigen Schnee! —  
Vergiß, mein Herz, dein alles Weh!  
Vergiß, vergiß die vergangene Qual,  
Die Qual da drunten im engen Thal!  
Ring aus dem Nebel dich los, du Chor,  
Und steige den steilen Berg empor!  
Steig auf, steig an, und raste nicht,  
Bis in der Gletscher Angelicht!  
Da ist die Luft so scharf und rein,  
Da weht ein Duff, so herb und feiu,

Da atmest du wieder frei und leicht,  
 Der alte dunkle Traum erweicht,  
 Nach goldnen Kernen schweift dein Blick,  
 Im Herzen heimt ein neues Glück;  
 Ein neues Glück, ein neues Licht  
 Die trübe Dämmerung durchbricht.  
 Siegreich aus grauem Wolkenstor  
 Hebt sich die flammende Sonne empor  
 Und überflutet der Berge Krang  
 Mit jubelnd hellem Tagesglanz.  
 Da rauschen die Wälder jauchzend auf,  
 Die Kerchen trillern zum Himmel hinauf,  
 Der lehle Schall'n saßt jerrinnt!  
 In deiner Seele: Der Tag beginnt!

G. Meurer.

## Vagabundenkind.

Wun wird es herbftlich schon bestellt,  
 Reicht einer die Hand dem andern,  
 Und wie der graue Nebel fällt,  
 Gehls allgemach ans Wandern  
 Sie ziehn zu zweien oder drein,  
 Ich aber gehe ganz allein.

Manch lustig Paar kommt da den Pfad  
 Im Gängel'schritt gesprungen,  
 Manch stiches Lied wird früh und spät  
 Hell in die Luft gesungen.  
 Kommt mit, Herr Bruder? Kann nicht sein,  
 Ich gehe lieber ganz allein.

Und komm ich meines Wegs einher,  
 Dann lachen alle Dirnen,  
 Das kummert mich schon längst nicht mehr,  
 Was sollt ich ihnen jünnen.  
 Sie gehn im Dunkeln gern zu zwein,  
 Ich aber lieber ganz allein.

Ich hab niemanden in der Welt,  
 Dem ich mich möcht vertrauen,  
 Was mir so in die Augen fällt,  
 Das kann mich nicht erbauen:  
 Sie mögen tanzen sich und schreien,  
 Ich gehe still für mich allein.

Und ist mein letzter Bissen weg,  
 Dann lach ich meiner Erben  
 Und such mir einen grünen Fleck  
 Und leg mich hin zum Sterben.  
 Und wer mich findet, scharf mich ein,  
 Dann schlaf ich still und ganz allein.

Ernst Reinhardt.

## Fautenschläger.

Den Burgallan betriff, unraufscht von Seide,  
 Ein Mädchen, das belchämt der Kose Prangen.  
 Der Zephyr kommt und sächelt ihr die Wangen,  
 Und huldigend verneigt sich Busch und Heide.

Und wer sie sieht, den mag mit süßem Leide  
 Beschleichen wohl ein sehnlisches Verlangen.  
 So steht der Laufner auch wie traumbefangen.  
 Den Blick nicht wendend von der Augenweide.  
 Ein König müßt sein, wer sich getraute  
 Zu werben um die Minne dieser Schönen.  
 Ich darf nur ferne stehn, doch meine Laute  
 Soll heil zu ihrer Schönheit Preis ertönen,  
 Und lauscht sie meinem Lied mit Wohlgefallen,  
 Will ich beglückt des Weges weiterwallen.

Friedrich von Hoffa

## Heimkehr.

Biß immer noch der alte,  
 Der weltgeressne Grund!  
 Noch kleidet sich der Rasen,  
 Wo wir als Kinder saßen,  
 Mit Blüten weit im Rund.

Noch klingt in tiefen Tönen  
 Der Amsel Lied vom Hang,  
 Und goldne Käfer fliegen  
 Und Schmetterlinge wiegen  
 Wie einst das Thal entlang.

Es rauscht der Wald hernieder  
 Wie einst so wunderbar.  
 Der Horn singt seine Weise,  
 Das Sächlein zieht die Geise  
 Grad wies vor Zeiten war.

S'ist alles beim alten geblieben  
 Wie eine Kindermär . . .  
 Ach, wenn im Zeitenfluge  
 Doch auch das Herz, das kluge,  
 Beim Alten geblieben wär!

Paul Quesfiel.

## Morgengruß.

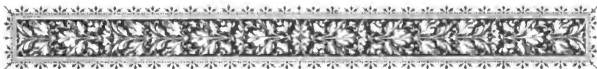
Nach grauen, herbftlich öden Tagen  
 Zog über Nacht der Winter ein,  
 Warf seinen weihen weichen Schleier  
 Auf Tamwald und auf Wiesenrain.

Noch rußt du tief mit müden Lidern  
 Im Morgenschlaf und regst dich kaum;  
 Und über deine Züge wondelt  
 Ein Wiederglanz von deinem Traum.

Ein Zweiglein will ich leise brechen  
 Vom schneebereiften Tannenhai  
 Und auf das schläfrig süße Antlitz  
 Die glühend feuchten Sternlein streu'n,

Mit leisen Schrei, noch traumunfangen  
 Schlägt du die Wimpern in die Höh —  
 Und läßt dir still vom Antlitz küssen  
 Den Morgengruß vom ersten Schnee.

Johannes Quesfiel.



Alle Rechte vorbehalten.

Als Manuscript gedruckt.

## Der Präsident.

Drama in fünf Akten von Karl Emil Franzos.

(Fortsetzung.)

### Erste Scene.

**Sendlingen.** Johannes Kobyrrol. Parzer. Zwei Soldaten der Gefängniswache. Der Gefangenen-Ausscher Mähler.

**Parzer** (tritt ein, ein Aktenheft unter dem Arm, verbeugt sich).  
Herr Präsident haben befohlen . . .

**Sendlingen.** Guten Tag, lieber Doktor. (Auf den Bureauistich weisend.) Nehmen Sie Platz. (Man hört Kettengerassel.) Ketten — was ist das?

**Erster Soldat** (tritt ein, nimmt das Gewehr, welches er am Bandelier über der Schulter trägt ab, präsentiert stumm vor dem Präsidenten, macht hierauf halb Rechts und stellt sich rechts von der Thüre auf, das Gesicht nach links gerichtet, so daß er dem Zuschauer im Profil sichtbar ist).

**Kobyrrol** (in schweren Ketten, an Händen und Füßen gefesselt, tritt dicht hinter ihm ein und bleibt tief gebeugtes Hauptes an der Thüre stehen).

**Zweiter Soldat** (dicht hinter ihm, macht dieselben Bewegungen wie der erste, stellt sich jedoch links von der Thüre auf).

**Sendlingen.** In schweren Ketten? Ein Untersuchungsgefangener! (Zu Parzer.) Das ist ja unerhört!

**Mähler** (tritt zuletzt ein, marschirt selbstlich auf den Präsidenten zu, salutiert, obwohl er das Haupt entfährt hat, militärisch). Gehorsamst zu melden, Herr Präsident, der Inquisit Johannes Kobyrrol.

**Sendlingen.** Warum trägt der Mann Ketten? Hat er einen Fluchtversuch gemacht?

**Mähler.** Zu Befehl! Nein, Herr Präsident.

**Sendlingen.** Hat er sich sonstwie an der Hausordnung vergangen?

**Mähler.** Zu Befehl! Nein, Herr Präsident.

**Sendlingen** (sehr streng). Warum also? Ein Inquisit, der noch nicht verurteilt ist. Ein politischer Gefangener. Es geht gegen das Gesetz! Wer hat das angeordnet?

**Mähler.** Zu Befehl, Herr Präsident — der Herr Staatsanwalt hat es befohlen. Die Männer-Abteilung ist überfüllt; wir haben die politischen Gefangenen in Einzelzellen der Frauen-Abteilung unterbringen müssen. Dort sind die Mauern und Gitter nicht so dick. Auch sitzt dieser Inquisit in

einer Zelle, die noch eine zweite Thüre hat, in eine Nebenzelle —

**Sendlingen** (sich gewaltsam bewingend). Der Herr Staatsanwalt wird gewiß mit meinem Vorschlag einverstanden sein, dann lieber den Mann besonders zu überwachen. Die Ketten müssen ihm abgenommen werden. Sofort!

**Mähler** (nimmt Kobyrrol die Ketten ab).

**Sendlingen** (zu Parzer). Protokollieren Sie den Vorgang.

**Kobyrrol** (dem nun die Ketten abgenommen sind, sich tief, fast bis zur Erde neigend, stammelnd). Ich danke, Gnädigster, ich danke!

**Sendlingen.** Ihr habt mir nicht zu danken, Mann, ich habe nur nach dem Gesetze gehandelt. Könn' Ihr Euch sonstwie über Eure Behandlung beklagen?

**Kobyrrol** (süßend). Ich will Niemand verklagen, Gnädigster!

**Sendlingen.** Wie haben Euch die Ausscher behandelt? . . . Die Wahrheit, Mann.

**Kobyrrol.** Sie haben mich nie geschlagen.

**Sendlingen.** Das fehlte noch! Haben sie Euch böse Worte gegeben?

**Kobyrrol.** Dieser hier — manchmal — der Andere ist gut!

**Sendlingen** (zu Mähler). Sind Sie dazu da, die Untersuchungsgefangenen zu beschimpfen? Noch eine solche Klage und Sie sind entlassen! Geh'n Sie nun — Sie können vor der Thüre warten. Ebenso die beiden Wachleute. (Mähler geht nach militärischem Gruß ab, ebenso die beiden Wachleute.)

### Zwölfte Scene.

**Sendlingen.** Johannes Kobyrrol. Parzer.

**Sendlingen** (im Verhohlung am Schreibtisch Platz nehmend, hält in einem Aktenheft). Tretet vor, Mann.

**Kobyrrol** (tritt einige Schritte vor, verbeugt sich tief).

**Sendlingen.** Ihr seid ein alter Mann, drei Monate im Gefängnis, habt Ketten getragen. Wenn Euch das Stehen schwer fällt, so setzt Euch auf diesen Stuhl hier! (Deuter auf einen Holzstuhl, welcher zwischen dem Schreibtisch und dem Bureauisch, dem letzteren näher, steht.)

**Kovvrol** (sich tief neigend). Ich danke, Gnädigster, ich kann stehen.

**Sendlingen** (zu Parzer). Füllen Sie die Personalien aus. (Zu Kovvrol.) Ihr heißt Johannes Kovvrol, seid hier 1785 geboren, also 65 Jahre alt, Holzflößer, katholisch, verwitwet, bisher unbestraft. Ist das Alles richtig?

**Kovvrol** (sich beugend). Die Wahrheit, Gnädigster!

**Sendlingen.** Seid Ihr zur Schule gegangen, könnt' Ihr lesen und schreiben?

**Kovvrol.** Nein, Gnädigster!

(Die Zimmerfrau beginnt hereinzubrechen.)

**Sendlingen.** Warum haben Euch Eure Eltern nicht dazu angehalten?

**Kovvrol.** Meine Eltern habe ich nicht gekannt, Gnädigster, nicht Vater noch Mutter. Ich bin im Findelhaus geboren.

**Sendlingen** (niederd. auf die Alten deutend). Wichtig! In einer Sylvesternacht. Darum haben sie Euch Kovvrol, Neujahr, genannt. . . . Nun denn, Ihr, Johannes Kovvrol sollt, wie hier steht, gesagt haben: „Unter dem Belagerungszustand muß das Volk hungern! Das ist nicht zu ertragen!“ . . . Habt Ihr dies gesagt?

**Kovvrol** (sich tief beugend). Ja, Gnädigster!

**Parzer** (zündet die beiden Kerzen auf dem Bureauisch an).

**Sendlingen.** Ihr habt aber, wie Zeugen bekunden, noch etwas beigelegt?

**Kovvrol** (bejahend). Noch Vieles habe ich gesprochen, weil ja unsere Not jetzt so groß ist. Ich weiß aber nicht, was Du meinst. . . .

**Sendlingen.** Was, sagtet Ihr, müßte zur Abhilfe geschehen?

**Kovvrol.** Ich habe gesagt: „Das Unglück ist, daß unser junger Herr Kaiser nichts davon erfährt“, sag' ich, „sonst würde er uns helfen. Man müßte Leute zu ihm schicken“, sag' ich, „die für uns sprechen.“

**Sendlingen.** Ja wohl, so bekunden es die Zeugen. (zu Parzer.) Protokollieren Sie dies. Sehen Sie, lieber Parzer, so fürchterliche Gedanken haben diese Hochverräther gehegt! (zu Kovvrol.) Ferner seid Ihr angeschuldigt, daß Ihr lange nicht zur Beichte gegangen seid. Und endlich sollt Ihr mehreren Leuten gesagt haben, Ihr hättet einen Streit, (heißt stillleib) einen Streit mit Gott. Ist das richtig?

**Kovvrol.** Ja, dies habe ich Vielen gesagt, Gnädigster, denn diesen Streit habe ich ja wirklich,

**Sendlingen** (heißt stillleib). So?! Geht Ihr darum nicht zur Beichte?

**Kovvrol.** Auch darum, Gnädigster. Aber nicht darum allein! . . . Verzeih (sich tief neigend) — es ist keine Frechheit, wenn ich das sage — aber mein armes Herz will Dich etwas fragen. . . (Demütig, bitternd.) Gehst Du, verzeih', gehst Du zur Beichte?!

**Sendlingen.** Warum?

**Kovvrol.** Was Du thust, ist gewiß gut, daran könnte man sich halten. Siehst Du, Gnädigster, viele arme Leute sagen: „Unserens“, sagen sie, „hat ja keine Zeit zum Sündigen und wie gar zum Beichten! Der alte Herrgott ist gewiß gestorben“, sagen sie, „sonst hätten wir es nicht so schlecht auf der Welt, und wenn er vielleicht doch noch lebt“, sagen sie, „so weiß er ja, wir haben obnehin die Hölle auf Erden und er wird uns nicht auch noch drüben von den Teufeln zwicken und braten lassen.“ Aber ich habe nie so etwas geredet, es scheint mir ganz dumm, Gnädigster, und wenn Manche sagen: „Die Reichen haben es gut, die sollen beichten“, so sind das gar Narren. Denn ich glaube, alle Menschen haben es gar nicht gut, nur hat eben der Reiche anderen Kummer. Und darum will ich es gerne von einem Reichen, guten Herrn hören, wie er es mit der Beichte hält. Und gerade zu Dir, gnädigster, hätte ich das meiste Vertrauen.

**Sendlingen.** Warum zu mir?

**Kovvrol.** Erstens, weil Dich die meisten Menschen loben. Und dann, wenn ich Dich so anschau, Gnädigster, Du hast ja auch ein schweres Herz und so vielen Kummer.

**Sendlingen.** Woher wißt Ihr dies?

**Kovvrol.** Oh, man sieht es ja auf Deinem Gesicht! Auch Du weihst, was Leiden sind, ja, Du weihst es und willst Dir doch auch das schwere Herz leichter machen. Und wenn Du glaubst, daß das der Priester kann, so thust Du es ja auch gewiß und gehst zu ihm. Nun, so sage mir, wenn Du Dich so tief bücken willst zu mir armen, dummen Mann hinunter, sage mir: ist es Dir ein Trost, wenn Du an Den da droben denkst — und gehst Du zur Beichte?

**Sendlingen** (bewegt). Ihr müßt etwas Schweres erlebt haben, Kovvrol —

**Kovvrol.** Etwas, Gnädigster?! Ach, Alles! — ach, mein ganzes Leben! Ich weiß ja, es giebt wenig Leute, die vom Leben Freude haben, aber solche Menschen wie ich sollten gar nicht geboren werden. In derselben Nacht, wo sich alle Menschen freuen, hat mich ein unglückliches Weib zur Welt gebracht oder gar ein schlechtes Weib, und sie hat sich nie wieder um mich gekümmert. Ich habe deshalb viel Marter gehabt, weil ich ein Findelkind

bin; es ist nicht zu sagen, wie ich als Kind und noch später umhergestoßen worden bin unter den fremden Menschen, mit dem Fuß gestoßen — hin und her — selbst der Hund weiß, wer seine Mutter ist und ich habe es nicht gewußt. Und darum habe ich bald eingesehen, Gnädigster: viel Schlechtes thun die Menschen, aber das Schlechteste ist es doch, wenn man Kinder auf diese Weise in die Welt setzt. Nicht wahr, Gnädigster, da hab' ich Recht?

**Zendlingen** (stumpf). Ja, Mann, da habt Ihr Recht!

**Kovvrol**. Und das, siehst Du, habe ich nie vergessen und keine Liebchaft angefangen. Erst wie ich Flossführer war mit einem schönen Lohn, vier Gulden wöchentlich, habe ich ein braves Mädchen geheiratet, eine Wäscherin. Dann ist ein Töchterchen gekommen, Gnädigster, mit Backen wie Äpfelchen und mit blonden Härchen wie von Gold. Das war eine schöne Zeit. . . . Aber sie hat nicht lange gedauert. Da wird plötzlich mein Weib krank und kann nichts mehr verdienen, und dann stirbt sie und ich muß eine Wärterin für mein Kind nehmen, denn trennen hab' ich mich nicht von ihr können. Bei Tage Arbeit und Hunger, aber Abends das Kind. Und sie ist mir so langsam aufgeblüht wie ein Aëschchen, sag' ich Dir, obwohl sie sich fast die Augen aus dem Kopfe genäht hat, das arme Täubchen, denn die Not ist uns doch nie aus der Stube gegangen. Damals habe ich oft geflagt, nicht ihr, aber Anderen und habe mein elendes Leben versucht — ich Narr, damals bin ich ja glücklich gewesen, ich habe meine Pflicht gegen mein Kind gethan! (Pause.)

**Zendlingen**. Und dann!

**Kovvrol**. Dann, Gnädigster, dann ist eine schwarze Stunde gekommen. Also — kurz will ich sagen, wie es geschehen ist: Also jedes Jahre sind es her — und mein Kind war damals zu Pfingsten sechzehn geworden, aber so schön und stark, daß sie Jeder für älter gehalten hat — da also lasse ich mich von meinen Kameraden wegen des hohen Lohnes überreden und gehe mit ihnen den Sommer über als Salzschiffer auf die Traun. Aber ehe ich gehe, erzähle ich ihr Alles, wie es mir gegangen ist im Leben und in welchem Hause ich zur Welt gekommen bin, und sage ihr: „Halte Dich brav, Kind, sonst erschlage ich Dich, wenn ich im Herbst wieder komme mit diesem Auber da und springe dann selbst ins Wasser, wo es am tiefsten ist!“ Und sie weint und schwört es mir zu. Aber wie ich im Herbst wieder gekommen bin. . . . (Schlacht auf. Pause.) Hanka hat meine Tochter geheissen. Erinnerst Du Dich vielleicht an die Sache, Gnädigster, hier im Hause ist es ja geschehen. . . . im nächsten Frühjahr werden es fünf Jahre. . . .

**Zendlingen** (flüsternd). Hanka Kovvrol — der Name klingt mir bekannt! Aber —

**Kovvrol**. Du weißt es nicht mehr. Und Du bist doch damals so gut gewesen und hast ihr ein geweihtes Grab angewirkt.

**Zendlingen**. Ich erinnere mich! So hieß ja das Mädchen, welches sich hier in einer Zelle, während der Untersuchungshaft. . . . welches hier starb.

**Kovvrol** (nickend). Sie hat sich erhängt in der Nacht, bevor sie vor die Richter treten sollte. Sie hatte ihr Kind ermordet — (Pause.) Du siehst, Gnädigster: Es ist ein Streit zwischen mir und Dem da droben, denn entweder ist Er daran schuldig oder ich. Denn wie liegt die Sache? Ein elender Mensch, der Weinwandhändler, für den sie nähte, hatte sie damals verführt, während ich auf der Traun war. Wäre ich hier geblieben, es wäre nicht geschehen. Und auch ihr Kind hat sie gewiß nur aus Furcht vor mir getödet. Nun, Gnädigster, das Alles scheint gegen mich zu sprechen, aber auch gegen Den da droben ließe es sich wenden. Ich nämlich könnte Ihm sagen: „Warum hast Du nicht über ihr gewacht, als ich fort war, die Hanka ja auch Dein Kind, nicht bloß das meine! Und wenn Du dies nicht gewollt hast, warum hast Du uns geboren werden lassen, sie und mich? Du willst uns Alles vergessen, sagst Du, durch Deinen Himmel?! Nun, es ist dort gewiß sehr schön, aber vielleicht doch nicht so schön, daß wir deshalb unser bitteres Leiden hier unten vergessen können. . . .“ Siehst Du, Gnädigster, so kann ich sprechen, nicht wahr? — Denn ich bin ja nur in die Fremde gegangen, und Weiden besseres Brod zu schaffen.

**Zendlingen**. Gewiß, Kovvrol! Wohl Euch — Euer Gewissen kann ruhig sein!

**Kovvrol** (in höchster Erregung). Meinst Du das wirklich, Gnädigster. . . . Siehst Du also in diesem Streit mir Recht und nicht Ihm? . . . O, das wäre ein großer Trost für mich! Aber ehe Du es entscheidest, höre, was Der da droben für sich sagen kann. Denn, wenn ich anfangs, so wird auch Er nicht schweigen und mit einer einzigen Frage kann Er mich zermalmen: „Warum bist Du fortgegangen?“ wird er mich fragen. „Warum hast Du nicht über der Hanka gewacht? Ich, Du Narr, habe unzulängliche Kinder, Du hast nur dieses Eine gehabt! Du verteidigst Dich, Du hast auch ihr mehr Brod schaffen wollen? Gut, aber auch Dir selbst; auch an Dich hast Du gedacht und das darfst ein Vater nicht.“ Siehst Du, so würde er sprechen und da hätte Er Recht! Zuerst das Kind und dann ich! Habe ich es um feinetwillen gezeugt? Nein, meinetwillen, wie ein Tier, meine Begierde zu stillen! Nun, darum muß ich dann auch um feinetwillen leben, denn ich bin kein Tier, sondern ein Mensch mit



einem Gewissen, das in mir schreit, wenn ich freule. Was ist ein Vater, der nicht jedes Haar auf seines Kindes Haupt bewacht? Ein Schurke ist er. Sollen es andere für Dich thun oder Gott der Herr? Du bist der Vater, so thue Du Deine Pflicht! . . . Sieh, Gnädigster, hast Du auch dies erwogen? (Pause.) Verzeih', wenn ich dummes Zeug gesprochen habe.

**Sendlingen** (selt Stammeleb). Nein . . . nein . . . Du hast Recht, Mann, in Allem, was Du da gesagt hast, hundertmal Recht. Aber Du für Dein Teil, wohl Dir! Gräble nicht weiter, quäle Dich nicht. — Dich wird Der da droben nie anklagen dürfen . . . Aber klage auch Du Ihn nicht an, seine Barmherzigkeit haben wir Alle nötig . . . (Ostflüster.) Geh! mit Gott, Johannes Novyrot! Ihr und Eure Genossen — Ihr werdet morgen frei sein! (zu Parzer.) Die Untersuchung wird eingestellt! Den Beschluß dicke ich Ihnen morgen.

**Parzer.** Sehr wohl, Herr Präsident. (Zieht auf, erhebt die Arme, ab.)

### Dreizehnte Scene

Sendlingen. Novyrot.

**Novyrot** (seltungelos vor Areate). Frei Gnädigster, frei, sagst Du! Ich danke . . . ich danke . . . Die beiden Anderen haben ja Weib und Kind. (Auf die Knie sinkend.) Ich danke . . . ich danke . . .

**Sendlingen** (betig). Steh' auf, Mann . . . Du weißt nicht, vor wem Du kniest! (Weisheit.) Vor einem Menschen kniet man nicht! (Novyrot erhebt sich.) Geh! Novyrot — morgen Mittag also —

**Novyrot.** O, wie gut Du bist und gerecht — (will Sendlingens Hand küssen.)

**Sendlingen** (seine Hand wegziehend). Danket mir nicht — ich habe Euch zu danken. (Schlägt die Hände ver's Knie.)

**Novyrot.** Was sprichst Du da? Du mir! . . . Du weinst?! Aus Mitleid weinst Du? Oh! Wenn Der da droben gerecht ist — so wird er alle Last von Deiner armen Seele nehmen . . . Segen über Dich . . . Segen . . . Segen . . .

(Während Novyrot abgeht, fällt der Vorhang.)

(Fortsetzung folgt.)

### Ein Licht.

**W**ir kehren, unser fünf, auf nächst dunklen Pfaden  
Vom Jagd frohlich heim, mit Beute schwer beladen,  
— Da, wach ein Licht glänzt durch die Nacht?

Der Pächter kalkuliert: „Das wird mein Lukas sein,  
Der aus dem Hügel dort beim lust'gen Feuerschein  
Der ruh'nden Herde Schaf bewacht“.

Der Kirchenälteste drauf: „Gere Nachbar, nehm's nicht  
übel,

Es ist der Wetterhahn auf unfrem Kirchturmgiebel,  
Den jaß der Mond erglänzen macht“.

„Nein“, ruft der Schütze, „nein, das sind des Aufruhrs  
Flammen!

Genossardarmen, ins Gewehr! Schießt mir das Puch zu-  
sammen!  
Ha, unerhörte Kirdertacht!“

Der Lehrer ladelt sanft: „Irrtum, ihr werthen Herrn;  
Schaut doch, wie's weiter zieht; das ist der Wandelstern,  
Der Jupiter, in voller Pracht“.

Doch leis frohlockt mein Herz: Willkommen, lieber  
Strahl!

Verheißend blinzt dein Licht herab ins tiefe Thal  
Vom Söller rebemüberdach.

Der Liebe Leuchte du, von trauer Hand entzündet,  
Soll' ich, was mir dein Schein geheimnisvoll verkündet?:  
„Am Wörtchen heut Schlag Mitternacht“.

Nach dem Französischen des Charles Coran von  
Albert Besoff.

### Wanderung.

**E**s zieht die dunkle Schwalbenschär  
Hin über Meer und Lande,  
Verfchwüwindet in dem Dämmerlicht  
An Horizontes Rande,  
Die Sonne zum Geleite  
In unermeßne Weite.

Es zieht gleich lust'gem Seglerschwarm  
Der weißen Wolken Reigen,  
Daß Licht und Schatten wechsehvoll  
In stetem Spiel sich zeigen,  
Bis sich das Aug' geblendet  
Von ihrem Zauber wendet.

Es zieht des Zephyrus Küsterton  
Durch's Land, und lieblich-helle  
Sich Antwort ihm vom Bergeshang  
Und aus der Silberwelle,  
Erzitternd aus den Klüften  
Das Echo in den Lüften.

Es ziehen seit Fahrtausenden  
Von Pol zu Pol die Fluten,  
Ihr ewig Lied besänftiget  
Der Erdendämpfe Gluten,  
Scheint ewig uns zu laden  
Zu freunden Lichtgefluten.

So zieh' durch's Meer des Erdenseins  
Bei weh'nder Lüfte Spiele  
Auch ich in Sturm und Sonnenschein  
Nach unbehannem Ziele,  
Und sing' der sücht'gen Stunde  
Ein Lied aus Herzensgrunde.

Nach dem Italienischen des Edoardo Giacomo Boner von  
Valeric Matthes.



## Livia.

Novelle von Karl Theodor Schulz.

(Schluß.)

Der Graf trat zögernd ans Bett; da sie aber in ihrer angenommenen Regungslosigkeit verharrte, wandte er sich zum Gehen. Nun öffnete sie die Augen wieder und sah ihn nach, bis die Thür hinter ihm zugegangen war. Da schluchzte sie krampfhaft auf. Als sie ihr Taschentuch vom Munde nahm, war es stark gefärbt von hellem, schaumigem Blute.

Livia sah es ohne eine besondere Empfindung. Zufällig war aber das Monogramm des Enches weiß gelbes und nur die Fürstkrone ein roter Fleck geworden: das bemerkte sie und auf einmal fiel ihr die Warnung des Medizinalrates ein, Blutungen dürften sich nicht wiederholen. Nun war es doch geschehen! Und diese Wärme in der Brust, die sich immer mehr ausbreitete, war sie schon das Ende? Das schwere Athmen! — Sie lag wieder eine Weile da, ohne sich zu bewegen. Eine so grenzenlose Schwäche bemächtigte sich ihrer, daß sie deutlich empfand, jetzt würde auch sie zu nichts den Mut finden. Doch ohne alles Zuthun ging es ja seinen unabänderlichen Gang! —

Sie sah sich im Zimmer um, als müsse er da sein. Aber er war ja hinunter gegangen! Zu ihr, zu ihr, der er bald ganz gehören sollte!

Jäh versuchte sie, sich aufzurichten, doch ein starker Schmerz bei der Bewegung hinderte sie daran. Nur in ihren Augen lohte es fort. — Ein neuer Gedanke schien sie zu beschäftigen und bald so abschließend, daß sie sich immer schlafend stellte, wenn das Kammermädchen oder der Graf kamen, um nach ihr zu sehen.

Als Graf Raimund sich aber, bevor er selbst schlafen ging, noch einmal über sie beugte, schlug sie die Augen auf und sah ihn seltsam an — wie voll Neue, erschien es ihm. Das rührte ihn weit mehr, als es Worte der Abbitte vermocht hätten; er warf sich auf das Kissen nieder, das vor dem Armstuhl am Bette lag und rief in freudiger Aufwallung:

„Nun hast Du wieder Deine hellen Augen! So ist wohl auch Alles überwunden, was Dich gequält hat? Da bist Du selbst wieder! — Wir dürfen nun auf eine gute Nacht und einen noch lichteren Morgen hoffen!“

„Du lieber Prophet!“ Ihr Blick blieb rätselhaft und ihre Lippen preßten sich auf einander.

„Ober irre ich mich?“ fragte Raimund besorgt. „Leidest Du doch noch?“

Sie schüttelte den Kopf. „Nicht mehr! Ich weiß endlich, was mir obliegt! — Und bist Du nicht bei mir, und hast verzichen?“

„O, sprich nicht davon!“

„Laß mich sprechen!“ bat Livia. „Eine so schwer Kranke wie ich muß die gute Stunde nutzen. Nicht wahr, Du hast mir aus dem Herzen heraus vergeben?“

Er nickte.

„Alles, was ich Dir je angethan habe: nicht ich, meine unzählbare Liebe! Sie ist stärker als ich.“

„Ja, Du bist nichts als Liebe und ich nur Dank!“

Er drückte den Kopf an ihre Schulter.

Ihre Blicke ruhten stehend auf ihm. Mit zitternder Stimme, aber in leichtem Tone fuhr sie fort:

„Ich bin unerfülllich! Selbst Ablass für die Zukunft will ich haben! — Was ich Dir auch noch an Leid anthun könnte, Du wirst immer denken: sie liebte unendlich, schon unirdisch, möchte ich sagen. Ich komme mir vor, als gehörte ich schon der anderen —“

„Livi!“ Er richtete sich empor. „Nun hast Du mich wieder vergessen.“

„O nein! Du bist ich — und ich Du. Raimund, Vergebung bis zum Letzten!“

„Bis zum Letzten!“ wiederholte er nachgiebig.

„Um was Du Alles sorgst! — Jetzt ist es aber Schlafenzeit!“

Er erhob sich und ging nach der Thür zur Garderobe.

„Was willst Du?“ fragte Livia. „Johanne habe ich erlaubt, auszugehen. Heute ist Mittfasten!“

„Wen soll ich Dir dann rufen? Friederike?“

„Niemand! ich danke Dir. Wegen Eins will Johanne heimkehren, das genügt. Bis dahin bedarf ich nichts als Schlaf. Wöfche auch das Lämmchen, der Mond scheint ja hell!“

„Meine Thür laß' ich aber offen!“

„Wie fürsorglich Du bist!“ Sie ergriff seine Hände und drückte, bevor er es wehren konnte, ein paar brennende Küsse darauf. „Und nun tausend gute Nacht!“

Sie küßten sich lange und heiß wie sonst; dann verließ sie der Graf, indem er von der Schwelle seines Schlafzimmers aus noch einmal zurückgrüßte. Livia hatte mit den Blicken die geliebte Gestalt gleichsam umfaßt und durch einen Wink Maimunds Liebewohl erwidert; nun schlang sie die Hände über dem Kopfe in einander und starrte auf die ein wenig offen gelassene Thür. —

Wohl eine Stunde verging; nur wenn die Staubuhr nach Verlauf einer Viertelstunde wieder anschlug, hob Livia den Kopf und horchte. Der Lichtschimmer bei Maimund war bald erloschen, nun glaubte sie auch die Atemzüge des Schlummernden zu vernehmen. Friedlich wie immer.

Blösig rasselte die Seide der Bettbezüge stärker; Livia verließ mit einem raschen, leisen Schwunge das Bett. Sie blieb einen Augenblick laufend stehen, dann schlüpfte sie in die Pelzschuhe und hüllte sich in ihren Schlafrock. Seine Schnüre knüpfte sie nur leicht; ebenso strich sie das halb gelöste Haar ganz lose zurück. Immer wieder laufend, schlich sie in Abfägen nach dem Schlafzimmer des Gatten. Als sie am Stellspiegel vorüberkam und unwillkürlich einen Blick hineinwarf, graute es ihr vor sich selbst. Wie ein Gespenst! Nein, wie ein Raubtier. Der Blick! —

Sie schlich weiter, indem sie die Schleppe des Schlafrockes mehr hob: schlangenhaft hatte sie sich ihr nachgeringelt.

Am der Thür sah sie zurück, wie wenn sie sich überzeugen wollte, daß Niemand im Zimmer sei; dann trat sie festen Schrittes über die Schwelle. Trotz Konseque und Stores erschien der große Raum hell; doch in den Ecken lagerte Dämmerung. So unterschied sie auch erst, als sie das Zimmer ganz durchmessen hatte, Maimunds Gestalt. Er schlief augencheinlich tief. Sie blickte lange auf ihn nieder, die Hände wie im Gebete vor sich hingefaltet; dann war es, als ob sie erst nach Atem ränge, ehe sie langsam nach einem Schranke ging, der seitwärts vom Bett des Grafen ganz im Dunkel stand. Sie

taftete daran hin: der Schlüssel fehlte. Einen Moment hielt sie in ihrem Thun inne; flüsternd kam es über ihre Lippen:

„Es soll nicht sein!“

Dalb aber raffte sie sich auf, ging an das Bett zurück und hob mit sicherem Griff vom Nachttischchen einen kleinen Schlüsselbund in die Höhe. Es gab nur einen gellen Ton, worauf dieselbe Stelle war wie vorher. Maimund regte sich nicht, so glitt sie gleich einem Schatten nach dem Schranke zurück. Ohne Geräusch ging die Thür. Livia bückte sich und sah in die Fächer. Im dritten stand der Kasten, den sie suchte. Sie zog ihn heraus, der Deckel sprang auf und vor ihr blinkten matt die Läufe zweier Pistolen.

Ohne zu zögern, wie etwas Gewohntes, nahm sie eine davon. Sie hielt sie vor sich in die Höhe: ihre Blicke erloschen nach und nach, und die Oberlippe hob sich, daß ihre weißen, spitzen Zähne völlig sichtbar wurden. In dem Dämmer war es, als hätte ihr Gesicht sich in einem Totenkopf verwandelt. Es regte sich dann aber wieder darin und Livia wankte bis an des Gatten Bett. Ein Mondstrahl war am Store vorbei ins Zimmer gedrunken und lag silberglänzend auf dem Haar des Grafen.

Livia achtete nicht darauf. Noch einmal zum Himmel emporblickend, setzte sie, ohne daß ihre Hand bebte, den Lauf der Pistole an die Schläfe Maimunds und drückte los. Der Graf hob den Arm und seinen Mund verzog ein krampfhaftes Lächeln, dann streckte er sich im Tobekampf.

Livia entgilt die Pistole, die lautlos in dem dicken Teppich versank. Mit einem irren Zuge in den Augen hatte ihr Livia nachgesehen, bis ihre scheuen Blicke auch die Leiche des Gatten streiften. Es erschien nichts anders, als eine Minute vorher: die paar Blutstropfen an der Schläfe Maimunds waren nicht zu bemerken. Und doch war es geschehen! Und sie wartete nun auf das, was darnach geschehen mußte, was stets der Schluß ihrer Gedanken gewesen war — dann tot zu sein, wie er. Mit Entsetzen fühlte sie aber, daß ihre Kräfte nun eher wüchsen und mehr Stärke in ihr war, als seit Wochen.

Da kamen Tritte rasch den Flur entlang. Livia erschraf, sprang an die Thür des Zimmers, die nach dem Flur hinausführte und schob den Niegel vor. Ein Schlüssel wurde ins Schloß gesteckt und versucht, die Thür zu öffnen: als sie nicht nachgab, ertönte ein leiser Fluch und der Schlüssel wurde vorsichtig herausgenommen. Livia gab keinen Laut von sich, bis nach einer Weile die Tritte wieder hörbar wurden, nun aber, indem sie sich entfernten.

So war Jean doch unsicher geworden, was er gehört hätte! Noch blieb sie allein! Aber Johanne? Er mußte auf Eins gehen!

Sie stürzte nach ihrem Zimmer und schloß auch die Thür zur Garderobe ab, durch die das Stammermäddchen kommen mußte. Die Eile hatte sie erschöpft; sie lehnte sich schwer an das Thürgerüst. Weshalb aber dies Gefühlsleiden? Verborgnen bleiben! Wie war das möglich? Warum auch? Sie gingen nur vereint!

Jetzt wieder schleichend und zuweilen ganz innehaltend, als fürchte sie etwas, erreichte sie doch endlich wieder sein Bett. Der Mondsirahl war herabgegangen und beleuchtete nun gespenstlich die Hand des Grafen, die, zur Faust geballt, über die Bettkante niederhing. Civia mußte immerfort nach der Hand sehen, bis sie sie ergriff und sie auf das Bett ins Dunkel legte; sie fühlte die Kälte der Hand nicht, kaum ihre Schwere, nichts war in ihr, als ein wirres Hin und Her von Gedanken.

Ob sie die Lampa aus ihrem Zimmer holen sollte? . . . Sie nickte, blieb aber stehen, als könne ihr Fuß nicht von der Stelle. Eine Mörderin war sie, eine Mörderin!

Wer vermochte sie zu begnadigen? Aber Maimund war gar nicht tot, sonst konnte sie doch nicht leben! Sehen, ihn sehen! —

Tastend ging sie nach ihrem Zimmer, zündete die Nachtlampe an und lehrte, sie dicht vor sich hinhaltend, zurück; ihre Wände flogen ihr voraus, Wangen und Grauen war in ihnen. Aber der Tote lag so friedlich da, die Augen sauft geschlossen.

Civia setzte das Lämpchen auf den Nachttisch, dem Bette die Seite mit dem schügenden weißen Schirm zugewandt; und das sein geprägte Bild darauf — eine heiße Romeo- und Julia-Szene, die der Tote oft belächelt hatte, blickte ernsthaft auf ihn. —

Blumen, die er so liebte! fuhr es Civia durch den Kopf. Blumen!

Sie nahm das Lämpchen wieder auf und ging, nur an den Einschlaf hingeeben, ins *Boudoir*, denn bis auf den Flur hinaus und brach und riß sich wahllos einen ganzen Arm voll gerade blühender Blumen, von Palmenblättern und allerlei Gezweig ab, womit sie strahlenden Gesichtes zu dem Toten zurückkehrte. Einen Kranz von gelben Tulpen und Myrtenzweigen legte sie auch sorgsam um sein Haupt.

Dann mußte sie aber die Freude an ihrem Werk verloren haben, den Nest streute sie regellos über das Bett hin. Der hin- und herzitternde Schatten vom Blatt einer Fächerpalme glitt über das Antlitz des Grafen, und es war, als bewegten sich seine Lider. Civia starrte fassungslos auf das Schattenspiel, bis sie sich mit einem Schrei über die Leiche warf. Allmählich nun fing sie eine tiefe Ohnmacht, aus der sie auch nicht erwachte, als ihr Körper hilflos auf den Teppich zurückfiel. —

In ganz mechanischer Weise hatte sie die Thür zur Garderobe, als sie mit den Blumen hindurchging, von neuem geschlossen; so vermochte Johanne bei ihrer Heimkehr nicht einzutreten, hatte darum aber Keinerlei Arg, da die Gräfin sich häufig einschloß. Erst in der Morgenfrühe, besonders nach einer Rücksprache mit Jean, wachte Johanne ängstlich und pochte erst leise, dann lauter an die Thür von Civia's Schlafzimmer. Als sich nichts darin regte und ebenso wenig beim Grafen, klopfte Jean an dessen Thür.

Davon erwachte Civia. Müde und verträumt blickte sie um sich, dann fielen ihr die Augen wieder zu. —

Aber es stach sie im Kopfe — und der starke Blumenduft! Sie öffnete von neuem die Augen und sah zwei Hyacinthen eben sich liegen. Die waren doch sonst nur im Flur? . . .

Wer klopfte? . . .

Sie richtete sich auf und ihre Wände fielen auf den Gatten, dessen Jäge bereits scharf geworden waren und sich mit Leichenblässe überzogen hatten. Stumpf sah sie weg, hob nur fröstelnd die Schultern und rutschte auf den Knien nach der Thür, wo es geklopft hatte. Plötzlich aber brach es wie ein Blig aus ihren Augen, sie wachte wieder Alles und stand auch mit demselben Atemzuge wieder auf den Füßen.

Nach der Thür gewandt, fragte sie kurz:

„Sind Sie es, Jean? Oder Johanne?“

Als sich Beide meldeten, und Johanne von ihrer Besorgnis zu sprechen anfing, unterbrach sie sie rasch:

„Mir ist nichts! Ich werde bald klingeln!“

Raid! Und dann? — Sie lebte noch immer!

Was wurde nun? und was beginnen? Was? — Aber sie konnte ja nur so lange leben, bis er gebettet war, bis der Sarg geschlossen und Niemand mehr an ihn heran konnte! Auch die Note nicht.

Wieder hob sich ihre Oberlippe und die Zähne glänzten so hell, als irrte ein Vögelchen an ihnen hin. — Das war es! Um der Note willen hatte sie es thun müssen, und das rechtfertigte sie: warm hatte Die nach ihm verlangt! Nicht sie, Die war seine Mörderin! Und die Note durfte ihn nicht mehr sehen, sonst mußte er ja von neuem bluten! —

Ein Sarg aber, ein Sarg! —

Mit verwilderten Blicken sah sie durchs Zimmer, dann huschte sie nach der Thür, riegelte sie auf und trat in den Flur hinaus. Jean und Johanne, die eben erst gegangen waren und noch an der Treppe standen, kehrten zurück. Mit heiserem Ton und in einer geheimnisvollen Art befahl Civia dem Stammerdiener:

„Gehen Sie sich! Noch immer ist der Sarg

nicht da! Sie sollen ihn gleich bringen! Gleich! Ich will es. Ehe die Andere kommt! Blumen haben wir, Alles schon, bloß der Sarg fehlt."

Sie wies nach der Treppe. „Was warten Sie noch?"

Johanne war an der Gräfin vorbei ins Zimmer getreten und rief schrill:

„Mein Gott, der Herr Graf! Er ist tot!"

„Der Graf?" Jean drängte sich gleichfalls ins Zimmer.

Uivia blieb mit einem blöden Anstrich im Gesicht noch an der Thür stehen, bis sie auf einmal den Weiden folgte und sich wie abwehrend vor dem Bette aufstellte.

Jean stürzte nach dem Arzt, verständigte dabei aber erst die übrige Dienerschaft von dem, was geschehen war. Das Wirtschaftsfräulein, ein paar der Mädchen und der alte Kutsher traten ebenfalls bis ins Zimmer des Grafen, während die Übrigen von der Thür aus den Einblick zu gewinnen suchten.

Da kam es hastig den Flur entlang und die Stimme Georgys erkündete:

„Sie ist tot?"

Mit den Worten trat Georgy auch schon ein.

In demselben Augenblick ging mit Uivia eine jähe Veränderung vor sich: Die bange, wahn sinnige Schen, von der sie noch eben erfüllt schien, war verschwunden, mit dem ganzen Stolge der Fürstin trat sie ein paar Schritte vorwärts und rief:

„Was will dieses Weib hier? Nicht seinen Sarg darf sie berühren!"

„Was ist geschehen?" fragte Georgy bestürzt.

„Naimund tot? Laß mich zu ihm!"

Uivia streckte gebieterisch die Hand aus:

„Fort mit ihr! Treibt sie hinaus!"

Schreiend hatte sie ihr die Worte entgegen geschleudert und stand mit wogender Brust und Funckeln in den Augen furienhaft vor ihr. Plötzlich aber wankte sie, ihre Hände griffen vor sich in die Luft und sie sank röchelnd zusammen.

Als man ihr Haupt emporrichtete, brach ein Mutstrom aus dem Munde und endigte barmherzig ihr Leben.

### Hypnotisches Spiel.

Tastend kam sie, um das Auge fest geknüpft die Schwanken Schritts, am Puls geleitet, ob sie das Verrechte finde.

Ihre Arme fühlten, saßten, hoben zögernd sich und sanken;  
Liebercot das schöne Antlitz, schritt geführt sie vom Gedanken.

Und sie stand, starr. Nur das Händchen krallte sich, saß mocht ich meinen,  
Born und Scham, jeht falsch zu gehen, machten meine Kleine weinen.

Und sie stand. Die Binde schob sie übers Haar, das hing in Wirren,  
Sah sich lächelnd um wie wüde, länger noch im Saal zu irren.

Und sie lehnt sich weich, halb ruht sie, almet tief und spricht, schlaftrunken;  
Und ich bin, ein Liebesträumer, in das süße Bild verfunken.

Heinrich Ernst Wahler.

### Schnee-fall.

Die weißen Steindchen kreiden  
Herunter, hin und her;  
Auch steh'n am Fenster bleiben,  
Ob was zu sehen wär' . . .

Muß schauen und muß sinnen,  
Mich blendet schon der Schein,  
Das Glühern, Gleiten, Rinnen  
Der Nöschchen wird zur Pein:

Mir ist, sie wären Geister  
Der Tage ohne Glück,  
Es schlug ein vereisler  
Blattschauer jeht zurück:

Sie sanken eiskalt nieder —  
Wie Wünsche, unerhört,  
Die ich bei Hof' und Lieder  
Gethan, von Dost behört.

Hermann Gango.

### Der Zug des Schicksals.

Großvater war noch die alte Kasse,  
Fuhr gedrückt in der vierten Klasse;  
Sah auf dem Rückack mit Fellen und Häuten,  
Manchmal durft' ihn sein Junge begleiten.

Als sich der Junge sein Eig'nes erstritten,  
Fuhr er natürlich schon in der Dritten.  
War es gerade in Ferienzeiten.  
Durft' ihn sein Sohn mit der Brille begleiten,

Nun macht der Sohn, Herr Doktor und weise,  
Zweiter Klasse die Hochzeitsreise:  
Dessen Sohn, — so geht es eben —  
Wird wieder vierter Klasse leben!

Hugo Salus.

## Zur deutschen Metrik.

Von Prof. Dr. J. Minor.

## II.

Der Vers des Hans Sachs legt der metrischen Wissenschaft noch bis heute eines der schwierigsten Probleme vor. Das einzige, was mit völliger Sicherheit behauptet werden kann, ist: daß er, bei Durchführung der nötigen Synkopen und Apokopen, auf der gleichen Silbenzahl, also auf Silbenzählung beruht. Bei männlichem Ausgang hat der Vers der Hans Sachs'schen Spruchdichtungen acht Silben, bei weiblichem neun, bei gleichzeitigem zehn. Das rhythmische Gefühl, das zu seiner Zeit völlig erloschen war, hat ihn auch in den meisten Fällen dahin geführt, Hebung und Senkung regelmäßig abzuwechseln zu lassen und Wortton und Versaccent mit einander in Übereinstimmung zu bringen. Nur in vereinzelten, darum aber doch nicht seltenen Fällen finden sich störende Dissonanzen: Endsilben, Flexionsilben, Vorsilben stehen in Hebung, betonte Stammsilben an Stelle der Senkung. Es entsteht nun die schwierige Frage, wie solche Verse im sechszehnten Jahrhundert gelesen wurden? ob mit Verslegung des Wortaccentes oder mit Verslegung des Versaccentes? Die protaische Wortbetonung verlangt, einen Vers wie den folgenden so zu lesen:

## 1. einen jungen schönen studenten.

Nach dem Versschema müßte er, entgegen der natürlichen Betonung, so gelesen werden:

## 2. einen jungou schönen studenten.

Neuerdings haben sich Goedeke, Sanders, Pilger und Sievers für die erste Art entschieden. Damit ist gesagt, daß der Hans Sachs'sche Vers keinen ausgesprochenen Rhythmus hat, d. h. jambisch oder trochäisch sein kann und daß er nicht auf regelmäßigem Wechsel von Hebung und Senkung beruht, sondern daß die Senkungen wie im altdeutschen vierfüßigen Vers doppelt vorkommen oder auch fehlen können; wo die Senkungen fehlen, stehen dann zwei Hebungen nebeneinander. Goedeke hat nachzuweisen gesucht, daß nie mehr als zwei betonte oder zwei unbetonte Silben neben einander treten. Der Unterschied von dem altdeutschen Vers bestünde nur darin, daß die Silbenzahl der Senkungen und des Vortales mit Rücksicht auf die genau bestimmte Silbenzahl des ganzen Verses geregelt wäre. Giebt also der Anstalt oder eine Senkung, so muß durch zweifüßige Senkung an anderer Stelle Ersatz geschafft werden.

Ich lasse zunächst dahin gestellt, ob sich das Princip der Silbenzählung überhaupt und bei den Gesetzen des altdeutschen Verses verträgt; ob eine solche mechanische Ausfüllung dem musikalischen Charakter des altdeutschen Verses nicht genau zuwider ist. Ich frage nur, ob die Verse des Hans Sachs wirklich alle viertaktig gelesen

werden können? Wie will man denn den folgenden Vers viertaktig lesen:

die haben beschrieben die älten,  
oder die haben beschrieben die älten,  
oder die haben beschrieben die älten.

Von einem der größten Verskünstler aller Zeiten, als den man den Hans Sachs hingestellt hat, wird man sich keine dieser Betonungen willig gefallen lassen, wenn auch die zweite im Mittelalter ihre Parallelen findet.

Es ist aber noch eine dritte Möglichkeit vorhanden. Nämlich die, den Hans Sachs'schen Vers wie den französischen als einen Vers zu betrachten, bei welchem nur die Silbenzahl bestimmt ist, Übereinstimmung von Wort- und Versaccent aber nur im Reime gefordert wird. Ein solcher Vers kann jambischen oder trochäischen Rhythmus haben; bei Hans Sachs wie etwa im französischen *Alexandrin* überwiegt meistens der jambische Rhythmus. In seiner Abhandlung über den altfranzösischen fünffüßigen Jambus hat Diez gezeigt, daß bei einer gewissen Stellung der lyrischen Caesur oft der Rhythmus des ganzen Verses verändert wird, daß alle betonten Silben in die Senkung fallen mit Ausnahme des letzten Fußes, wo jedes Metrum das Bedürfnis fühlt, sich in seiner ursprünglichen Reinheit wiederherzustellen. Diez führt uns Beispiele vor von jambischen Versen, die bis auf den letzten Fuß ganz trochäischen Rhythmus zeigen. Dasselbe könnte nun auch bei Hans Sachs der Fall sein. Wir könnten mit Schonung der natürlichen Betonung einfach lesen:

3. die haben beschrieben die älten,  
und haben einen Vers vor uns, bei dem nichts bestimmt ist als die Anzahl der Silben (9) und die Übereinstimmung des Wort- und Versaccentes im Reime (älten).

Diese Erklärung des Hans Sachs'schen Verses könnte auch noch von historischer Seite unterstützt werden; sie führt uns nämlich geraden Weges zu der Metrik Weckerlinus fort. Dieser ist bekanntlich der Epitaphischen Reform nicht gefolgt. Er erklärt in der Vorrede zu seinen Gedichten (1648) graden; die zweite, vierte, sechste, achte Silbe allezeit zu betonen, d. h. Verse mit jambischem Rhythmus so bauen, könne er in Deutschen nicht für bequem halten. Er selber verlangt von dem Verse, wie die Franzosen, stets eine bestimmte Silbenzahl; Übereinstimmung des Wort- und Versaccentes aber, wiederum wie die Franzosen, nur in der Cäsur und im Reime. Seine Verse haben keinen ausgesprochenen trochäischen oder jambischen Rhythmus, sie werden mit der natürlichen Wortbetonung gelesen:

Was ist es denn, dass ihr lüehet, 1  
 Indem euer Älter blühet,  
 Vor meiner Lieb Süßigkeit.  
 Äch genüesset eurer Jahren  
 Die Zeit wird eure Schönheit 5

Nicht mehr dann die Rosen spären

Der dritte, zweite, vierte und sechste Vers, der dritte und fünfte sind hier völlig gleich, trotz dem verschiedenen Rhythmus.

Auch bei den Theoretikern jener Zeit wird man sich vergebens über den Hans Sachs'schen Vers Rat holen. Sie haben sich den Unterschied zwischen dem profaischen Accent und dem Versaccent so wenig vor Augen gehalten als die Metriker unserer Zeit. Clajus, der Vorläufer Epig, verlangt freilich nicht bloß die richtige Silbenzahl, sondern auch daß Krüss und Theßis beachtet würden. Silben, die in Prosa nicht betont sein, dürften auch im Verse nicht inhebung stehen. Das heißt: er verlangt nach dem Muster der antiken Vergleichmäßigen Wechsel von Hebung und Senkung, trochaischen oder jambischen Rhythmus. Auch Dvig in seinem Buch von der deutschen Poeterei fordert Beachtung des Wortaccentes im Verse; niemand habe dieses bisher in Acht genommen, er selber auch nicht. Er tabelt an dem folgenden Verse, daß die Wörter Juno und Venus als Jamben, vermocht aber als Trochäen gebraucht seien:

venus die hat Juno nicht vermocht zu obliegen  
 Er liest also diesen Vers als einen jambischen. Aber schon die Betonung auf Wechseln zeigt, daß Dvig uns nicht zur Klarheit verhilft. Denn Wechseln hat wirklich den Wortaccent so gut wie Dvig zu recht bestehen lassen, nur um den Versaccent hat er sich nicht gekümmert. Dvig würde Wechseln's Verse, die keine Trochäen und Jamben sind und keine sein wollen, so gelesen haben:

was ist es denn, dass ihr lüehet

Indem euer Älter blühet, —

und dann hätte er allerdings ein Recht, über Verlegung des Wortaccentes zu klagen. Wechseln hat sie aber ganz richtig mit natürlicher Betonung gelesen.

Wohlt es uns denn in der neueren Metrik anders? Nehmen wir einmal den Vers aus dem Walfenlein:

Es ist Behutsamkeit vor der Gefahr.

Hier steht ein gesperrt gedrucktes, also hebbares Wort in der Senkung; vor soll dem Sinne nach im Satz betont, nach seiner Stellung in der Senkung aber im Verse unbetont sein. Unsere Metrik brüht sich darüber nicht klarer aus als Clajus oder Dvig. Sie sagt: es steht ein betontes Wort in Senkung. Dieser Widerspruch in subjecto liest sich auf dem Papier ganz gut, die Metrik aber hat es mit dem gesprochenen Vers zu thun. Sie hat sich also die Frage vorzulegen: wird vor betont, wie es der Satz verlangt, oder wird es nicht betont, wie es der Vers verlangt? Somit sind wir unverständiger Dinge wieder zu unserem Hans

Sachs'schen Vers zurückgeführt. Hat Hans Sachs den Versaccent verlegt und gelesen:

einen jungen schönen studenten,  
 oder hat er den Wortaccent verlegt und gelesen:  
 einen jungen schönen studenten?

Ich vermute das letztere. So barbarisch uns eine solche Betonung erscheint, so ist sie doch nicht unmöglich. Noch heute schaltet jeder Musiker eben so frei mit den Accenten der von ihm komponierten Verse. Noch heute folgen nicht bloß Kinder ihre Sprüche laltierend her; auch die Gymnasialjugend, gewöhnt antike Verse ohne Rücksicht auf den Wortaccent zu skandieren d. h. mit Versaccenten vorzutragen, gefällt sich in diesem Singfang. Von der musikalischen Seite ist dieser Vortrag ganz unabhängig und wir drücken uns schlecht aus, wenn wir von entsetzlichen Versen reden: nicht der Vers, sondern die Sprache und der Sinn werden beleidigt,

wenn ich sage: einen jungen schönen studenten. Nach Schröders Bericht, auf den mich Heinzel aufmerksam macht, tragen die Panern den Text der ungarischen Weihnachtsspiele ohne Rücksicht auf die Wortbetonung rein laltierend vor: Vater, sorgen sind für sie ganz unabhängige Betonungen. Und wie die Jugend nach der naive Sinn des Volkes noch heutzutage dem Rhythmus vor dem Sinn der Vorlage giebt, so wird auch anzunehmen sein, daß unsere Metrik überhaupt in den älteren Zeiten mehr den musikalischen Anforderungen entsprochen hat, in den neueren Zeiten aber mehr den Anforderungen des Sinnes entspricht. In der altdutschen Zeit war der schon ein Dichter, der einen Vers oder einen Reim machen konnte. Altdutsche Verse wurden gewiß auch mit einer härteren Betonung des Rhythmus vorgetragen, als wir heut natürlich finden würden. Verträge gegen die richtige Wortbetonung und Versbetonung wurden weniger beachtet, denn der Sinn ordnete sich dem Rhythmus unter, der Vortragende ließ sich willig von dem Rhythmus tragen. In den Meisterliedern des Hans Sachs war dies gewiß der Fall; sie sind auf den musikalischen Vortrag berechnet, und ohne Rücksicht auf die Satzbetonung Moß durch die Silbenzahl bestimmt. Sollte der Vortrag der Sprachrichtigen von denen der Meisterlieder so fundamental verschieden gewesen sein? Entscheidend eublich erscheinen mir die Reime des Hans Sachs. Ein Dichter, der im Reime betont:

fürstin, zerstörerin: verhörierin, anleichen: untatleichen,  
 dem traue ich auch den Vers zu:

einen jungen schönen studenten.

Diese falsch betonten Reime sprechen zugleich auch gegen die sonst so plausible Parallele mit dem französischen, rein silbenzählenden Vers. Dieser schont den natürlichen Accent, verlegt aber den auf regelmäßigen Wechsel von Hebung und Senkung beruhenden Versaccent; der Hans Sachs'sche Vers dagegen beruht auf regelmäßigem Wechsel von Hebung und Senkung, nur wird dieser regelmäßige Rhythmus auf Kosten der natürlichen Betonung hergestellt.

(Ein dritter Mittel folgt.)

## Schack's neue dramatische Dichtungen.

Der große gräfliche Dichter, der auch dann zu den „Besten der Nation“ gehören würde, wenn er bürgerlich geboren wäre, hat in den letzten Jahren eine so stattliche Reihe neuer Werke erscheinen lassen, daß wir vor einem unerblicklichen Phänomen ständen, wenn nicht bekannt wäre, daß viele, vielleicht der meisten dieser Arbeiten in weit früherer Zeit entstanden sind und erst jetzt an's Licht treten. In seinem 51. Lebensjahre hat Schack sein erstes poetisches Buch, die „Gebichte“ veröffentlicht, auch in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens trat er noch selten vor die Öffentlichkeit, erst vom 60. Jahre, etwa von 1875 ab, begann er Wert auf Wert erscheinen zu lassen, deren viele drei, ja vier Jahrzehnte in seinem Vult geruht. Wer also nach der Reihenfolge ihres Erscheinens die Entwicklung des Dichters bestimmen wollte, ginge sehr weit irre, auch an der Hand der autobiographischen Erinnerungen Schacks läßt sich diese Aufgabe nicht ganz lösen. Einen wichtigen Beitrag zur Erkenntnis seines dichterischen Werdeganges hat er vor Jahren (Band X S. 171) in dieser Zeitschrift gegeben („Mein Erstlingewerk: Lohar“, ein Heimatbild seines Schaffens hat ein „Gnäh der „Deutschen Dichtung“ („Abts Friedrich Graf von Schack“ von Hans Kambel, Band I, S. 231) schon vorher zu bieten versucht. Vollständig neue „Jüge zu seinem Bilde bieten auch die drei neuen Bände nicht, die uns heute vorliegen, aber sie reichen sich ebenbürtig seinen früheren Werken an und wann immer sie enthalten sein mögen, es ist sein Erblicken der poetischen Kraft in ihnen nachzuweisen.

Von den fünf Dichtungen, die der bereits 1891 erschienene Band „Luftspiel“ (Stuttgart, Gotta) vereinigt ist das einaktige historische Lustspiel „Will y“ zuerst in dieser Zeitschrift erschienen — und „wo man nicht tadeln könnte, soll man auch nicht loben wollen“ ist kürzlich an dieser Stelle in ähnlichem Falle zu lesen gewesen. Gleichfalls historisch ist das dreiaktige Lustspiel „Ein Hofstaat“, nur führt es in eine viel näher liegende Zeit, als das 15. Jahrhundert, wo der pseudo-Edward „Will y“ sein Prätendententum von sich wirft, um in den Armen der schönen Amy sein Königreich zu finden; es spielt „luz vor Anbruch der französischen Revolution“ und aus deutschem Boden. Es ist das fröhlichste Moccooco von der Welt: Fürst Ernh von Laubach hat, von den Adeen der Euphlopäisten beeinflusst, durch Aufhebung der Föhnden und Steuern, durch freigiebige Unterstützung der Künste seine Finanzen so arg zerrüttet, daß er seinen Hofstaat hat entlassen müssen und nun trübselig auf einem Landhaus sitzt, von seinem Minister bei erträglichen Humor erhalten, aber ohne Heller. Da wird ihm der Besuch eines heuchelhaften Herzogs und dessen Schwelger anständigt, die Gräfin liebt und deren Millionen ihn auch wieder strotzen könnten — aber wie kann er sie in dieser trübseligen Wirtschaft empfangen? Ein Wiener Theaterdirektor mit seiner Truppe, die sich am selben Tage von Grn's Mäcenatur angelockt im Landhaus einfänden, bringen Hilfe: sie werden als Hofstaat installiert. Zur selben Stunde aber treffen noch andere Gäste ein: der alte Abgelante eines feindlichen Landgrafen, der auch an stolzen Hand geschultert und sein junges Weib. Das dröhnlich-lustige, ja tolle Intrigenpiel, das sich nun entspinnt, wollen wir nicht verraten; natürlich kommt Alles für den Fürsten Dabewichts zu einem glücklichen Ende. Die poetische Form

— der fünffüßige Jambus, der an einzelnen Stellen mit künstlicheren Reimen wechselt — tontraktiert mit der Darsit der Sprache und der Situationen; immerhin ist das Stück das fröhlichste und launigste, das wir von Schack kennen. — Eigentümlich, nicht ohne Poese, aber höchst bizarr ist das einaktige Fasnachtspiel: „Ein Volksfest am Aetna“, in dem italienische Bauern und Carabinieri, ein deutscher Maler und ein englischer Lord mit — zwei Euploen um die Wette umherstollen. Man wird Schack's Kraft auch hier nicht verkennen, aber der phantastische Humor steht ihm nicht ganz so gut, als der genährte des „Hofstaats“ oder jener des einaktigen Lustspiels „Der Magier“, das nach des Dichters Angabe „etwa 1865“ und „in einer kleinen deutschen Residenz“ spielt, aber freilich zu jenen gehört, die in dem Ueberall und Nirgendwo eines Poeten, in einem rechten Wolkenkuckucksheim spielen. — Als „modernes Satyrspiel“ bezeichnet der Dichter das fünfte Stück der Sammlung: „Mensch und Affen“; die Satire ist beißend bis zur Ungerechtfertigkeit. Zu der ersten Scene sehen wir Satyrn und Oceaniden am Fuß des Citharon ihr Beien treiben, in der zweiten in einem „feinlich geschmückten Restaurationsaal auf der Höhe des Fissellburms“ treffen wir sie als moderne Menschen (General, Banquier, Theologe, Sozial-Demokrat a. f. w.) wieder; aus den Oceaniden sind — Choristinnen der großen Oper geworden . . .

Völlig anderen Charakters sind die beiden 1892 (im selben Verlage) erschienenen Dichtungen: „Das Jahr Eintausend“, ein „dramatisches Gedicht“ und das „Mythenstück“, „Sirius“. Das letztere ist ein verschiedenes — in der erigenannten Dichtung tragen die Personen historische Namen und Gewandungen, in dem zweiten werden wir in die „Urmelt“ geführt, im zweiten ihres Leberherrschers Sirius, auch die Behandlungsweise ist eine sehr verschiedene (wir tragen die Vermutung, daß das erigenannte Gedicht eine, vielleicht in letzter Zeit etwas durchgeleitete Arbeit aus des Dichters früher Jugendzeit ist, während „Sirius“ aus als Produkt seiner letzten Jahre erscheinen will), aber der Stimmungsgelhalt beider Dichtungen ist fast derselbe und auch der Gedantengehalt sein allzu verschiedener. In „Sirius“ knüpft der Dichter an die Worte der „Gemeine“ an, welche die vorurteilsvolle Zeit schildern: „Es waren auch zu den Zeiten Tyrannen auf Erden . . . Da aber der Herr sahe, daß der Mensch Posheit groß war u. f. w.“, Soch ein Tyrann ist Sirius; aber vor der Herrschaft, die er angetrieben, war bereits eine andere, deren Reue er aus Urteilen antwählt, und seine Macht, die auf Fremel und Selbsthuth gegründet ist, wird in der Sündflut ertränkt. Die sündige Nacht zerfällt, nur Liebe, Treue und Keuschheit überdauern den Untergang und führen eine bessere Zeit herbei, bis auch diese Epoche alt, grau, sündig wird und die Menschheit sich abermals neu zu besserem Leben gebiert. Auch Paphi Schwelger verliert in Nacht, als hätte er nie gelebt, obwohl die Menschheit im Jahre 1000 nicht untergeht, wie ihr geweisagt worden. Es ist so viel Tiefinn und Poese in den beiden Bänden, daß sie Niemand, der Schack's Kunst hold ist, unangefallen lassen mag, obwohl diese Lectüre keine leichte Arbeit ist, schon weil dem Dichter an der Ausprägung seiner Gedanken Alles, an der Gestaltung einer klaren und überblicklichen Fabel nichts lag.

l. u.

## Die liebe, blondlockige Adelpuiss.

Keine Novelle — nur die Kritik eines Buches. Ich habe für diese Kritik von dem spärlich bemessenen Raum dieser Zeitschrift etwa das zwanzigfache von dem in

Anspruch genommen, was das Buch an sich verdienen würde. Aber es läßt sich dabei manderlei aussprechen, was ich schon lange auf dem Herzen habe.



Ich habe dies Buch: „Adelgunde, ein Sang von Schwabens Vergangenheit von Fr. Mafcr“ (Stuttgart, A. Jungs Verlag 1889) mit einem günstigen Vorurteil zur Hand genommen; die „zweite Auflage“ auf dem Titel, die dankbare Erwähnung von Wischers Einfluß im Vorwort zur dritten Auflage liehen mich Gutes erwarren. Aber schon das Geleitwort zur zweiten Auflage stimmte mich weit fühlbar, denn da heißt es: „Vor etwas mehr als einem Jahre ist vorliegendes, beschiedenes Büchlein erstmals hinausgegeben in die weiten deutschen Gauen. Und fürwahr, sie hat Glück gemacht, meine liebe, blondlockige Adelgunde: Glänzende Namen in der deutschen Schriftstellerwelt haben sie freudlich bewillkommt und bis in die allerhöchsten Kreise hinauf hat sie die deutsche Herzen gefunden, welche warm und teilnehmend ihr entgegen-schlügen. Weit Höheres, weit Stolzeres als ich zu hoffen gewagt, sie hat es erreicht“ u. s. w. Um, dachte ich, das ist doch eigentlich nicht der Ton, in welchem ein wirklicher Dichter, auch wenn er noch so jung ist, von einem errungenen Erfolg spricht, und noch tiefer wurde meine Erwartung durch die „Widmung“ herabgestimmt: „Aus deutschem Drang ist ja dein Lied entstanden und deutsche Männer gibt es überall.“

Wie sagte doch der prächtige Mann, dessen Mafcr dankbar gedenkt? „Das Moralische ist immer selbstverständlich.“ Daß wir allseits gute Deutsche sind, ist kein Verdienst, sondern verdamnte Pflicht und Schuldigkeit. Und „deutscher Drang“ — was bedarf der in einem Gedicht, das zwanzig Jahre nach Sedan erscheint, erst der Betonung? Und ich hünte zum zweiten Male: Um, das scheint eine Zepulstung auf das Deutschtum „mit dem harten T.“ Den rechten Einfluß, dachte ich, wird der alte Wischer auf diesen jungen Mann nicht genommen haben! . . . Und wahrlich — dem ist auch so! Was er zu diesem Gedicht gesagt hätte, wäre nicht entfernt so lieblich gewesen, wie das Lob der „allerhöchsten Kreise.“ Velleide nicht! Denn wie ich den Mann kannte, so hätte er dem Poeten etwa Folgendes gesagt:

„Junger Mann, Chauvinismus ist ein un-deutsches Wort für eine un-deutsche Sache. Das haben wir seit anno 70 leider von denen drüben gelernt; wollte Gott, wir hätten ihnen was Besseres abgesehen. Denn wenn wir so immer vor un'rer eigenen Größe und Vortrefflichkeit auf dem Bauch liegen, dann können wir nicht vorwärts gehen. Sie aber sind ein Chauvinist, Herr Mafcr, und speculieren auf den Chauvinismus. Und das ist nicht hübsch. Mir gefallen die Dichter nicht, welche den Fürken schmeicheln, aber jene, die den Wältern schmeicheln, schier noch weniger. Da haben Sie in Ihrem Gedicht einen Aufstand der Alemannen gegen die Römer 200 Jahre nach Christus geschildert. Das mag hingehen, meine Pfahldorsgeschichte spielt noch etwas früher. Aber es ist doch merkwürdig, daß alle Alemannen, so viele ihrer da auftreten, der Asgar und der Froui, der Darmut und der Sieghert und wie sie heißen mögen, durchweg so unergleichliche Tugendbolde sind: tapfer, großherzig, edel, mild, freigebig, fähig, stark, schön, gut, gerecht — mir geht der Atem aus! Und erst diese Adelgunde und die Berchta — so viel Schönheit, Güte, Reinheit, Klugheit war noch gar nie unter einem Buchdeckel besessenen. Hingegen die Römer: ein brutaler, grausamer Wüstling, wie dieser Claudius, der nachtraubenschwarze Schmitz Strabo und rings umher der Naufe vertierter Legionäre. Wo Sie mal Jemand aus der römischen Sippe halbwegs menschlich schildern, geschieht's nur, damit's nicht den Germanen ganz an Dichtern für ihren Partisan und ihre Dankbarkeit fehle! Und nun, Hand aufs Herz, haben Sie auf der Schule gelernt, daß die Römer wirklich so viel vertierter waren, als die Germanen? Nein! Warum schildern Sie sie dann so? Oder glauben Sie selbst, daß die Alemannen durchweg Engel und die Römer durchweg Teufel und Dabteufel waren? Warum stellen Sie sie dann so hin? Aus Chauvinismus, was

Sie „deutscher Drang“ nennen. Und wie ich darüber denke, habe ich Ihnen schon gesagt. Es ist aber auch unläuterlich!

Menschen, junger Mann, nicht Engel in Bärenhäuten und Teufel in Legionspanzern. Menschen soll der Dichter vor uns hinstellen! Und wenn's Leute von vor 2000 Jahren und mehr sind, so soll man's auch an ihrem Reden und Handeln spüren. Da man's nur zweierlei: man behandelt den antiquarischen Stoff mit freier Ironie, wie ich's gethan, oder giebt sich redliche Mühe, so frei zu sein, als einem Nachgeborenen möglich. Ihre Alemannen erleben sich für deutsche Freiheit und Einigkeit! Den Teufel haben sie das! — davon wußten sie nichts! Sie verweisen mich auf Aelch und seine Germania-schlacht! Lieber Herr, der hat gedichtet, während die Franzosen im Land waren, und um sein Volk zu mahnen, daß es sie wieder davonjage. Damals gab's in Deutschland Parusse genug und auch Glandiusse, wie Ihrer, welche die Verchts' entrierten. Was aber wollen Sie anno 1891 mit Ihren Profen bewirken? Nebenbei bemerkt, daß der gute Darmut die brave Berchta heiratet, nachdem sie das Schwere des Präctiens gewesen, hat mir besonders mißfallen. Lesen Sie Ihren Tacitus und überzeugen Sie sich, wie unhistorisch das ist! . . .

Aber freilich, an Ihren historischen Sinn kann ich nicht appellieren, denn der ist nicht vorhanden. Das beweist Ihre Sprache! Sie lassen Ihre Reden wie Lehramts-Kandidaten von heute reden. J. B.: Ich wollt an meines Sohnes Schuld nicht glauben Als des Verdachtes Kreis sich enger schloß Und enger um ihn zog, und als ich endlich Mich kreuzend beugte der Beweise Wucht Da klang es in der Brust mir immer wieder, Dein Sieghert kann kein Hochverräter sein!

Ober gar:

Liebes Kind,  
Du warest immer meine gute Tochter  
Und gingst gehorfolamlich den ebenen Weg,  
Den ich dich führte, deines Auges Leuchten  
Begrüßte freudig mit meinem Strahl u. s. w.  
Dieser brave Asgar hält so gern Rede, daß ich überzeugt war: er wird nach Verjagung der Römer einen Kriegerverein gründen und sich zum Präsidenten wählen lassen. Leider muß er aber im letzten Kapitel sterben. . . .

Warum ich Ihnen dies Alles sage? Weil Sie Herr Mafcr, trotzdem und allem ein Talent sind. Sie können eine Handlung erfinden, steigern, ausklingen lassen. Und zwar können Sie das viel besser, als Viele, deren Bücher mir mehr behagt haben. Mit Einem Wort: Sie können erzählen, und das ist unter den deutschen Epikern keine alltägliche Eigenschaft. Daß Sie sich zuweilen an berühmte Muster lebhen und z. B. Ihre ältereernde Zaubrerfrau Hanna inclusive des Schlusses der Dichtung aus dem „Eckhard“ geholt haben, ist freilich wahr, aber Ähnliches passirt manchem jungen Talent in seinem Erstlingswerk. Auch schildern können Sie, das Beweiser z. B. auf S. 96, wie sich's die Germanen ausmalen, ist gut, recht gut:

„Seia! Da zucht ein salber Flammenstrahl  
Ob den erschrockenen Tannenstammlein hin,  
Und tief verhallt in seinen grauen Mantel  
Tagt auf dem weissen Roffe durch die Luft  
Boban, der Walter; sonnengleich erglänzt  
Sein Helm, er hebt den leichten Speer zum Kampfe  
Und weiset dräwend nach der Römer Reite.  
Aufstatternd freischen jene beiden Haden  
Zu Häupten ihm, die Schwingen wuchtig rührend,  
Und um des mächt'gen Roffes Rufe stürmen  
Alwarters Wölfe heulend durch die Nacht.  
Dem großen Gotte folgt der Herr der Schlachten,  
Ein Flammensäwert hoch in den Lüften schwingend.  
Im Auge düstern Glanz, der mächt'ge Jio.  
Ticht hinter dem Genossen jägest Donner  
Mit fester Faust sein wild sich bäumend Roff,

Und schredlich leuchtet weithin durch die Nacht  
 Sein glumlecker Hammer, der den Feind  
 Des starken Gottes sich zu Boden schmettert.“  
 Und weil Sie schildern und erzählen können, und  
 weil meine Schelte nicht Ihnen allein gelten, sondern  
 vielen, verdammt vielen Anderen, darum hab' ich mich

so lang mit Ihnen beschäftigt. Und nun gehen Sie  
 hin und besetzen Sie sich! . . .  
 Ich meine, so ähnlich würde der alte Herr in  
 der Stuttgarter Kevlerstraße zum Dichter der „lieben,  
 blondlockigen Adelung“ gesprochen haben. r. g.

## Die Frage der Theater-Zensur.

VI.

Wir haben kürzlich (S. 146 des lauf. Bds.) der Entscheidung Erwähnung gethan, welche das Königl. Preuß. Oberverwaltungs-Gericht in der Klage des dramatischen Schriftstellers Herrn Otto Erich Hartleben gegen das Berliner Polizeipräsidentium wegen des Aufführungs-Verbots der Hartlebenschcn Komödie: „Hanna Jagert“ gefällt. Das Stück wurde freigegeben, aber nicht aus dem von Vertreter des Klägers, Herrn Rechtsanwalt Dr. Grestling in erster Reihe ins Treffen geführten Einwendungen gegen die Rechtsbeständigkeit der Theater-Zensur, sondern mit Rücksicht auf den Inhalt des Stücks. Von prinzipieller Wichtigkeit ist also diese Entscheidung nur insofern, als sie jeder Debatte darüber, ob die Theater-Zensur derzeit in Preußen zu Recht besteht, oder nicht, ein Ende macht. Wir glauben daher diesen prinzipiellen Teil des Erkenntnisses unseren Lesern im Auszug mittheilen zu sollen:

„Nach § 10, Titel 17, Theil II des Allgemeinen Landrechts und § 6 des Gesetzes über die Polizeiverwaltung vom 11. März 1850 gehört es zu den Aufgaben der Polizei, gegen eine dem Publikum oder dessen Mitgliedern drohende Gefahr der öffentlichen Ordnung oder Sittlichkeit einzuschreiten. Wodurch dabei die Gefährdung verursacht wird, ist, da insoweit keine grundsätzliche Beschränkung getroffen ist, an sich ohne Bedeutung. Das Recht der Polizei zum Einschreiten ist daher auch gegeben, wenn Ursache der Gefährdung der Ordnung oder der Sittlichkeit die öffentliche Aufführung eines Schauspielers ist. Etwas Anderes könnte nur gelten, falls die Besorgnisse der Polizei gegenüber der öffentlichen Aufführung eines Schauspielers durch besondere Vorschriften begrenzt wären.

Dies ist nicht der Fall, insbesondere enthalten weder die Reichsgewerbeordnung oder das Reichsgesetz über die Presse vom 7. Mai 1874 solche Vorschriften, noch ist in der von den Klägern behaupteten Weise durch Artikel 27 der Verfassungsurkunde das Recht der Polizei beschränkt.

Der § 1 der Reichsgewerbeordnung, welcher das Bringin der Gewerbeordnung zum Ausdruck bringt, bezieht sich nur auf die persönliche Zulassung zum Gewerbebetrieb. Er schließt in keiner Weise polizeiliche Anordnungen aus, welche die Ausübung der Gewerbe, namentlich im Interesse der öffentlichen Ordnung oder Sittlichkeit, regeln, und es ist anzuerkennen, daß diese polizeilichen Anordnungen auch bei Ertheilung der im § 32 der Gewerbeordnung gebachten Erlaubnis zum Betriebe des Gewerbes als Schauspielunternehmer zulässig bleiben.

Das durch das Reichsgesetz über die Presse gewährte Recht der Pressefreiheit gilt nur für Erzeugnisse der Buchdruckerei und für andere, durch mechanische oder chemische Mittel bewirkte, zur Ver-

breitung bestimmte Vervielfältigungen von Schriften, bildlichen Darstellungen und Musikalien (§ 1). Ebenso umfaßt der Artikel 27 der Verfassungsurkunde:

„Jeder Brenge hat das Recht, durch Wort, Schrift, Druck und bildliche Darstellung seine Meinung frei zu äußern.

Die Zensur darf nicht eingeführt werden; jede andere Beschränkung der Pressefreiheit nur im Wege der Gesetzgebung.“  
 nicht die öffentliche Aufführung eines Schauspielers. Diese fällt unter keine der im Abs. 1 des Art. 27 aufgezählten vier Arten der Meinungsäußerung. Der Annahme der Kläger, daß der Art. 27, Abs. 1, alle Formen, seine Meinung zu äußern, habe erschöpfen sollen, steht der klare Wortlaut entgegen, und sie findet in der Entstehungsgeschichte der Vorschrift keine Bestätigung. Auch kann nicht zugegeben werden, daß eine öffentliche Aufführung weniger gefährlich sei, als eine Verbreitung durch Wort, Schrift, Druck oder Bild, und der Schluß, daß die erstere hartnäckig sein müsse, weil die letztere gestattet sei, ist unzulässig. Die im Abs. 2 des Art. 27 ausgesprochene Anhebung der Zensur aber kann nicht zu einer Beschränkung der polizeilichen Besorgnis zum Einschreiten gegen die Aufführung eines Stücks aus sittenpolizeilichen oder ordnungspolizeilichen Gründen führen, weil unter der Zensur im Abs. 2 lediglich die Bücher-Zensur zu verstehen ist, die mit der Pressefreiheit im engsten Zusammenhange steht. Der Absatz 2 bringt dies klar zum Ausdruck, indem er neben der Zensur „jede andere Beschränkung der Pressefreiheit“ nennt, also selbst die Zensur als eine Beschränkung der Pressefreiheit bezeichnet. Mit der Bücher-Zensur, d. h. mit der Einrichtung, wonach jede Vervielfältigung durch den Druck von einer Erlaubnis abhängt, hat das Einschreiten gegen die öffentliche Aufführung eines Stücks im Interesse der öffentlichen Ordnung oder Sittlichkeit so wenig zu thun, wie mit der Pressefreiheit.

Hiernach ist die Polizei berechtigt, sowohl im einzelnen Falle die öffentliche Aufführung eines Theaterstücks als ordnungs- oder sittenpolizeilichen Gründen zu verbieten, als auch zur Sicherung eines solchen Verbots allgemeine Anordnungen dahin zu treffen, daß vor der öffentlichen Aufführung jedes Stück zur Prüfung vorzulegen ist, ob seiner Aufführung ordnungs- oder sittenpolizeiliche Gründe entgegenstehen und deshalb die Aufführung nicht zu erlauben ist. Die von dem königlichen Polizeipräsidenten zu Berlin unter dem 10. Juli 1851 erlassene Polizeiverordnung, öffentliche Theater und ähnliche Vorstellungen betreffend, ist daher jedenfalls insoweit rechtmäßig, als sie dem Unternehmer einer öffentlichen Theater-Vorstellung die Pflicht auferlegt, die Erlaubnis zur Veranstaltung der Vorstellung unter Angabe der zur Ausführung bestimmten Zeit zeitig bei dem königlichen Polizeipräsidenten schriftlich nachzuweisen und dem Gesandte, wenn nicht in einzelnen Fällen eine Ausnahme hiervon aus besonderen Gründen gestattet wird, das zur Ausführung bestimmte Stück in zwei gleichlautenden Exemplaren beizubringen (§ 5), und ferner bestimmt, daß das königliche Polizeipräsident demnach prüft, ob nach den hierüber vorhandenen Bestimmungen sitten- oder ordnungspolizeiliche Bedenken der beabsichtigten Vorstellung entgegenstehen, und je nach Befund die Erlaubnis erteilen, versagen oder von

Erfüllung gewisser Bedingungen abhängig machen wird (§ 7). Ob die Verordnung auch im übrigen rechtmäßig ist, hat für die vorliegende Streitfrage keine Bedeutung und kann daher auf sich beruhen bleiben.

Daß in solcher Weise eine polizeiliche Theater-Zensur zu Recht besteht, ist für Preußen und unter besonderer Berücksichtigung der Polizeiverordnung vom 10. Juli 1851 bei der Verhandlung über den aus der Novelle vom 15. Juli 1850 zur Gewerbeordnung herfließenden § 32 der Reichsgesetzgebung im Reichstage von dem Berichterstatter (dem Abgeordneten Freiherrn von Soden) und einem zweiten Redner zur Sache (dem Abgeordneten Richter-Sagen) ausdrücklich und unbezweifelnd ausgesprochen worden (Verhandlungen des Deutschen Reichstags vom 1880, Seite 920 und 927) und hat später auch noch wieder in der Begründung zum § 8 des Gesetzes, betreffend die Einführung der Gewerbeordnung in Elsaß-Lothringen, vom 27. Februar 1888 (Reichsgesetzblatt Seite 57), und zwar ohne bei der Beratung im Reichstage Widerspruch zu finden, Ausdruck erhalten (Drucksachen des Deutschen Reichstags 1887, Nr. 30, Seite 8).

Die von dem königlichen Polizeipräsidenten am 16. März 1892 ausgesprochene, auf sitten- und ordnungspolizeiliche Gründe gestützte Verlegung der von der Direktion des Lesing-Theaters in Gemäßheit der Polizeiverordnung vom 10. Juli 1851 nachgesuchten Erlaubnis zur öffentlichen Aufführung des Schauspiels „Danna Jageri“ beruht somit nicht auf unrichtiger Anwendung des bestehenden Rechts, und die Anfechtung der Verfügung vom 16. März 1892 und des Bescheides des Beklagten vom 30. April 1892 aus § 127, Abs. 3, Nr. 1 des Gesetzes über die allgemeine Landesverwaltung ist nicht gerechtfertigt.

Was daraus folgt, haben wir bereits hervor-

gehoben: Der Kampf gegen die Theater-Zensur ist nicht de lege lata, sondern de lege ferenda zu führen. Die Theater-Zensur besteht zu Recht, aber sie muß entweder aufgehoben oder doch auf eine präzisere Grundlage gestellt werden, die an die Stelle der Entscheidung des einzelnen Verwaltungs-Beamten, er sei noch so wohlwollend und verständig, jenes des Richters setzt, der an bestimmte Normen gebunden ist. Die erste Verwaltungs-Instanz, der Polizei-Präsident von Berlin hat das Stück verboten, die zweite, der Oberpräsident der Provinz, hat das Verbot bestätigt, nun erst war die Anrufung der verwaltungs-gerichtlichen Entscheidung möglich und diese erste gerichtliche Entscheidung entschied zu Gunsten des Autors. Darüber ist nun freilich nahezu ein Jahr vergangen; das Verbot des Polizeipräsidenten datiert vom 16. März 1892, die Bestätigung des Verbots durch das Ober-Präsidentium ist am 30. April 1892 erfolgt, die Verhandlung vor dem Verwaltungs-Gerichtshof fand am 1. Dezember 1892 statt. Eine richterliche Entscheidung muß schon früher zu ermöglichen sein, das ist die zahnlose Folgerung, die aus diesem Prozeß zu ziehen ist. Daß noch die radikalere: gänzliche Abschaffung der Theater-Zensur, durch seine Ergebnisse reichliches Material gewinnt, bedarf nicht erst des Beweises.

## Litterarische Notizen.

— Einen sehr sonderbaren Eindruck macht das Buch: Moldauische Zigeuner-Silhouetten. Prinzess Smaralda. Von Oswald Reuschow. (Gernowig, K. Czopp). Nach dem Vorwort konnte man glauben, daß der Autor Übersetzungen rumänischer Volkslieder bietet, denn was da in schlechter Prosa gesagt wird, ist nur eine Verherrlichung der Dichterin Carmen Sylva, durch welche „unser nationales Selbstgefühl neues pulverndes Leben erhalten hat“ und des Volkslieds der Nation. Es ist aber eigene Poesie, was der Autor darbringt: eine Art episch-lyrisches Gedicht aus dem Leben der rumänischen Zigeuner. Was da erzählt wird, haben wir freilich nicht recht verstanden, denn viele Worte sind deutsch, sogar viele Sätze, aber das Ganze ist in einer uns unverständlichen Mischsprache geschrieben. Da lesen wir z. B. Seite 83:

Und nun geh duu Meiß' zu Meibe,  
Daß man die Para dir weibe,  
Was mir in die Trommel fällt,  
Geld ist Prot und Prot erhalt!  
Linga, lingo! Tula Was!  
Wesaka, Woibod Jtas.

und gleich darauf:

In der Hälste  
Finsternisse,  
Ein zum Argosch und zum Lit,  
Koch den Nom das blanke Gold.  
Lado! Lado! Weidenblätchen!  
Auf zum Gold und fäst die Mädchen!

Wenn wir aber so glücklich sind, über keine uns unverständlichen Worte stolpern zu müssen, dann verstehen wir den Autor trotzdem noch lange nicht. J. P. S. 110:

Die mächtigeren Triebe  
Der Mensch versteht sie nie,

Wer schwärmt von Menschenliebe,  
Der schwärmt von Poesie. —

Wer vorgiebt mitanzutreiben  
Für Recht und Menschlichkeit,  
Der wird sich wohl erheben  
Zum Weite seiner Zeit.

Doch nimmer greift mächtig  
Er nicht das Unrecht an,  
Meint's ernst er, dann bedächtig  
Ist oft nur halb gethan!

Sehr gemeand ist alle Schwierigkeit im Reime-sinden beteiligt; ist kein deutsches Wort zu Sand, so wird ein rumänisches oder französisches genommen:

In Mas, dem Woibodan  
Eilen Voten hin auf Voten,  
Ja, der Nom ist lang und brav,  
Zeh! wer naht? 'E ist der Watav! (S. 100).

Über:  
Naut' ihn, daß der Beng ihn hole,  
Roma, räche Stangars Tod,  
Schidt zum neuen Woibod,  
Rebellion sei die Parole! (S. 101).

Aber auch ein bißchen Französisch klingt kräftig:  
Eder wird gar hier fetiert!

Woll euch der Woibod freierzt! (S. 100).  
Was die Handlung betrifft, so haben wir noch so viel erraten, daß es sich um ein von Zigeunern veranlaßtes Fürstentum handelt. Das hat uns eigentlich enttäuscht; widmen die Zigeuner sich wirklich immer und überall nur dieser Beschäftigung? Wir hätten gedacht, daß die in Numanien origineller wären. Herr Oswald Reuschow aber können wir nur den Rat geben, zuerst gründlich Deutsch zu lernen und dann das Dichten bleiben zu lassen.  
K. R.



## Heimkunft.

Ein Roman von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Aber auch Jan Harring that dies nicht und selbst nicht, wie er sich mit ihr beinah' nur noch allein im Zimmer befand. Er näherte sich ihr wohl, doch die knabenhafte Scheu vor ihr sprach noch immer aus seinen Augen, hielt ihn zaghaft zurück, sie zu berühren. Sie mußte schließlich auf ihn zutreten und that dies, indem sie lachend sagte:

„Es scheint, um mich kümmert sich niemand, oder hat man mich für Sie bestimmt und vergessen, es Ihnen mitzuteilen? Was ist denn eigentlich heut' Abend so Widerwärtiges an mir, das Sie förmlich von mir wegscheucht? Ich hatte mich so darauf gefreut, mit Ihnen — aber wenn ich Ihnen lästig bin, will ich mir lieber allein einen Platz suchen.“

Sie setzte, diese Absicht auszuführen, den Fuß gegen die Thür vor, doch erschreckt raffte Jan Harring jetzt Mut zusammen und reichte ihr hastig den Arm.

„Nun — seien Sie nicht böse — ich hätte es ja gern schon früher gethan —“

„Sa, warum thaten Sie es denn nicht?“ antwortete sie, mit fragender Verständnislosigkeit ihre Augen in die seinigen hineinheftend. So waren sie die Letzten geworden, nur Christian Hundertmark ging noch allein hinter ihnen; er hatte keine Dame aufgefordert, und mußte sich selbst die Schuld davon zumessen, aber seine Miene verriet keine Bekümmernis darüber. Der Weg zum Eßzimmer führte über den Flur, auf dem zwei an entgegengesetzten Seiten offenstehende Fenster einen leichten Luftzug erzeugten; das ließ Clotilde neben der Thür die Hand nach einem Kleiderhänder strecken und einen seinen Schal herabnehmen, den sie beim Kommen getragen.

„Es ist doch ein bißchen kühl“, äuferte sie, „ich will zur Vorsicht —“.

Doch das dünne Florgewebe war widerpenstig und verwickelte sich so, daß sie bat:

„Ich komme nicht zurecht, bitte, leisten Sie mir ein wenig Beistand.“

Jan Harring blieb indes ein paar Augenblicke reglos stehen, als habe er es nicht gehört oder könne den Arm nicht rühren; dann hob er ihn mechanisch, faßte ängstlich-behutsam mit den Fingern den Schal an den Zipfeln und bemühte sich, ihn in Ordnung zu bringen. Doch durch eine umdrehende Bewegung Clotildens geriet trotz seiner scheuen Vorsicht seine Hand plötzlich einmal in volle Berührung mit ihrer weichen, warmen Schulter, und er stieß erschreckt zurück, fahrend, gestammelt aus:

„Verzeihen Sie —“.

„Was war?“

„Habe ich Ihnen — ich bin so ungeschickt — habe ich Ihnen weh gethan?“

Sie lachte:

„Ich glaube, ich war zu ungeduldig und wollte nachhelfen. Was sollte ich Ihnen denn verzeihen? Jetzt sieht es richtig und mir ist's köstlich warm.“

Und sie legte den schönen Arm wieder in den seinigen zurück, nach dem Eßzimmer weiter zu gehen.

Hier saß er, wie überall, neben ihr am Tisch, aber heut' Abend war es doch noch anders, als sonst. Clotilde zeichnete sich durch ungewöhnliche Lebhaftigkeit aus und führte so unausgesetzte Unterhaltung mit ihm, daß er sich ihr fast beständig zugewendet halten mußte. Die munteren Fragen und Antworten, die ihr über die Lippen flogen, klangen manchmal von einer reizenden Naivetät; eigentlich war sie doch noch ein bezauberndes großes Kind. Nur wenn man sie

jaß, löste dies Gefühl sich in eine Täuschung auf; hier im Zimmer herrschte wieder sehr warme Temperatur, so daß sie der Schuhschuh nicht mehr bedurfte und den Shawl auf die Stuhllehne zurückfallen gelassen, und bei ihrem heiter-lebendig angeregten Sprechen geriet sie zuweilen in eine etwas vorgebeugte Haltung, die jedesmal auf Jan Harring die wunderliche Wirkung übte, daß seine Wimpern plötzlich, wie von einem Schreck gefaßt, zusammenzuckten. Und wenn er so, ein paar Herzschläge lang, wie ein Schlafender mit geschlossenen Augen saß, lag in seinen Zügen ganz der nämliche Ausdruck, den sie unter dem Bann des Traumsäubers besaßen, als ihn der Schlaf in der Feld einsamkeit auf dem sonnigen Faunwall überkommen. Zaghaft hob er die Augenlider wieder auf, und wenn seine schöne Nachbarin auch nur, so lange man sie nicht mit dem Blick gewahrte, noch als ein großes Kind erscheinen konnte, so ähnelte das rotüberflossene Gesicht Jan Harrings, seinen Jahren zum Troß, doch völlig dem eines großen, vor Herzklopfen verstummenden Knaben.

Dann begab die Gesellschaft sich vom Tisch in die anderen Zimmer zurück, es war jetzt auch auf dem Flur so warm, Clotilde des Shawls nicht bedürfen zu lassen, sie vergaß sogar, ihn vom Stuhl mitzunehmen. Während des Essens hatten die Augen in der Nachbarschaft Hundertmarks schidlich-verfälschter Weise auf ihn Acht gegeben, und mannigfach sprach man sich jetzt freudige Verwunderung darüber aus, daß er dem Wein ganz ungewein mäßig, kaum anders, als es sogar für eine Dame gestattet sei, zugesprochen habe. Bedauernd that man des irrigen, jedenfalls von Böswilligen über ihn verbreiteten Gerüchtes Erwähnung, dem jeder Wohlbedenkende durch Wort und Handlung energisch entgegenzutreten die Pflicht besäße, und es vermochte kaum noch die von ihm gemouene Achtung zu steigern, daß man wahrnahm, wie er einmal vertraulich den Arm Harrings faßte und mit diesem in ein leeres Seitenzimmer hinübertrat. Wenn auch begründungslos, erregte der Lektüre den Eindruck, daß er in Bezug auf die Flaschen nicht von gleicher Entschlossenheit gewesen sei; halb rauschartig schien es in seinen Augen zu liegen, er fragte: „Was willst Du?“ und sah Hundertmark, dem er mechanisch gelogt war, mit abwesendem Blick an.

„Ich wollte Dich nur einen Augenblick von dem Tanz wegholen.“

„Tanz? Von was für einem Tanz?“

„Dem um das Bild vom seligen Aaron. Du wachst ein Gesicht, als hältst Du noch nie ein goldenes Kalb gesehen. Dreh' Dich 'mal um! Da!“

Der Sprecher faßte Jan Harrings Schulter und wendete ihn herum, so daß derselbe grade dicht vor einem langen Pfeilerspiegel stand. Doch er sah sein ihm entgegenblickendes Bild nicht an, sondern erwiderte in dem vorherigen Tone: „Ja, was soll ich denn hier?“

Aus der Antwort Christian Hundertmarks ließ sich herausgehören, daß er besser, als früher, über manches Haring Betreffende unterrichtet sein müsse. „Ich sehe Dich wohl nicht mehr allein heut' Abend, denn Du begleitest vermutlich Matten-Klobts nach Hause, und wolltest Dich nur an Dein Versprechen erinnern. Das scheint mir an der Zeit zu sein.“

Jan Haring mußte ihm irgendetwas versprochen haben, auf das er sich gegenwärtig nicht gleich besinnen konnte. Dann kam's ihm, doch sichtlich ihn höchst widerwillig anrührend, und er stieß aus:

„Du glaubst wirklich — ? Unsinn! Ich meine, von mir war's das.“

„Das kann ja sein, aber nicht von mir. Daß es Unsinn ist, meine ich übrigens grad', und deshalb gieb mir noch einmal extra die Hand darauf, daß Du Dein Wort hältst. Thust Du's nicht, thu' ich's auch nicht und fange das Saufen wieder an. Und Deinen Papiertram werf' ich Dir dazu vor die Füße, daß Du Sidibus daraus drehen kannst. Von einem, dem man nicht trauen kann, wenn er verspricht, will ich nichts.“

„Du bist ein ungeschlacht's Schnabeltier“, stieß Jan Haring, ebenso widerwillig die verlangte Hand gebend, verdrossen vom Mund, und ohne auf die Antwort Christian Hundertmarks zu hören: „Thu' Du den Schnabel nur zu rechter Zeit auf, dann kannst Du mich abschlagen, wenn's Dir Spaß macht“, begab er sich zu der Gesellschaft zurück. Seine Scheu vor der Nähe Clotildens hatte sich seit dem Aufenthalt bei Tische vermindert, er wick nicht mehr von ihrer Seite, sprach freier, sie mit strahlenden Augen anblickend, zu ihr, und beim Ausbruch war er ihr unaufgefordert beifällig, ihren leichten Sommermantel ungeselgen. Sie entdeckte jetzt erst, daß sie ihren Shawl nicht habe und erinnerte sich, er müsse im Eßzimmer liegen geblieben sein.

Eilig lief Jan Harring dorthin, wo er den Vermissten auch noch auf dem Stuhl antraf; doch anstatt denselben schnell zu überbringen, faltete er ihn mit einer plötzlichen Bewegung klein zusammen, drückte seine Lippen auf das duftige Bewebe und verdrängte es in seiner Brusttasche. So kehrte er mit leeren Händen zurück.

Clotilde fragte:

„Haben Sie ihn nicht gefunden?“

Er stand befangen und errötend, stotterte:

„Ich will noch einmal —“

Doch sie fiel ein: „Nein, bemühen Sie sich deshalb nicht, wir kommen zu spät, meine Eltern sind schon voraus. Ich brauche ihn heut' Nacht ja nicht, und wenn er sie einmal anderswo zuzubringen wünscht, so erlaube ich's ihm gern. Vielleicht führt Ihr Weg Sie morgen Vormittag hier vorüber und Sie bringen ihn mir mit, wenn Sie zu uns kommen. Das heißt — ich bin sehr unbescheiden — wenn Sie morgen nichts Besseres vorhaben.“

Sie hatte Alles, was sie gesprochen, mit einem schelmisch verhaltenen, doch wahrnehmbaren Lächeln begleitet, legte draußen vor dem Hause von selbst ihren Arm in den seinigen und ließ sich von ihm durch die linde Nacht heimführen. Herr und Frau Mattenlobd, die vorausgegangen waren, warteten auf die beiden Nachfolgenden erst an ihrer Hausthür; etwas vor dieser sagte Jan Harring:

„Ja, wenn ich morgen Vormittag kommen darf — nein, etwas Besseres hab' ich auf der Welt nicht zu thun. Und wenn es angehe und Ihnen — Ihnen recht wäre, so möchte ich gern etwas allein mit Ihnen sprechen.“

„Warum sollte mir das nicht recht sein? Ich habe mir vorgenommen, morgen Vormittag in der Jasminlaube am Wasser zu zeichnen. Aber wie geheimnisvoll Sie thun! Haben Sie eine Überraschung für meine Eltern? Wenig etwas Schönes! Da bin ich doch neugierig und will noch darüber nachdenken, eh' ich einschlafe, vielleicht kommt's mir dann im Traum. Also auf Wiedersehen schon in zehn Stunden“ — sie reichte ihm die Hand und hielt die feine noch einige Augenblicke mit einem sanften Druck fest — „Gute Nacht! Lassen Sie sich nicht durch Ihr vergebliches Suchen nach dem Schmal im Schlaf fäden, der Schelm hat sich heut' Abend verdeckt, aber ich bin überzeugt, er kommt morgen mit Ihnen zu mir — und träumen Sie auch schön!“

Das that Jan Harring und zwar besonders durch die Beihilfe des Schwaks. Er hatte an diesem nicht nur eine zeitweilige Entwendung begangen, wie ein aus erster Liebe zum Dieb gewordener Primauer, sondern gleich einem solchen legte er ihn sich auch auf sein Kissen und die Schläfe darauf, und aus dem feinen Gespinnst kamen Traumfellen geschlüpft, die seine Sinne die ganze Nacht hindurch mit stümmernden Sonnenstrahlen, Centifolienduft, Nachtigallgesang, blauen Edelsteinen, die zu Augen wurden, rosen Schultern und tausend märchenhaften Stimmen umgaukelten. Mit dem Sprunge eines Knaben schnellte er sich gleich nach dem Aufwachen aus dem Bett, kleidete sich hastig und doch sorglicher als sonst an, denn zum erstenmal benutzte er dabei den Spiegel zu längerem, als gleichgültig flüchtigem Blick. Die ihn um einige Stunden später auf der StraÙe begegnenden und ihn begrüßenden alten Freunde hatten ihn noch niemals derartig geistesabwesend in seine tief sinnigen wissenschaftlichen Probleme versunken gewahrt, denn er sah manchem von ihnen gradaus ins Gesicht, aber er erkannte niemanden und erwiderte keinen Gruß.

Und dann stand Jan Harring, die Thürglocke ziehend, vor dem Mattenlobd'schen Hause; eine Magd öffnete und sagte ungefragt, sie glaube, das gnädige Fräulein befinde sich im Garten. Er nickte: „So, ja sonst will ich auch zu niemand“; damit ging er rasch, ohne anzuklopfen, in den Gartenjaal und weiter über die Veranda hinunter. So lief er fast bis zu der nah am Wasserrand belegenen Jasminlaube, die, beinahe betäubenden Duft ausatmend, in voller weißer Blütenpracht stand. Doch die Bank in ihr war leer, niemand befand sich darauf.

Verwirrt sah er sich um; war er zu früh gekommen? Nein, es mußte schon jemand hier gewesen sein, einen Zweig von dem Jasminbusch abgepflückt und fortgehend die Blüten der Blumen in der Weise, wie Fausts Orbschen die der weißen Sternblüten abgepflückt haben, denn da und dort lag's, sich einen Gang entlaugziehend, wie ein Schneeflöckchen am Boden. Ein Anderer hätte es wohl nicht beachtet, doch das im australischen Busch an kleinste Werkzeu gen gewöhnte Auge Jan Harrings faßte es sogleich auf, ließ ihn, wie einer Spur folgend, den geröteten Blättchen nachgehen. Und als ob sie einer Vor-schrift damit nachkämen, führten sie ihn richtig, denn er gelangte durch sie an eine andere Laube,

deren Gezweig leise ein weißes Kleid durchschimmerte und die Anwesenheit Clotilde Mattenflodis verriet.

Er konnte sie jetzt deutlich gewahren, doch sie sah und hörte nichts von seinem Kommen. Trümmern mit den Edelsteinen vor sich hinstehend, sah sie als ein lüchtes, bezauberndes Bild unter dem halbdunkel schattenden Laubdach; ihre feinen ‚seelischen‘ Hände lagen im Schoß zusammengelegt und hielten noch einen kleinen Jasminzweig, dessen Blüten bis auf ein einziges letztes Blättchen abgepflückt waren. Die nämliche schneegleiche Farbe, wie dies, befaß auch ihr Kleid, doch im Gegensatz zu dem gestrigen war es bis hoch hinauf fest, fast streng geschlossen und überließ nur der Phantasie, sich die unter ihm verborgene wunderreiche Schönheit zur Vorstellung zu gestalten. Ein Glanz und ein Anhauch blütenreiner, keuscher Holdseligkeit ging von dem lichten Bildnis aus, das Jan Harring wohl eine Minute lang unbemerkt mit den Augen umfassen konnte. Doch dann setzte er den Fuß weiter vor und sagte, um seine Anwesenheit kundzugeben laut:

„Hier sind Sie — ich suchte Sie in der Jasminlaube, wo Sie zeichnen wollten.“

Nun fuhr Clotilde aus ihrer Gedankenverfunsenheit zusammen, ihre Wangen überblühten sich mit rosenhafter Farbe, und eine liebliche Verwirrung ließ ihr unbewußt von den Lippen fliegen:

„Haben Sie mich doch hier — — ich dachte — ich hoffte —.“

Sie befann sich, daß die Worte ihr in bedachtlosem Schreck entfahren seien, und fügte rasch nach:

„Ja, ich sah erst drüben, aber der Duft war dort so stark — ich weiß nicht warum, mir wurde so ängstlich davon zu Mut — ich bekam solches Herzklopfen — daß ich —“

Nun sah ihr an, auch das hatte sie eigentlich nicht sagen, auch hiervon nicht sprechen wollen. Sie suchte nach etwas Anderem, Befreiendem und fuhr abbrechend fort:

„Ich hatte ganz vergessen — haben Sie mein Tuch gefunden, das ich, oder im Grunde, das mich so treulos im Stich gelassen?“

Jan Harring zog es, zu ihr in die Laube tretend, aus seiner Brusttasche.

„Ja — das heißt, nein — ich brauchte deshalb nicht hinzugehen — denn ich hatte es schon gestern Abend gefunden — aber —“

„Vergessen, daß Sie es eingesteckt hatten, und Sie haben es heut' Nacht gut bewahrt“, fiel Clotilde unwillkürlich ein. Durch sein störend verlegenes Sprechen schien sie aus ihrer eignen Befangenheit erlöst; es war doch zu komisch, wie er seine Entwendung des Shawls eingehanden, und die Schwaltigkeit der Jugend hatte ihr die Antwort entrißen und spielte mit einem reizenden leisen Lächeln um ihre Lippen.

Stotternd versetzte er: „Wußten Sie denn, daß ich —?“

„Wer nicht blind ist, mußte das wohl bemerken. Ich konnte mir nur nicht denken, weshalb Sie das Tuch behalten wollten.“

Das war ihr wieder entflohen, und sie mochte fühlen, ihr Gesicht verrate, es sei nicht der Wahrheit gemäß, sondern eine kleine Notlüge, die ihr ein wiedergekehrtes mädchenhaftes Bangen eingegeben. Und sie nahm schnell das duftige Trüchlein aus seiner Hand und drückte es sich unwillkürlich auf den Mund, damit er nicht noch mehr so Unglaubliches hervorbringe.

Jan Harring hatte jetzt den Mut gefaßt, sich neben sie auf die Bank zu setzen. Seine Hand hielt noch einen Gegenstand, das kleine goldene Medaillon, das er bei dem Juwelier gekauft, und er sagte, es ihr in die Hand legend:

„Ich habe noch etwas — für Sie —.“

Ihr Blick ging schüchtern darauf nieder; mit leisem, bewegtem Stimmton antwortete sie:

„Was ist das? Ein Herz? Das gehört nicht mir —“

„Doch, es gehört Ihnen, Clotilde. Ich hatte schon einmal eines, das grab' ebenso war — das gab ich meiner ersten Liebe — die war Ihnen sehr ähnlich, das heißt äußerlich, nein, sonst nicht. Aber ich weiß nicht, ob Sie — ob Sie das Herz wollen, Clotilde — denn es ist schon lange her, seitdem ich das erste damals an die Unrechte fortgegeben, und ich bin heute mehr als doppelt so alt, wie Sie —“

Clotilde wendete ihm die zugleich hellen und tiefseuchenden Augen zu.

„Das würde ich niemandem glauben, wenn Sie es nicht sagten. Doch ich verstehe nicht — was kann denn Ihr Lebensalter dies Herz angehen, das Sie mir schenken?“

Das war nicht mit einem verhaltenen Lächeln, sondern mit einem leis vorwurfsvollen Ernst gesprochen, keine befangene Verstellung, vielmehr der Ausdruck voller Unfähigkeit, seine letzte Äußerung

zu begreifen. Aber danach überkam es sie sichtlich doch noch wieder mit einer verstimmenden süßen Vangigkeit, sie sah in weiblich sitzsaftem Schweigen, nur ließ sich selbst unter der sorglich bergenden Hülle des weißen Kleides ein stürmisch-todesbedes Auf- und Niederkwogen wahrnehmen, und nur eine zitternd harrende Erregung gab sich in dem Spielen ihrer Hände mit dem kleinen Herzen auf ihrem Schoß kund.

„Wirklich nicht? — ich fühle auch keinen Unterschied der Jahre in mir —“

Jan Harring brachte es ebenfalls zitternden Klanges heraus, und seine Hand streckte sich nach einer der ihrigen.

„Ja, dann, Clotilde —“

Ihren Finger mußten beim Hin- und Herwenden der kleinen Goldkapsel zufällig so an dieser gedrückt haben, daß sie aufsprang, und ihr flog plötzlich vom Mund:

„Oh — ich war ungeschickt — es ist herausgefallen —“

„Was ist — was meinen Sie?“

Offenbar wars ein Versuch, eine letzte Zuflucht mädchenhafter Scham, ihre Hingabe noch für einen Augenblick aufzuhalten. Mit den Augen vor sich scheinbar auf dem Boden suchend, erwiderte sie rasch:

„Was darin gewesen — ich weiß nicht — mich dünkt, ich sah es fallen — ein Diamant oder eine Perle —“

Die Wimpern Jan Harrings zuckten einmal schnell auf einander, er gab keine Antwort, sondern es war, als ob er für einen Moment mit seinen Gedanken anderswo, bei etwas ihm plötzlich in den Sinn Geratenden sei. Aber zugleich schon warf er dies augenscheinlich mit einem heftigen Kopfschütteln ab und sagte, jetzt die Hand des Mädchens fassend:

„Nein, es war nichts darin, Clotilde — nur mein Herz ist's, aber nicht leer, wie dies, sondern voll von Liebe für Dich. Diamanten habe ich nicht hineingethun — ich weiß nicht, wie die Leute in der Stadt zu dem Glauben gekommen sind, ich wäre ein Nabob. Etwas vor mich gebracht hatte ich wohl in Australien, das ist mir aber alles bei einer fürchterlichen Wasserflut wieder zu Grunde gegangen, daß mir nicht mehr übrig geblieben, als daß ich grad' damit auskomme. Aber um eine Frau, die mich lieb hat, nicht Hunger leiden zu lassen, dazu reicht's auch noch, den' ich, Clotilde, und darauf kommt es ja doch bloß an.“

„O gewiß!“

Fräulein Clotilde hatte ihm, ohne sich zu regen, zugehört, doch hob sie jetzt, zugleich ihre Hand fortziehend, mit einer plötzlichen Bewegung des Aufhorendens den Kopf:

„Da ruht meine Mama nach mir — ich komme gleich zurück.“

Und um eine Sekunde später war das aufgesprungene lichte Zauberbild aus der Laube verschwunden; nur der abgezapfte Jasminzweig mit dem einen weißen Blättchen lag noch neben dem kleinen, vom Schoß Clotildens heruntergerollten Goldherzen am Boden.

Jan Harring hatte von dem Ruf der Frau Mattenklobt nichts gehört, er sah, den Gartengang hinuntersehend, und wartete auf die Rückkunft Clotildens, aber es schimmerte kein weißes Kleid durch das Gebüsch wieder auf. Von der Kirchturmuhre schlug es voll und halb und wieder voll herüber, doch sie kam nicht.

Etwas Zwingendes mußte sie zurückhalten; er stand zuletzt auf, begab sich ins Haus und fragte die Magd, die ihm bei seinem Kommen geöffnet, nach Herrn oder Frau Mattenklobt.

Sie antwortete sehr kurz: „Die Herrschaften sind beide nicht zu Hause.“

„Und Fräulein Clotilde?“

„Das gnädige Fräulein sind allerdings im Salon, aber verhindert, sonst jemand anzunehmen, denn der Herr Baron von Hagen machen einen Besuch.“ Das „sonst jemand“ klang im Gegenfatz zu dem Namen des Letzteren ausnehmend geringschätzig.

Der Tag ging schon gegen Abend, als Jan Harring von einem weiten Weg zur Stadt zurückkam. Er war wieder draußen in der Feldstille bis zu dem Knickwall hinausgewesen, auf dem die einsame Eiche in der Nachmittagssonne stand, und ging jetzt zur Stube Christian Hundertnards hinauf. Dieser sah dem Freunde beim Eintritt etwas anders als sonst Beschaffenes am Gesicht an und fragte:

„Was ist, Jan? Hast Du vielleicht Deinen Handschlag von gestern gehalten?“

„Ja, das hab' ich,“ nickte Jan Harring.

„Na, und was —? warum kommst Du?“

„Bloß um Dir für eine Zeit good bye zu sagen. Der Pastor Voethius hat mir Lust gemacht, ich will 'mal zu den Friesen hinüber.“



## Zweites Buch.

## I.

Da saß Jau Haring wieder in einem Segelboot, das hurtig über graues Wasser um ihn und unter ihm hinlief.

Vor ein paar Stunden war er in der Morgenfrühe auf einem Leiterwagen von dem Dorf Niebüll an der schleswigschen Westküste abgefahren. Wenn er die Augen zumachte, wie er's gern that, erinnerte das Rütteln und Schütteln, das Aufbaken und Einbrechen der Räder auf dem von Regentagen grundlos gewordenen Marschweg ihn an eine Ochsenkarrenfahrt im australischen Busch; aber auch vor den wieder geöffneten Lidern breitete sich etwas an den letzteren Gemahndes ringsum aus. Keine Ähnlichkeit des Bodens und seines Wachstums, doch eine Übereinstimmung in der wechselfloßen Ode. Zur Rechten und Linken, endlos durch ihre Fellerfläche hingezogene Wassergräben und jenseits von ihnen auf grünem Wiesengrund verstreute braune und weiße Flecke, Kinder und Schafe. Da und dort gegen den Himmelstrand scheinbar ein vulkanischer Felskegel aufragend, für dessen wirkliche Größe oder richtiger Kleinheit die sonst unterschiedslos glatte Ebene dem Auge jedes Maß benahm. Eine Werst, ein von Menschenhand gegen Überschwemmungsgefahr hünengrabähnlich aufgeworfener Erdhügel, oben von einem Haus gekrönt, das aus der grauen Weite den Eindruck einer Burg machte, doch näher heranrückend, zu einem armliden Gehöft zusammenschmolz. Hin und wieder schien eine grau-schwärzliche Wolke, plötzlich irgend woher gekommen, vom Wind dicht über der Erde fortgepeitscht und, herunterfallend, spurlos von ihr aufgesogen zu werden. Dichte Massen von umherstreifenden, schon vorherbftlich zu Schwärmen vereinigten Staren, im Völkemunde Spreen benannt. Immer aber lag gleichmäßig gen Westen vor dem Wagen ein nicht absehbarer, scharfer, wagerecht den Horizont abschneidender Strich, der Außendeich der Festlandsküste gegen das Wattenmeer. Wie er unveränderlich blieb, so weckte er auch das Gefühl, unerreichbar zu sein, daß alle Vorwärtsbewegung ihn nicht näher bringe. Es war eine leere, blütenlose Welt, und ihr entsprach recht gut das Gefühl, mit dem Jau Haring in sie hinaus sah. Das waren nicht mehr zu einer Täuschung fähig, unver-

kennbar keine Züge und Augen eines Primaners oder jungen Studenten, sondern die eines nach harter, rauh- und wechselfoller Lebensarbeit aus dem Busch' heimgelommenen Bierjägers. Das Wort enthält Höhnisches, denn 'heim kommen' hieß in eine Heimat zurückkehren. Doch er hatte keine gefunden, für ihn gab es überhaupt keine auf dem Erdrund. Wie eine wildfremde Welt phantastischer Einbildung lag Australien hinter ihm und ebenso wildfremd diese angeschwemmte Ode um ihn her. Im sonnenwarmen Gras eines einsamen Zaunwalls hatte er einmal vor nicht mehr ausdenkbarer Zeit eine Heimat besessen, aber nur in einem Traum, aus dem kalter Windschauer und Regen ihn aufgeweckt. Wann das gewesen, konnte er sich nicht mehr besinnen, hinter einer grauen Wolkenwand lag's; er wußte nur, jetzt sei er wach und solch ein thörichter Traum soume ihm nicht mehr wieder. Doch müde saß er auf dem knarrenden und schüttelnden Wagen; ihm war's wie Einem, der, ohne es zu spüren, einen endlos weiten, mühseligen Weg gemacht und auf einmal von dem Drang befallen worden, sich irgendwo hinzulegen, um nichts mehr zu hören und zu sehen, sondern nur ruhig zu liegen. So fuhr er durch die armelige und doch mit einer gewissen Großartigkeit anrührende Landschaft, obgleich er sie zum erstenmal sah, interessellosen Blicks darüber hingehend. Er hatte sich ein Wegziel vorgezsetzt, aber was er dort wollte, wußte er nicht, und wenn er nicht dorthin kam, war es ihm gleichgültig, so gleichgültig, wie die ganze Welt mit allen ihren Erdteilen und wie sein eigenes Vorhandensein in ihr. Allmählich indes rückte der scharfschneidende Strich am westlichen Himmelstrand ihm doch näher, das Auge unterschied kaum ein Duzend, gegen Wasser und Wind geborgen unter dem Deich hingelagerter Häuser und Häuschen. Sie machten das Dorf Dagebüll aus, bei dem das Festland aufhörte und wo er, wie ihm gesagt worden, ein Boot bekommen könne, seine Fahrt darin fortzusetzen.

Und nun trug das Segel Jan Haring wieder über eine weite große Wasserfläche dahin.

„Dat is en Enn hin, un wenn de Wind nich hölt, gifft dat wat to dohn“, hatte der Schiffer auf plattdeutsch gesagt. Aber mit Frau und Kindern hatte der sechs Schuh messende Hüne beim Weggang zwei oder höchstens drei Abschiedsworte in einer anderen, unverständlichen

und fremdbartig klingenden Sprache gewechselt. Jan Harring war bei den Friesen, die nach der Aussage des Pastors Voëthius „viel auf sich selbst hielten, Andere und Fremde dagegen aufs äußerste verachteten, sie nicht bloß höhnisch verachteten, sondern auch wohl aus gar keiner oder geringfügigster Ursache umbrachten, was sie nicht höher achteten, als ob sie einen Hund totschlugen“. Dazu bot sich offenbar aus weiter Fahrt durch die Wasserwüste beste Gelegenheit, aber falls Jan Harring eine Erinnerung an diese Gefahr, der er sich aussetzte, kan, so machte er ein Gesicht dazu, als sei ihm auch das durchaus gleichgültig.

Nein, ein Neuling auf dem Wasser war er nicht. Damals, wie er sich behend auf den Steg geschwungen, hatte der Fischer, der ihn über den Landsee gebracht, mit Recht gemeint, „der Herr muß schon mit Wind und Wasser bekannt sein, sonst macht man das nich so“. Er kannte alle Ozeane der Erde zusamt dem ganzen Sturmregisler, das ihre Orgelpfeifen im Norden und Süden der Linie aufziehen konnten, haushohe Wasserberge und kalte Meeressüle, das glutatmende Wiederflammen der Mittagssonne aus ihr und das nächtliche Zurückfunkeln fremder Sterne. Dem Verschmachteten ohne Trunk war er nahe gewesen, wie dem Erstarrten auf eisübergletschertem Deck, dem Untergang in Teifunwirbel des gelben Meeres und am gischtprühenden Korallenriff Polynesiens. Das Straußige im Innersten empfindend und zugleich das erhabene Gewaltige, doch immer mit einer Naturmitgift, einer ruhigen Meise, der des friesischen Necken neben ihm ähnelnd; mit dem Tob vor sich und ihm bereit, stets das Besonnene, Richtige im Auge haltend und ausführend. Und Unermeßliches hatte er an sich vorüberziehen gesehn, tausend bunte Wunder der Fremde; Felsstürze aus den Wolken herab in die weißbrandende See, Urwaldbüßer und Blüthenleucht tropischer Küsten, das tosende Gewimmel ihrer Städte, die Todes-einsamkeit der Steppe.

Aber hier war doch noch Neues, nie Gesehenes vor ihm und um ihn, das ihm Blick und Gefühl anzog, ihn nach und nach, mehr und mehr aus seiner leeren Gleichgültigkeit heraus hob. Ein leichter, für die nach Wasser gerichtete Fahrt günstigster Ostwind ging und ließ das Boot

zuletzt rasch durch das ‚Dagebüller Fahrwasser‘ entlangziehen. Nicht dunkel wars, kein eigentlicher Nebel bedeckte die Flächen, sondern zwischen Himmel und Erde lag nur eine spinnwebgraue, hier wie mit dünnerem Maschenwerk gewobene, dort mehr verdickte Luft. Doch noch weniger als dunkel, konnte man diese hell benennen; es war ein Gewitterlicht, eine manchmal weithin durchsichtige Dämmerung, und Alles im Umkreis um das kleine Fahrzeug paßte zu einer Vorstellung, die sich die Phantasie vom Zugang in ein Schattenreich gestalten mochte.

Das in gleicher Richtung mit dem Boot vom Deich her rücklaufende Wasser zeigte an, es sei beginnende Ebbe. Die Fahrt ging dem Lauf eines ‚Priels‘ nach, einer vertieften Strömungsrinne zwischen dem Festland und der Insel Föhr; zur Rechten und Linken hoben sich in Abständen dürre, besenartige Strauchbüschel, an langen Stöcken unten im ‚Schlid‘, dem schlammigen Meeresboden befestigt, über dem Gewässer auf, deuteten die Breite und Krümmungen des Rinnfals an.

Sie bildeten ein Spalier, gewissermaßen eine Allee, die mit ewig totem Gezweig auch als ein passender Wegweiser zum Eingang in die Unterwelt erschien; etwas Lebendiges war nirgendwo, nur selten jagte eine weißklastende Möwe lautlos vorbei. Jan Harring hatte es sich anders gedacht, daß Tausende von Wasservögeln schreiend und lärmend die Luft durchstummeln würden, und sprach Verwunderung über die Stille aus. Der Schiffer versetzte, kurz einmal den Kopf schüttelnd: „Dat is noch nich ehr Tid. Wo't nig to freten gifft, do sünd se nich. Se ward us noch de Dhren nog vullschrien“. Er gab kurze Antworten, wenn er gefragt wurde; von sich selbst aus sprach er kein Wort, das war nicht friesisch. Und Harring besaß ebensowenig ein Bedürfnis nach Unterhaltung.

Doch zu seinen Augen und seinem Gefühl ließ er jetzt Alles, was ihn umgab, reden. Ab und zu nickte er einmal mit dem Kopf; er war auf dem richtigen Weg zur richtigen Welt. Die Bemerkung des Schiffers über ihre gegenwärtig fehlenden Luftbewohner fand rasches Verständnis bei ihm; wo es nichts für ihre Begierde gab, da hielten sie sich nicht auf, wie die Menschen. (Fortsetzung folgt).



## Gedichte.

Von Hoffmann von Fallersleben.\*)

(Ungedruckter Nachlaß.)

## An der Mosel.

Mai 1821.

Ich glaubt', ich wär' im fremden Lande  
Und hörte nur den fremden Laut,  
Da heißt mich Alles froh willkommen  
Und thut so freundlich und vertraut.  
Ich bette mich auf grünen Rasen,  
Und lieg' an diesen Baum gelehnt,  
Und Alles kommt wie hergejaubert,  
Wonach mein Herz sich gesehnt.  
Ich war so krank, und bin genesen,  
Ich war so schwach, und bin gesund;  
Der Frühling thut mir alle Freuden  
Des alten Lebens wieder kund.  
Ich schlürfe mit dem jungen Weine  
Die älteste Erinnerung,  
Das Küstchen aus den Blütenbäumen  
Weht meine Wangen frisch und jung.  
Und dieser Menge buntes Treiben  
Wird mir ein wohlbekannter Klang,  
Und der Gesang der jungen Freunde  
Ehnt mir wie alter Freunde Sang.

## Nur derselbe!

1827.

Anders kannst du stets erscheinen,  
Heute lachen, morgen weinen,  
Morgen leihen, heute borgen,  
Heute feiern, morgen sorgen,  
Heute hungern, morgen jechen,  
Morgen eilen, heute ruhn,  
Stumm sein, schwachen, schweigen, sprechen,  
Dies und das und jenes thun —  
Alles, Alles kannst du treiben!  
Nur derselbe mußt du bleiben!

„O du des Guten freundlich Bild . . .“

Ophob. 1828.

O du des Guten freundlich Bild,  
Du meiner Heimat Quelle,  
Du rinnst dahin so still und mild.  
So ohne Schaum und Welle.

Wem lagert sich der Frühling hier  
Und schlummert leis' und lüde,  
Und was er träumt, das schenkt er dir  
Zum frohen Hausgefinde.

Im Dufte deiner Blüten schwebt  
Ein Heer von Schmetterlingen,  
Im Schatten deiner Bäume hebt  
Der Vogel an zu singen.

O wär' ich dir in Allem gleich  
Auf allen deinen Wegen,  
Wie du so unerträglich reich  
An Gottesgab' und Segen!

„Neues Leben, neue Lieder!“

8. März 1852.

Neues Leben, neue Lieder!  
Bringt dazu mir allen Wein,  
Ja, dann hab' ich Alles wieder,  
Und die Welt ist wieder mein.

Und die großen wie die kleinen,  
Alle Sorgen sind verbannt;  
Nur vor Freuden will ich weinen,  
Weil ich wieder Freude fand.

Nichts verlangt mein Herz hinieden,  
Wenn es Eines nur erwirbt,  
Wenn es nur in süßem Frieden  
Noch von Liebe träumend stirbt.

„Unsre Rosen blühen wieder . . .“

19. September 1844.

Unsre Rosen blühen wieder,  
Alle schau'n noch die hinaus,  
Alle warten dein mit Sehnsucht,  
Daß du pflüdest sie zum Strauß.

Und es reifen unsre Trauben  
Und der Pfirsich an der Wand,  
Alle warten ungeduldig.

Daß sie pflücke deine Hand.  
Und daß dir der Sommer werde  
Ganz zur schönen Frühlingszeit,  
Hält mein Herz für dich, Geliebte,  
Frühlingslieder noch bereit.

\*) Die hier mitgetheilten Gedichte Hoffmanns waren bisher weder in seinen Sammlungen noch in Zeitschriften enthalten. Wir entnehmen sie mit Genehmigung der Verlagshandlung F. Fontane & Co. in Berlin der eben im Vertheinen begriffenen Gesamtausgabe der Werke des edlen patriotischen Lyrikers: „Gesammelte Werke von Hoffmann von Fallersleben. Herausgegeben von Dr. S. Gerstenberg.“ Die mit ungerneinem Fleiß und liebevoller Umsicht redigirte Ausgabe wird zum ersten Male alle didaktischen Arbeiten Hoffmanns, wie er sie selbst veröffentlicht, aber auch vieles Ungebrachte aus dem Nachlaß enthalten. Die Proben, die wir bieten, sind sämtlich einem einzigen Geklus: „Tichterleben“ entnommen; sie werden sicherlich genügen, die Aufmerksamkeit auf die schöne Ausgabe zu lenken, auf die wir noch eingehend zurückkommen werden. D. Red.

## Frühlingslied.

16. März 1851.

Der Erdbauch blüht, die Vögel singen,  
Der Frühling lauscht im Hag verkleht,  
Er wagt noch nicht hervor zu dringen,  
Weil ihn der Morgenreif noch schreckt.

O Frühling, wag's und hab Vertauen!  
Der Südwind weht für dich die Nacht,  
Und Morgens läßt sich freundlich schauen  
Die Sonn' in ihrer goldnen Pracht.

Die Sonne hat dich lieb von Herzen:  
Sie sieht dir einen Blumenkranz,  
O komm, daß wir uns freu'n und scherzen  
Mit dir in ihrem Strahlenglanz! —

Der Frühling hört der Lerche Singen,  
Er sieht die Schwalben heimwärts ziehn,  
Da wagt auch er hervorzu dringen,  
Und ringen grün's und blüht's um ihn.

## Aus den Augen, aus dem Sinn!

3. April 1851.

Aus den Augen, aus dem Sinn!  
Habt ihr unterdessen,

Seit ich nun so ferne bin,  
Mein nicht schier vergessen?  
Wolltet ihr nicht einst das Wort  
Halten treu und immerfort:  
Nichts in Freud' und Leiden  
Soll die Freunde scheiden!

Alles ist so licht und grün,  
Und die Lämmer springen,  
Und die bunten Blumen blühen,  
Und die Vögel singen,  
Überall ist Frühlingsluft,  
Doch es blieb in meiner Brust  
Nach des Winters Schauer,  
Nichts als Ernst und Trauer.

Alles sieht mich freundlich an,  
So als wollt' es fragen:  
Will's dir denn, du lieber Mann,  
Gar nicht hier behagen?  
Doch mir ist, als hört' ich nur,  
Wo ich geh' in Wald und Flur:  
Nichts in Freud' und Leiden  
Soll die Freunde scheiden!

## „Wohl leb' ich einsam stille Tage . . .“

26. September 1861

Wohl leb' ich einsam stille Tage,  
Als leib' ich nur in mich hinein:  
Still ward mein Herz, es schweigt die Klage,  
Trost muß ich selber mit verleihn.

Das Liebste hab' ich hier begraben,  
Das Liebste was mit Gott beschied,  
Doch blieb mir noch von seinen Gaben  
Mein Kind, mein Vaterland, mein Lied,  
Doch wenn mein Lied je ausgelungen,  
Wenn je mein Kind mich auch verläßt,

Dann halt' ich tief von Schmerz durchdrungen  
Das Allerlechte gläubig fest.

Eins muß mir das Geleit doch geben,  
Eins bleibt mir treu zum Grabesrand,  
Eins wird dereinst mich überleben:  
Die Liebe für das Vaterland.

## „Ach! seit ich dich verloren habe . . .“

6. Februar 1862.

Ach! seit ich dich verloren habe,  
Ruh! Alles wie mit dir im Grabe,  
Die Welt ist trost- und freudenleer:  
Dies Herz voll Liebe schlägt nicht mehr.  
Was könnte mir der Frühling bringen?  
Der Blumen Pracht, der Vögel Singen,  
Den milden lichten Sommerchein:  
Ach! Alles schließt ein Grab nun ein.  
Was Freude war einst meinem Herzen,  
Verwandelt sich für mich in Schmerzen,  
Durch Alles löst dein letztes Wort,  
Dein: Heinrich! Heinrich! immerfort.

## „Trüb ist die Zeit . . .“

30. Oktober 1862.

Trüb' ist die Zeit, voll Leid und Alagen,  
Verloren scheint der Zukunft Glück.  
Doch darum laßt uns nicht verzagen:  
Das Geste kehret stets zurück.

Dem Winter folgen Frühlingslage,  
Und ewig wechset Freud' und Leid:  
Die Nacht der Angst, den Tag der Plage  
Durchbricht der Strahl der Fröhllichkeit.  
Wo Herzen sich mit Herzen rinen,  
Beseelt von Frohsinn, Sang und Wein,  
Da muß noch Gottes Sonne scheinen,  
Da muß es ewig Frühling sein.

So laßt uns immer vorwärts streiten  
Mit Mut zu Lust und Fröhllichkeit!  
Wir haben Zeit zu allen Zeiten  
Froh zu genießen unsre Zeit.

## Rosen zum 20. des Kriegsmonats Iltis.

Rosen blühen immer wieder,  
Immer singt die Nachtigall,  
Freud' und Segen senkt sich nieder  
Auf die Welt noch überall.

Freude lebt in allem Schönen,  
In des Frühlings Ros' und Sang,  
Und kein Artz kann überdönen  
Je nach Glück des Herzens Drang.  
Wehe wenn in diesen Tagen  
Nicht noch eine Rose blüht!  
Wer vor lauter Angst und Alagen  
Schlicht dem Schönen sein Gemüt!

## Im Herbst.

12. November 1866.

Das Laub fällt von den Bäumen,  
Der Winter ist nicht weit.

Reht kann die Welt nur träumen  
Von einer schönen Zeit.

Ach, Alles ist vergangen  
Was schön gegrünt, geblüht:  
In Sehnen und in Bangen  
Lebt nur noch das Gemüt.

Sein Frühling ist geblieben,  
Sein Festes hält es fest,  
Von den geschiedenen Lieben  
Es nun und nimmer läßt.

So will auch ich dem träumen  
Von einer schönen Zeit —  
Das Laub fällt von den Bäumen,  
Der Winter ist nicht weit.

### Meinen Zeitgenossen.

24. Dezember 1868.

Allen wollt' ich nie behagen,  
Macht's drum auch nicht Jedem recht,  
Aber allen kann ich sagen:  
Niemols war ich euer Anecht.  
Ruhig leg' ich stets mich nieder,  
Und es macht mir niemals bang,  
Sind zu kurz euch meine Lieder,  
Ist „Mein Leben“ euch zu lang.

### „Dichter Nebel hüllt den Rhein noch ein . . .“

Neusiedl, 7. September 1871.

Dichter Nebel hüllt den Rhein noch ein,  
Drüber spielt der helle Sonnenschein.  
Doch der Nebel endlich ringsum fällt,  
Und enthüllt ist eine schöne Welt.  
Aber diese Welt ist mein nicht mehr —  
Ach, sie schau'n nicht an so freudenterr,  
Diese Bilder der Vergangenheit,  
Diese Zeugen einer schönen Zeit.  
Sei, mein Herz, ein heller Sonnenstrahl,  
Der bei alter trüben Sorg' und Qual  
Leicht sich auf des Lebens Wellen wiegt  
Und des Alters Nebel froh besiegt.

### „Ich bin ein alter Mann: . . .“

21. October 1872.

Ich bin ein alter Mann:  
Doch lieb mir Gott noch Mut und Kraft,  
Dah ich mich noch begeistern kann  
Für Freiheit, Kunst und Wissenschaft.  
Ich bin ein alter Mann:  
Doch lieb mir Gott noch frohen Sinn,  
Dah ich erstreu'n noch Andre kann  
Und noch mit Andern fröhlich bin.  
Ich bin ein alter Mann:  
Doch lieb mir Gott noch Sangestlust,  
Dah ich mein Leid verklingen kann  
Und mir des Frühling's bin bewußt.  
Ich bin ein alter Mann:  
Doch lieb mir Gott Bescheidenheit,

Dah ich bewahrt noch leben kann  
Vor Langerweil' und Eitelheit.  
Ich bin ein alter Mann:  
Drum gönnt mir soviel Zeit und Raum  
Dah ich für mich noch träumen kann  
Still meines Lebens letzten Traum.

### Das Traurigste.

23. October 1872.

Was ist das Traurigste doch hier auf Erden?  
Das ist des Menschen schwächliche Natur.  
Er braucht des Teufels gar nicht erst zu werden,  
Er ist sein eigener Teufel immer nur.  
Stets voll von Furcht und Angst und lauter Kummer  
Gönnt er sich keinen frohen Augenblick,  
Er weiß von keiner Ruhe, keinem Schlummer,  
Und selbst das Glück dünkt ihm ein Mißgeschick.  
An keinen andern Teufel müßt du glauben,  
Nur an den Teufel, der du selber bist,  
Und dieser Teufel kann dir Alles rauben,  
Was Leben, Freude, Heil und Segen ist.  
Kriech auf! zum Teufel jag den Kameraden,  
Nur gegen ihn zeig deinen Groll und Zorn,  
Und werd' ein freier Mensch von Gottes Gnaden,  
Der Lieb' und Freude reichter Segensborn.

### Corvey.

28. Juli 1873.

Wie schön auf den Bergen, wie schön in dem Thal!  
O Corvey, dich grüß' ich viel tausendmal:  
Ich schau' in dein freundliches Angesicht,  
Dein Auge so blau wie Bergsheinmüch.  
Die Freude, sie schlüpf't in das Herz mir hinein,  
Als wollt' es ewiger Frühling mir sein.  
Wie ist es doch überall duffig und grün,  
Die Vögel singen, die Blumen blühn!  
In solcher traulichen Einsamkeit,  
Wer wäre nicht immer zum Danke bereit!  
O Corvey, der dich zum Dahreim mir gemacht\*)  
Ihm sei mein innigster Dank gebracht,  
Was du mir gegeben an Freud' und Sang,  
Ihm dank' ich es, ihm mein Leben lang.

### „Glückauf aus Finsternis und Nacht. . .“

1. Januar 1874.\*\*)

Glückauf aus Finsternis und Nacht  
Und aus der Sorgen tiefem Schacht!  
Glückauf aus allem Gram und Leid  
Zum lichten Tag der Heiterkeit,  
Dah sich das Herz der Sonn' erschließt  
Und wie die Blum' in Freuden spricht  
Und dankbar schaut den Himmel an,  
Dah es noch lebt und froh sein kann.

\*) Bekanntlich der Herzog von Ratibor.

\*\*) Wohl das letzte Gedicht Hoffmann's. Er starb  
am 19. Januar 1874.

Alle Rechte vorbehalten.

Als Manuscript gedruckt.

## Der Präsident.

Drama in fünf Akten von Karl Emil Franzos.

(Fortsetzung.)

### Dritter Akt.

(Szene wie im zweiten Akt. Abend. Beim Aufgehen des Vorhangs ist die Bühne nur durch die beiden Kerzen auf dem Bureauisch matt erleuchtet.)

#### Erste Scene.

Sendlingen. Franz. Brigitta. (Zuletz) Mohr.

**Sendlingen** (mit regungslos und tief gebogenes Hauptes im Technisch am Schreibtisch).

**Brigitta** (tritt von links ein, hinter ihr Franz, eine Kamme in der Hand; nach einer Pause halblaut zu Franz). Jesus, Maria! Er ist wirklich allein!

**Franz**. Und wir haben's doch Beide deutlich gehört . . .

**Brigitta**. Ganz deutlich . . . Holen Sie den Doktor, Franz, er ist ja drüben im Gefängnis.  
(Nimmt Franz die Kampe ab.)

**Franz**. Aber man wird sehr zornig sein . . .

**Brigitta**. So warten Sie, bis ich Ihnen einen Wink gebe. Dann freilich muß es sein . . . (Wortwend.) Guten Abend, Herr Präsident.

**Sendlingen** (aus seinem Stühlen aufstehend). Guten Abend.

**Brigitta** (stellt die Kampe auf den Schreibtisch, blickt Sendlingen liebend ins Gesicht, schreie zusammen).

**Sendlingen**. Ist Heinz noch nicht hier?

**Brigitta**. Nein! . . . Aber Jemand Anderer war ja inzwischen hier — nicht wahr —

**Sendlingen**. Ich hatte ein Verhör.

**Brigitta**. Ja, aber der Gefangene ist doch schon seit einer halben Stunde fort . . . War seitdem . . . Niemand da?

**Sendlingen**. Niemand!

**Brigitta**. So-o?! Niemand? (Winkt Franz einen Wink, er eilt hastig durch die Mittelthür ab). Ich habe mir gemeint . . . wir könnten es Beide beschwören . . . und Ihre Stimme war es.

**Sendlingen** (erschrocken). Was?

**Brigitta**. Sie sind im Zimmer auf und ab gegangen und haben gesagt: „Soll es Gott für Dich thun, oder ein Anderer! Du bist der Vater, Du mußt es thun!“ Mehrere Male haben Sie das gesagt . . . Und dann haben Sie plötzlich aufgeschrien, in einem Ton, daß es einen Stein hätte erbarmen können: „Was soll ich thun?“ . . . Da muß doch Jemand . . . da gewesen sein oder — Sie haben mit sich selbst gesprochen —

**Sendlingen**. Unälen Sie mich nicht, Fräulein Brigitta! . . . Gehen Sie!

**Brigitta**. Und wer mit sich selbst spricht, hat Fieber . . . Und Sie haben sogar im Fieber vor drei Jahren keine Silbe gesprochen. (Aussprechend) Um Christi Erbarmung Willen — wir zwei alten Leute haben ja Niemanden auf der Welt als Sie — Herr Präsident, was ist's mit Ihnen?

**Sendlingen**. Nichts. . . Gehen Sie!

**Franz** (ist wieder in der Mittelthür erschienen und deutet Brigitta durch eine Geste an, daß er Mohr mitgebracht, sie erwidert etwas, er möge eintreten).

**Brigitta** (schweigend). Gut . . . ich gehe . . . Aber — (sich bewingend, möglichst unterfangen). Der Herr Doktor Mohr läßt bitten!

**Sendlingen** (schweigend). Ich kann ihn nicht empfangen. . . Ich bin sehr beschäftigt! (Mohr tritt ein). Sie haben ihn wohl holen lassen?

**Brigitta**. Hier ist er. (Entsetztes). Ja — ich habe ihn holen lassen!

**Mohr** (vortretend). Und haben Recht daran gethan, Fräulein Brigitta! Guten Abend, Präsident! (zu Brigitta). Können jetzt gehen. Wenn der Herr Präsident einen Hausknecht braucht, um mich hinauswerfen zu lassen, so werde ich Ihnen klingeln.

(Brigitta und Franz ab.)

#### Zweite Scene.

Sendlingen. Mohr.

**Sendlingen**. Entschuldigen Sie, lieber Mohr . . .

**Rohn.** Dummheiten entschuldige ich nicht. Wer nichts ist, wie ein Geisteskranker, und längere Konversationen mit sich selbst führt, hat den Arzt holen zu lassen. . . . Was ist los, Präsident?

**Zendlingen.** Nichts. . . . Die schlaflose Nacht im Coupe . . . . Dann viel Arbeit —

**Rohn.** Und viel Aufregung! Na, wollen sehen. *(Zendlingens Puls tastend.)* Hüpfst wie eine Kallertina! Fieber! Ins Bett!

**Zendlingen.** Ich kann nicht, lieber Doktor, ich habe keine Zeit dazu!

**Rohn.** Keine Zeit, natürlich! Müßen noch heute alle Arbeiter befreien und Ihre eigene Karriere ganz zu Grunde richten. Morgen wär's natürlich zu spät dazu. Weiß ja, was Sie so irritiert! Der eble Midda, kaiserlich königlicher wirklicher Cousin einer angeheirateten Nichte der Gemahlin Seiner Erzellenz des Justizministers. Wollen sich also keine Ruhe gönnen?

**Zendlingen.** Unmöglich!

**Rohn.** Na, ganz nach Belieben. Ach, was seid Ihr Idealisten für ein verdammtes Paar!

**Zendlingen.** Das Schimpfwort geb' ich Ihnen voll zurück. Selber Idealist!

**Rohn.** Lächerlich!

**Zendlingen.** Siebzig Jahre, die größte Praxis in der Stadt und dabei noch immer Gefängnisarzt! Natürlich aus Geldgier, weil der Besuch ganze zwanzig Kreuzer trägt!

**Rohn.** Na, Großheiten auszutauschen bin ich nicht gekommen! Sonst würde ich Ihnen Verschriebenes an den Kopf werfen, Sie *(grimmig)* Sie Menschenfreund, Sie Fanatiker des Gewissens, Sie — übrigens sind wir die da drüben fast die liebsten Patienten.

**Zendlingen.** Warum?

**Rohn.** Weil ich weiß, woran ich mit ihnen bin! Die sind schon angeklagt oder bestraft, bei den Anderen muß man's erst noch erleben . . . . Habe drüben auch ankündige Menschen kennen gelernt, sehr anständige. So neuesten eine Stündesmörderin, ein so braves Geschöpf —

**Zendlingen.** Eine Mörderin?

**Rohn.** Ja! Ein entmenschetes Weibsbild, wie Wagner sagt. Ich aber sage Ihnen, die möcht' ich nicht richten, ich würde mich zu sehr schämen im Namen der Menschheit. Der Hallunke von Berufsläufer läuft frei herum, der Vater, ein adeliger Hallunke, desgleichen, — das heißt, wenn er nicht schon zu seinen Vätern verjammt wurde — und sie muß schmählich sterben! Lippert heißt sie, Sophie Lippert.

**Zendlingen.** *(unermüdetlich.)* Sie wird nicht sterben.

**Rohn.** Woher wissen Sie das? Wagner sagte mir heut' früh, er müßte sie morgen zum Tod verurteilen. Ich habe ihm zu diesem Sieg irdischer Gerechtigkeit im Vorhinein herzlich beglückwünscht!

**Zendlingen.** Die Verteidigung hofft mitwiderne Umstände beibringen zu können.

**Rohn.** Du lieber Himmel! Nur zehn Jahre etwas? Das macht keinen Unterschied! Und wenn's nur zwei Jahre wären — spart Euch die Mühe!

**Zendlingen.** Wieso?

**Rohn.** Weil sie's nicht überlebt. Die Kraft erschöpft, die Lunge angegriffen, dazu die Gewissensbisse und der Abscheu vor den Menschen. Hätte sich vielleicht auch längt was angethan, wenn sie nicht drüben einen Tröster — *(hört, schließt sich auf den Mund.)*

**Zendlingen.** Wen? Sie?!

**Rohn.** Nein, nicht ich. Lügen kann ich nicht. Aber fragen Sie mich nicht weiter! Sind ja nicht bloß Präsident, sondern mit Respekt zu melden, auch ein Mensch, aber da müßten Sie vielleicht von Amtswegen hart sein. Und 's ist ohnehin ein solcher Jammer! . . . Sollten Sie mal ansehen, Präsident.

**Zendlingen.** Glauben Sie?

**Rohn.** Gewiß! Übrigens weiß sie noch gar nicht, daß die Verteidigung neues Material hat. Man sollte es ihr doch sagen . . .

**Zendlingen.** Es soll sofort geschehen . . . Sie meinen, ich sollte — kann ich sie herholen lassen?

**Rohn.** Ja, sie ist außer Bett, in ihrer Zelle . . . Habe sie nicht ins Spital geschickt, weil sie dort Stubengenoffinnen hätte, die —

**Zendlingen.** *(schreibt eine Karte, klingelt.)*

**Franz.** *(tritt ein.)*

**Zendlingen.** An den Sterkermeister. Diese Inquisition ist mir sofort zum Verhör vorzuführen.

**Franz.** Soll ich auch den Herrn Protokollführer Parzer . . . ?

**Zendlingen.** Nein . . .

**Franz.** *(halblaut.)* Und dann, der Herr Heinz ist wieder da. Er wartet im Salon.

**Zendlingen.** Es ist gut.

**Franz.** *(ab.)*

**Rohn.** Bravo von Ihnen, Präsident. Freilich helfen können auch Sie ihr nicht! Das könnt' nur Einer, der's ja auch thun wird — und zwar bald!

**Zendlingen.** *(trumpf.)* Sie ist jedenfalls rettungslos verloren?

**Rohn.** Jedenfalls? Nein! Wenn sie etwa bald frei wird und kommt mit leichteren Herzen in

ein mildes Klima, da könnte sie, weiß Gott wie lange noch leben — Aber so! . . . Na, adieu Präsident! (Weißt noch seinem Gute)

**Zendlingen.** Noch ein Wort . . . Die Sache interessiert mich — auch Berger sprach mir so warm — und weil auch Sie — Sie meinen also, wenn sie jemand aufrichtete — ich glaube nämlich zu wissen, wer —

**Rohn.** Wer der Verführer ist?! Heran mit ihm! Aber, wenn Sie etwa dem Vater auf der Spur wären, dann würde ich —

**Zendlingen** (atmet). Würden Sie?

**Rohn.** Dagegen protestieren. Nicht als Arzt — es ist ja nichts zu verlieren, aber ans Menschlichkeit! Sie würde ihm niemals verzeihen, dazu betet sie ihre Mutter zu sehr an! Wozu der armen Kreatur das Gemüt so nutzlos aufregen. Scheint auch wirklich ein ganz elender Kerl gewesen zu sein. Haben Sie ihn ausgespürt?

**Zendlingen.** Nein, ich dachte an den Verführer —

**Rohn.** Heran mit ihm, sag' ich! An den glaubt sie kurtzlojer Weise noch immer! Also hat er sich bei Ihnen gemeldet? Freilich seine Neue kommt auch zu spät! Aber da stirbt sie wenigstens geströseter.

**Zendlingen.** Dennoch? Ich dachte, wenn sie neuen Mut gewinnt, sich nicht mehr hilflos weiß, so wird sie die Kerkerstraße übersehen können. Etwa — etwa zwei Jahre, Doktor!

**Rohn.** Nein, gewiß nicht! Eine große Freude ist ein gutes Medikament, aber ein beginnendes Augenleiden — — Ja, wenn sie gleich frei würde! Aber vorher müssen Sie ja die Gerechtigkeit siegen lassen! Das heißt, Sie sind ja ein Mensch! Aber sagen Sie, was ist das nun für eine Gerechtigkeit. Ich will wahrhaftig keine Unthat entschuldigen, aber dieses Geschöpf ist ja ordentlich in Verzweiflung und Verbrechen hineingekehrt worden! Und weiß Gott, daß sie leben blieb, war nicht ihr Wille! Ich glaube, jeder Mensch muß da sagen: „Was sie gethan hat, hat sie schon bisher bitter genug gebüßt.“ — Ihr aber müßt sie im Kerker halten, damit sie stirbt! . . . Na, adieu, Präsident! Und schonen Sie sich, hören Sie, sonst werde ich grob! (ab.)

### Dritte Scene.

Zendlingen (allein).

**Zendlingen** (in höchster Seelenangst auf- und abgehend, nach einer Pause). Sie darf nicht sterben! . . . (Ein Brief fällt auf die Kaffeetische mit den Schülfein, er wagt zusammen, nähert sich ihr, wieder zurückweichend.) Nein. . . nein! . . . Allmächtiger Gott, erbarme Dich meiner. . . (Gieht aufstachsend in den Rechnstuhl.)

### Vierte Scene.

Zendlingen, Franz.

**Franz.** Die Inquisition ist da. . . (Hat ihn zuckend.) Oh man — man hat Thränen in den Augen. . . (Zendlingens Hand ergreift.) Mein lieber Herr . . . mein lieber Herr. . .

**Zendlingen.** Laß, Franz . . . Du meinst es gut. . . Nicht wahr, Franz — auf Dich — und Brigitta — könnte ich mich verlassen — in Allem . . .

**Franz.** Mein Gott — wozu wären wir denn sonst auf der Welt?

**Zendlingen.** Ich weiß noch nicht, ob . . . aber wenn es . . . etwas gefährliches wäre. . .

**Franz.** Und wenn man uns sagt: „Zündet dies Haus an!“ Was man befiehlt, thun wir. . . Aber was —

**Zendlingen.** Es ist gut, ich danke Dir. . . Ich weiß noch nicht. . . (Halblaut, wie mit sich selbst redend.) Nein. . . (Auffachend.) Nein. . . Es wäre ja ein so ungeheurer Frevel. . . Geh, die Gefangene mag eintreten. (Franz ab.)

### Fünfte Scene.

Zendlingen, Sophie, Gefangenen-Aufsicht Disher.

**Disher** (marschirt auf Zendlingen zu, salutiert militärisch) Gehorhamt zu melden, Herr Präsident, die Inquisition Sophie Kippert.

**Zendlingen** (wirft einen schmerzlichen Blick auf Sophie, dann in die Aften bildend. Zu Disher). Sie können vor der Thür warten. (Disher ab.)

### Sechste Scene.

Zendlingen, Sophie.

**Zendlingen** (sieht auf, sieht Sophie, die mit geklammerten Augen vorsteht, an, halblaut). Sie sieht ihr ähnlich! (laut — mühsam) Sie sind die Angeklagte Sophie Kippert. (Wacht.) Sie sind leidend. . . Setzen Sie sich. . .

**Sophie** (steht auf den Stuhl, neben dem Stoppet gestanden).

**Zendlingen.** Es handelt sich nicht eigentlich um ein Verhör. . . Die Untersuchung ist ja abgeschlossen. . . Ich habe Ihnen nur als Präsident dieses Gerichts eine Mitteilung zu machen, welche Sie hoffentlich erfreuen wird. . . Ihr Verteidiger, Doktor Berger will in Ihrem Interesse für die morgige Verhandlung die Vorladung neuer Zeugen beantragen. . . (Da sie schweigt.) Haben Sie mich verstanden?

**Sophie.** Ja!

**Zendlingen.** Ich bin geneigt, diesen Antrag zu bewilligen. . . Sind Sie einverstanden?

**Sophie.** Nein! . . . Wenn ich gefragt werde. . . Nein!



**Zendlingen.** Warum nicht? Herr Doktor Berger hofft dadurch ein milderer Urtheil zu erwirken. . .

**Sophie.** Milde? . . . Ich bedarf keiner Milde mehr. . .

**Zendlingen.** Oh! . . . Ich weiß, daß Sie so untöds sind, so verzweifelt. . . Sie haben ja sogar keinen Verteidiger gewollt und dann Herrn Doktor Berger gebeten, Alles zu unterlassen, was Sie retten könnte. . .

**Sophie.** Ja. . . Und nun verlängert er doch meine Qual. . .

**Zendlingen.** So dürfen Sie nicht sprechen. Das ist Unrecht. . . Sie müssen auf Gott vertrauen. Er wird Sie wieder aufrichten. . . Sie sind noch so jung!

**Sophie** (schüttelt den Kopf).

**Zendlingen.** Nann zweiundzwanzig!

**Sophie.** Mir ist, als wäre ich sehr alt. Und mehr kann auch eine alte Frau in ihrem ganzen Leben nicht gelitten haben. . .

**Zendlingen.** Ich weiß es und nehme Anteil an Ihrem harten Loß, aufrichtigen Anteil. . . Was sich erleben, ficht, da Sophie erkannt aufblickt, in den Schlußsatz zurück.) Was Sie hierher geführt hat, ist furchtbar. . . Aber wer Alles erwägt, wird Sie nicht allzu hart richten. . .

**Sophie** (tonlos). Ich bin ja schuldig, Herr Präsident. . . (Noch leiser.) Ich habe mein Kind gestökt. . . (Noch einer Pause mit leiserem Stimm.) Ich habe den Tod verdient und erwarte ihn. . .

**Zendlingen.** Das darf nicht geschehen! Und wird nicht geschehen! Um der Gerechtigkeit Willen! Die Härte der Gräfin, jene furchtbare Nacht. . . (Lebensschicksalisch ausbrechend.) Mein armes Kind, was. . . was müssen Sie gelitten haben?!

**Sophie.** Oh! (Wacht zu ihm auf.) Sie sind so gut — ich weiß, Alle sagen es.

**Zendlingen** (gestoht). Das müßte ja einen Stein erbarmen! (Noch ruhiger.) Und denken Sie an die Zeit, wo Sie ins Leben traten, allein, schußlos und dennoch so tapfer und brav. Und an Ihre ersten Monate auf dem Schlosse. Damals waren Sie froh und gut. Was seither gekommen ist, daran tragen Andere die Schuld (sich dahin verbeugend.) größere Schuld als Sie! Fassen Sie Mut! Auch für Sie wird ein neues, besseres Leben beginnen, nachdem Sie ihre Strafe verbüßt haben.

**Sophie** (sch). Ja, Herr Präsident! Darauf hoffe ich, denn Gott wird barmherziger sein, als die Menschen!

**Zendlingen.** Nein, hier auf Erden! Sie glauben

mir nicht? Ich begreife dies. Ihnen graut vor den Menschen, mein armes (sich aufstehend.) mein armes Kind! Aber die Menschen sind nicht so böse wie Sie glauben, auch jene nicht, welche Ihr Unglück verschuldet haben. (Zwedens.) Sie dürfen ihnen — nicht — allzu sehr zürnen.

**Sophie.** Ich zürne nicht mehr. Möge Gott der Gräfin ihre Härte vergeben wie ich es gethan habe —

**Zendlingen.** Und er, der Mann, den Sie liebten?

**Sophie.** Auch für ihn erlebe ich die Barmherzigkeit Gottes, wenn er schuldig ist. . .

**Zendlingen.** Es freut mich, daß Sie so sprechen. Ihr Gemüth weiß nichts von Rachsucht, trotz allem Unglück und nichts von Neid — das freut mich. . . Sie glauben nicht, daß der Mann, um dessen Willen Sie so viel gelitten haben, Ihre Lage kennt?

**Sophie.** Ich weiß es nicht! Es hat mich dem Wahnsinn nahe gebracht, daran glauben zu müssen, daß auch er ein Schurke sein soll wie jener Mann, dem meine Mutter vertraute — aber wie dem auch — ich habe ihm verziehen. . .

**Zendlingen.** Und warum richten Sie Jenen härter, dem Ihre Mutter —

**Sophie.** Herr Präsident, ich sehe Sie an, sprechen Sie mir nicht von Diefem. Das sagen mir ja Alle: Du darfst nicht hoffen, Du müßt verzeihen. Ja Jenen, die mir Übles gethan, jener Mann aber hat sich an meiner Mutter vergangen! Und meine Mutter war edel und gut — besser kann nie eine Mutter gewesen sein und reiner nie ein Weib. Wenn Sie wüßten, wie sie ihr Leben verbracht und für mich gesorgt hat! O, er muß schlechter gewesen sein als je ein Mensch, wenn er so an ihr handeln konnte!

**Zendlingen.** Das. . . das ist furchtbar. Aber erwägen Sie: Muß jener Mann ein — ein Schurke sein? Hinderten ihn nicht vielleicht wieder seinen Willen unfeelige Verhältnisse, seine Pflicht gegen Ihre arme Mutter zu erfüllen?

**Sophie.** Nein!

**Zendlingen.** Sie kennen ihn ja nicht?

**Sophie.** Seinen Namen kenne ich nicht, aber sein Herz und das genügt mir. Was kümmert er mich sonst und ob er lebt oder tot ist? Mir hat er nie gelebt. Ich kenne ihn aus dem letzten Brief meiner Mutter und daß sie nichts Anderes über ihn sagen konnte, die Milde der Menschen und vor dem Tode, beweist seine Verworfenheit!

(Fortsetzung folgt.)



## Das Feuer vom Himmel.

Aus dem Französischen des Victor Hugo von Johannes Schürmann.

### I.

Sieht ihr die Wolke, schwarz gesäumt, vorüberstreichen,  
Der Sommerglut, die welkt und dörrt, zu vergleichen,  
Bald grau und fahl, bald grell und rot?  
Einherzufahren scheint euch in des Nachtwinds Hauche  
Ein Brausen wirr und dumpf, zugleich mit glüh'ndem  
Rauche  
Von einer Stadt in Feuersnot.

Kommt vom Gebirg sie her? vom Himmel? aus dem Meer?  
Ist für Dämonen sie der Feuerwagen, der  
Zu einem Nachbarstern sich schwinget?  
Wie kommt's, daß dann und wann dem grauenvollen  
Schoß  
Ein glüher Glühstrahl sich, doch für Momente bloß,  
Erschleier Schlange gleich, entringet? —

### II.

Das Meer! Allüberall nur Meer und Lut und Meer!  
Mall, unflut streicht umsonst der Vogel drüber her —  
Hier Wogen, drunter nichts als Wellen:  
Wie ohne Unterlaß sich Well' an Welle bricht,  
Im Aulenabgrund rings, soweit die See in Sicht,  
Nur Wogen über Wogen schwellen!

Manchmal ein großer Fisch entlang der Fläche schnell,  
Auf's Silberschuppenkleid ein Sonnenstrahl ihm fällt,  
Und trifft des Schwanzes blaue Klossen.  
Gleich einer Herde wallt die See; doch ehren ruht  
Der Ring des Horizonts; der Himmel und die Lut  
Von blauem Glanze übergoßen.

— Trink' ich die Meerflut aus? — die Feuerwolke frug. —  
— Nein! — Gottes Odem weht, und weiter geht ihr Flug. —

### III.

Grünes Hügelland am Meere  
Spiegelt sich in klarer Bai.  
Büffelherden, blanke Spere,  
Tauschen, Singen und Geschrei.  
Zelle stehen aufgeschlagen,  
Rings in rührigen Behagen  
Schießen Pfeile, fischen, jagen  
Die Nomaden freisch und frei.

Ewig so dem Wanderflamme  
Ungetrübt der Himmel lacht.

24. Da ließ der Herr Schwefel und Feuer regnen von dem  
Herrn vom Himmel herab auf Sodom und Gomorra.  
25. Und kehrte die Städte um, und die ganz Gegend, und alle  
Einwohner der Städte, und was auf dem Lande gewachsen war.  
Genes. XIX.

Wie der Wind am Strand die Flamme  
Wechselnd dämpft und hell entfacht!  
Mädchen, Burtschen ziehn den Reigen  
Um die Glut so fremd und eigen,  
Wie Gelsenfler, die sich zeigen  
Eräumnenden in stiller Nacht.

Wie im Tanz sich drehn die Schlangen  
Mit den Krüsten dunkelbraun,  
Tubelnd, wenn sie in dem blanken  
Kupferschild ihr Bildnis schau!  
Und aus der Kamele Euler  
Melken dort geschwägig heiter  
Für die durstigen Begleiter  
Weiße Milch die schwarzen Krau'n.

Nachte Männer, nackte Frauen  
Tauchten da in's salz'ge Bad —  
Wer kann sagen, welche Gauen  
Gestern noch durchzog ihr Pfad? —  
Helle Kimbeln rings erschollen,  
Koffe wechern und es rollen  
Kühlmilchsch und mit dumpfem Grollen  
Wogen an das Seegeflad'. —

— Ist's hier? — Die Wolke hielt in ihrem Auge ein;  
Doch abermals erscholl des Unerforschten: Heh! —

### IV.

Ägypten dehnte sich im Kleid von Ährengold,  
Die bunten Auren wie ein Teppich aufgerollt;  
Rings reiche Felder ohne Ende.  
Im Süden heißer Sand, im Norden kalte Flut,  
— Zwei Meere — bühnen um Ägypten, doch es rath  
Dorwischen lachend das Gelände.

Drei Berge ragten fern. Breit liegt die dreigeckte  
Steinspitze himmelan; ihr Fuß in Asche steckte:  
Sie sind erbaut von Menschenhand!  
Es führten, breiter Fels, gehau'ne Stufenritte  
Hinab, bemessen für sechsellenlange Schritte,  
Vom First bis in den gelben Sand.

Kein Wüstenglutwind zwang das Sphyngebild rosgranisen,  
Den grünen Marmorgott, die dort die Schwelle hüten,  
Daß sie ermattet nichten ein.

Die Schiffe segelten dem Hafen froh entgegen;  
Es wusch die Riesenflut, die dicht am Meer gelegen,  
Im Wasser ihren Fuß von Stein.

Man hörte den Saman, wie er lodbringend höhnte,  
Und wie der weiße Ries am Ufer knirschend lönte,  
Aroch über ihn das Arochobil.  
Die Obeliske grau und schlank emporsich reckten;  
Im Westen, gleich der Haut des Tigers, des gefleckten,  
Der insektreiche, gelbe Nil.

Kein Hauch. Die Sonne sank, des Erdensternes Leuchte  
Und Lebensquehl; ihr Bild erglänzte in der Leuchte  
Der regungslosen See so schön!  
Zum roten Himmel, in den rosen Spiegel schauend,  
Sah man zwei Sonnen, gleich zwei Kön'gen, die vertrauend  
Als Freunde sich entgegen gehn. —

— Wo soll ich halten? — sprach die Wolke. — Suche! —  
klang  
Es aus der Höhe, daß der Tabor bebte bang. —

## V.

Rings weite, wüste Strecken  
Von Sand, daß Einem grauß.  
Ein endlos Heer von Schrecken  
Und Plagen drinnen hauß.  
Nichts seht. Die gelben Hügel,  
Sie wullen gleich dem Spiegel  
Des Meeres, wenn der Flügel  
Des Sturms darüber drauß.

Doch kommen Karawanen  
Von Ophrys fernem Strand,  
Dann häßel vom profanen  
Geschrei das heil'ge Land.  
Dein Auge folgt dem Gange  
Des Zuges, der noch lange  
Sich wühlt wie eine Schlange  
Durch dieses Meer von Sand.

Des Herrn sind diese Länder,  
Die Oden weit umher,  
Er kennet ihre Ränder,  
Ihr Inn'res kennt nur Er.  
Ein Meer, ein sandgefülltes,  
Von heißen Schlacken schwillt es,  
Mit glüh'ndem Dunst umhüllt es  
Ein Nebel, brütend schwer. —

— Soll ich — frag das Gewölk — die Wüstenei zur See  
Umwandeln? — Weiter! — rief die Stimme aus der  
Höh'. —

## VI.

Gleich einem mächt'gen Riff, das raget aus dem Meer,  
Ein Wald von Türmen, doch verwüßt, öd' und leer,  
Lag Gabel finster da und schweigend,  
Und hüllte, hingestreck't im bleichen Mondenschein,  
Vier Hügelrücken dicht in seinen Schatten ein,  
Der Menschen Ohnmacht laut bezeugend.

In Schall und Trümmer sank die Stadt, der ries'ge Turm,  
Mit grauer Harmonie durchheulte nur der Sturm  
Die Reste ein's'ger Herrlichkeiten.  
Einst wimmelte der Ort von Menschen überall,  
Und Gabel schien bestimmt, rings über'n Erdenball  
Sein ungeheures Reich zu breiten.

Die Treppen sollten dann aufsteigen zum Zenith,  
Die mächt'gen Blöcke all, die Felsen von Granit,  
Als Quadern des Gebäudes dienen.

Das Auge wagte nur mit Schwandel und mit Graun  
Zu dem gewalt'gen Riff des Turms emporsich schau'n,  
Wo Berg auf Berg gekümmert schienen.

Die Abgottschlange und das grüne Arochobil,  
Sie trieben jetzt im Bau, dem klaffenden, ihr Spiel:  
Eidechsen meint dein Blick zu sehen.

Vereinsamt hier und da int Turm ein Palmenbaum,  
Doch glaubt dein Aug', getäuscht im ungeheuren Raum,  
Es sähe Büffel Grafen wehen.

Es drang der Elefant durch Kluff und Mauerspalt,  
Und zwischen Pfeilern wuchs auf's neu ein dichter Wald,  
Wo ein's erscholl der Thoren Lärmen.

Wie ihren Bienenkorb umsummt die Immenschar,  
So flatterten jetzt hier der Eier und der Lar  
Rings um den Turm in lauten Schwärmen. —

— Soll ich's vollenden? — sprach die Wolke jenseit-  
brannt. —

— Sieh' weiter! — Herr — sprach sie — wohin? in  
welches Land? —

## VII.

Zwei fremde Städte nun sich deinen Blicken zeigen,  
Die in Terrassenform emporsich Berge steigen;  
Verstummt ist schon des Tags Gewühl und reges Leben,  
Die Höhen und das Volk vom Flor der Nacht umgeben:  
Ein Schwelgerepaar, lag dort die Doppelslad im Thal,  
Unsicher nur erhellt vom bleichen Mondenstrahl.  
Allmählich unterschied das Auge die Kanäle,  
Die Treppen, Pfeiler dann, geschweifte Kapitäle;  
Dann, breit und hochgewölbt, des Tempels mächt'ge  
Kuppe,

Darunter, stumpf von Stein, die Elefantentruppe;  
Zur Seite eine Schar von häßlichen Kolossen,  
Gastarde, Zwitter, die der Unnatur entsprossen;  
Und Hängegärten dann mit Blumen und Arkaden,  
Wo bleicher Mondenschein umwo die Schaumkaskaden;  
In Tempeln aufgeschloßt auf breiten Marmorflächen  
Der Höhen plumpe Schar, stierköp'ge Iaspistriesen;  
In weitem Kreise, sich betrachtend unverwandl,  
Ergötter, stieren Blicks, auf's Anie gestül't die Hand;  
Von Bögen, Brücken ein chaotisches Gedränge,  
Paläste, Säulendrein, Geländer, knister Gänge,  
Gesallen überall, wie du sie nie erblickst,  
Davor dein irrend Aug' erschauet und erschrickst.  
Zum Himmel stiegen auf, wie Klippen aus dem Meer,  
Die Häusermassen, schwarz bedeckend rings umher  
Das wirre Labyrinth mit ihrem Schatten dicht,  
Nur fern am Horizont erglänzte Sternensicht,  
Und durch die Bögen drang hindurch sein helles Blitzen,  
Als wären sie ein Flor, gewebt aus schwarzen Spitzen.  
Verruchte Städte sind's, erfüllt von schänden Küften,  
Die jede Stunde sich mit neuen Lastern brüsten,  
Wo unter jedem Dach geheime Sünden fieden,  
Und die wie ein Geschwür die Erde nur beflecken.

So lag die Zwillingstadt in tiefen Schlaf versunken;  
Raum glänzte hier und dort ein lechter bleicher Funken;

Die letzte Fackel war's von einem Taumelst,.  
 Von wüster Schwelgerei der halb erlosch'ne Kest.  
 Vielleicht noch dann und wann im Thal, wo Alles schlief,  
 Erstlichter Küsse Laut, ein Athmen schwer und tief,  
 Vielleicht vernahm das Ohr, wenn es die Nacht belauschte,  
 Die Liebeschwüre mit Gomorra Sodom lauschte,  
 Und von der einen Stadt zur andern durch die Luft  
 Als Gote frag der Wind der Syhomore Dufl. —

Am Himmel jog heron die Wolke, Schwarz geballt,  
 Und aus der Höhe rief die Stimme laut ihr: Halt! —

## VIII.

Da reißt ihre Kessel,  
 Bersprengt litten Kessel  
 Die scharlach'ne Blut;  
 Auf Schloß und Gemäuer  
 Rinnl Schwefel und Feuer —  
 Entschliche Lut!

Es leuchten die Dächer,  
 Die Hallen, Gemächer,  
 Wie strömendes Blut.

Ein Dach nun von Feuer  
 Wölbt sich über euer  
 Gemeinames Thal,  
 Ihr Städte der Sünde!  
 Euch drohen die Schlände  
 Verderben und Qual.  
 Nur euerem Volke  
 Schickt Gott in der Wolke  
 Den glühenden Strahl.

Da rüttelt die Strafe  
 Das Volk aus dem Schlafe,  
 Das Gott wurde freud.  
 Umsonst, daß die Wagen  
 Die Strafen durchjagen —  
 Bald sind sie gehemmt!  
 Die Achsen zerbrechen,  
 Von feurigen Bächen  
 Ist's rings überschwemmt.

Schlafrunkene Menge  
 In dicklem Gedränge  
 Wäh! stürmisch sich forl,  
 Und sucht in den Türmen  
 Ihr Leben zu schimen:  
 Der Tod ist auch dort.  
 Ein Keunen und Kaufen  
 Gleich Aneisenhaufen  
 Erfüllet den Ort.

Vergebens Beginnen!  
 Der Blut zu entrienen,  
 Ist keinem verliehn.  
 Die Blüßstrahlen wolkern,  
 Die Brücken zerschmettern,  
 Die Funken zersprühn.  
 Die schwärzlichen Steine  
 In schrecklichem Scheine  
 Wie Purpur erglühn.

Wie durch die Gefilde  
 Dahinkümt das wilde  
 Taumledige Koh,  
 So stiegt das Feuer  
 Vom Turm zum Gemäuer,  
 Auf Hütle und Schloß.  
 Da ringl wie vor Schmerz  
 Seine Hände von Erj  
 Ihres Höhen Koloß.

Welch Brausen und Wälgen!  
 Die Flammen zerschmelzen  
 Dre silbernen Turm.  
 Die grünroten Stuten  
 Die schwefligen Lutten,  
 Sie wachsen im Sturm,  
 Als ob durch die Gänge  
 Buntschillernd sich schlänge  
 Ein schuppiger Wurm.

Wie Wachs, das geschmolzen,  
 Zerfließen die stolzen  
 Idole von Stein.  
 Wie'n Baum, wenn es wellel,  
 So stürzel zerschmettert  
 Das Höhenbild ein.  
 Es glühen und wanken  
 Die Säulen, und schwanken  
 Mit blendendem Schein.

Die Blut zu beschwichtigen,  
 Trägt man die nützigen  
 Fetische dar;  
 Der König im Land  
 Weilt beschwörend dem Brand  
 Seinen weißen Talar;  
 Umsonst: in den Flammen  
 Stürzt krümmernd zusammen  
 Ihr Tempel sogar.

In wüstem Gedränge  
 Staut heulend die Menge  
 Sich dort im Palaß.  
 Schon lekt am Gemäuer  
 Das flutende Feuer  
 Mit gieriger Haß:  
 Hinweg wird's gerissen,  
 Wie Eis auf den Flüssen,  
 Vom Blutstrom erfaßt,

Von Allen verlassen,  
 Kommt dort durch die Gassen  
 Ein Priester gerannt.  
 Da trifft seine Haare,  
 Die heil'ge Tiare,  
 Ein lohetender Brand.  
 Er greiß nach dem Kopfe,  
 Doch brennend am Kopfe  
 Klebt fest seine Hand.

Vergebens das Keunen!  
 So müssen verbrennen  
 Die Männer, die Frau'n.  
 Verzweifelt, verloren

Sich eng an den Thoren  
Die Sterbende saun,  
Ein wüßtes Gewimmel,  
Und glauben im Himmel  
Die Hölle zu schau'n. —

## IX.

Wie'n alter Sträfling sich emporreckt auf den Behen,  
Wenn am Genossen man den Todespruch vollreckt,  
So habe Gabel, sagt man, lästern zugelehn,  
Und fern am Horizont sein Haupt emporgerackel,  
Es hörte alle Welt in jener Nacht ein Raufchen,  
So grausig, daß sogar die laube Schar, die tief  
Im Dunkel Erdenstich den Schlaf des Todes schlief,  
Emporfuhr, um entsetzt dem Strafgericht zu lauschen. —

## X.

So hauste mitleidslos die nimmerfalte Sint,  
Kein einziger entkam der schrankenlosen Wut.  
Vergebens rangen sie die Hände,  
Und fragten Sterbend noch, weli ein Gottes Born  
Auf ihre Städte wohl den fürchterlichen Born  
Des Ascheregens niederseide.

## Festabend.

Vom Schaukeln sanft emporgehoben,  
Wie glücklich dünkt sich heut das Kind.  
Es glaubt sich halt im Himmel oben;  
Wie seine Locken schwellt der Wind!

Die Schaukel fliegt im Abendscheine  
Wie hoch das geht, wie flugschwind.  
Wie sieht sie stolz herab die kleine,  
Und ist doch nur ein Bettlerkind!

Wie fröhlich weis es sich zu wiegen  
So fröhlich wie nur Kinder sind,  
Bis in die Wolken scheint zu fliegen,  
Mein schönes, armes Bettlerkind.

Es dünkt mich alles hohe Pranken  
Und alles Glück davur so blind,  
Wie grüßt herab so freudetrunken,  
Mein armes reiches Bettlerkind.

Germann Eagg.

## Rosen und Lieder.

Ich unfer Häuschen auch noch so klein,  
Rosen sollen darinnen sein:  
Rosen im Zimmer, Rosen im Garten,  
Du sollst sie pflanzen, sollst ihrer warten,  
Sollst sie begießen und sollst sie binden,  
Sollst in dein goldenes Haar sie winden.  
Ich unfer Häuschen auch noch so klein  
Rosen sollen darinnen sein!

Ich unfer Häuschen auch noch so klein,  
Lieder sollen darinnen sein:  
Erstliche Lieder sollen erklingen,  
Du sollst sie spielen, du sollst sie singen,

Das wucht'ge Marnordack vermochte doch sie nicht  
Zu schützen. Sicher traf die Kreoler das Gericht:  
Gott straft, die ihm zu trocken wähen.  
Vergebens steht das Volk zum toten Höhenbild,  
Deß Auge von Granit verschmelzend überquill  
Von glühendheissen Schlackenthänen.

Und Alles sank in Schutt, und schwarze Lava hot  
Begraben Mann und Weib, verschüttel Flur und Stadt:  
So hat der Herr verheert die Stätte.  
Kein Stein in weitem Kreis mehr auf dem andern steht:  
Es hot der Sturwind, der in dieser Nacht geweh.  
Verwandelt des Gebirges Kette.

## XI.

Keum eine Palme wächst heut' noch auf Felsen dort:  
Gald welkt ihr jedes Blatt, ihr sticher Stamm verdort  
Im gift'gen, glutenschwangern Hauche.  
Die Städte sind bedeckt von regungsloser Flut,  
Die wie ein Meer von Eis auf den Ruinen ruht  
Und dampft gleich eines Ofens Hauche.

Daß sie uns glückliche Zeiten verschönen  
Und mit den trüben uns lindernd verschönen.

Ich unfer Häuschen auch noch so klein  
Lieder sollen darinnen sein.

Ich unfer Häuschen auch noch so klein,  
Kimmer doch fehlt ihm der Sonnenschein:  
Mögen es drausende Stürme umfosen,  
Rosen und Lieder, Lieder und Rosen  
Werden es schirmen und werden es halten,  
Werden besiegen die dunkeln Germalen.  
Ich unfer Häuschen auch noch so klein  
D'rin wird ein ewiger Frühling sein.

Wilhelm Langewiesche.

## Die Nachtigall.

Im Busche singt die Nachtigall,  
Sie singt die süßen Lieder all',  
Die sie von Liebe weis.  
Der Mond am Himmel lauschet still,  
Als ob er auch noch lernen will  
Der Liebe Lob und Preis.

Ich aber hier im Kämmerlein  
Grab' tief mich in die Kissen ein,  
Mir ist so bang, so weh.  
O zieh' von dannen, Nachtigall,  
O ziehe über Berg und Thal,  
Daß ich nichts hör' und seh'.

Mein Lieb ist tot, mein Herz war's auch,  
Nun wehlt es deiner Lieder Hauch  
Zu neuen Schmerzen auf.  
O laß' es doch im dunkeln Grab,  
Da ich genug gelitten hab' —  
Was nützt der Thräne Lauf?!

Oscar Hansen.

## Nur eine Autographensammlung.

Vor uns liegt ein stattliches Buch mit der Aufschrift: „Katalog der Autographen-Sammlung Sr. Exzellenz des verstorbenen Herrn Ludwig Graf Paar. Versteigerung zu Berlin durch das Antiquariat von Albert Sohn“. Es giebt unter 1000 gebildeten Menschen in Deutschland zum Mindesten 900, die den Titel mit Stöhnen lesen werden. Autographen zu sammeln ist nach ihrer Ansicht eine Sache für Pädagoge und Gymnasialisten; die Sammel-Thätigkeit besteht darin, daß man an Alles, was Namen hat, Bettelbriefe um „eine Zeile von Ihrer Hand“ schreibt und das erbetelte Blättchen in eine Mappe legt, die mit zunehmendem Alter und Verhau auf den Boden oder ins Feuer gethan wird; daß eine selbstthätige Exzellenz sich diesem löblichen Thun, mit dem verglichen ihnen das Briefmarken- oder Stahlfebern-Sammeln als Gipfelpunkt des Nützlichens erscheint, gewidmet haben sollte, wird sie sehr verwundern. Und nun gar eine Versteigerung — es giebt also Leute, die für derlei Geld ausgehen? Ja, es giebt deren wirklich, das wissen die restlichen Hundert, die den Titel ohne Verwunderung lesen und sie freuen sich darüber. Wohl wissen sie auch, daß selbst das ernsthaft, mit Einnicht und Geldopfern betriebene Autographen-Sammeln nur eben ein Sport ist, aber ein edler, der Anderen zum Hilfsmittel ernster, wissenschaftlicher Forschung werden kann. Freilich, nicht jedem Sammler gelingt es so, wie diesem Manne; wer den Katalog durchblättert, erkennt, daß hier eine reichhaltige Fundgrube zur Litteratur-, Kultur- und politischen Geschichte vorliegt. Schade, jammerichade, daß sie nun in alle Welt zerstreut wird, statt in einer öffentlichen Bibliothek, einem allgemein zugänglichen Archiv ihren Platz zu finden. Trösten wir uns damit, daß wir zum Mindesten durch den Katalog von dem Inhalt vieler Blätter erfahren.

Es giebt in Deutschland schwerlich noch eine Autographen-Sammlung, wie die gräflich Paar'sche. Aus zwei Gründen. Der Besitzer war Gelandter, der sein Leben lang in verschiedenen Herren Ländern diesem Sport nachging und sein Opfer für ihn scheute; zweites aber: er war ein so hochgebildeter und feinkünstiger Mann, wie es ihrer nie viele zugleich gegeben. Der Kreis seiner Interessen war ein ebenso weiter, als sein Verständnis ein tiefes war. So hat er sein Programm durchführen können, nur Handwrittenen und Briefe auszuwählen, denen noch eine ganz andere Bedeutung inne-

wohnt, als die, zu zeigen, welche Handschrift der und jener berühmte Mann gehabt. Hier ist, was Universalität der Namen und inhaltliches Interesse der einzelnen Stücke betrifft, das Ideal einer derartigen Sammlung fast erreicht.

Der Katalog zählt 2074 Versteigerungs-Nummern auf, die Zahl der Schriftstücke mag etwa 6000 betragen. Sie stammen aus neun Jahrhunderten (vom XI. bis zum XIX.), aus allen Ländern der bewohnten Erde, auch sprachlich ist hier ein wahres Nabel gegeben. Die Hauptgruppen umfassen: Fürsten, Kriegsmänner, Staatsmänner und Politiker, Reformatoren und ihre Begner, Dichter und Schriftsteller, (letztere im Katalog kursorischer Weise „Prosaiker“ genannt, als ob es nicht auch Prosa-Dichter gäbe!), Musiker, Schauspieler, Maler, Bildhauer, Architekten, Stecher, berühmte Frauen und katholische Kirchenfürsten; aber auch an einzelnen glorreichen Tauschspielern, Athleten, Krüppeln u. s. w. fehlt es nicht.

Uns interessiert hier zunächst die deutsche Litteratur. Im Gegenatz zum Katalog der Kollektion Boret, den die „Deutsche Dichtung“ vor einigen Jahren eingehend würdigte (vergl. Band II, S. 218) erscheinen hier die Namen unüblicher Weise in alphabetischer Reihenfolge, statt in chronologischer, was die Übersicht ungemein erschwert. Veruchen wir es, diesem Mangel in der vorliegenden Übersicht ein wenig abzuhefen.

Das XV. Jahrhundert ist bekanntlich das früheste, aus dem uns Handschriften deutscher Dichter, Schriftsteller und Gelehrten erhalten sind; aus dieser Zeit treffen wir im Katalog auf die Namen der großen Humanisten, Erasmus und Reuchlin; auch der Altronom Kepler fehlt nicht. Er ist durch einen Wittbrief an den Kaiser Matthias und einige „Vorekore“ vertreten; Reuchlin aber schreibt über die Kölner Dominikaner und anderen Dunkelmänner an seinen Freund Willibald Pirchheimer (lateinisch) ein kräftig Wortlein: „Wie ich zu sehen glaube, ist es durch Gottes Güte geschehen, daß durch die Daywischenkunft anderer düsses Zeufelgeschlecht hinausgeworfen wird. Denn schon lange haben Bischöfe, Priester, Weltgeistliche und Ordensbrüder aller Art von diesen Ungehenern in Menschengestalt zu leiden gehabt, die ganz den Charakter der alten Pharisäer haben, die Christus stets gehabt hat. Nicht mehr mich allein luchen sie zu kränken, sondern auch andere, große Männer, den Erzbischof von Vagareth,

Hand in Aug 15 und lang  
 ping mit mumpfergang  
 me dahn 1555 Am 5 tag mittig  
 Hut ist Hans ganz im lufftlicher der  
 soory des man daz gerner und lang  
 ping mit mumpfergang ungerfangen  
 zu daz gerner und zu pferden mit agner fund.

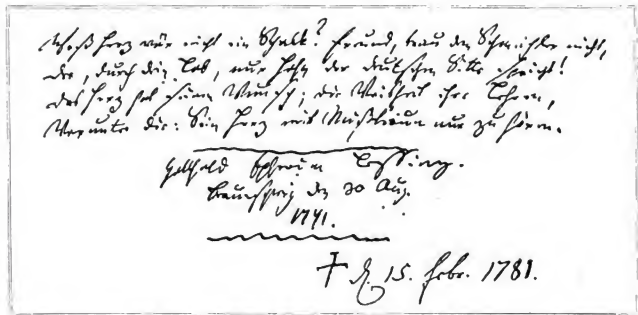
Aus einem Meistergesang des Hans Sachs.

den Grafen von Neuenar, Hutten, Cuspinger, Peutingen und Dich selbst nebst anderen. Du handle unserer Freundschaft gemäß nach Deinem Güttdinken: gemeinsamer Haß gegen sie besetzt uns."

Weit stattlicher schon ist das XVI. Jahrhundert vertreten. Weitauß die wichtigste Gabe aus dieser Zeit und wohl das kostbarste Stück der Sammlung ist ein bisher ungedruckter Gedichtband von Hans Sachs, einer jener mächtigen, in Holz gebundenen Folianten, in welche der Nürnberger Meister seine Gedichte eintrug. Der Band enthält zunächst das 16. Buch seiner Meisterlieder (98 an der Zahl), ferner weltliche Lieder nicht-meistersängerischer Art „vuelieder [Viebeslieder] so ich in meiner Jugend gedichtet hab in kurzen höflichlein, auch geistliche lichen geseng und frigelieder, weil sie sunst in keinem buch verfaßet sint darmit sie auch nit vergingen und gar verloren würden wie mir mit etlichen vorher geschehen ist", ferner Lieder, die sich auf Karl V. Kriegszug in Afrika (1535 beziehen, auf seinen Sieg dabelst, und ein drittes, ein Lob der Landtsknecht bei der Belagerung Wiens 1529, im

ber je in den Handel gekommen. Er schreibt 1533, also in seinem 33. Lebensjahr an den Bürgermeister von Ulm, daß er sich dabelst als Seifenleder niederlassen, auch seine Schriftstellerei betreiben, aber kein Amt übernehmen wolle: „Mein das ich nit beger, auch nit willens bin, nit an Versuch, in disen gefährlichen, verwirren zeyten mich in ein ampt hinauff zu lassen, oder herfür zu thun. Bitte auch E. r. m. darfür wölle sollichß gegen mir nit furnemen. Was ich vom Herrn hab, das will ich schriftlich dem volß Gottes mitzutheilen nit vergraben. Diß will aber ein freyen man haben, der mit keinem ampt vertriebt sey, damit nit ymand acht, er habe dise oder jeinem zu lieb geschrieben, oder deß lib gesungen deß prot er esse". Kann sich der Stolz des freien Schriftstellers zugleich schlichter und edler aussprechen?!

Das XVI. und XVII. Jahrhundert finden sich gleichfalls schön und interessant vertreten, doch sind dies an sich so dürftige Zeiten, daß wir sie hier übergehen können, um uns sofort den Großen unserer klassischen Zeit zuzuwenden.



Ein ungedruckter Spruch Lessings.

Ganzen 136 Lieder. Daneben finden sich in dem Bande das 14. Buch der Sprüche und mehrere Dramen, wovon ein gänglich unbekanntes: „Eine Tragedia mit 24 personen Artageres König persie“. Eine Probe der Handschrift geben wir hier wieder. Wer immer den kostbaren Schatz erwirbt, er wird die Drucklegung nicht hindern dürfen.

Durch einige schöne und merkwürdige Briefe ist Luther vertreten, der interessanteste ist lateinisch und stammt aus seinem 36. Lebensjahr (1519). „Die Auslassungen meines lieben Gt“, schreibt er, „habe ich dankbarst erhalten; ich schide, was ich entgegen werde. Die Sache neigt sich, wie Du siehst, gegen die heiligen Kanones, d. i. die profanen Verurteilungen der S. Schrift. Ich habe das längst gewünscht, möchte es aber nicht selbst einführen. Der Herr zieht mich dahin und nicht ungenß folge ich ihm. Wenn die römische Kurie schon über den sterbenden Ablass jammert, was wird erst geschehen, wenn ihre Dekrete (so Gott will) nicht mehr gelten werden. Ich will nicht etwa im Vertrauen auf meine Kräfte den Ruhm vor dem Siege verkaufen, aber ich vertraue auf Gott. Die Macht und Majestät des Papstes werde ich anerkennen, aber die Verurteilungen der S. Schrift nicht dulden.“

Besondere Erwähnung verdient auch ein prächtiger Brief Sebastian Franks, unseres Wissens der erste,

Lessing ist durch einen bisher ungedruckten Spruch vertreten, den wir hier in Facsimile wiedergeben können, die Glückes verdanken wir der Freundlichkeit der Auktionsfirma; wie man sieht, hat ihn der Dichter als Stammbuchblatt (für J. L. Grimm aus Regensburg) benutzt.

Auch ein bisher ungedrucktes Gedicht Schillers können wir unseren Lesern in derselben Weise vorführen, allerdings nur in seinen beiden ersten Strophen. Der „Wechselgelaug“ zählt deren 9 (6 achtzeilige und 3 vierzeilige) und stammt aus der Volkswirer Zeit. Offenbar waren die Verse dazu bestimmt, in Rußland gelebt und im Adrnerischen Kreise gesungen zu werden.

Während diese Verse bisher völlig unbekannt waren, hat es mit einem dramatischen Entwurf Schillers, den die Sammlung enthält, eine besondere Bewandnis. In Schillers Nachlaß fand man zwei Entwürfe zu Dramen verwandten Inhalts: „Das Schiff“ und „Die Sibustiers.“ Sie stehen in der historisch-kritischen Ausgabe von S. Goebels, Theil XV, Bd. I. Die vorliegende Handschrift behandelt denselben Stoff, aber als ein Drama und in durchaus abweichender Anordnung; auch enthält sie Stellen die im „Schiff“ und den „Sibustiers“ gänzlich fehlen, dafür fehlen wieder Stellen, die im Druck vorkommen.

Von den ungedruckten Briefen des Dichters ist ein an den Kammerat Kirstein in Kopenhagen in der

Kugentzburger Angelegenheit geschriebener, „Jena, 31. Jenner 1796“, von besonderem Interesse. Der Dichter zeigt an, daß ihm die vom Herzog angewiesenen 600 Rthl. richtig zugekommen sind. Der Ausführung seines leb-

haftesten Wünsche Kopien zu beschaffen, steht nichts entgegen als seine Gefundheit. Dagegen bittet ihn an innerer Thätigkeit nicht hindern, macht sie ihn fast immer zum Befangenen seines „Jammers.“ Nur mit meiner Phantasie und meinem Verzeihen darf ich mich aus dem eingeschränkten Kreise herauswagen, in welchem ich lebe und Resignation ist alles was ich dieser unangenehmen Nothwendigkeit entgegen setzen kann. Wieviel ich dabei verliere daß ich von solchen ausgezeichneten und durch alles was dem Menschen einen Werth giebt, vorzuziehlichen Personen als in Coppenhagen versammelt sind, entfernt leben muß, weiß ich aus der Beschreibung welche mir Dagelesen und noch ganz kürzlich Graf Burgstall aus Grätz davon gemacht haben.“

Unter den aus Schiller bezüglichen Briefen enthält ein solcher des preussischen Ministers Carl Friedrich Grafen Deyme viele interessante, bisher unbekanntes Details. Der Brief ist 1830 an Prof. Schütz zur Entfräntung der Anlage geschrieben, daß Preußen dem Dichter nicht ernstlich habe bestehen wollen, und bezieht sich ausschließlich Schillers Anwesenheit in Berlin und Potsdam im Frühjahr 1804, und die von König Friedrich Wilhelm III. dem Dichter zugelegte Anstellung mit einer jährlichen Pension von 3000 Thl. Diese Mittheilungen ent-

halten viele wichtige Einzelheiten, da Deyme, der damals im Amte war, die Verhandlungen mit Schiller persönlich führte. „Er [Schiller] hat selbst die Auszeichnung genossen, vor Sr. Maj. dem Könige und der höchstseligen unterge-

lichen Königin Maj. in Sanssouci zu erscheinen und allerhöchsten Selbsten seinen Dank abzustatten. Solte meine jetzige Angelegenheit, daß es nicht bloße Anerbietungen sondern vollkommene mit Dank angenommene Versicherung eines lesten otii cum dignitate gewesen, die Schiller von der Wahl unteres Monarchen geworden, vielleicht Veranlassung in Weimar zu näheren Anschlüssen gegeben, so würde die von mir bekannt gemachte Thatsache dabei nichts an ihrem Werthe verlieren, wohl aber würde es dazu dienen, den Goethischen Vorwurf auch noch von einem andern näher dabei interessirten Fürstenthron abzuwenden.“

Das Gedicht Goethes, das wir in Facsimile geben, ist, wie man weiß, nicht ungedruckt. Es steht in den Werken mit

der Überschrift: „Memento“, die zweite Strophe ist mit: „Ein andres“ überschrieben. Die Abweichungen in Schreibart und Interpunction haben wir nicht besonders hervor, es wird dem Leser interessant sein, selbst zu vergleichen. Graf Bar war an Goethes Autographen sehr reich, der Katalog zählt nicht weniger als 18 Nummern auf, darunter prächtige Gedicht- und Manuskripte. Ungedrucktes findet sich nicht unter diesen, auch die beiden ungedruckten Briefe (an Jenerser Gelehrte) sind von keinem besonderen Interesse.

für Messiasgefang

Lautab

Galia - meine Lief zu süßkau!  
 Meie Lief in einziges Land  
 Götter auf irdischen Messias  
 göm'ig in den süßigen Land.  
 Du bist in die Arme zu drücken,  
 O wie vordem ist mein Glück!  
 Geb' ich auf die dich süßkau,  
 die dieser Kelchheit gültig zu sein

Galia

Auf uns in einziges Land,  
 Himmels Lautab, ist meine.  
 Taufende, kommt' ich sie geben  
 Taufende wolle ich der wasser  
 einmal uns kann ich mich/geben.  
 einmal süßkau und Luft  
 einmal auf wenig uns süßkau  
 Tieber an dem süßkau/geben

Aus einem ungedruckten Gedicht Schillers.





glaubt, daß wenigstens Wärme gescheider sein würde. Es ist ein wahres Paradiesstückchen. Doch wird mit seinem griechischen Deutsch alle Tage nährlicher. Inangst las ich in den Notizen keine theoretische Dummheit, worin steht — „und er räumte Blut aus, Purpurnes.“ Wie wenn ich sagte: „Doch schreit ein deutsch lebt, Gledes“

Daß das Material aus dem XIX. Jahrhundert gleichfalls ein sehr reiches ist, bedarf kaum der Versicherung. Wir beschränken uns auf eine Probe, allerdings eine höchst interessante, ja verblüffende. Man kennt Ludwig Börne's Vorleser für die Franzosen. Und nun lese man folgende Stellen aus seinem bisher ungedruckten Brief an einen jungen Buchhändler in Augsburg, der sich an den Publizisten mit der Bitte wendet, seinen Verzenswunsch, in Paris leben zu dürfen, verwirklichen zu helfen. Börne erwidert ihm („Muteuil bei Paris, 31. Mai 1857“) u. A. wie folgt:

... Träumen Sie nur immer stark von Paris, wenn Sie dieser Traum glücklich macht, aber kommen Sie nicht hierher, Sie würden verlieren beim erwachen . . . Sie sagen, Sie möchten Ihr Glück nur sich selbst verdienen, seinem Menschen, Sie könnten nicht trüben. Junger Mann, erfahren Sie von mir, daß hier alles ertragen wird, von dem Bettlersfremd bis zur Krone. Es ist darin schlimmer als bei uns. In Deutschland hat man bloß vor einem Fürsten, einem Minister, einem dummen Prinzpal zu trüben. Glauben Sie, daß es leichter fällt, vor klugen Leuten zu trüben? Nein, es ist schwerer und man schämt sich um so mehr der Dienstbescheidenheit, wenn der Gönner kein genug ist, sie zu durchschauen. Fein aber ist hier

Jedermann. Es giebt hier keine Freundschaft, keine Liebe, nicht einmal uneigennütige Gönnerschaft. Alles ist Kaufhandel und die kleinste Gefälligkeit . . . hat hier ihren fixen Preis. Nicht ein Mädchen haben Sie umsonst. Mit Ihrem ehrsüchtigen deutschen Gemüthe erreichen Sie hier nichts, und wenn ja, dann um so schlimmer. Sein Glück machen und zugleich sein Glück verdienen, ist in Paris nicht möglich. Ein Epheubade zu werden ist für Sie zu früh . . . Hier ist das Leben eine Mode, die Menschen wollen morgen nicht mehr was sie heute gewollt . . . Das edelste Geschäft ist hier der Müßiggang. Auf den Gassen umher zu wandern, sich im Menschenmeere zu baden, die Thorheiten und Verbrechen der Welt wie Lust- und Trauerspiele mit verkränkten Armen, aus gepolsterter Loge anzusehen, das ist ein angenehmes, würdiges und gottgefälliges Leben. Aber ohne Geld giebt es hier weder Gott noch Tugend“ . . .

Der Raum, der diesem Aufsatz eingeräumt ist, ist zu Ende, aber nicht die Fülle des Interessanten, das wir mitteilen konnten. Das wird in den Vereinerungstagen (20. — 25. März 1893) ein heißes Schlachten werden, und mit Recht: eine ähnlich wertvolle Sammlung ist in Deutschland seit sehr langer Zeit nicht auf den Markt gekommen. Der Katalog verdient zum Schluß ein Wort besonderer Anerkennung; die Kleinigkeiten abgerechnet, die wir oben hervorgehoben, ist er meisterhaft gearbeitet und so schön ausgestattet, wie kaum einer seiner deutschen Vorgänger. Namentlich ist auch die Gründlichkeit und Korrektheit der literarhistorischen Nachweisungen hervorzuheben. — n —

## Neue Lyrik.

Im Folgenden seien eine Anzahl von Lyrikern, respective Sprachschätzern vorgeführt, denen es mehr oder weniger gelungen ist zu preisen, wie Anderen der Schnabel gewachsen war. Das ist alles, was sich mit bestem Willen, Bissen und Gewissen ihnen in Lob und Tadel nachsagen läßt.

„Liebesgeschosse“, Reglementswidriges Einzelfeuer eines Artilleristen von Gustav Edmund (Prag, Fr. Haerpert, 1889). Dergleichen steht man unter die Rubrik „launiger Spielerei“ und man hat ihm kein Recht gesehen lassen. allerlei Liebeli in Militärsargon. „Der Festung gleicht Du, Mädchenberg, — Mir theuerstes auf Erden! — Du willst erst, sei's auch nur im Scherz, — Bestürmt, belagert werden“. u. s. w. u. s. w. Nun ja!

Die „alte Leier, das alte Lieb“, mit der himmelblauen Liebeli, mit Walladen, Himmel und Erde, Sullamth, Klosterruinen, Sappho, Nebuladnesar, Habeserden, Juninächten und sonstigen nicht unüblichen Versfüßen sind die „Gedichte“ von Aug. Freudenthal (Bremen, Carl Schünemann, 1888). Die letzte Stroche (S. 270) heißt: Was so in heiligen Stunden — Duell aus der Seele Dir — Bieleicht gebraucht es der Krämer — Dereinst als — Packpapier! Man hat doch manchmal so seine Ahnungen!

Das gleiche wäre von den „Dichtungen“ von Rich. v. Hartwig (Berlin, Fr. Thiels, 1888), zu sagen. Nur ein Fröhchen. Seite 21: Mahnung. Wenn Du liebst, so liebe ganz! — Nur nicht jene halbe Liebe! — Ganze Liebe heißt Alles, — Selbst den allerhöchsten Feind! — Aber eine halbe Liebe — Ist an sich schon die Entweihung — Jener heil'gen Himmelskluft — Die im Menschenherzen wohnt.“ Wer kennt trivialere Verse!

Einem begrifflichen Bedürfnis nach Aufhellung, das ich nun dringlich verpönte, kam ein Büchlein von Leopold Hörmann sehr liebenswürdig und dautenswerth entgegen. „Im Kobenrod“. allerlei in Mundart und Schriftsprache. Wien. G. Sze-

ntis & K. Univ.-Buchhandlung, 1890. Sehr launig, sehr munter, voller Mutterwitz und Humor und nicht etwa imitiert und Salontorturhumor, sind die Gedichte in oberösterreichischer Mundart. Auch dem novellistischen Teil des Büchleins, der uns mit Volksdichtern, Wiener Zimmervermieterrinnen und Vereinsmeiern bekannt macht, gehört in gleichem Sinne alle Anerkennung. Nur die „Schriftsprache“ verlag. Einige brave Verse und Refrains, aber wären die paar „hochdeutschen“ Gedichte weggelassen, so wäre das Büchlein einbeiliger und origineller. Jedenfalls, es ist nicht präntziös und hält was es verspricht. Das sei ihm gebant.

Nun hatte ich auch wieder Mut, mich an das nächste Volumen zu machen: „Lijon-Rosen“. Gedichte von Günther v. Freiberg. Wien. Verlag von Carl Konegen, 1888. Welch verächtliches Unternehmen — Wieder einen ganzen Band — Wiederum die alten Themen, — Liebesleid und Liebesdank“. Das ist als Motto vorangestellt. Die letzten drei Verse stimmen. Der erie ist übertriebene Selbstdenheit. Freiberg hat Rhythmus, Melodie und Temperament. Und dann giebt das Buch ganz originelles und nicht unangenehme Impressionen von Blumenlust, Parfüms, guten alten Weinen, süßlichen Nächten, trückerber dunklbariger Seide, Glutaugen, blaffen, nidelichen und reißend-dämonischen Gesichtern, schwarzen, langen Haaren und geschmeidigen, weißen Gesichtern. Es hat Charakter und Individualität, trotz aller Ähnlichkeit mit Muffet und Byron.

Pagegen ist an den „Nachschatten“. Moderne Gedichte von Johannes S. Funf. Berlin 1891. M. Siegmund, wenig Gutes. Die Entrüstung des Verfassers gegen allerlei soziale Mißstände ist sehr lässlich; aber sie hindert nicht, daß seine Verse sehr mittelmäßig sind.

Gleicherweise moderner Töne, aber mit mehr Erfolg, befeichtigt sich Max Hoffmann in seinen „Irischen Liedern“. Großeband und Leipzig. Bon-

metz & Ronge. 1891. Er ist vielseitiger als Faust und zeigt eine entscheidende, fräftige Begabung. Der beste Theil des Buches ist der „Welt und Zeit“ betitelt. Die übrigen Theile sind: „Frau Welt“, „Geld verdienen“, „Der richtige Berliner“, „Parade“ u. a. erwecken Interesse für die fernere Entwicklung des Dichters.

Felix Heinemann dagegen läßt sich in seinem „Vorposten“ (Leipzig, W. Friedrich) nicht mehr nachlassen, als daß er ganz läßlich Kessing das Profafabelschreiben abgelernt hat. Ueberhaupt hat er auch sonst unsere großen Alten ganz gut abgesehen, wie sie sich rauspern und wie sie spucken“. Wenn das nun zwar auch sein bestes Lob ist, so soll es doch keinesfalls etwa ein „Label“ sein. Man kann an seinen saubren Hexametern, Trochäen, Jamben und Sonetten gar wohl seine Freude haben und geht ihm auch gern zu, daß er Gedanken und Empfindungen hat, leider aber nur seine individuellen und originalen.

Ein ansgerärgertes Gefühl für Rhythmus und Me-

lobie zeigt Karl Maria Heidt in seinen „Zwei Seelen“ (Großenbain u. Leipzig, Baumert & Ronge). Auch läßt ihm ein gewisser elegischer Ton recht gut. Stimmungsbilder wie das folgende gelangen ihm am besten:

#### Das Waldgrab.

(Ein stilles Grab im tiefsten Walde,  
Ein Hügel nur, von Moos bedekt,  
Fernab der blumenreichen Halbe,  
Dem künftigen Wandrer wohlverteht.)

Kein Stein, kein Kranz schmückt diesen Hügel,  
Du weißt nicht, wem er Frieden gab;  
Ein Falter nur mit buntem Flügel  
Streift frühlingstrotz das stille Grab.

Heidt ist „gedantentief“, „plastisch“ und „formen-schön“ im Bereiche der Gedanken und Formen guter, alter Vorbilder. J. S.

## Altes und Neues von Hans Hopfen.

Hans Hopfen gehört, wie man weiß, zu den Wenigen, deren Bücher man nicht mehr vergißt, mag man nun mit ihm einverstanden sein, oder nicht. Die Gestalten seiner besten Bücher wandern lebendig neben uns, man spricht mit ihnen, man fühlt ihren Händedruck. Zu der Zahl seiner Bücher, die schwer wiegen, wenn man den Dichter Hopfen würdigen will, gehört „Der alte Praktikant“, die Erzählung ist kürzlich in neuer Auflage (Berlin, Gebr. Paetel) ausgegeben worden. Man weiß, es ist ein warmblütig geschriebenes Buch und spricht von lebensfrischem Humor. Die Dandergeschichte von der gekümmerten sentimentalischen Staatsrätin ist mit so köstlicher, trefflicherer Komik erzählt, daß man auch gegen den nicht mehr ganz neuen Scherz von den verzwölfelten ähnlichen Zwillingsschwwestern, die grad bei der Liebeserklärung verwechselt werden, nichts einzuwenden findet, zumal die beiden Geschöpfchen so reizvoll geschildert werden.

Wie den „alten Praktikanten“ haben wir den schwarzhaarigen Herrn Major gern wiedergelesen. Von seinen „Neuen Geschichten des Majors“ (Berlin, Paetel 1890) beweist gleich die erste: „Übergangen“, daß er ganz der Alte geblieben ist. Das sind seine kurzen, knappen Sätze, seine energische, warmherzige, humorvolle Sprache, die Gestalten und Geschehnisse mit greifbarer Deutlichkeit vor uns hinstellt. Die Geschichte von dem prächtigen Günther von Ted, wie er im Abanement übergegangen wurde und seinen Abschied nehmen mußte, ist ganz vortrefflich erzählt. Alles bis in die kleinste Einzelheit ist lebendig. Wie hübsch ist die arme kleine „Lichbraune“ Nuschka geschildert, die unschuldig und ahnungslos nur durch ihre Eigensinnigkeit als „Majors-töchin“ das Mißgeschick ihres verehrten Herrn heraufbeschwört. Mit festem und sicherem Streben find auch die beiden emancipierten, halb verirrten Paronianen Felsbüh, Mutter und Tochter, gezeichnet. Es hieße die ganze Geschichte erzählen, wollten wir jede Scene beleuchten, die uns erstrahlt hat. Neben einer so gelungenen Erzählung müssen andere von nicht gleichem Wert verbleiben. „Der polnische Nachmeister“ und „Ednelidiges Lieben“ — ein bedenklich schnelidiges Lieben — haben sich das gefallen lassen müssen, obwohl namentlich die erste recht gelungen ist; besonders ist in ihr die beginnende, wachsende und verderblich werdende Trunksucht gut geschildert. Im „Ednelidigen Lieben“ ist die Gründung leider arg geschmacklos;

über diese Empfindung blüßt dem Leser auch die gediegene Darstellung nicht hinaus.

Eine lustige Studentengeschichte sind „Die fünfzig Semmeln des Herrn von Zaillefer“ (Berlin Paetel 1891). Hopfen hat sie „seinen lieben Schönen und Corpsbrüdern Fritz und Otto Helmut“ gewidmet und vielleicht wirklich als Student selbst mit angesehen. Der in seiner Freude über das bestandene Examen etwas angehellerte Herr Studiosus verteilt mit großer Verschwendung und freunthlicher Skonsequenz im Verlauf eines kurzen Nachmittags fünfzig frische Semmeln „um sofortigen Vertheilen“ an Freunde und Feinde, an Borgelegte und Fremde, die allerletzte sogar an seine nachmalige Frau Geliebte. Das anspruchlose Geschickchen ist liebenswürdig und ergötzlich erzählt.

Aus einem ungewohnten Ton spricht Hans Hopfen in seiner neuesten Erzählung: „Der Stellvertreter“ (Berlin, Paetel 1891). Er hat für diesmal die Leuchte seines fröhlichen Humors verloscht und berichtet in der trocknen, altzutrodenen Sprache eines Chronisten. Der „Stellvertreter“ ist der Freund der treulosen Geliebten. Das Mädchen ist treulos geworden, weil sie die Beurteilung eines ehemaligen Ehrenbandes ihres Vaters leitens des Geliebten überempfindlich aufnahm. Der Freund, bislang der Vertraute beider, der selbstlos die eigene Liebe schweigen gelassen hatte, tritt, nachdem Stefanien Schmerz sich in Bitterkeit und Verachtung gewandelt, allmählich an den Platz des Flüchtigen. Sie heiratet und leben jahrelang in Glück und Frieden, bis der ehemalige Geliebte als Söldnerfriede auftaucht. Als Stefanien erfährt, daß zufällig grade ihr Mann es gewesen ist, der damals dem Freund die Mitteilung aus der Vergangenheit ihres Vaters gemacht habe, erkärt sie ihn für einen Betrüger, für einen Räuber ihres Glückes und trennt sich von ihm. Allerdings nur, um bald einzutreten, daß sie ihrem treuzugewandten Mann Unrecht gethan habe. Der unschuldig Gemahregelte verweigert zunächst seine Verzeihung und erst nach mehrjähriger einsamer Buße darf die Keuige an ihren Platz zur Seite des Gatten zurücktreten. Es läßt sich nicht leugnen: Dies jüngste Buch Hopfens steht nicht auf derselben Höhe, wie seine früheren Arbeiten. Aber dieselbe kann auch dem fräftigen Talent zweiten passieren und deshalb einen sonst verbienten Dichter mit Steinen demessen, ist eine deutsche Unart, die wir nicht mitmachen wollen. Otto Nordack.



## Heimkunft.

Ein Roman von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Jan Harring war sehr einsältig — auch wie ein Primaner — aus dem Busch zurückgenommen, aber die Heimat hatte ihm den Apfel der Erkenntnis aufgetischt, und er spürte von dem Biß, den er hinein gethan, ein Stumpfsgefühl der Zähne und einen Geschmack auf der Zunge, als sei der Apfel an einem Schlehdorn gewachsen. Und ein Dorn, der ein tüchtiges Stück ins Fleisch hineingestoßen, war auch mit daran gewesen, das verspürte er ebenfalls noch mehr als genug. Aber seiner knabenhaften Einfalt wars recht geschehen und immerhin besser, als wenn es nicht so, sondern anders gekommen wäre. Davor hatte Christian Hundertmarks Hausapotheke ihn noch im letzten Augenblick behütet, freilich mit einer gallenbitter nachschmeckenden Mixtur.

Sonderbar aber tauchte es nun südwärts vom Boot über dem Wasser auf, da und dort, etwas Rätselhaftes für den Fremdling. Aus dem großen allgemeinen Grau hoben sich dunklere Schatten gegen den Himmel, spitze oder oben abgeplattete Bergkegel, hier vereinzelt, dort zur Fadenreihe eines Gebirgs nah zusammengedrängt. Ihr Anblick erinnerte an letzte, weit in die Nordsee als Vorposten hinausgeschobene öde Fels Spuren Norwegens; sie mochten wohl unbeweglich in der Ferne daliegen, doch das Tanzen der Wellen und des Fahrzeugs ließ sie täuschend auch auf und nieder schwanken, als sanken sie weg und stiegen wieder in die Höhe. Ihr Verschwinden und Aufschließen aus der Wassermüße rührte gespenstisch-geisterhaft an, überließ Jan Harring mit einem Schauer. Es mußten auch Häuser auf Werften sein, wie er sie drüben in der Marschfläche des festen Landes gesehen, aber augenscheinlich umgab den Boden, von dem sie empor ragten, kein Schuttbüsch; man gewahrte überhaupt nichts von ihm, wie Phantome

schwammen sie auf der trüben Grenze von Luft und Wasser. Der Hüüberstehende streckte mit einem fragenden Wort deutend die Hand aus, und der Schiffer nickte: „So, dat sind de Halligen“.

„Und das da?“

„Dat is dat verdrunkene Land“.

Das Abebben beschleunigte sich und stellenweis begannen breite Sandbänke, nur noch von einer niedrigen Wasserdecke überzogen, aufzuschimmern. Auf einen solchen heller hervortauchenden Fleck hatte sich die letzte Frage Jan Harrings bezogen; rasch vermehrten, vergrößerten sie sich, wuchsen zusammen und legten den schlammigen, hier grünen, dort ins Gelbe und Bläuliche fallenden Boden des Wattenmeeres bloß. Streifen zeigten sich auf ihm, mit feuchtglühenden, massenhaft zusammengehäuftes weißen und blauschwarzen Muschelschalen überbedt, Kollholz trieb dazwischen, rundabgeschliffene schwarze Holzstücke, Überbleibsel vorzeitlicher, tief in den Grund verfunkenen Wälder, von Sturmwellen wiederaufgewühlt und rastlos als Spielzeug umhergerollt. Sie sprachen von unendlich fernem, mutmaßlich noch menschenlosen Tagen, doch Anderes redete von solchen, in die einst Menschengen gesehen. Da und dort hob sich aus dem ablaufenden Wasser ein rotes oder weißes Bruchstück eines Ziegelsteins, die letzten zerbröckelnden Reste eines ehemaligen Gemäuers, Runde gebend, daß überall hier ertrunkenes Land sei, auf dem einmal lebensvolles Wachstum geherrscht, verschwundene, von der See zerriebene Gehöfte, Werkten, Dörfer, Burgen, Kirchen gestanden. In Jahrtausend langer Folge waren die Sturmfluten hereingebrochen, hatten das, was festes Land gewesen, in Stücke, in größere und kleine Inseln zerrissen und arbeiteten immerzu an der Verkleinerung derselben fort.

Die harmlos spielende Welle glich in Wirklichkeit einem unablässig gefräßig nagenden Raubtier, das in jedem Augenblick Millionen von Zähnen in die Weichen seiner Beute einschlug. Wind, Wasser und Sand wälzten sich hier in niemals ruhendem, anfangs- und endlosem Kampf durcheinander, aber eigentlich waren sie uralteste befreundete Genossen, ihre Feindschaft nur Schein und ihr gemeinsames Spielzeug gedrechliches Menschenleben, das sie zwischen sich hielten und sich zuwarfen, wie die scharfstrahligen Lagen sich belustigender Panthertageläpchen. Der Schiffer nickte zu einer Inſerung Harrings: „Ja, dat is en groten Karthoff. Wenn't anne Tib is, kummt de blanke Hans mit't Groffschied un de grote Windkerl speelt upper Orgel dato“. Mit ruhiger Gelassenheit klang's dem stämmigen Friesen vom Mund; es war Unabänderliches, das so sein mußte, gegen das man sich nicht mit anderem Wunsch und Willen auflehnte. War's an der Zeit, so kam der blanke Hans, die Nordsee mit Hochflut und Sturmgeheul, um zu begraben, was nicht länger bleiben sollte. Alles hatte seine Zeit, seine Bestimmung, und die der friesischen Inseln war's, unterzugehen, langsamer oder schneller, wie's der große triefende Totengräber wollte. Das lähmte Kraft und Mut zum Weiterleben nicht, die Besonnenheit und Tapferkeit, gegen die stetig drohende Gefahr auf der Wacht zu sein. Nur wenn Menschenkopf und Hand nicht mehr zum Widerstand reichten, da wappnete das Bewußtsein des Unabwendbaren gegen die Übermacht mit einer schwermütigen Entſagung, wie sie aus dem Tonfall der Sprache des wortkargen Schiffers hervorklang und gleichfalls in Einklang mit dem ertrunkenen und dem noch von Menschen belebten Lande in der Weite umher stand.

Das Boot zog aus dem Tagebülter Fahrwasser weiter der ‚Norderaue‘ zu, einem stark verbreiterten Vriel unter dem Südrand der Insel Föhr, dem zum Teil durch Hoch aus dem Wasser steigendes Geſtland, zum Teil durch Eindeichung gesicherten, wohlklichsten und bevölkersten unter den friesischen Eilanden. Ein beträchtlicher Häuserhaufen, Kirchthum und umkreisende Windmühlensügel zeigten die Lage Wyks, des Hauptortes der Insel; große, weitheraus vor dem weißen Uferſand auf dem Wall hingelagerte Steinblöcke deuteten die Stellen, wo einstmals die noch im Volksmunde fortlebenden Dröjer Uluu, Ribbof,

Alt-Goting gewesen. Doch Jan Harrings Blic hielt sich nur kurz nordwärts, dann wieder nach Süden gerichtet. Dorthin reichten sich die wunderlich in der Luft schwimmenden Häusergaden der Halligen — der „Salzſteileande“ — jetzt deutlicher gegen den Horizont — Dland, Gröde, Langeneß, Nordmarſch, weit ſüßlich in der Ferne Hooge — mit vielen kleineren dazwischen die Überreste einer ehemaligen Insel ‚Alt-Nordstrand‘, von der als umfangreichere Stücke nur das jetzige Nordstrand und Pellworm geblieben. Mehr aber, als alles Übrige, zogen die Halligen Jan Harrings Augen an und hielten sie fest; war's ihre phantastische Gestalt, ihr schiffartig einsames Treiben in der Wasserwüste, die Vorstellung des Lebens auf ihnen; was es machte, konnte er sich nicht sagen. Doch am liebsten hätte er sein Ziel geändert und das Steuer einer von ihnen zugedreht. Das ſiel indes gegenwärtig nicht möglich; überall legte die Ebbe jetzt den Wattengrund bloß, so benannt, weil man zu solcher Zeit über ihn hin zu ‚waten‘ vermochte, und das Boot war außer Stande, an die Inseln hinan zu kommen, sondern mußte die sich mehr und mehr verschmälernde Fahrtrinne der Norderaue innehalten.

Ringsum aber hatte sich im Laufe der Stunden, welche die Fahrt schon gebauert, allmählich für Auge und Ohr absonderliche Wandlung bereitet und vollendete sich nun zu höchster Entwicklung. Im Zenith war der Himmel mit der Mittagszeit heller geworden, ein nur noch leicht verhängtes Sonnenlicht kam von ihm herab und darin glimmerten und blinkerten allüberall die weiten leuchten Wattenflächen, über die der letzte Wasserrest nur noch ein weitmaschiges Netz von größeren und kleineren, reisenden oder haſtig schießenden Rinnsalen ausbreitete, hier fast wie Silberfäden, dort breitere Glanzstreifen und Bänder, sich verschlingend und zu tieferem Vriel vereinigend. Dazwischen traf das Auge, wohin es ging, auf ein farbiges Oegliges und zappelnde Bewegung. Was die letzte Flut an Seegetier mit sich ins Wattenmeer genöht hatte, lag, von der Ebbe nicht wieder mit zurückgenommen, in zahlloser Massenhaftigkeit auf dem Schlamm: Verzweifelt mit Kopf und Schwanz aufschnellende Fiſche verschiedenster Gestaltungen und Gattungen, Taschen- und Einsiedlerkrebse, Spindelschnecken, Damm- und Wiesmuscheln, Garaneln, Seequallen, Würmer aller Art. Darüber jagten jetzt sonnerdunkelnd in ungeheurer Durchſeu-

andergestebe schreind, pfeifend, kreischend, gellend, sinnbetäubend, zehntausend, hunderttausend, Millionen von Löwen, Seechwalben, Auferstischern, Taudern, Sägen, Echorben, Sturmsegeln und schossen gierig auf den ihnen von der Tiefsee gebednet Mittagstisch herunter. Kaum niedergestürzt, hoben sie sich mit der zappelnden Kost im Schnabel wieder in die Luft, doch hier wurden sie vom wütenden Hungergekreisch der noch benteleeren Schnäbel empfangen, verfolgt, angefallen, ihnen den Lederbissen wegzuhaden. Es war nicht zu fassen, woher dies unermeßliche Gemimmel und Getümmel, das auch auf seine Zeit gewartet hatte, gekommen sei; wie aus dem Nichts schien jede Fußbreite der Luft flatternde Schwingen und wellenclaudende Brüste erzeugt zu haben. Ein Gehader von Kollgänsen, einem Brandungsgeroß ähnlich, begleitete aus der Ferne als ein unterlassener Chor vom Boden heraus das schrille Stimmenconcert der Luftsegler. Der friesische Schiffer sagte: „Da sund je, nu is ehr Tid“, und Jan Harring nickte dazu: „Die Menschen sind gebildeter, sie machen keinen solchen Lärm“. Beide sprachen es nicht für den Andern, sondern nur als laute Gebanten vor sich hin, schwiegen wieder und das Boot zog weiter gen Westen.

Unter der Oestküste von Jöhr entlang, die gemach im Rücken blieb, während gradvor durch das Gemisch von Dunst und Sonnenluft jetzt etwas höher Hagendes, als das bisher Gesehene, aufstieg. In der absonderlichen Lichtbrechung über den tellerflachen jeden Maßstab versagenden Watten ersahen es wie ein fernes, von einem wolkenhohen Turmbau überkröntes Gebirg. Geräume Zeitlang erhielt diese Täuschung sich noch fort, dann offenbarte zuerst der Bau sich als ein allerdinge gewaltig emporstrebender Leuchtturm, von einer dunkelüberwachsenen Kuppe herabblühend. Um ihn her erhoben sich, durcheinander gewürfelt, vielsache Rämme, Spitzen, Stipfel, eine Weile immer noch ein Bergland vorpiegend, bis das Ganze in helleren Lichtauffall sich nur als ein kleines Modell einer solchen, als Dünenfette, mit Kuppen und Thälern kundgab. Dafür gewann es nun eigentümlichen Farbenreiz. Fast jeder der Sandabhänge zeigte eine von seiner Nachbarumgebung verschiedene Abfärbung, die von der weißen Grundfärbung ins Gelbe, Braune, Grüne, Bläuliche und Rötliche hinüberging. Einem aus dem Meeresstich der Nordsee heraufgeborenen

Märchen ähnelnd, sah es den Ankömmlingen reglos überfonnt entgegen.

„Ist das Annum?“ fragte Jan Harring.

„Jo, dat is Annum“, antwortete der Schiffer.

„Da kommen wir doch früher hin, als ich erwartet.“

„Nee, wi sünd noch nich do.“

Jan Harring klang der Name, den sein Begleiter der Insel gegeben und den er schon einmal so vernommen, im Ohr nach, ließ ihn fragen, woher derselbe stamme. Der Schiffer verlegte: „Dat weet wul keen. Se segat, as wi todörst beekamen sind, hebbt se an Annum omständ uppen Sand sunu' un dato seggt: „Annum am“. Davun harr dat den Nam kregen. Awer da kummt dat jo nich up an. Heiten deicht dat so.“

„Annum am“ hieß „Eimer um“; der Sprecher hatte gesagt: „Als wir zuerst hingekommen sind“. Das war vielleicht vor einem Jahrtausend geschehn, als von ihm noch für ein Viertelhundert Geschlechter lang nichts in der Welt vorhanden gewesen. Aber das blieb sich für ihn gleich, er hatte damals doch mit den Ersten den Fuß auf die Insel gesetzt. Er bildete ein Stück vom Friesenvolk, das immer ein und dasselbe blieb, von seinem Anfang in nebelgrauer Zeit bis zu seinem Aus- oder Untergang in der nebelgrauen See. Und jo war er mit dabei gewesen; „wir kamen ja dahin“.

Doch er hatte auch gesagt: „Nee, wi sünd noch nich do“, und dies stellte sich jetzt ebenfalls als richtig heraus. Sie waren aus dem breiten Wattstrom der Nordrae in ein schmaleres Fiel gegen Annum zu eingebogen, aber der Ostwind vereinigte sich mit der Ebbe und trieb das Wasser heut' so stark leebag, daß die kleine Fahrinne von Minute zu Minute enger und enger wurde. Und unknirschte der Bootskiel einmal durch einen Haufen von Wiesmuschelshalen, und danach sah er reglos im weichen Schlick fest. „Nu lönt wi us Tid laten“, sagte der Schiffer, das Segeltau vom Pflock wickelnd.

Sie befanden sich kaum mehr als brüchenschußweit von der Dünenküste Annums entfernt und vor ihnen lagen deutlich die drei oder vier Häuser von Steenobde, dem kleinen Landungsort der Insel, etwas erhöht über dem Strand. Jan Harring sah dorthin und erwiderte: „Was thun wir denn jetzt?“

„Töben, bet dat Water wedder kummt.“

„Rannich das Stück hinüber denn nicht zu Fuß?“

„Nee, hier geiht dat nich, do jadt man aum  
Boft dal.“

„Aber wie lange soll'n wir denn warten?“

„Ach, so'n Stimm' twee, löut of drie warren.“

Jan Harring warf einen Blick nach der  
Sonne. „Da wird's ja Abend, bis wir hin-  
kommen.“

„So, dot warrd't wul. Wat nich geiht, unnt  
man nich wöllu un astöben, bet es beter geiht.“

Kein alter oder neuer Philosoph der Mensch-  
heit hätte zutreffender und kürzer die Welt mit  
einem berühmten Ausspruch über das in Rede  
Stehende bereichern können, und gemüthlich  
eine Lade unter'm Steuersteck öffnend, zog der  
Epreder ein paar in Papier gewickelte Gegen-  
stände heraus: „Denn is dat wul davör Tid.“  
Schwarzbrod und eine Speckseite war's, von denen  
er mit seinem Lascennmesser derbe Stücke her-  
unterschmitt und sie seinem Bootgenossen hin-  
reichte. Jan Harring hatte bisher nicht an Essen  
gedacht, aber plötzlich fühlte er einen mächtigen  
Hunger, als ob er seit Wochen und Monaten  
nichts Sattmachendes mehr bekommen habe, und  
wie mit einem Drang des Lebens biß er in die  
groben Nahrungsmittel hinein. Sie erinnerten  
ihn an manch' ähnlichen Zwiß im Goldgräber-  
busch Australiens, aber nur kurz, dann kam ihm  
weit drüber zurück sein Vaterhaus, seine Kindheit  
daraus herauf. Und wie ein Erdgeruch Gedächtnis  
an lang verschollene Zeit wecken kann, so durch-  
lief ihn bei dem Rauen plötzlich ein wunderliches  
Gefühl, als komme es aus dem Geschmack des  
bäurischen Schwarzbrotes, er sei hier doch und  
zum erstenmal in der Heimat, auf einem Stück  
Erde, wohin er eigentlich von Haus aus gehöre.  
So hatten auch die Papageien und Kadadus zu  
Tausenden um ihn herum geplärrt, geschrien und  
gelärrt, aber so vertraut er seinem Ohr geworden,  
war's der Stimmenton der Fremde gewesen und  
immer geliebt, und selbst aus dem Geschreien,  
schrellenden Mäwenrufen hier klang's ihm wie mit  
einem Heimatgruß in die Seele. Auch der Schiffer  
verzehrte genächtlich seine verspätete Mittagkost,  
und so lange seine großen, quarzieselweißen  
Zähne sich damit beschäftigten, war es selbst-  
verständlich, daß sein Mund keine andere Neben-  
thätigkeit damit verband. Nur die dunkelblauen  
Augen hielt er gradaus auf das Gesicht seines  
Nahgelegten verwandt und betrachtete sich diesen  
so genau, daß kein Zweifel darüber bleiben  
konnte, er habe nie im Leben davon gehört, daß

es nicht schicklich sei, jemanden derartig unver-  
hohlen anzusehen. So saß er, ernsthaft laudend,  
bis er den letzten Wiffen heruntergebracht hatte,  
dann that er zum erstenmal die Lippen zu einer  
Auserung, die keine Antwort auf eine Frage  
war, auseinander: „Dat dünkt mi meist, as  
harr id Tu all mal jahn. Wat is de Nam?“

„Harring — Jan Harring.“

„Dat is an friesischen Nam, so heet de Pastor  
do hänt uppe Hallig ol.“

Der Epreder deutete nach einer der kleinen  
Inseln und mit kaum glaubhafter Verebtsamkeit  
fügte er von sich selbst aus noch hinterdrein: „Dat  
hett of so wat davur inn' Ropp un de Dogen un  
so in't Seele tofan. Sind Ti vun hier to Hus?“

Der Befragte gab Antwort, daß er aus dem  
östlichen Holstein herstamme, und der Schiffer er-  
widerte: „Denn drögt dat wul un kenn' id Tu  
wul nich. Na, en lütten Sluck is up dat Dröge  
godt, un dato reed de Tid jo noch nog.“

Er holte eine Flasche aus der Lade, zog be-  
dächtig den Korkpfropfen draus hervor, setzte sie  
an den Mund, that einen ordentlichen Zug und  
reichte sie darnach dem ihm gegenüber Sitzenden  
zu. Sehr Unpassendes lag in dem Gebahren,  
aber Jan Harring kam nichts davon zum Empfinden;  
er nahm dankend die Flasche, führte sie aus Zweiter  
an die Lippen und trank daraus. Sie enthielt  
Rum, nicht gerade von feinsten Sorte, doch der  
Trunk that ihm wohl. Trotz der Sonne hatte die  
feuchtkühle Luft von Wasser und Watten ihn nach  
und nach durchfröhelt, nun drang ihm Wärme  
von innen heraus. Aber das eigentlisch Wohl-  
thuende war ihm, daß sein Bootgefährte, der ihn  
nicht kannte, nichts von ihm wußte, Kost und  
Trank mit ihm teilte und offenbar keinerlei  
Gegenleistung dafür erwartete. Vielmehr als sei  
es selbstverständlich, wenn zwei Hunger und Durst  
hätten, daß der Mensch mit dem Menschen so  
Halbpart mache. Den Friesen mußte seit der  
Strafstrafe des Pastor Voethius eine Erkenntnis  
ihrer Verderbtheit aufgegangen sein, daß sie sich  
vorgenommen, bessere Menschen und ihren Vande-  
leuten auf dem Festland ähnlicher zu werden.

Nun zog der Schiffer einen kurzen holländischen  
Pfeifenstummel aus der Kluftasche, stopfte ihn  
sich mit Tabak, schlug an Stein und Stahl Funken  
auf einen Zündschwamm und steckte die Pfeife  
damit in Brand. Die konnte er nicht zur Hälfte  
durchbrechen, hatte keine zweite, und so rauchte er  
sie — auch wieder selbstverständlich — allein,

ohne sich in dieser Richtung um etwaiges Mißbehagen Jan Harrings, nicht das Gleiche thun zu können, Strupel zu machen. Der letztere holte sich indes dafür eine Cigarre und ein Zündholz mit hervor und traf Anstalt, sich die Wartezeit ebenfalls zu verkürzen. Aber er besann sich plötzlich, warf das schon angeriebene Streichholz brennend in den Schlad, bat den Schiffer um Stahl und Stein und zündete sich ebenso wie er die Cigarre an. Ein curios-unfinniges Thun war's, doch es hatte ihn auf einmal natürlicher und gehöriger bedünkt, und er blies darnach die Tabakswolken anders, von besserem Geschmack in die Luft. So sahen die Weiden rauchend über dem Wattengrund, ab und zu that Jan Harring eine Frage, und sein Gegenüber antwortete drauf; dann stießen sie wieder, jeder mit seinen Gedanken für sich, eine Weile lautlos den Dampf vom Mund. Wenn nicht vom Ursprung her friesisches Blut in dem ehemaligen neuholländischen Goldgräber steckte, so besaß er jedenfalls die Naturmitgift, sich Art und Eigenschaften derselben wie ein Zugehöriger anzupassen. Über ihnen und um sie ging in gleicher Weise das Gewimmel und Getreisch der jagenden Wasservögel weiter, die Sonne setzte langsam ihren Weg gegen den westlichen Himmelstrand fort, trat allmählich tiefer in seine Dunsföndicht und bereitete sich, als rotglühende Kugel in die graue Nordsee einzutauchen.

Doch eh' sie dazu gelangte, begann es leise wieder um das Boot zu riefeln, zu spielen, zu glücken, zu plätschern. Da und dort lief es über den Wattensand wie ein hinwuschender Schattenstreifen, verschwand wieder, aber kehrte zurück, nun eine sichtbare leichte Welle. Sie schien nach anderen zu haschen, um sich mit ihnen zu vereinigen, und hurtig schossen sie zusammen, quirlend und schäumend, in die Rinnen und Fricke hinab. Die rücklaufende Flut war's; bald sah man's, einer grauen Wolkenwand gleich kam sie vom offenen Meere herüber, war dies selbst auf seiner zweimalig täglichen Wanderung ost. Brodelnd und zischend, bevor Jan Harring es möglich geglaubt, hob sie das Boot, der Schiffer sagte: „Nu kant wi wul dö“, griff nach seiner Stange und stakte mit ihr das Fahrzeug völlig vom Schladgrund los. Doch schon um wenige Minuten später konnte er das Segel losmachen, und rasch flog das Boot gegen Steenodde, die ‚Steinpiße‘ von Amruun, hinan. Hier entrichtete Harring den Preis für die lauge Überfahrt und nahm von

seinem Bootsführer Abschied. Viel an Worten wurde dabei nicht gewechselt, die Lust schien's so mit sich zu bringen, daß niemand Unnötiges sagte. Der Angelandete erkundigte sich nach dem Namen des Schiffers. — „Meik Sönten“. — Wann er wieder zurückfähre? — „Wenn't Dag ward“. — Dem fügte der Befragte nach, ob Harring länger auf Namram bleiben wolle. Das wußte dieser noch nicht; vielleicht. — „Nee, dat meet man jo nich dörrt. Dat kummt up Wind un Water an“. Darnach schüttelten beide sich kurz, aber herzlich die Hände; Harring wünschte dem Schiffer gute Rückfahrt und dieser ihm ebenso „gobe Reif“. Wohin der letztere wollte, fragte Meik Sönten nicht; das ging ihn nicht an. Und so wanderte Jan Harring mit seiner Umbärgetasche den Landungssteg entlang auf die Häuser zu. Ihm war's anders, als am Morgen bei der Abfahrt von Dagebüll, körperlich und gemüthlich lebensfrischer, die Seelust kräftigte merklich Leib und Seele. Doch beim Betreten des Uferandes glitt er nicht aus und süßte den Boden nicht — dazu hatte er keinen Grund, keinen Antrieb in sich. Das war eine sentimentale Anwandlung gewesen, thöricht-lächerlich, und lag hinter ihm wie die knabenhaften Vorstellungen seiner Primanerzeit. Er kam aus dem Rausch zurück, wo er Gold gegraben, mit den Wälden gehaut, zwanzig Jahre lang Sonne und Regen ihn verwettert hatten. Über den weiten Ocean war er gefahren und nun über das kleine Wattenmeer und setzte den Fuß aus Land.

Pinks hinüber ragte vom Dünenwall der Leuchtthurm — man sah jetzt, aus einem grünen Stachelginsterkranz, nur seinen Fuß — mächtig auf; Steenodde lag in einem letzten rötlich-grauen Abendlicht. Ein dürftig-genüßiges Stüdden Welt, kahl und armseelig. Jedes der paar kleinen Gehände bildete augenscheinlich Wohnhaus, Scheune und Viehstall in Einem; in ihren winzigen, von Holzplatten unfaßten Gärten nützte sich etwas Gemüse und Küchenkraut, auf dem dünnen Boden halbwegs genießbar zu werden. Blumen befanden sich nicht darunter, sie machten kein Lebensbedürfnis der menschlichen Insaßen aus, waren überflüssig, wie unnötiges Meben. Nur da und dort noch ein niedriger, verkrüppelter Birn- oder Apfelbaum, Freiliche ließen nicht unterscheiden, was es sei. Dagegen sprachen alle gleichmäßig von immerwährend auf ihnen wuchsendem Westwind; wo sie sich aus dem Schuß einer Hausmauer heraus



gewagt, war das struppige Geäst wie von einer eisernen Striegel waderect nach Osten weggestrichen. Auf dem Sand umher lagerten einzelne große, in der Mitte durchlöcherne Steinblöcke, Überbleibsel einer vormenschlichen Zeitperiode, die ersten Inselbewohner, vom Eis einmal hergetragen oder von Sturmfluten angerollt. Nun bohrte man ein Loch in sie hinein, die Stangen der besenartigen Seezeichen darin zu befestigen und an den Ständern der Fahrtrinnen im Schlad zu verankern. Sie redeten eine lange, eintönige Geschichte immer gleicher Art von Wind und Wasser, Wasser und Wind.

Zu welchem Zweck befand Jan Harring sich denn hier? Er wollte Bidder Tamen besuchen, der ihn eingeladen hatte. Das war ihm so gekommen, wie einem überhungerten Magen in einem Konditorladen mit kandiertem Zuckerverk das Verlangen nach einem Stück Schwarzbrod. Aber wo Bidder Tamen auf Amrum wohnen mochte, wußte er nicht. Er fragte eine alte Frau danach, die grade im Begriff stand, mit zusammen-gesuchten Röllholzstäcken in ihrer aufgerafften braunen Schürze durch eine niedrige Hausthür zu verschwinden. Doch sie antwortete: „Aee, hier nich. Beet id mir vun. Vellich in Nebel. Do geht der Weg“.

Die Sache bekam einen absonderlichen Beigeschmack und erinnerte plötzlich an den Busch. Er hatte sich keine weitere Vorstellung von Amrum gemacht und gemeint, wenn er hier sei, sei's gut. Nun geriet ihm ins Gedächtnis, daß in dem Brief am Schluß gestanden, er solle nur bei Nebel fragen, das Nämliche ungefähr hatte die gleichmütig in ihr Haus getretene Alte ihm gesagt, und zugleich kam von der See her auch der Nebel selbst wie ein bedächtig voranschreitender Wanderer in aschgrauem Kleid angerückt und zog Schritt um Schritt über den westlichen Dünenkamm der Insel herunter. Gleich einem alten Freunde, der sich des Wiederzusammentommens freute, schloß er den Leuchtturm an die Brust, und dieser verschwand in seiner Anarmung.

Jan Harring lachte auf, wie er's noch nicht in Europa gethan. Vor ihm zog sich in eine Sandfläche, aus der hin und wieder ein bläulich-grüner Strandhaferhalm aufwuchs, etwas Weg-ähnliches fort; der Wind mußte nach Westen umspringen, denn die scharfkantigen Blättchen wurden stierend gegen Osten gestrichen. Ja, dort hinein ging es in den Nebel, das brauchte die Alte ihm

nicht zu sagen. Aber im Nebel sollte er ja fragen, und deshalb kam dieser wohl. Das war ein gutes Omen, ein lustiges, das ihn noch einmal lachen ließ; ohne sich zu besinnen, ging er dem breiten Weg nach. Ein Knaben-, fast ein jugenhafter Frieß, den das Unbekannte und Ungewisse reizte, kam darin doch noch wieder zu Tage. Aber was konnte ihm Schlimmeres zustoßen, als daß er vielleicht die Nacht unter freiem Himmel irgendwo liegen mußte. Das hatte er, Gott mochte wissen, wie oft gethan, dagegen seit undenklicher Zeit nicht mehr, was sein Mund gegenwärtig, ohne es zu wissen, that. Er pfiß laut eine in einem Winkel seines Kopfes wachgewordene Melodie vor sich hinaus.

Die Dämmerung fiel ein, der Nebel, den offenbar der Westwind mit sich brachte, häfelte sich am Boden fest. Es ließ sich noch eben erkennen, daß jetzt dichtes Haidekraut rechts und links den Grund überdeckte.

Da — wahrhaftig er war im australischen Busch. Vor ihm raschelte es, schlug mit Hinterläufen auf den Boden, schnellte sich in die Höhe, und mit einem Saß sprang ein Ränguruh ihm hart über die Füße. Eins von der kleineren Sorte der Wallobys.

Nein, das konnte doch nicht mit rechten Dingen zugehn. Aber er hatte sich wirklich einen Augenblick besinnen müssen, wo er denn eigentlich in der Welt sei, so wunderbar gingen Zeiten und Länder, Gefühl der Fremde und Heimat ihm durcheinander, als bewege er sich auf einem stampfend auf- und niedergehenden Schiffsdeck. Es kam wohl als eine Nachwirkung von dem langen Hin- und Herwiegen im Boot.

Nein, nun erkannte er's, kein Ränguruh, sondern ein großes graues Kaninchen war's gewesen, denn da stob ein zweites vor ihm weg, und rundum sprang's und raschelte durch die Haide. Weder im Busch, noch auf einem Schiffsbord setzte er seine Füße aneinander vorbei, sondern auf der Insel Amrum oder Amram und suchte Bidder Tamen — im Nebel.

Heut Morgen hätt' er's nicht für denkbar geglaubt, daß es noch etwas so Spasshaftes im Leben geben könne. Aus der dicken Luft tauchte ein dunklerer Schatten vor ihm auf und kam gegen ihn heran, ein Etwas von ungeheuerlicher Größe, beinahe wie ein zum Zeitvertreib umherwandelnder Kirchturm. Doch jetzt sagte es mit menschlicher Stimme ruhig: „Gu'n Dvend“ und

war nur ein Anrumer Schiffer oder Bauer oder was; auch nicht einmal ein märchenhafter Hüne, nur von der gemöhnlichen, allerding's respektablen friesischen Körperlänge. Die 'haarige' Luft vergrößerte Alles, Kaninchen und Menschen, ins phantastisch Riesenhafte.

Die Ungelassenheit eines Schuljungen prickelte auf Jan Harrings Zunge, und ohne sein Wissen flog ihm selbst zum erstenmal wieder seit Jugendentagen plattdeutsche Sprache vom Mund: „Hier bin ic' ja wol in'n Nebel?“

„Jo, dat is Nebel hier“, war die Antwort.

„Dank veelmal, jónst harr ic't doch nich glóvt. Rónt Se mi denn velkik of segge, wo Bidder Tamen wohnt?“

„Drukt keen Dank. Man hier dat, noch su'n tweehundert Schritt un denn links af. Nasen geht dot gradut up sin Hus to.“

Mit jedem Schritt scheinbar eine Schuhlänge aufschauend, wandelte der Kirchturm wieder hinter Jan Haring weiter. Der letztere sah ihm nach, bis der Schatt'n verschwand; eigentlich ließ sich das wohl nur Verträglichkeit benennen. Aber Bidder Tamen hatte ja geschrieben, er solle bei Nebel fragen, und das hatte er gethan, richtig so Auskunft bekommen, und weiter ging ihn die wärrische Sache nicht an. Mit einer Genauigkeit, welche Vertrautheit mit solchem Huhn kennzeichnet, zählte er zweihundert Schritte vorwärts; das Ansholen seiner Beine mußte ebenfalls von friesischer Art sein, denn in der That, nun zweigte sich zur Linken ein schmalerer Weg oder mehr nur eine Fußspur ab. Der folgte er nach, ins Graue, Leere hinein, doch man sah, sein Blick hielt sie fest; so lange von ihr nur noch ein leisester Überhauch einer Sohle auf dem Sandboden vorhanden blieb, konnte sie ihm nicht ent-rinnen; er mochte nach friesischer Gangart aus-schreiten, aber die ruhig-scharfen, untrüglichen Spüraugen hatte er aus der Gesellschaft der black-fellows mitgebracht. Sie ließen ihn nach einer Weile einen kaum merkbar sich aus dem Nebelmeer abgebenden Umriß mehr wie mit einem Taßsinn des Blickes, als mit wirklichen Sehver-mögen heransfühlen; gleich darauf schlug ein Hund an, und Jan Haring stieß einen eigen-tümlichen, halb gepöfsten, halb gerufenen Ton: „Ku-ih!“ vom Mund. Das überall in austrä-lischen Busch übliche Zeichen war's, mit dem sich ein nächtlicher Ankömmling einem einsamhausenden Sattler ankündigte und ihn dadurch aufforderte,

seine böartigen Hunde in Zaum zu halten; ohne Bedacht kam's ihm von selbst so über die Lippen. Und da antwortete es auch wie von einer „Fenz“ in der neuholländischen Wildnis her mit einem Zuruf an den verstummenden Hund, dann klang eine Frage nach, auf friesisch, doch sie be-deutete unverkennbar, wer da draußen sei.

„Jan Haring. Wohnt vielleicht Bidder Tamen hier? Er hat mich eingeladen, zu ihm zu kommen.“

Nun stieß jemand, hörbar ziemlich ungewohnt und zungengelekt hochdeutsch heraus: „Herr Gott! Jan Haring? Herr Leutnant! Hee, das is ja garnich möglich! Herr Leutnant! —“

Und danach: „Kamt mit Licht! Eike! Wo sind ji? Katel! Antje! Mantje! Haje! Wo blifft dot Licht? Eike! De Herr Leutnant!“

Es war Jan Haring vollständig, als ob er stehenden Fußes urplötzlich in einen drollig-verächtigen Traum verfallen sei. Eine große, breite Hand hielt die seinige gefaßt und ließ sie nicht wieder los; eine rotbochtige Falgertze ver-setzte ihn aus der tiefgrauen Dämmerung in einen absonderlichen Lichtwurfkreis, der ihn in dem Nebeltreiben kurioserweise an einen Heiligenschein erinnerte, den er einmal irgendwo auf einem Bild um die Köpfe einer heiligen Familie gesehen. Eine Frau hielt, aus einer Hausthür hervorgetreten, den messingnen Leuchter; sie war schon ein bißchen angealtert, und das Gesicht redete von Wetter und Wind der Luft und des Lebens, die drüber hingefahren, aber die Züge mit den blauen Augen und schlichten blonden Haaren hatten etwas, das auch durchaus nicht übel zu einer Vorstellung von der Zimmermanns-frau von Nazaret paßte. „Eike, da is he! Das is er, Eike!“ rief der stämmige Mann, der die rechte Hand Jan Harrings als ein ihm zugehöriges Besitztum anzusehen schien, das er über-haupt nicht mehr fahren lassen wolle. Der letztere war noch ein wenig nebelblind und gewahrte Alles etwas verschleiert. Ihn bedünkte einen Augenblick, als tette ein flachhaariger Rindertopf sich in zwei auseinander, und jeder von diesen mache es nochmal's wieder so. Aber dann ward ihm klar, es seien vier leibhaftige Zungen und Mädchen, denen Bidder Tamen wieder zurief: „Antje! Katel! Mantje! Haje! Gevt de Hand! Dat is de Herr Leutnant!“ Ein Gewimmel von Füßen und ausgestreckten Händen kam scheulos auf Jan Haring losgesprungen, und der große

gottige Hund ebenfalls mit, durchaus nicht böseartig, sondern sich mit den breiten Vordertagen an der Schulter des Ankömmlings aufrichtend und ihm freundschaftlich-wissbegierig nach dem Gesicht schnüffelnd. Und aus der Hanshür rangelte sich noch etwas, ein kleiner Daus und noch einer, die offenbar schon im Bett gelegen hatten, beide im bloßen Heub. „Tytte! Mattje! Wälst ji Nackers mal maken!“ schalt Eike Tamem. Doch sie mußte lachen und wehrte nur mit dem Mund, nicht mit der Hand, daß das halbnaakte Gekrabbel zwischen die Großfüßen hinein sich mit auf Jan Haring zu arbeitete und sich, dem Weispiel ihres vierfüßigen Freundes folgend, fröhlich triumphierend an seinen Beinen aufrichtete.

## Gefli.

Nachts, wenn alle Weiten schlafen,  
Heißt sich meine Seele lach,  
Auf der liebsten Schwüchtlings Schwingen  
Schwebt sie durch die stille Nacht.

Leise, leise Deine Thüre  
Öffne ich und trete ein,  
Steile auf dem dunklen Teppich  
Hin zum trauten Keeschein.  
Singend summt es in den höchsten  
Und es fließt mein Stuhl bereit,  
Schmiege mich' mich in die Kissen,  
Gut ja kommen von so weit.

Wispernd naht es aus den Winkeln —  
Geister der Vergangenheit  
Sehen lacht sich mir zur Seite,  
Flüstern von verfallener Zeit.

Hahnenschrei! Ich fahr' vom Lager.  
Und mir blüht ins Angesicht —  
Ach! wie fern von Deinet Feuer —  
Kühlen, fremdes Morgenlicht.

f. Ottmer.

## Künstlers Abendlied.

Es hat der graue Morgen  
Nicht immer Gold im Mund.  
Tages wallen wie Wolken die Sorgen  
Über der Seele Grund.

Doch wie die Liedeshunde  
Dem Schwan in Todesglut,  
Entquillet Deinem Munde,  
O Abend, — Schwanensunde  
Des Tages, — Goldes Flut:

Du sprichst mit Freundeslippen,  
Du grüßest mit Glöckerschlang,  
Dein Auh ist Begehrenlippen,  
Und frohsinn Dein Gesang! —

G. Schaeffer.

„Nee, wer harr sich dat dacht! Weg ji Krabaters!“ sagte Bidder Tamem. „Na, Herr Leutnant — nehmen Sie's nich ungut, daß sie so unverschämt sind und wir Sie nicht besser in Empfang genommen haben — nu kommen Sie ins Haus!“

„Ja — ja — gleich“, antwortete Jan Haring, unwillkürlich mit einer Handfläche sich kurz zudeckend an die Stirn fahrend. Es kam wohl von der langen Wasserfahrt, daß ihm plötzlich schwindlig wurde, denn es ging ihm ein paar Atemzüge lang schwarz über die Augen, so daß er sich an der Hand Bidder Tamens festhielt.

(Fortsetzung folgt).

## Südlischer Frühling.

Ein heiterer Frühlingstag! Auf jungem Laub  
Erblüht in oberlaufend Demantstücken  
Das Sonnenlicht. In seinem gold'nen Staub  
Die dunklen Faller spielen, daseinstranken.

Aus feller Scholle quillt ein Lebensdrang  
Zum Lichte hin. Ein heller Blütenreigen  
Entspricht dem Mandelbaum am Lebenhang  
Und Purpur glüht auf den Granatenzweigen.

Ein blendend Weiß bricht aus dem dunklen Grün,  
So üppig voll als soll' es heut' schon welken . . .  
Citronen und Orangenbäume blühen,  
Die Knospen springen auf an Hof' und Nelken.

Zum blauen Himmel steigt ein süßer Duft  
Ein glänzend Leuchten strahl vom weiten Meer.  
Sirenenhaft weht durch die Linde Luft  
Der Jugend Liebesfang, der sehnsuchtschwere.

Des Südens rascher Leuz! . . . Ihm sprengt die Brust  
Die Stutzgewall erwachter Lebensstriebe  
Ein kurzer Taumel . . . nur ein Tag der Lust,  
Doch er genießt ihn ganz, — den Auh der Liebe!

August Keller.

## Die Erinnerung.

Manchmal in stiller Stund'  
Du hör' ich leise, leise  
Zu wunderbarer Weise  
Meinen Namen von deinem Mund.

In solchem Augenblick  
Du mußt du mein gedenken,  
Mußt deuten Sinn wohl leuken  
Auf alle Zeiten zurück.

Und da rufft du in trauernder Keu'  
Nach mir über Thäler und Hügel;  
Und das Wort, das Wort hat Flügel —  
Ich hör's, als stünd' ich dabei.

Arnold Holzendorf.



## Der Mann im Monde.

Von Otto Roquette.

Der Mann im Mond ist nicht Gebieter  
Im Himmelshause, doch seit lang'  
Als ein so altgefehr Mieter,  
Empfing er fast des Wirtes Rang.  
Er lebt darin sehr eingezogen  
Und ältlich junggesellenhaft,  
Obgleich ihm garnicht ungewogen  
Die Kreise seiner Nachbarschaft.  
Zwar schwärmt er, noch seit Jugendwegen,  
Frau Venus an, den schönsten Stern,  
Doch wohnt sie gar zu abgelegen,  
Auch Kassiopaja lebt zu fern.  
Die sehr geselligen Plejaden,  
Und Freund Orion, andre mehr,  
Sie haben oft ihn eingeladen  
Zu etwas regerem Verkehr,  
Umsonst, er bleibt in seiner Klausur  
Die Wege sind ihm jezt zu weit,  
Und da am wohlsten ihm zu Hause  
Vertreibt er sich daheim die Zeit.  
Im Fenster liegt er gern, belauernd  
Die Erde, die ihm nah genug,  
Für die er anteloddi, bedauernd,  
Ein alt Gefühl im Herzen trug.  
Er hatte vor den Erdgeborenen  
Was von Respekt — und doch auch nicht,  
Obgleich, als ihrem Auserhoren,  
Zu singen ihm, sie stets erpicht.  
Die er Jahrsunterlang vernommen  
Die Lieder an den lieben Mond  
Zu des Gemütes Trost und Strommen —  
Er war den Singfang zu gewohnt,  
Um noch gar viel darauf zu geben.  
Und auch der Erdenleute Thun  
Schien ihm so im Fahrhundertleben  
Zu gehn in immer gleichen Schuh'n.  
Zwar bot sich ihm auch manches dar  
Wenn er den Blick hinunter schickte,  
Was nicht zu unterschätzen war,  
Und er mit Achtung überblidete;  
Im Ganzen sah er weit und breit  
Doch nur die kleine Heimlichkeit  
Verstohlenen Treibens, das er kannte,  
Wie's durch die Nächste huscht und irrt,  
Wenn Tag und Leben streng' es bannte,  
Und wie sich niemals ändern wird.

Doch heut — ja heut schien er seit lange  
Zum Niederschaun einmal gestimmt,  
Zumal von ungewohntem Range  
Was Sonderbares er vernimmt.  
Es dröhnt ensflich, unmelodisch —  
Ist unten wieder Krieg einmal?  
Dann stockt — und wieder kommts rhapsodisch  
In räffelhafter Ödnequal.  
Macht man das Forschen ihm so schwierig?  
Zu sagen ist — man nehms getind:  
Er war ein wenig neubierig,  
Wie Junggesellen manchmal find.

Und so ist plötzlich er entschlossen  
Zur Erde selbst hinab zu gehn,  
Und ihre wunderlichen Pöffen  
Sich in der Nähe zu bestehn.  
Doch steh er nicht im Silberwagen,  
Wie, als die Welt noch klaffisch war,  
Diana fuhr, hintab sich tragen,  
Geführt von weißem Rossenpaar —  
Rein, seit die Göttin ausgezogen,  
Und die romantisch neue Welt  
Ihm ihre Felle zugewogen,  
Und ihn zum Mann im Mond bestellt,  
Seiden ging er zu Fuß hinunter,  
Wenn's ihn einmal daheim nicht litt,  
Und machte seinen Weg ganz munter  
Im Siebenmeilenstiefelschritt. —

Es war ein schimmerndes Gefunkel  
Der Stern' in feierlicher Pracht,  
Indes die Erde lag im Dunkel  
Der düstelschwülen Sommernacht.  
Es dröhnt des Stroms entfemtes Rufen  
In seinem breitgedehnten Lauf,  
Vom Ufer heben Bergesfluten  
Mit Nebengärten sich hinauf.  
Noch schien nicht unter jedem Dache  
Der Schlaf den Augen schon beschert.  
Dort schimmert Licht und tönt Gelacke,  
Das spät am Strom noch eingekehrt  
Mit Liedern frühlicher Gesellen,  
Die hier gefunden späte Kost.  
Und von der Laube zu den Wellen  
Erklingts von Wanderglück und Laß.

Der Mondbewohner, gleich dem Schallten  
 Der aufrecht wandelt, nimmt den Gang,  
 Wie Ton und Ruf gelockt ihn halten,  
 Zum Dorfe. Doch die Nacht durchdrang  
 Nichts Drohendes. Des Stromes Wellen,  
 Im Rebenhaus der Jugendsang —  
 Das war es nicht, das hört' er schallen  
 Bekannt, gewohnt, jahrhundertlang.  
 Sonst! Alles still. Wo ist's geblieben,  
 Das Schreckliche? Das Dorf durchgeht  
 Er schnell, von Ungebuld getrieben;  
 Doch lautlos nur entgegen weht  
 Die Nachtluft ihm. Da plötzlich wachen  
 Von fern die Klänge wieder auf,  
 Als dröhnten aus dem Höllenrauchen  
 Angststuf und Teufelswaisgeschreul.  
 So graunvoll drang es durch die Kunde,  
 Daß es des tiefsten Schlafes Flor  
 Zerriß, und all des Dorfes Hunde  
 Mißheulen den Verzweiflungsschor.  
 Im Rebenwirthshaus auch die Sängler  
 Entsehlen sich. Da kommt der Wirt:  
 „Es ist nicht auszuhalten länger!  
 Im Steinbruch sind die Kerls verirrt,  
 Geführt und totesagt! Doch blasen  
 Sie noch mit Lungen, daß es kracht!  
 Man muß sie holen, sonst durchrasen  
 Sie in der Angst die ganze Nacht!“  
 Die Wanderer hören's, und mit Leuer  
 Der Jugend, trotz der Müdigkeit,  
 Sind zu willkommnem Abenteuer  
 Und Hülfbringen sie bereit.

Nun aber drängt es zum Berichtle,  
 Wie sich das so zusammen fand,  
 Da selbst der Mondmann die Geschichte  
 Von Anfang her nicht recht verstand:

Es waren heut drei Musikanten,  
 Trompete, Clarinet' und Horn,  
 Als spät sie sich zur Herberg wandten,  
 Gestolpert viel durch Busch und Dorn.  
 Doch da sie vor der Nacht Erscheinen  
 Im Wirthshaus etwas viel gezecht,  
 So fanden sie mit schweren Beinen  
 Im finstern Wald sich nicht zurecht.  
 Unkundig und verirrt im Strauen  
 Der Nacht, befiel sie Furch und Kot.  
 Da rief die Clarinet': „Vertramen  
 Auf unsre Kunst sei uns Gebot!  
 Sie läßt uns nicht verschmachtend liegen  
 Auf hartem Stein und fenschtem Gras.  
 Wir blasen, bis wir Hüfle kriegen:  
 Wohlan! Spielt auf!“ — Und so geschah's.

Das war das erste Stück, das oben  
 Der Mondbewohner noch vernahm,  
 Bevor verlocht durch solche Proben,  
 Er selbst zur Erd' herunter kam. —  
 Doch da umsonst im Erdenkreise  
 Die Kunstgenossen lauschten stumm,

Entschlossen sie zur Weiterreise  
 Sich seufzend, stolpernd kreuz und krumm.  
 Da kam's, daß an der Waldeswende  
 Der Boden abfiel, schräg und schief,  
 Und plötzlich ging er ganz zu Ende,  
 Vor einem Abgrund schwarz und tief.  
 Das dicke Horn slog unfreiwillig  
 Zuerst hinunter in den Schacht,  
 Trompete wankt, und wird, wie billig,  
 Im Kulsch und Flug ihm nachgebracht,  
 Und Clarinet' erkeimt im Alegen,  
 Daß es mit ihr auch abwärts ging.  
 Doch kam sie obenauf zu liegen,  
 Als fester Grund sie neu empfing.  
 So lagen sie auf einem Haufen,  
 Ganz überzeugt, sie wären tot,  
 Und ließen gute Zeit verlaufen  
 Bis sich Befinnung wieder bot,  
 Und die beläubten Mufensöhne  
 Den Anäuel lösten, der sie band,  
 Um zu befehlen mit Gestöhne  
 Genick und Beine, Fuß und Hand.

Es sah jedoch im Steinbruchschatten  
 Ein junges Liebespaar verstockt.  
 Der Steffen und die Lise hatten  
 Hier oft gekost, als sie erschrockt  
 Sich heute plötzlich sahn betrogen  
 Um ihren sichern Zufluchtsort,  
 Da drei Gestalten niederflogen  
 Last über ihren Köpfen fort.  
 Sie dachten sich, zuerst in Sorgen  
 Um ihre eigne Sicherheit,  
 Und so, vom Dunkel noch geborgen,  
 Spricht Lise flüsternd: „Noch ist's Zeit!  
 Geschwind hinweg, eh sie uns sehen!  
 Kommt, kommt!“ Allein der Steffen spricht:  
 „Sei still! Was kann uns denn geschehen?  
 Die Leute kennen uns ja nicht —  
 Befehl, daß sie's Genick nicht brachen,  
 Und sind sie tot, hat's auch nicht Eil.“  
 Doch Lise drauf: „Ach komm! Sie sprechen  
 Schon wieder! Sie sind ganz und heil,  
 Mich schanert's, daß sie uns erblicken!“  
 Und Steffen: „Läß die Angst doch sein!  
 Entlaufen wird sich auch nicht schicken,  
 Wenn's übel stünde mit den Drei'n.  
 Sie sind da hoch herab gekommen,  
 Man muß doch zusehn —“

„Heil'ger Gott!  
 Da hab ich Menschenlaut vernommen“,  
 Ruff Clarinet', und seht in Ertot  
 Auf allen Dieren sich: „Ach, Leute  
 Heißt, heißt! Es geht uns ganz verflucht!“  
 Er greift umher, und saß als Beute  
 Den Hock der Lise. Schreiend such  
 Sie seiner Hand sich zu entziehen,  
 Und Steffen wirft ihn derb zurück:  
 „Hall! Wollt ihr euch der Juch befeihen,  
 So bin ich da, zu eurem Glück!

Sonst, Schwerenöter, lern' mich kennen!  
 Steh' auf und mach' euch marschbereit,  
 Kommt aus der Grube! Laßt das Klemmen!  
 Ich zeig' den Weg euch. Nicht mehr weit  
 Habt ihr zum Dorf." Doch Clarinette  
 Ruft kleinlaut: „Ach, mein Bein ist krumm,  
 Mein Leib gehört ins Federbette!"  
 Das Horn darauf: „Mir ist so dummt  
 Im Kopf, im Bauch, im Kreuz, im Magen!"  
 Und die Trompet': „Am Fuß die Zeh'n,  
 Dazu die Nas' ist mir zer schlagen!  
 Wir können weder gehn noch stehn.  
 Verschafft uns einen Leiterwagen  
 Mit Stroh! Und, kann's nicht anders sein,  
 Schickt Sähren, uns ins Dorf zu tragen,  
 Wir kommen anders nicht hinein!"  
 Der Steffen drauf: „Wenn's so bestellt ist,  
 Versuch' ich's."

„Halt! Ob hier zu Land  
 Noch Treu und Glauben auf der Welt ist,  
 Wer weiß? Drum bleib uns hier als Pfand  
 Das Mädchen! Wißt uns besser treffen,  
 Wenn du zurück sie holen mußt!"  
 So sprach das Horn. Allein der Steffen  
 Lacht überlaut aus Herzenslust:  
 „Ihr Gönnschöpf! Das hömt' euch passen!  
 Mir aber nicht! Weit ich's versprach,  
 Will ich euch hier nicht liegen lassen!  
 Derweilen denkt ein wenig nach,  
 Das Stündlein noch euch zu vertreiben!"  
 Er wendet sich. Die Lit' ist schon  
 Entschlüsselt. Die Masenföhne bleiben  
 Zurück mit Angst und Klagen.

Inzwischen kam des Mondes Helle  
 Vom Wald herüber in den Grund,  
 Und überglänzte breit die Stelle.  
 Das Dreieck überblickt im Rund  
 Den Platz, umtagt von dunklen Fichten,  
 Und sah den Ausgang auch und Weg  
 Waldenwärts sich ein wenig lichten.  
 Wür's möglich, aus dem Steingebeg  
 Auf eigne Hand noch zu entkommen,  
 Wenn kreulos man sie lieb' im Stich?  
 So dachten, fragten sie beklommen.  
 Sie redten sich, sie rieben sich  
 Die Glieder und die blauen Flecke.  
 Vielleicht hömt' es zur Not gefeh'n —  
 Befehl, daß auf der dunklen Strecke  
 Kein neues Loth und Kregehn.  
 Doch ließ sich viel dagegen sagen,  
 Und von der Hand auch wies sich schwer  
 Die Hoffnung auf den Leiterwagen.  
 Sie planten hin und planten her,  
 Sie lauschten. Nichts doch war vernehmlich,  
 Als in den Fichten das Gesumm  
 Des Windes, und gar unbequemlich  
 Ging lang und bang die Stund' herum.  
 „Hört an!" rief Clarinett! „Prohibien  
 Den Bläserus wir noch einmal,

Daß unsre Spur sie nicht verlieren!  
 Spielt auf!" Sofort beginnt Choral  
 Das Horn; zugleich im Holzgetackte  
 Ruft flücht' Clarinett, derweil  
 Trompete Ton und Maß zerhackte —  
 Jedwedem Ohr ein Todespeil!  
 Die Säden fuhren durch die Äste,  
 Gestört in ihrem Nachtquartier,  
 Die Eßlern schimpften aus dem Kestl,  
 Vom Schall erdröhnt das Waldrevier.

Da plötzlich in des Steinbruchs Mitle  
 Steht eine Schattennachtgestalt,  
 Und mach', mit unhörbarem Schritte  
 Sich nähernd, vor den Bläsern Halt.  
 Sie streck', als gält' es ein Beschwören,  
 Die Arm' empor im Mondestrahle,  
 Doch endlich einmal aufzuhören  
 Mit ihrem grausen Hofsignal!

Entsetzen saßt die Kunstgenossen.  
 „Gespenster! Geister!" Alle Drei  
 Sind stracks zu wilder Flucht entschlossen,  
 Das Blasen wird zum Anglageschrei  
 Und über Sand, Geröll und Steine  
 Sing's aus der Grube fort zum Wald.  
 Ja, ja, sie halten plötzlich keine  
 Zum Kaufen, da's zu laufen galt.  
 Bis endlich sie zum Atemschöpfen  
 An einer Lichtung halten haß,  
 Und mit noch ganz verwirrten Köpfen  
 Sich schälten vor dem grauen Haß.  
 Da klingt von fern die erste Stunde  
 Vom Turm des Dorfes durch die Luft.  
 Das Ziel ist nah — willkommen' Kunde!  
 Ein Auferstehn aus Todesgruft!  
 „Nur angestengt die letzten Kräfte!"  
 Ruft Clarinett. Dagegen spricht  
 Das Horn: „Wenn nicht der Blick nicht äffte,  
 Kommt da herauf ein wandernd Licht! —  
 O Himmel, wär's der Leiterwagen  
 Nun dennoch!" Allen leuchtet's ein,  
 Den Marsch ein wenig zu verlagern,  
 Und lieber hilflos nach zu sein.

Und wirklich kam heran von ferne  
 Schon von Gefallen eine Schar,  
 Geführt von einer Stall-Kamerne  
 Doch bot sich nichts den Blicken dar  
 Von Fuhrwerk oder Tragesähren.  
 Man hoffte, bei der Lungenkraft  
 Der Bläser, sich die Müß zu sparen,  
 Und die Verlaufenen aus der Haß  
 Des Steinbruchs auch zu Fuß zu bringen.  
 „Sie sind's!" ruft Clarinett. „Es soll  
 Zum Gruß ein lustig Lied erklingen,  
 Doch blaß ich's recht betrübt in Moll!"  
 So still er den Freudsseggen  
 Vom Wald herab im schrillen Ton,  
 Und sangesfreudig kommt entgegen  
 Ihn Antwort und Gelächter schon:

„Halloh! So seid ihr ausgehrochen,  
Auf halben Weg uns zu empfangen?  
Viel gutes Glück zu solchen Knochen  
Und Klingen auf der Künstlerbahn!“

Allein Trompet' und Horn verzagen,  
Den weiten Weg zu Fuß zu gehn,  
Nur Clarinet' ist mitgetagen  
Und hofft, man werd' es überstehn.  
Denn plötzlich ist's ihr Ehrensache,  
Vielleicht auch Vorzeil, groß zu thun:  
„Wohl auf! Sind erst wir unter Dache,  
Dann nach der Mühsal ist gut ruhn!  
Und für des Dursts und Hungers Regung  
Gastfreundlich ist wohl auch was da!“  
So seht der Zug sich in Bewegung  
Mit Lachen und Tuiwollera.

Der Mondmann aber, langsam schreitend,  
Verfolgt die Schar den Berg hinab,  
Sie an das Wirtshaus sie begleitend;  
Er hört' und sah, wie sich's begab  
Daß Clarinette log und schwatzte,  
Wie man die Müden nach der Fahrt  
Mit Wein und gutem Imbiß ahte,  
Und Lachens gar kein Ende ward.  
Er wendet sich, und geht die Straße  
Des Dorfes hin. „Nicht denn erhört,  
Daß ju so albern schalem Spaße  
Verlocht ich ward? dacht' er empört:  
Und daß ich gar geglaubt, es häme  
Noch was Befondres bis zum Schluß —  
Was könnt' es auch? Weiß Gott, ich schäme  
Mich vor mir selbst!“ Und mit Verdruß  
Enthebt er sich dem Chorenkreise.  
Da dringt ein Flüstern an sein Ohr,  
Und er vernimmt, wie zärtlich leise  
Der Steffen spricht am Mühlenhor:

### Harq.

**D**ie Wiesen streichelt der Sommerwind.  
„O, komme, mein Bäschen, komme geschwind,  
Schon fluten vom Walde die Dämmer herein,  
Wir müssen vor Abend zu Hause sein!“

Ihr Händchen schüttelt den niedlichen Hut,  
Ihr Köpfschen schüttelt die Lockenkul:  
„So, müssen wir?“ und mit jauchzendem Satz  
Nimmt sie auf thronendem Grabenrand Platz.

Ich knie ins dunkelwehende Gras;  
Sie schweigt so selertlich, schaut so blaß;  
Sie breitet die Hände und neigt den Kopf,  
Mir wird es ängstlich, mir armen Tropf:  
„Wir müssen nach Hause; bald gehts ja zum Fest.  
Und morgen hinaus aus dem heimlichen Nest:  
Mit achthehn Jahren frisch in die Welt.  
Ich fühle mich schon als ein rechter Held!“

Sie schweigt, steh! thränenlachend mich an;  
Sie segnet mich, als ob sie zum Mann

„Kun, Lisel, gute Nacht! Die Alten,  
So hoff' ich, geben bald sich drein,  
Daß wir auf Neujahr Hochzeit halten.  
Dann soll's nur Glück und Fabel sein!“

„Ja wohl, das kennt man! Wird sich zeigen,  
Was euer Glück ist, dummer Schnack!  
Erst hängt der Himmel euch voll Selgen,  
Dann kommt's mit Pauk' und Tadeltsack!“  
So murmel, ohn' ein menschlich Fühlen,  
Der alte Wandrer, tief verstimmt,  
Derweil im mittlernächtigen Mühlen  
Den Weg er aus dem Dorfe nimmt.  
Doch wie er schreitelt durch die Gasse  
Schon bei den letzten Häuserzeihn,  
Hört er vom obersten Gelasse  
Ein Lied aus engem Fensterlein,  
Das seinen Ingrimm noch erhöhlte.  
Denn wie er stumm vorüber geht,  
Begrüßt ihn einer Wimmerhöde  
Wehmuthbedrängtes Nachgelbe:  
„Guter Mond, du gehst so stille  
Durch die Abendwolken hin —“

„Hol dich der Teufel, magre Spille  
Von Schneider!“ brummt mit hartem Sinn  
Der Mondmann. „War's nicht vollgemessen  
Daß ich den Höllenärm ertrag?  
Eriebl' ich nicht zum Gewoergessen  
An diesem Abend schon genug?  
Mordinstrumententon, Geliebel —  
Das sehte noch, bevor ich schied,  
Vom guten Mond im letzten Wiebel  
Das niederträchtige Stüentlied!  
Kun bin ich's müd! Ich geh nach Hause.“  
Der Mondbewohner hastig giilt  
Vorbei, und stieg zu seiner Klaus  
Im Siebenmeilenstiefelschritt.

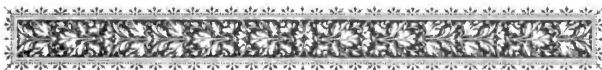
Mich schlänge mit ihrer jarten Hand;  
Und alles schweigt; es horcht das Land.  
„Sei ganz ein Mann, sei selbst dir treu,  
Sei treu deiner Liebe . . . sei treu . . .“  
Weh heute mir Sünder, mir armen Mann!  
Ich kann nicht denken — nicht denken dran.

Bruno Springer.

### Tautropfen.

**T**illags in der schmeichelnd tauen  
Lust die Winterdächer tauen.  
Welch' ein Anistern, Welch' ein Klopfen  
Kl' der Millionen Tropfen.  
Die von des Altanes Kanten  
Niederfallen gleich Demanten! —  
Wie sie so in Glanz verschweben,  
Muß ihr Schicksal ich beneiden:  
Sterbend spiegeln sie in Wonne  
Tausendfach den Strahl der Sonne!

Karl K. Aischer.



Alle Rechte vorbehalten.

Als Manuscript gedruckt.

## Der Präsident.

Drama in fünf Akten von Karl Emil Franzos.

(Fortsetzung.)

**Sendlingen.** Was schreibt sie über ihn?

**Sophie.** Sie schreibt: Ich will ihm nicht fluchen, ich überantworte ihn der Gerechtigkeit Gottes, vergeben kann ich ihm nicht. Wäre er leichtsinnig oder schwach, schreibt sie, ich würde ihm vergeben, aber er war ernst, stark und entschlossen. Nur aus grenzenloser Selbstsucht, sagt sie, hätte er sie nach kaltsblütiger Überlegung der Schmach überlassen. Und meine Mutter war sonst mild und verfühlich! Sie sehen, ich thue ihm nicht Unrecht.

**Sendlingen** (sah höhnend). O doch!

**Sophie.** Woher wissen Sie dies, Herr Präsident, kennen Sie ihn?

**Sendlingen.** Ja — ich kenne ihn! Er — er war heute bei mir, um mich zu fragen, ob er nichts für Sie thun, Sie nicht sprechen kann.

**Sophie.** Ich will ihn nicht sehen — ich beschwöre Sie!

**Sendlingen.** Und wenn ich Ihnen sage, daß Sie damit gegen Jemand hart sind, der besser ist, als Sie glauben?!

**Sophie.** Auch dann! Niemand darf von mir verlangen, daß ich ihm mehr glaube als meiner Mutter, auch Sie nicht, Herr Präsident! Hat meine Mutter gelogen?

**Sendlingen.** Nein! Sie hat ihn im Ganzen richtig beurteilt. Er ist kein Schwächling. Aber auf ihm lastete ein furchtbarer Zwang — er ist ihm unterlegen — wir sind ja alleamt Menschen, denen Gott gnädig sein mag.

**Sophie.** Mir mag er gerecht sein — und ich murre nicht! . . . Und wollen Sie es etwa auch rechtfertigen, daß er sich nicht um sein Kind bekümmerte?

**Sendlingen.** Er ahnte nicht, daß Sie Leben!

**Sophie.** Wissen Sie dies bestimmt?

**Sendlingen.** Ja — und nun erwägen Sie —

**Sophie.** Ich kann nicht. Es ist ja auch gleich-

gültig. Und ihm lebe ich auch jetzt nicht, ihm will ich tot sein, wie er mir tot ist. . . Herr Präsident, ich sehe Sie an, halten Sie ihn mir ferne! Sprechen Sie mir nicht von ihm!

**Sendlingen.** Es sei! . . . Aber . . . aber einen Anderen werden Sie sehen wollen.

**Sophie** (erregt). Einen Andern —

**Sendlingen.** Ihr Glaube hat Sie nicht getrogen . . . Heinz . . .

**Sophie.** O, mein Gott! (Hähet empor, sieht dann halb ehmächtig zurück.)

**Sendlingen.** Seine Mutter allein stand zwischen ihm und Ihnen . . . Er ist hier, um Ihnen zu sagen . . .

**Sophie.** Hier? (In Thränen ausbrechend.) O, mein Gott, wie barmherzig bist Du . . .

**Sendlingen** (eilt zur Thüre links, läßt Niesbach eintreten).

### Achte Scene.

Vorige. Niesbach.

**Niesbach** (eilt auf Sophie zu und schließt die Mantelende in seine Arme). Sophie!

**Sophie** (in seinen Armen). Du . . . Du . . . (sich lösend.) Heinz, kannst Du mir vergeben?

**Niesbach.** Ich Dir?! . . . Zermalme mich nicht. . . (Ihre Hand ergreifend.) Sophie, ein ganzes Leben voll Liebe und Sorge könnte nicht gut machen, was ich und meine Mutter —

**Sophie.** Deine Mutter — Du nicht! Laß meine Hand, weißt Du nicht, was diese Hand . . .

**Niesbach.** Du wußtest nicht, was Du thatest! . . . Und meine Mutter hat Dich dazu gezwungen —

**Sophie.** Ich wußte, was ich that. Ich wollte alles Glend los sein, ich wollte mich an Euch rächen, indem ich Euer Gewissen mit diesem Ende belud —

**Niesbach** (ibre Hand ergreifend). Sophie!

**Sophie.** Laß meine Hand. — Es klebt Blut



baran, Deines Kindes Blut. . . Das läßt sich nicht abwachen, nie mehr. . .

**Niesbach.** An meiner Hand klebt es. . . Und wenn Du mir vergeben kannst und meiner Liebe gestattet, meine Schuld zu sühnen, einer Liebe ohne Ende.

**Sophie.** Sprich mir nicht davon. Das Recht auf Deine Liebe habe ich verwirkt, für immer. . . Ich habe nur noch Anspruch auf ein Glück gehabt: zu erfahren, daß Du schuldlos bist. . . Das weiß ich nun und danke Dir!

**Niesbach.** Du — mir!

**Sophie.** Ja, Heinz, Du hast mir so viel damit geschenkt. Nun kann ich wieder an die Menschen glauben, nun weiß ich, daß es doch wohl — nicht Viele giebt, wie Jener war, der — der nun verlangt, daß ich ihn Vater nenne! Oh. . . nun habe ich wieder Mut. . . nun graut mir vor dem Sterben. . .

**Niesbach.** Du wirst leben. . .

**Sophie** (seitschaftlich). Oh, ich möchte nun leben — leben! (Niesbach's Hand fassen.) Ich fürchte mich. . . Heinz, rette mich. . .

**Niesbach.** Du wirst leben. . . (zu Sendlingen.) Ich bin bereit, morgen —

**Sophie** (außer sich). Nein, nein! Die Richter. . . (Woll Todesangst zu Sendlingen.) Erdarmen!

**Sendlingen.** Du wirst — Sie werden nicht sterben!

**Niesbach.** Hörst Du?! Dieser Mann verspricht es Dir, Sophie, auf sein Wort kann man schwören. Er ist mein väterlicher Freund, er hat sich um meinewillen unser Weiber erbarmt. Ich werde als Zeuge für Dich eintreten. Deine Strafe wird möglichst mild bemessen und dann —

**Sophie.** Dann! Ich werde es nicht ertragen, (verzweiflungsvoll) ich muß im Sterber sterben. . .

**Sendlingen.** Nein. . . nicht erst nach Jahren, Sie werden bald frei sein!

**Niesbach.** Was sagt Du?

**Sendlingen.** Bald — noch — noch heute Nacht —

**Sophie** (aufschreiend). Heute! . . . Dank. . . ich. . . oh, mein Gott. . . (stürzt zu Sendlingens Füßen nieder und umschlingt sie.)

**Niesbach.** Wie kannst Du. . . Was. . . (entsetzt aufschreiend). Was willst Du thun?!

**Sendlingen** (stumpf). Frag' nicht, Heinz! . . . (Zu Sophie neigend und sie emporkend.) Fassen Sie sich — Angeklagte — stehen Sie auf!

(Der Vorhang fällt.)

## Vierter Akt.

(Das Gefängnis des Zaubergewichts. Die Bühne ist geteilt, rechts und links je eine Zelle. Nacht, nur durch die Glasthür oberhalb der Zelle jeder Zelle fällt aus dem beleuchteten Korridor, der dahinter gebaut ist, etwas Licht auf die Bühne. In der Wand zwischen den beiden Zellen eine Holztür. Rechts Sophie, links Kowroff.)

### Erste Scene.

**Sophie.** Kowroff.

**Sophie** (geht unruhig in ihre Zelle auf und nieder).

**Kowroff** (ist beim Aufgehen des Vorhangs auf seinem Lager gelegen, das Haupt auf die Hand gelehrt. Er blickt hinüber, steht auf, murmelt). Sie ist noch immer wach! (Zieht an die Holztür und klopf zweimal leise an.)

**Sophie** (schreit zusammen, tritt dann gleichfalls an die Zelle und sieht dasfelbe Zeichen)

**Kowroff.** Kannst Du nicht schlafen, Töchterchen? Versuch' es doch! Ich rate Dir gut!

**Sophie.** Wie sollt' ich? Ihr wißt ja, noch heut' Nacht werd' ich frei sein!

**Kowroff.** Aber ich habe Dir ja schon gesagt — das kann gar nicht sein. Witten in der Nacht! — bedenke doch!

**Sophie.** Er selbst hat es mir versprochen! Und Ihr meint ja auch: Was der Präsident Sendlingen verspricht, ist so sicher, als wäre es schon geschehen.

**Kowroff.** Freilich habe ich das gesagt und es ist ja auch die Wahrheit. . . Aber Du hast gewiß nicht gut gehört. . .

**Sophie.** Meint Ihr wirklich! Das wäre ja furchtbar! . . .

**Kowroff.** Nein, mein Töchterchen, zu erschrecken brauchst Du deshalb nicht — wenn er es versprochen hat, so wirst Du gewiß frei — aber erst morgen, nach der Verhandlung —

**Sophie.** Nein, vorher schon!

**Kowroff.** Dann verstehe ich es nicht. Ängstige Dich nicht, mein armes Täubchen, — aber ich verstehe das nicht.

**Sophie.** Warum?

**Kowroff.** Siehst Du, ich erinnere mich — vor fünf Jahren — nämlich meine Ganka, Du weißt ja! Nun, siehst Du, damals haben mir die Leute gesagt: „Da sie die That begangen hat,“ sagen sie, „so kommt sie vor die Richter, und die,“ sagen sie, „messen ihr dann die Strafe zu“. Also die Verhandlung — verstehst Du! Ohne die Verhandlung kommst Du nicht frei.

**Sophie.** Aber dann könnt ja auch Ihr nicht morgen entlassen werden?

**Kowroff.** Nein, Kind, so verstehe doch nur, das ist etwas Anderes! Der Gnädigste hat sich überzeugt, daß ich nichts Schlechtes begangen habe, und meine Brüder auch nicht! Also — frei — ohne Verhandlung. Du aber, mein armes Kind —

**Sophie** (verzeihungsvoll). Gewiß! — ich bin ja eine Verbrecherin!

**Kovvrol.** Nein, eine Unglückliche bist Du! Du brauchst Dich vor dem da droben nicht zu fürchten, wenn er gerecht ist . . . Andere waren die Verbrecher, Dein Vater und jener junge Mensch und noch Jemand — ich will nicht sagen wer — ich will Dich nicht kränken. Aber — siehst Du — weil Du so nutzlos wachst —

**Sophie.** Ihr habt Recht! Und nun fällt mir's erst ein: Auch der Verteidiger sagte mir ja immer: Nun muß die Verhandlung folgen. Und selbst Heinz war ja erstant darüber . . . Es war ein Wahnsinn zu hoffen . . . O mein Gott! (Schändst an!)

**Kovvrol.** Nicht so . . . nicht so . . . Sieh, mein Blut würde ich für Dich geben, obwohl ich Dich noch nie gesehen habe und nur Deine liebe Stimme kenne und Dein großes Unglück und weil ich immer an meine arme Hanka denken muß — ich will Dich nicht ängstigen! Nein, ich sage: Er hat es versprochen, er wird es thun! Aber Du mußt Geduld haben . . . (Die Uhr schlägt Eins.) Ein Uhr! . . . (Die Uhren machen ihren Gang! Stille! (Beide treten von der Bühne zurück. Man hört drinnen den lauten, selbstastigen Schritt der beiden Aufseher. Der der Zelle Kovvrols wachen sie halt. Mächler öffnet geräuschvoll das Fenstchen in der Thür und blickt hinein. Sophie sitzt sitzend zusammen, Kovvrol blickt furchsam nach der Thür.)

**Mächler** (Durch das Fenstchen). Warum seid Ihr noch in den Kleidern?

**Kovvrol.** Ich kann nicht schlafen.

### Zweite Scene.

**Sophie.** Kovvrol. **Mächler** (öffnet die Thür zu Kovvrols Zelle und tritt ein). **Fischer** (folgt ihm. Beide tragen Laternen).

**Mächler.** Da will ich doch nachsehen! Ob Ihr schlafet oder nicht, kümmert uns nicht, aber entkleidet sollt Ihr sein und auf dem Lager liegen, so fordern es wir vom Gericht. Verstanden!

**Kovvrol.** Ich habe gedacht — weil es das letzte Mal ist — morgen bin ich ja frei!

**Mächler.** Weiß ich — wir wissen Alles! Aber das ist keine Entschuldigung! So lang' Ihr hier seid, müßt Ihr die Ordnung halten! Sind das auch „böse Worte“ — he?!  
**Fischer** (Gutmütig). Wenn Ihr Euch freut, Alter, so schlaf. Schlaf ist die größte Freude! (Gähnend, sich redend.) Wenn ich nur schlafen dürfte! (Zu Mächler, der sich in der Zelle (hinter umsetzt).) Kommen Sie, Mächler, heut' wird er doch nicht entfliehen wollen!

**Mächler.** Es ist nur der Ordnung wegen! (untersucht die Verbindungsthür.) Die Thür hängt lose in den Angeln. Durchsehen (reißt nach) kann man wohl nicht, aber bequem sprechen . . . Ihr redet wohl zuweilen mit der drüben?

**Kovvrol** (verlegen). Nein!

**Mächler.** Warum schaut Ihr mir dabei nicht in die Augen? Ihr lügt!

**Fischer** (zu Mächler). Nun — und wenn er schon einmal mit ihr geredet hat! (Wagt.) Jetzt könnte man doch wenigstens bis zur nächsten Woche zwei Stunden schlafen.

**Mächler.** Die Ordnung, Fischer! (Zu Kovvrol.) Da geht am Ende das gnädige Fräulein auch in seiner Zelle spazieren und Ihr unterhaltet Euch?

**Kovvrol** (beßig). Nein! . . . Nein! . . . Sie schläft!

**Mächler.** Warum seid Ihr dann so ängstlich? Ich hätte gute Lust, mich zu überzeugen —

**Fischer** (beistand). Das dürfen Sie ja gar nicht, Sie müßten die Aufseherin rufen. . . . Kommen Sie doch!

**Mächler.** Aber anklopfen wird man doch dürfen! (Klopf.) Heba! Sie Lippert! Sind Sie wach?

**Sophie** (nach einer Pause). Was wünschen Sie von mir?

**Mächler.** Mir scheint, Sie unterhalten sich da mitten in der Nacht mit Ihrem Nachbar! Das ist verboten, verstanden? Stecken Sie etwa auch noch in den Kleidern? — Ich werde gleich die Aufseherin holen?

**Sophie.** Das ist nicht nötig! Ich bin angekleidet.

**Mächler.** Schöne Wirtschaft das! Warum denn? Läßt auch Sie die Freude nicht schlafen? Sie kommen ja morgen nicht frei!

**Sophie** (W auf den Schmel in Vordergrund gesunken, schlüßst leise vor sich hin).

**Mächler.** Warum? Frag' ich. . .

**Sophie** (schüchtern flüster).

**Fischer** (zu Mächler). So zeigen Sie sie morgen an, wenn Sie wollen. Aber jetzt kommen Sie.

**Mächler.** Also morgen! Und daß Ihr mir nun miteinander keine Silbe mehr redet! Verstanden? (Beide ab. Die Zelle Kovvrols wird geschlossen, man hört noch auf dem Korridor Mächler bettig reden. Fischer beglähm.)

### Dritte Scene.

**Sophie.** Kovvrol.

**Sophie** (schüchtern verzeihungsvoll vor sich hin).

**Kovvrol** (hört hinter, dann wieder an der Thür) Lächterchen! (Da sie nicht antwortet.) Du weilst . . . ich höre es ja . . . Aber so weine doch nicht so bitter. . . . Weil er Dich angeschrien hat? . . . Sieh! — in einigen Stunden ist es ja Tag und um acht Uhr — Du weißt ja — da kommt immer der gute, alte Doktor zu Dir und dem sagst Du dann: „Also“, sagt Du — „so habe ich den Herrn Präsidenten verstanden“, sagst Du, „aber weil ich

heute Nacht nicht entlassen worden bin — also“, und dann wird der Doktor den Gnädigsten fragen und —  
**Sophie.** Ich weiß ja die Antwort ohnehin. Es war lächerlich, ein Unsinn! Wie dürfte er mich auch ohne Strafe —

**Kobyrrol.** Still! (Wendet gegen den Verdor gewendet.)  
 Es kommt Jemand! . . . Leise, die Wächter — sie wollen uns —

(Schleicht zu seinem Lager hin. Man hört ein Murmeln vor Sophies Thür.)

#### Vierte Scene.

**Sendlingen.** Woywode. **Sophie.** (Traufen) Franz.

**Sendlingen** (öffnet die Thür von Gerdwins Zelle. Man sieht braunen Franz, zu diesem leise.) Das Schloß zum Korridor. Dann hierher!

**Kobyrrol** (betreut sich). Was — ist — das?

**Sophie** (läßt empör). O, mein Gott! . . . Also doch! (Starrt auf den Schmel zurück.)

**Sendlingen** (in Mantel und Antonsülpe, tritt ein, leise).  
 Kommen Sie! . . . (Da sie zitternd auf dem Schmel kniet, tritt er auf sie zu und faßt ihre Hand.) Kommen Sie! . . .  
 Rasch! . . . Es ist kein Augenblick zu verlieren!

**Sophie** (sich erhebend, halb betäubt). Wohin soll ich?

**Sendlingen** (leise). Leise! Später will ich es Ihnen sagen! Kommen Sie!

**Kobyrrol** (für sich). Oh — er!

**Sendlingen** (leise). Ist der Alte drüben wach?  
 (Schiebt nach.) Kann er uns hören? . . . Das hab' ich nicht bedacht. . . Aber gleichviel. . . nun kommen Sie. . .

**Sophie.** So — heimlich?! Sie wollen mir zur Flucht verhelfen?

**Sendlingen.** Fragen Sie nicht! — Später kläre ich Ihnen Alles auf. . .

**Sophie.** Zur Flucht?! Es kann ja nicht anders sein! Warum brauchen Sie sonst Jemand zu scheuen? Und wie kämen Sie sonst des Nachts!

**Sendlingen.** Es muß sein! — Kommen Sie!

**Sophie.** Wohin?

**Sendlingen.** Ein Wagen steht bereit — Sie fahren mit meiner Wirthschafterin, meinem Diener zur nächsten Bahnstation. Am Morgen sind Sie schon viele Stunden von hier — und dann halb ganz in Sicherheit.

**Sophie.** Ich fliehe nicht — das ist ja ein Verbrechen — ich will kein neues Verbrechen begehen. —

**Sendlingen.** Das fällt auf meine Seele. —  
 Kommen Sie! —

**Sophie.** Ich kann nicht! . . . Um meinethwillen soll Niemand —

**Sendlingen.** Denken Sie an Heinz! Und Sie — Du — willst ja leben. . . . Hier bist Du in Gefahr, sagt der Arzt. — Willst Du hier zu Grunde gehen?

**Sophie** (leidenschaftlich). Nein! nein! (Aßgernt.) Aber wie können Sie dies thun. Der Präsident des Gerichts!

**Sendlingen.** Aus Liebe — zu Heinz. —

**Sophie.** Das ist unmöglich. Und Heinz war doch selbst — so erstant.

**Sendlingen.** Er ist nun einverstanden, ich schwöre es Dir! . . .

**Sophie.** Sie wollen sich für die Geliebte Ihres Neffen opfern! Das wäre ja Wahnsinn — das kann nicht sein — Sie — verbergen — mir etwas! . . . (Wankt aufschreiend.) Barmherziger Gott! Sie sagten mir, Sie kennen meinen — den Mann, der meine Mutter betrogen hat. . . . Er ist — Ihr — Verwandter? Ihr Bruder?! Sie sind —

**Sendlingen** (mit schließ herablassenden Armen und gesenktem Haupte). Ich bin Dein Vater!

**Sophie.** Oh! . . . (Streift die Hand abwendend gegen ihn aus.)

**Sendlingen.** Kind, erbarme Dich meiner!

**Sophie.** Ich kann nicht. (Waffschreiend.) Haben Sie sich meiner Mutter erbarmt?! . . . (Weiner.) Gehen Sie — ich habe es nicht gehört, was Sie — und Niemand soll's erfahren — aber gehen Sie!

**Sendlingen.** Du treibst mich in den Tod!

**Sophie.** Das will ich nicht — Sie sind ja gegen Andere gut! Aber mir sind Sie — der Mann — der meine Mutter zu Grunde gerichtet hat — eine gute, edle Frau, die Ihnen vertraute — Sie sind nur der Verderber meiner Mutter — und sonst nichts!

**Kobyrrol** (der bisher in teilnahmsvoller Bewegung dagestanden, wie gestalteten Hände zum Himmel emporkührend). Du da droben, ich habe Dich lang nicht gerufen, erbarme Dich seiner! . . . Kind, sei nicht zu hart. . . . Gnädigster, öffne mir die Thür, daß ich Dir bitten helfe!

**Sendlingen** (öffnet die Verbindungsthür).

**Kobyrrol** (eintretend). Du Ärmster! Und so . . . (auf Sophie zutretend) so siehst Du aus! . . . So bleich, so krank. . . . (Streichelt ihre Wange mit zitternden Händen.) Du, mein Täubchen!

**Sophie** (sitzt aufschlingend an Kobyrrols Brust).

**Kobyrrol** (sie umschlingend). Höre ihn an! . . . Er ist gut und gerecht! . . . Du hast mir ja selbst gesagt, er hat nicht gewußt, daß Du auf der Welt bist.

**Sendlingen.** Ich wußte es nicht! Ich konnte es nicht wissen, obwohl mich mein Gewissen suchte und ich suchte und suchte und fand Dich nicht! Und was ich an Deiner Mutter getrevelt habe — mancher Andere wäre an meiner Stelle nicht stärker gewesen, aber ich will es nicht beschönigen. Es war ein Verbrechen — ein feiges, schändliches Verbrechen — ja! ja! Aber ich glaube — ich

habe es geküßt, heute! Du weißt es ja auch, ich bin nicht schlecht, nicht gewissenlos! Und nun denke, wie mir zu Mute war, als ich erfuhr: Mir lebt ein Kind — in solcher Lage! Hast Du dafür kein Mitleid?!

**Sophie** (hat sich aus Kovrovts Armen gelöst). Was . . . was soll ich sagen?! Ja — ich laube Ihnen, Sie bereuen, möchten gutmachen . . . Aber ich kann Ihnen nicht helfen . . . Ich kann dem Mann, dem meine Mutter — nicht vergeben konnte — nichts verbanken . . .

**Seudlingen.** Die Tote hat mich dem Gerichte Gottes überliefert — es hat mich getroffen — diese Rechnung ist ausgeglichen . . .

**Kovrovf** (in heftiger Bewegung). Nein . . . nein . . . Dich hat mehr getroffen, als Du verdienst . . . Die Tote ist auch schuldig . . . Gott erbarme sich ihrer Seele . . . Wende Dich nicht von mir ab, mein Kind . . . Und Du, Gnädigster, glaube nicht, daß ich irre rede . . . Mein Herz sagt mir das, aber ich kann es nicht so . . .

**Sophie.** Meine Mutter war gut . . .

**Kovrovf.** Aber zu stolz, Kind, so stolz darf eine Mutter nicht sein. Sie hat damals bitten sollen . . . „Heirate mich, damit unser Kind einen ehrlichen Namen hat! Um des Kindes willen — heirate mich!“ Auf den Knien hat sie darum bitten sollen und sie schweigt und sagt nicht einmal dann: „Sorge für das Kind!“ Warum? Aus Stolz und um sich an ihm zu rächen . . .

**Sophie.** Sie hat selbst für mich geforgt.

**Kovrovf.** Ja, so viel es ihr möglich war, aber es war ihr nicht genug möglich. Sie hätte ihm schreiben sollen: „Wie mir Geld, damit ich bei meinem Kind bleiben kann und es bewachen kann!“ — aber sie schweigt und läßt Dich lieber bei fremden Leuten aufwachsen. Und noch etwas muß ich Dir sagen, mein Kind! Ich habe Dir ja

mein Unglück erzählt, mit meiner Hanka. Erinnerst Du Dich vielleicht, wie ich ihr damals, bevor ich fortgegangen bin — also damals habe ich ihr gesagt: „Dein Vater ist ein Finbalkind!“ Glaubst Du, es war mir leicht?! Meine Wangen haben mir dabei gebrannt vor Scham, ein Vater seinem Kind! Und ich habe es doch gesagt zur Warnung! weil es so Pflicht war. Deine Mutter aber sagte Dir: „Ich bin eine Witwe,“ sagte sie — wer weiß, hätte sie die Wahrheit über's Herz gebracht — Du wärest heute vielleicht nicht hier! . . . Hast Du das bedacht, Lächterchen . . .

**Sophie** (bricht in bitterer Schlangen aus).

**Kovrovf.** Reine nicht so! Nicht die Tote zu schmähen, habe ich das gesagt. . . Sie hat viel gelitten, sie ruhe in Frieden. . . Vergieb ihr, aber vergieb auch ihm! . . .

**Seudlingen.** Sophie! (Ihre Hand lockert) Ich will ja kein gutes Wort von Deinem Munde — ich will ja nur das Recht, Dich zu retten.

**Sophie** (weint noch härter).

**Seudlingen.** Vergieb mir, Sophie!

**Sophie** (hat einen Schritt auf ihn zu, er öffnet die Arme, sie stürzt an seine Brust).

**Seudlingen** (ihre Haupt emporhebend, hammernd). Sag' . . . sag' . . . sag': „Vater!“

**Sophie.** Vater! . . . Vater!

**Seudlingen.** Und nun, komm'!

**Sophie.** Du opferst Dich für mich —

**Seudlingen.** Nein! (1898 sah von Sophie los, tritt auf Kovrovf zu.) Dieser Mann verrät uns nicht.

**Kovrovf.** Eher sterben, Gnädigster!

**Franz.** Rasch, um Gotteswillen!

**Kovrovf** (tritt in seine Hölle, die Seudlingen hastig hinter ihm zurück).

**Seudlingen.** Komm', mein Kind, komm'.

(Während Beide abgehen, fällt der Vorhang.)

(Schluß folgt.)

## Ein Idealist.

Er war ein ernster Träumer, ein Phantast, Von Kindheit an schon ohne Eigenwillen, Er trug mit kummern Gram des Lebens Last, Und nur des Nachts, vereinsamt, ganz im Stillen, Schrieb er mit seiner Seele Feuertag!

Die Leiden seines grauen Daseins nieder Und dichtete mit seines Herzens Blut Die Sehnsuchtswildern, glücksbegier'gen Lieder.

Der Augen schwärmerischer Glanz erstarb, Wenn sie des Morgens erste Strahlen trafen; Damit er sich sein täglich Brot erwarb Griff er nach des Gesetzes Paragraphen; So hat sein Vater einflens es gewollt, Und er — er wußte schweigend sich zu fügen, Obwohl es ahnungsvoll in ihm gewollt, Daß man ihn wollte um sein Glück betrügen.

Nun ging er Tag für Tag nach dem Gericht, Um Andrer Rechte mühsam zu erringen Und sprach mit blaffen, erstem Angeficht Von hunderttausend wesenlosen Dingen; Der Kampf um Klein und Klein stieß rasch ihn ab, Der Menschheit Hassen homt' ihn nicht bewegend, Korrekt plauderte er sein Penium ab, Doch ohne seine Seele zu erregen.

Nur, wenn das Elend man mit Lügen trat Und unbedienten Jammer man verhöhnte, Utplötzlich, wie durch eine Wunderthat, Sein düstres Antlitz felsam sich verklärte, Aus seinem Blick sprang Feuertag hervor, Mit halter Hand strich wild er durch die Locken, Er schien zu wachsen, reckte sich empor, Von seinen Lippen klang's wie laufend Glocken.

Und seiner Sprache gab nicht der Verstand —  
Das Herz allein gab ihr die volle Nahrung,  
Das war ein Sang, der lösend Echo fand.  
Das war ein brausend Lied der Offenbarung! —  
Was er zu Ende, — jitzend, leichenbläß  
Sank er erschöpft und stumm in sich zusammen,  
Das Antlitz schlaff, die Stirne bleich und naß,  
Schien er verzehrt von seinen eignen Flammen.  
Es murmelte das Volk — es war erregt,  
Erschültert, bis zu Thränen tief ergriffen,  
Die Richter aber blieben unbewegt  
Und schlüferten — von Advokatenhuffen.

Sie höhnten: „Meilenweit schoß er vom Ziel,  
Und seine Duseleien uns nicht trafen,  
Wir richten nicht nach dem Novellenstil,  
Wir richten nach dem Geseßesparagrafen!“

Das Urtheil ward gesprochen — ungerührt  
Ward einem Armen Luß und Licht gestohlen  
Und als man ihn verächtlich fortgeführt,  
Weil freierend er geraubt ein Häufchen Kohlen,  
Da ging der Andre auch mit starren Blick,  
Erschauernd vor dem harten, kalten Leben,  
Versuchte und verdammte sein Gekühn,  
Weil einß es eine Seele ihm gegeben.

Marie Jerfsche.

### Drei Fischer.

**D**rei Fischer fuhren gen Westen aus,  
Gen Westen bei Sonnenuntergang;  
Sie dachten jeder des Weibs zu Haus  
Und der Kinder, die ihnen nachsah'n lang.  
Arbeit ziemt Männern, Weibern Trauer:  
Brot wollen alle, und Hungern ist sauer —  
Knirsch! auch vorn Hasen der Treibfand.

Drei Weiber sahen die Nacht im Turm  
Und wachten und gaben der Kampen acht.  
Sie sahn das geballte Bewölkh und den Sturm;  
Sie hörten den Regen stürzen mit Macht.

Arbeit ziemt Männern, Weibern Trauer,  
Säht gleich die See und ist Sturm auf der Lauer  
Und knirsch! vorn Hasen der Treibfand.

Drei Leichen lagen im Morgengraun  
Auf dem blinkenden Strand, als die Flut war aus.  
Und weinend ringen die Hände die Frau  
Um sie, die nimmermehr kommen nach Haus.  
Arbeit ziemt Männern, Weibern Trauer,  
Sald endet der Schlaf des Tagewerks Dauer.  
Liede dem knirschenden Treibfand!

Nach dem Englischen des *Grafen Klingens*  
von *Otto Maur.*

## Zur deutschen Metrik.

Von Prof. Dr. J. Minor.

### III. (Schluß.)

Historisch betrachtet finden wir also bei Hans Sachs die vierfäßigen Reimpaare der mittelalterlichen Dichtung wieder, in denen schon im Laufe des 13. und 14. Jahrhunderts regelmäßiger Wechsel von Hebung und Senkung, also auch festbestimmte Silbenzahl zum Gesetz geworden war. Hans Sachs unterscheidet sich von Konrad von Würzburg und seinen Nachfolgern nur dadurch, daß er den natürlichen Accent nicht beachtet, sondern oft genug verlegt. Die Reform Dübens aber hat ein doppeltes Gesicht: sie wendet sich auf der einen Seite gegen die Nichtung des Hans Sachs, indem sie Beachtung des Wortaccents verlangt; und sie wendet sich auf der anderen Seite gegen den französischen Vers Wechherlins, indem sie regelmäßig wechselnde Hebung und Senkung verlangt. Zu der Theorie fielen beide Gesichtspunkte zusammen, weil man zwischen Wortaccent und Versaccent verhängnisvoller Weise nicht zu unterscheiden verstand.

Schon Dvig und mehr noch seinen Nachfolgern blieb das Verständnis des Hans Sachs'schen Verses verschlossen. Bald wurden seine Gedichte von den gelehrten Renaissancepoeten als Mittelreime, Mittelverse oder Pseudreime verpöthet. Als Mittelreime, versus rhopalici, hatte man vor Zeiten gereimte lateinische Verse, wie die leontinischen Hexameter, bezeichnet, um sie als barbarische Erfindung zu kennzeichnen. Noch Schottel in seiner Sprachkunst nennt Mittelverse, auch Klippel-

oder Klöppelverse solche lateinische Verse, in denen die Cäsur mit dem Schlusse reimt, wie in den lateinischen Hexametern. Aber schon Bernice verbindet damit einen andern Begriff, indem er eine Abtheilung deutscher Verse verächtlich als Mittelverse bezeichnet: sie würden von den Kunstbüchern den Schulmeistern, Sprachsprechern und Zeitungshängern überlassen. Aber auch diese griffen damals schon zu den metrischen Formen der Diphthischen Kunstpoesie und des Metrum des Hans Sachs kam in der ersten Dichtung gar nicht mehr vor. Dagegen bediente man sich des verachteten Vermaßes bald zu lömlicher Wirkung, als man seit Anfang des XVIII. Jahrhunderts in parabolischen und travestierenden Dichtungen die burlesken Verse der Franzosen (das poème burlesque) nachzuahmen suchte. Der Hofdichter Caniz war mit seinem „Schreiben des Herrn Mittelhardt an Herrn Licentiat Lobesau“ 1677 und mit zwei andern Parodien (1688) vorausgegangen. Bernice verpöthete die Gegenstände und Formen der alten und neuen Poesie in zähen, oft strophisch gegliederten Mittelversechten. Später forderte Gottschalk in seiner Kritischen Dichtkunst auf, scherzhafte Mittelverse zu machen, „d. h. solche alfränkische, achtsilbige, gekümperte Reime, als man vor Dvig gemacht habe“. Man müsse dazu der Theuerdank, Hans Sachs, Froschmeuser, Meinde Fuchs recht fleißig lesen, und die alfränkischen Wörter, Reime und Redensarten, die Einfalt der Gedanken und selbst die Orthographie der Alten nachahmen. Namentlich einem

Überleber von Auliers Kubibras wollte er das Versmaß empfohlen haben. Aber bald wendete ein gelehriger Schüler das Geschloß gegen den Meister selbst: eine der ersten Dichtungen in (übrigens sehr zahmen) Mittelversen war Noths ergöbliche Epistel des Teufels an Gottsched. Auch die kritische Dichtkunst der Sawwizer fand den regelmäßigen Wechsel von betonten und unbetonten Silben monoton, den wir der Epiphischen Reform verdankten. Sie rieten, den Alexandriner fahren zu lassen, zu dem kurzen achtsilbigen Vers vor Opiz zurückzukehren, und „ihm den in der Aussprache natürlichen Laut zu geben“, d. h. die natürliche Betonung zu beachten. Man sieht, daß auch Breitinger den Hans Sachs'schen Vers falsch beurteilt. Jenen regelmäßigen Wechsel von Hebung und Senkung finden wir auch bei ihm, nur sehr oft auf Kosten der natürlichen Betonung. Wird die Beachtung der natürlichen Betonung zum Gesetz erhoben, so ist das im Prinzip eben nicht der Hans Sachs'sche Vers, so sehr auch die überwiegende Mehrzahl der Verse des Hans Sachs dieser Forderung entspricht. Denn das Gefühl hat auch ihn immer mehr zur Übereinstimmung des Wort- und Versaccentes gebrängt.

Aber erst Goethe hat den vermeintlichen Vers des Hans Sachs für die ernste Dichtung wiedergewonnen. Auch er hat ihn anfangs nur in launigen Parodien und Satiren, zum ersten Mal in der Leipziger Zeit, offenbar im Anschluß an Noths Epistel, in einer Satire auf den Magister Globius angewendet, dann später in der Frankfurter Farcen- und Pasquillendichtung. Gleichzeitig aber auch in den großen dramatischen und erzählenden Dichtungen: im Faust, im Ewigen Juden, in Hans Sachsens poetischer Sendung, zuletzt in einigen Parabeln und Legenden. Unter Goethes Einfluß hat Wieland seine Titanomachie in diesem Versmaß geschrieben und den Versen seiner romantischen Erzählungen eine leise archaische Färbung verliehen. Wallensteins Lager und die satirischen Komödien der Romantiker folgen am Schluß des vorigen Jahrhunderts; Rüderts Nal und Damajanti und Uhlands Schwäbische Kunde stehen am Anfang des unsrigen, das den Hans Sachs'schen Vers zu seinen Lieblichen zählt. Seine Laufbahn ist noch nicht abgeschlossen, und die Zukunft wird ihn vielleicht noch besser zu schätzen wissen als die Vergangenheit.

Es ist nun zunächst festzustellen, daß der moderne Mittelvers mit dem Hans Sachs'schen Vers nichts zu thun hat. Wie man sich diese auch zurechtlegen mag, über jedem Zweifel steht allein die feibestimmte Silbenzahl. Gerade diese Eigenschaft aber fehlt dem Mittelvers. Von den jambischen und trochäischen Versen unterscheidet er sich eben dadurch, daß Auftakt und Senkungen fehlen oder auch mehrsilbig (zwei-, drei-, vier- oder mehrsilbig) sein können. Er steht also dem altheutschen vierhebigen Keimvers näher als dem Vers des Hans Sachs. Von beiden, von dem altheutschen Keimvers und dem Hans Sachs'schen Metrum, unterscheidet er sich aber auch dadurch, daß die Reimstellung meistens frei ist: wir finden nicht bloß Reimpaare, sondern auch gekrenzte, ungleichmässige Reime und auch künstlichere Reimstellungen.

Mehr als jede andere Versart ist der Mittelvers von dem richtigen Vortrag abhängig. Bei regelmäßiger Wechsel von Hebung und Senkung ergeben sich die betonten Silben von selbst aus ihrer Stellung im Verse; bei dem Mittelvers entscheidet allein die natürliche Betonung, der rechte sinngemäße Vortrag, der hauptsächlich von dem Satton abhängig ist, während bei regelmäßigem Wechsel von Hebung und Senkung mehr der Wortton zur Geltung kommt. Im Ganzen werden sie von den Metrikern meist falsch beurteilt, weil man aus den antikisirenden Versmaßen mit gleichmäßigem Wechsel von Hebung und Senkung die Neigung zum Sclaudieren und die Abneigung gegen viel-silbige Senkungen mitbringt, und weil der lebendige Vortrag nicht einem Jaden gegeben ist. Man hat sich sogar zu der Behauptung verliegen, als ob in der Kapuzinerrede (Wallensteins Lager) wie eine zweisilbige Senkung vorkäme, und alle Verse, die dagegen sprechen, mit fünf oder mehr Tacten gelesen. Nun kommen allerdings in modernen Mittelversen mitunter mehr als vier Hebungen vor, aber keineswegs so viel, als man gemeinlich annimmt. Charakteristisch aber für ihn sind gerade die mehr als zweisilbigen Senkungen, während das Fehlen der Senkungen viel seltener vorkommt.

So hat man den folgenden Vers der Kapuzinerrede irrthümlich mit zweisilbigem Auftakt und zusammen-treffenden Hebungen lesen wollen:

so ein' hochmütiger Nebukadnezér.

Die richtige Betonung finden wir, wenn wir den Satz mit dem vollen Nachdruck der Entrüstung sprechen, die ihn dem Kapuziner eingeben hat. Wir fagen dann: so ein mensch, ein hochmütiger mensch und betonen in der Empfindung sonst unbedeutende Silben und Worte. Der Vers lautet also:

So ein hochmütiger Nebukadnezér.

Noch mehr belastet mit Senkungen ist der folgende Vers; denn es ist zu lesen:

Wie mächen wir, dass wir können in Abrahams Schoss, mit vier Hebungen und einer vier-silbigen Senkung; nicht aber mit fünf Hebungen,

Wie mächen wir, dass wir können in Abrahams Schoss, wobei dass wir ganz ungehörlich gehoben würde.

Ebenso ist zu lesen; mit zweisilbigen Auftakt und dreisilbiger Senkung:

es war/nicht nur so gesagt ihm zum Schimpf und Hohn.e  
Ebenso mit Auftakt:

Frisst den /öchsen lieber als den öxenstirn,  
denn die natürliche Betonung eilt, um den Gegensatz öchsen und öxenstirn recht nachdrücklich hervorzuheben, über das Verbum (frisst den) hinweg.

Ebenso ist im Faust viertactig zu lesen und nicht, wie man verlangt hat, fünftactig:

Heisse Magister, heisse Doctor gar,  
nicht:

Heisse Magister, heisse Doctor gar,  
denn das zweite heisse als bloß dem Parallelismus

zu Liebe angebrachte, für den Sinn entbehrliche Wiederholung verliert seinen Reizt zwischen den gesteigert betonten Magister und Doctor. Aus demselben Grunde lesen wir:

Sind wir Türken, sind wir Antibaptisten,  
denn zwischen Türken und der Steigerung Antibaptisten  
verschwindet die Wiederholung sind wir in der natür-  
lichen Betonung.

Man hat eine ganz unverständige Scheu vor mehr-  
silbigen Sentenzen, die übrigens nicht einmal bei regel-  
mäßigem Wechsel von Hebung und Senkung berechtigt  
ist. Denn nicht nur bei Klopstock und Voß finden wir  
in antiklassischen Strophen dreisilbige und viersilbige  
Sentenzen. Bei Goethe und Schiller sogar sind sie in  
den einfachsten Strophenformen nicht selten:

Kein Dach ist so niedrig, keine Hütte so klein.  
(Schiller, Bier Weltalter.)

Sie essen, sie trinken und bezahlen nicht gern.  
(Goethe, Epiphania.)

Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt,  
(Goethe, Erstling.)

Da rüttelten sie sich, da schüttelten sie sich.  
(Goethe, Zigeunerlieb.)

Freistündigerweise finden wir sogar in dem Tri-  
meter, dem streng antiklassischen Versmaß, bei Goethe  
ein Beispiel mehrsilbiger Sentung:

von fülle zu entbehren, von entbehren zu verdruss.  
Ist sicher ist auf dieselbe Weise auch der Hexameter in  
Hermann und Dorothea zu erklären:

Ungerecht bleiben die Männer, und die Zeiten der

Liebe vergehen,

wobei Goethe ohne Zweifel Männer und die als einen  
Versfuß gelesen hat, was für das Ohr auch ganz ohne  
Anstoß ist. Erst als man ihn später darauf aufmerksam  
machte, hat er ganz unrythmisch zwei Versfüße  
(Männer / und die) herausgelesen und die „sieben-silbige  
Zeile“ laufen lassen.

In der That haben die mehrsilbigen Sentenzen  
in allen diesen Fällen für das Ohr gar keinen Anstoß,  
auch wo sie nicht für den musikalischen Vortrag bestimmt  
sind, und also bloß die Auflösung einer halben Note in  
zwei Viertel u. dgl. bedeuten. Sie bestehen entweder aus  
Erbindungen auf —en, oder —er: ritten, Türken, Magister,  
rüttelten, schüttelten, tranken, und werden dann auch in  
der prosaischen Rede einflüßig gesprochen: ritta, Türkén,  
Magistér, rütteltea, schütteltea, trinka. Ober es ist Paral-  
telismus vorhanden, und es fallen die wiederholten, im  
Satz unbetonten Wörter in die Sentung:

Kein Dach ist so niedrig, keine Hütte so klein.

Da rüttelten sie sich, da schüttelten sie sich

Von Fülle zu entbehren, von entbehren zu

Verdruss

Heisse Magister, heisse Doctor gar.

Sind wir Türken, sind wir Antibaptisten.

## Neue Lyrik und Epik.

Seit etwa einem Jahre hat Johannes Schür-  
mann in dieser Zeitschrift eine stattliche Reihe von  
Nachdichtungen italienischer und französischer Dichter  
veröffentlicht; der Umstand, daß sie in den Spalten  
dieser Zeitschrift erschienen, darf den Kritiker nicht ab-  
halten, ihnen als rechtlich verdientes Lob nachzugehen:  
sie gehören zu dem Besten und Feinsten, was auf dem  
Gebiete der Uebersetzungskunst in letzter Zeit in Deutsch-  
land geleistet worden ist. An formaler Vollendung  
wird Schürmann wohl überhaupt von Niemand über-  
troffen, ebenso an Treue der Nachdichtung, was den  
Vortritt betrifft, aber auch in dem Döchtchen und der  
Wiedergabe der Stimmung des Originals kann er  
neben den Meistern, obwohl er sie da zuweilen nicht  
ganz erreichen mag, mit Ehren bestehen. Das wird  
nur Jemand können, der selbst ein respektabler Poet  
ist, und darum habe ich nach der Sammlung, die er  
eben veröffentlicht („Gedichte von Johannes Schür-  
mann“, Berlin, F. Fontane & Co.) mit einem günstigen  
Bourirettel gegriffen. Es hat mich nicht getrogen. Ich  
will Schürmanns Lyrik nicht höher heben, als sie  
verdient, sie kann nur in der formalen Vollendung des  
Verles den höchsten und strengsten Anforderungen ge-  
nügen; nach dieser Hinsicht würde selbst ein überchwäng-  
liches Wort kaum unverbietet; die Kunst dieser Sprache  
muß auch das verwöhnteste Ohr loben. Der Inhalt  
ist der Form nur in einigen Nummern ebenbürtig. Am  
Besten glücken dem Dichter die Naturbilder, nächst ihnen  
die kleinen episch-lyrischen Gedichte, auch die satirische  
und humoristische Tonart gelingt Schürmann wohl —  
„Der Zauberpiegel“ z. B. ist ein reizendes Genrebild

von grandioser Schalkheit, das sich kein Deklamationsobuch  
entgehen lassen sollte, — aber ein Naturlaut ist nirgend-  
wo zu verspüren und die Empfindung ist hart, fein,  
aber nicht stark. Nun — „non omnia possumus omnes“  
— mit dem Gefanteindruck, den Schürmann dem Leser  
macht, wird der Dichter ebenso anrufen sein dürfen,  
wie der Leser mit dem geistigen und Gemüths-Gewinn  
aus dieser neuen Bekanntschaft. Die Hälfte des Bandes  
ist den Uebersetzungen eingeräumt; darüber aber habe  
ich bereits gesprochen, eingeräumt; darüber aber habe  
ich bereits gesprochen, daß da so ziemlich Alles auf derselben Höhe des Ge-  
lingens steht; nur etwa die „Lokansischen Volks-  
lieder“ ausgenommen, wo der Ton nach meinem Empfin-  
den nicht einfach genug ist.

Die anderen Autoren, mit denen ich mich heute  
zu beschäftigen habe, sind leider nur Dilettanten besseren  
Schlages, Männer, denen zwar eigentümliches Denken und  
Empfinden fast gänzlich abgeht, die aber doch mindestens  
in Sprache und Form Geschmack und Können zeigen,  
also halbe Bienen, innerlich Dilettanten, äußerlich Dichter.  
Dahin gehören:

„Traumeskinder.“ Erzählende Dichtungen von  
Adhr. Seith. (Dresden, Bierlton.) Ein gebildeter  
Geist, der viel gelernt, und ein gutes Gemüth, das viel  
gelitten hat. Man wird nirgendwo gehört, zur Ab-  
sehung gezwungen, aber auch nirgendwo ergreifen und  
zur Zustimmung hingreifen. Dem pseudonymen Ver-  
fasser ist eben Vieles gegeben, aber Eines verlaget:  
die poetische Kraft und das ist ja leider die Hauptache.  
Das geantisch schönste Gedicht im Bude: „Die Kagare“  
ist in der Form nicht ganz glatt (schädieste Süll —  
Blütenfüll) — ob je ein wahrer Dichter so reimten

würde!), das formal beste Gedicht: „Debius“ ist gedanklich unbedeutend. Auch dies ist ein typischer Zug. Es geht seinem Halben besser.

Darum auch Karl August Hückinghaus nicht. Hat man seine „Gedichte“ (Dresden, Bierion) zu Ende gelesen, so sagt man sich: ein edel empfindender Mann, der manche formal sehr gute Verse gemacht. Aber nirgendwo ist uns ein Gebante aufgefallen, der uns zum Nachsinnen zwingt, eine Empfindung, die uns zum Nachfühlen bewegt. Und kein Gedicht wird man im Gedächtnis behalten haben. Es ist eines wie das andere, weil ihr Verfasser keine Individualität ist, sondern ein Mann wie hundert andre.

Geringeren Geschmack zeigen inhaltlich und formell die Gedichte von Hermann Stegemann: „Weißer Frühling“ (Solmar, Egstedtdörfer & Waldmeyer). Da kann man noch Wendungen begegnen, wie der folgenden: „Du deutsches Land, du Deutsches Volk, Nun bete uuentwegt . . .“ oder gar: „Drei Monde warte der Liebe Mai — In deiner Jugend Kränze — Im Haus der Hoffnung frant und frei — Anhubst Du Deine Länze“. Einen Bogen Jedem, der das versteht,

und ich hoffe dadurch nicht zum Bettler zu werden. Aber im Ganzen und Großen ist Stegemann nicht härter oder milder zu beurteilen als die beiden Vorigen, und daß er neuerdings ins Lager der Naturalisten übergegangen, wird ihm auch nur eine neue Maske geben, sein neues Gesicht: es fehlt eben an der Eigenart.

In dieselbe Reihe gehören die Verfasser zweier epischen Dichtungen: „Der Gottversprochene“ von Wilhelm von Warteneck (Paderborn, Ferdinand Schöningh) und „Die Herz von Gela“ von Carl Girth (Leipzig, Wilhelm Friedrich). Es find äußerlich die denkbar verschiedensten Produkte, Warteneck giebt eine romantische, fromm angehauchte Geschichte aus dem Mittelalter, bei der ihm sichtlich Webers „Dreizehnlinden“ als Muster vorgeschwebt hat, Girth eine naturalistische Liebesgeschichte von der Lisee, die im Ton selbstam zwischen Schefel und Villenoren schwankt; Warteneck plagt sich ehrlich mit der Form ab, Girth wirft seine Formen sorglos, oft geradezu lieberlich hin, aber beide folgen fremden Tonarten, weil sie die eigene nicht finden können. Ja, die Halbheit!

Otto Hartung.

## Epen, wie sie nicht sein sollen.

Wie man in jeder Gesellschaft brave, fleißige, wohlfrisierte Menschen trifft, die in eine wahre Dummhölle von Bohlerjogenheit und Langweiligkeit gehüllt sind, so giebt es auch in der Literatur wohlgekammte Dichtungen, die dazu bestimmt sind, dem armen Kritiker einen Sinnadentrampf zuzufügen, denn Andre lesen sie nicht. In die Reihe dieser Dichtungen zur Beförderung des Gähnens gehört „Johannäusfeuer“ von Marie von Rajmajer, einer in Wien lebenden Dame (Stuttgart, Verlag von Adolf Benz & Comp.) In einem Duzend Kapiteln wird uns da in einer Duzend-Sprache eine Duzend-Geschichte erzählt. Don Alvaro von Medran, ein spanischer Ritter, hofft „auf Dornenwegen verlorenen Seelenfrieden“ zurückzugewinnen, „Drum tritt er bei dem Johanniter-Orden, Im Innern schon sein neues Glied geworden“ und segelt nach Malta. Durch ein Frage- und Antwortspiel zwischen ihm und der Schiffbesatzung wird uns die Topographie und Geschichte der Insel vorgeführt, 3. B.:

„Wie heißt dort oben auf den Felsenriffen  
Der schlafte Bau, der nur sich selber gleicht?“  
Der Ritter sprach's, zum Kapitän gewendet.  
— „Sanct Elmo, Herr, kaum zwanzig Jahr vollendet.“  
Das versteht der Dilettantismus unter lebhaftem, anschaulichem Beschreiben. Hier noch eine Probe. Die Insel ist von einem Sturm verheert worden, man höre die Schilderung des Lebens am Straube:

„Und wirklich hoben sie so manchen Kranken  
Am Landungsplatz von manchem Boot heraus,  
Für Nahrungsmittel sah man Anb're danken,  
Und wohlbeladen rudern froh nach Haus,  
Indessen Anb're mit verdörnten Rieuen  
Von Schred und Gräueln zu berichten schienen.“

Unter den „Menschen aller Stände“, die „am Ufer waren“ (gleichfalls wörtliches Citat, Seite 7) ist auch eine Dame, die die Keugier der Reisenden erweckt:  
„Ist dieses Curer Frauen Bürgertracht?“  
So frag der Kaufmann. „Dür' ich stets doch sagen,  
Daß sie noch ganz arab'ische Mäntel tragen.“  
Diejen'ge, die er meint, war leicht zu schauen,  
Da ganz im Vorbergrund sie ging und stand. —  
„Ich seh' sie“, sprach der Kaufmann, „Alles leiten.“  
Und in der That, nicht lag es an dem Kleide,  
Daß auffihr ihre schwächliche Gestalt . . .“

Diese alles leitende schwächliche Gestalt ist Juana, die Tochter des Baumeisters Goffar. Natürlich hat sie, auch davon abgesehen, daß sie keinen „ganz arab'ischen Mantel“ trägt, noch andere hervorragende Eigenschaften:

„Genial ist auch Juana  
Schaffen nicht, doch im Charakter;  
Wahrlich! Vieles Mädchen Kopf,  
Willenskraft und Selbsterzeugung  
Sucht' ich nie auf diesem Eiland —“

so rühmt sie der Großmeister Kavalotta dem Don Alvaro, indem er sie ihm als Führerin durch die Insel mitgiebt; denn der Spanier ist Wundarzt und soll den durch den Sturm Verletzten Hilfe bringen. Juana verspricht ihm eine treue Führerin zu sein:

„Durch die Mitte, über alle  
Höhen, wo der Sturm gerast.“

Das thut sie auch, aber Don Alvaro ärgert sich, daß ihn ein Weib führt, weil er nämlich, was auch bei den Helben der Marlit zuweilen vorkommt, ein Weibseind ist. Erst in der „Lorfgemeinde des Mosta“ (S. 31; Kreis und Landwehrbesatz finden sich nicht angegeben), wie die Paulusstirke sagt, „durch Wirklichkeit der Sage dem großen Apostel geweiht“ (S. 34) „bachte Alvaro darüber zum ersten Mal!“ —

„Wie ernst zugleich und freundlich dies seltsam Mädchen war“ (S. 34),

welche ernst-freundliche Seltsamkeit sich auch bei den Feldinnen der Marlit oft findet. Bald kommt es zu den ersten Aussprache, und zwar in der Grotte der Kalypso, aber was die Weiden einander sagen, ist schon oft an minder poetischen Orten gefaßt worden. „Betrachtet Ihr“, fragt sie:

„Betrachtet Ihr das Weib zu Eurem Ruhme  
Als eine Wbart nur des Menschentume?“  
Worauf er ebenso geistreich:  
„Verzeiht, ich sprach nur ganz im Allgemeinen“,  
Erwidert er — „Wie Viele nehmt' ich an!“

Damit giebt sich Juana natürlich nicht zufrieden und er erzählt ihr zum Beweis, daß er zur Verachtung der Frauen Grund habe, seine Lebensgeschichte. Der Wundarzt war früher Krieger, bis er krank wurde:  
„Und sählst'ich von des Lebens hohen Wunden  
Wie ward ich auf mich selbst zurückgezogen“  
wörtlich S. 51 — eine turnerische Leistung, die ich freilich nicht ganz verstehe.

„Nicht schelten will ich körperliches Leiden,  
Wenn's nur nicht allzusehr uns übermannt —“  
fährt er fort; er habe beigelehrt Blanca, seine Ruhme, „erblüht zur rätselhaften Wunderblume“ wiedergefunden und sich mit ihr verlobt, um mit ihr

Ein neues Dasein hegreich zu gestalten,  
In dem die Ideale nie veralten (S. 53).  
Er hat nur vorher noch einen Auftrag in Glandern



zu erfüllen. Als er aber heimkommt, sieht er, wie ein Ritter in der Dämmerung aus Blancas Zimmer flüchtet und schlägt diesen tot; Blanca stirbt in einem Kloster aus Liebesgram. Juana vernimmt es teilnahmsvoll, Weibe schweigen trübe, dann essen sie Wachsteln (S. 61), und ziehen weiter, bis sie an eine Stelle kommen, wo Juana ihre Geschichte erzählt. Dort steht ein verfallenes Schloss, der Besitzer hat Juana geliebt, sie ihn nicht. Seine Mutter kam zu ihr

„Fragend, ob sie einen Andern liebe,  
Deshalb unerhört Lorenzo bliebe,  
Was das Mädchen wahrheits-treu verneint“ (S. 69).

Darum raubte Lorenzo das Mädchen „grausam wahr“, ließ sie „zwischen Eh' und Ehrverlust entscheiden“, worauf sie ihm ihren Dolch vorwies, und als nun Cassar erschien, die Tochter zu holen, tötete sich Lorenzo. Natürlich macht diese Geschichte auf Alvaro den tiefsten Eindruck, denn da die Handlung um 1565 spielt, so kann er die deutschen Ritterromane von Siegfund und Kramer, aus denen sie geholt ist, nicht gelesen haben. Als sich nun das Paar kurz darauf beim Fest in der Johannisnacht wiederseht, da

— hatten rauch sie überprüngen

Die Nebenarten außer Höflichkeit (S. 81)

und sprechen zuerst darüber, daß die Johannisfeuer ein heidnischer Brauch sind (S. 82), dann davon, daß Alvaro bald, nicht als Wundarzt, sondern als Seerheib mit zehn Galeeren in See stechen soll, worauf Juana schmerzvoll anspricht:

„Wie ist, trotz seinem Rauchen, seinem Winken,  
So stumm doch, so entsehtlich stumm das Meer“ (S. 86),  
was sie dann S. 86 wiederholt. Alvaro schließt daraus, daß er Juana nicht ganz gleichgültig ist; in der That blickt sie in der Zwischenszeit mehrere Liebeslieder, worunter eine Sapphische Ode besonders schön ist; sie schließt mit den Worten „Wüstlich lebe du dennoch“ (S. 95). Am Tage, wo Alvaro, nachdem es ihm gelungen war,

„Manch Vberbern-Raubschiff in den Grund zu bohren  
Und auch der Sultan hatte viel verloren“ (S. 99)  
zurückkehrt, besucht er die Grötte der Kalypso und zwar gerade in dem Augenblick, wo Juana — ihre sapphische Ode registriert. Mein Wig des Referenten; also zu lesen S. 101:

„Und hatt' es eben nochmals ausgerufen:

„Ja, glücklich lebe dennoch!“

Nun weiß er, woran er ist, aber zu einer Aussprache kommt es nicht, sondern zunächst blickt auch er einige Lieber, darunter gleichfalls eine sapphische Ode. Was nun folgt, ist sehr erschütternd, aber nicht ganz verständlich. Weil er nun weiß, daß Juana ihn liebt, will er sterben und als die Türken Malta belagern und die Flot auf's Höchste gestiegen ist, melbet er sich beim Großmeister für einen Posten, der den sicheren Tod bringt. Und Lapaletta —

„Veb' wohl denn, du edler Sonderling“,  
murmelt er (S. 126) und glebt ihm seinen Segen. Eh' Alvaro aber dahingehet, lücht er Juana an:

In dies Gemach, das niemals er betreten,

Wie schreitet er so frei und ungedenkt (S. 130)  
gesteht ihr seine Liebe und geht dann auf jenen Posten, das Castell St. Elmo. Der brave Großmeister aber schickt Juana, um sie zu trösten — aber das, was er ihr spricht, wird man mir sonst nicht glauben, ich muß es wörtlich zitieren:

„Ich fenh' ein Fernrohr dir, um selbst zu sehen“  
(S. 140). In Folge dieses sinnigen Geschenks können beide zur selben Stunde sterben:

„Ihn traf das Wei, Juana traf die Kunde

Sie beide liegen lautlos hingestreck't (S. 143). —

Aber das ist ja ganz lustig, wird vielleicht der Leser fragen. Ach nein, Einzelnes nicht, aber im All-

gemeinen ist mit Ausdauer der Ton jener Mittelmäßigkeit festgehalten, der gar kein Verdienst zukommt, nicht einmal das der unfehlwilligen Komik.

Auch der „noeuvellistischen Studie“ „Elsa“ von Friedrich Konneemann (Leipzig, Reinhold Weithers) ist nicht Gutes nachzusagen. Die Sprache freilich ist sacht, zwar ohne poetische Kraft, aber auch ohne Härten, auch der ungerime vierstellige Trochäus fließt glatt, aber die Erfindung ist allzuwüst und geschmacklos, die Ausführung adju schwächlich und schattenhaft. Herr von Hohenburgen hat sich vor langen Jahren mit seinem Freund Erich tödlich verbeist; weil dieser, der ihm gekauert, daß er bereits eine Braut in Amerika habe, sich gleichzeitig mit einem von Hohenburgen geliebten Mädchen verlobt hat. Hohenburgen hat ihn gezwungen, dieses Mädchen zu heiraten; die Braut in Amerika tröstet Erichs Bruder und ehelicht sie; auch Hohenburgen findet ein neues Glück. Es währt nicht lange, seine Gattin stirbt, nachdem sie ihm ein Kind, Elsa, geboren; der Erziehung seines Töchtergens widmet Hohenburgen sein Leben. An ihrem zehnten Geburtstag, wo er mit ihr einen Spagierritt über Land macht, werden die Weiden Zeugen eines Unglücksfalls; durchgehende Pferde eines Wagens kommen angebraut; ein Knabe wird herausgeschleudert und bleibt bewußtlos liegen. Die Weiden nehmen sich seiner an und bringen ihn auf ihr Landgut; es erweist sich, daß der Knabe, gleichfalls Erich geheißen, der Sohn jenes Todfeinds ist. Gleichwohl dulden Hohenburgen und Erich der Ältere den Verkehr der beiden Kinder; aus der Kinderfreundschaft wird eine junge Liebe. Da tritt Anna, die Tochter jener Amerikanerin, des jungen Erichs Kousine, die auf Besuch nach Europa gekommen, stehend dazwischen, indem sie Elsa das Herz des Jünglings zu entreiben sucht. Darüber wird Elsa so erregt, daß sie die Nebenbuhlerin mit einem Messer erschlagen will; der Jüngling verhindert das Attentat, und nachdem Anna abgereist und Erich Elsa, die bei einer Kahnfahrt ins Wasser gefallen, mit eigener Lebensgefahr gerettet, verlobt er sich mit ihr. Aber seine Eltern wollen's nicht leiden; ihrem Geheiß folgend, schreibt er Elsa unter Verurteilung auf die alte Feindschaft der Eltern den Abchiedsbrief und geht nach Amerika. Das Mädchen aber kann nicht von ihm lassen; sie gesteht ihre Liebe dem Vater, was diesen so erschüttert, daß er am Herzschlag stirbt. Nun macht Elsa von Hohenburgen ihr Hab und Gut zu Gelde und schließt sich mit einer alten Dienerin, Hanna, nach New-York ein, Erich zu suchen. Unerwartet weiß sie bei Annas, ihrer alten Nebenbuhlerin, Eltern Eingang zu gewinnen und erzählt, daß Erich längst Annas Gatte ist. Vernichtet tritt sie auf die Straße und nähert sich ihrem Hôtel; es steht in Flammen und brennt bis auf den Grund nieder, Hanna und das Vermögen sind mit verbrannt. Nachdem sich Elsa von ihrer Verzweiflung erholt, wird sie Kunstretierin; Erich und sie leben sich im Zirkus wieder; sie erschrickt, fällt vom Pferde und bleibt tot; er wird wahnsinnig und kommt ins Irrenhaus. Dies der Stoff, ich habe ihn ernsthaft erzählt, so nahe die Verführung lag, dieses Erzeugnis einer impotenten Phantasie, die sämtlich zu immer neuen Schrednissen aufgetackelt wird, durch wohlbediente Ironie zu züchtigen. Man sieht, die Fabel eines Romans, und zwar eines Kolportage-Romans allgeringerer Sorte. Herrn Konneemann aber schien es der rechte Stoff für eine kleine Verächtigung und so hat er uns all die Schauderbarkeiten in etwa 1000 kurzen Verszeilen aufgetischt. Ein so imponierendes Quantum von Geschmacklosigkeit in einem einzigen Dichter vereint zu finden, hat mich überrascht; Herr Friedrich Konneemann könnte ein Duzend Kolportageroman-Fabrikanten damit verjagen und es bliebe noch immer genug für jeden Einzelnen übrig.

## „Wilde Männer.“

Seit ich an dieser Stelle (Band XI S. 161) den würdigen Stadtdichter von Offenbach am Main und Besizer des Offenbacher Turners-Sanitäts-Korps und des Offenbacher Gemeinderatswahlen, Herrn Emil Pirazzi und seine „gesammelten Dichtungen“: „Im Herbst des Lebens“ als Muster talentloser Reimerlei gefeiert, wird — ein Erfolg der mich stolz macht, der aber eigentlich nicht mir, sondern dem Poeten selbst gebührt — ab und zu, wie mir die Redaktion dieser Zeitschrift versichert, bei Irdischen Angeboten an sie die Gemüthsfrage gerichtet, ob Einsender auch „ein Pirazzi“ sei oder die Hoffnung ausgesprochen, nicht als ein Pirazzi, sondern als ernsthafter Poet befunden zu werden. Der Name scheint also zur typischen Bezeichnung jenes poetischen Dilettantismus werden zu wollen, der als rechtes Unglück für unsere Litteratur zu bezeichnen ist, weil er den Gesmack verflacht und in weiten Kreisen den Sinn für echte Poesie abstumpft. Fast alle diese Pirazzis sind — von ihrem Vorbild, dem Offenbacher, wird mir dies sogar versichert — tadellose Staatsbürger, die im Leben ihren Beruf gut ausfüllen und ganz glücklich sein könnten, wenn sie ein Dämon nicht triebe, das schlechte Reimzeug, das sie schreiben, nun auch bruden zu lassen. Ich bin also keineswegs so hart, jedem Pirazzi alles Dichten verbieten zu wollen, er mag nicht bloß im stillen Kämmerlein seinen Drang ausströmen lassen, sondern auch bei Hochzeiten- und Geburtstagsfesten, so weit man es ihm gestattet; kann er den Druck besahen, so ist auch gegen solche liegende Blätter nichts einzunehmen. Noch mehr: ich sehe ein, daß auch das Offenbacher Turners-Sanitäts-Korps oder das Komitee der Offenbacher Gewerbe-Ausstellung wohl ab und zu einen Sang vortragen können und bin sogar mit dem Erscheinen einer dergleichen schwungvollen Dichtung in einem Offenbacher Lokalblatt gern einverstanden. Aber muß man dazwischen in einem Band sammeln und dann der gewissenhaften Kritik durch Einsendung eines Rezensions-Exemplars ein Urteil abnötigen?! Wenn zur Freude? Nur dem Papierfabrikanten, dem Buchhändler und dem Buchbruder; dem Kritiker nicht, denn er wollte seine Zeit wahrlich lieber auf ernsthafte Dinge verwenden und dem „Dichter“ erst recht nicht, der von dem Vorber träumt, den ihm die Kritik reichen wird, und nun zornig oder betrübt den Messeltanz betrachtet, der ihm geworden. Und dennoch, wie viele tausend Pirazzis giebt es in Deutschland, Menschen, die sich vielleicht ganz glücklich fühlen würden, wenn sie nur diesen einen verhängnisvollen Irrtum über ihre Begabung fahren lassen könnten!

Allerdings giebt es verschiedene Grade in dieser „Dichter“-Gilde. Man sollte meinen: Ästhetisch die unterste Stufe bildeten jene draven Menschen und schlechten Musikanten, die ganz und gar dem Offenbacher Stadtdichter gleichen: lauter edle Gedanken, aber solche, die längst Gemeingut Aller geworden, üble Form und völliger Mangel all dessen, was man eben dichterisches Talent nennt. Aber das ist ein Irrthum: die sind noch lange die Schlimmsten nicht. Noch schlimmer sind jene Impotenten, denen kein Preis zu hoch ist, um Aufsehen zu erregen, die sich sogar zu diesem Zwecke dem Verdracht aussetzen, als ob es in ihrem Oberstübchen nicht ganz richtig wäre! Jeder Richter kennt die Sorte Verbrecher, die den „wilden Mann“ spielen, um der verdienten Strafe zu entgehen. Auch dem ästhetischen Richter, dem Kritiker, kommen solche „wilde Männer“ zuweilen in den Weg.

„Ich liebe Dich, sagt Susanne,  
Ich liebe Dich, das heißt, Susanne,  
Darum sind auch diese Blätter  
Dir gewidmet, Susanne.“

singt Heinrich Pudor im Widmungs-Gebicht“ seiner Dichtungen: „Liebe und Leben“ (Dresden, Oscar

Damm) und ein zweites Widmungs-Gebicht: „An den Leser“ ischleßt:

„Liebe und Leben,  
Da haßt Du's,  
Nun weißt Du, wer ich bin.“

Das habe ich allerdings schon nach der Lektüre dieser beiden Gebichte ziemlich genau zu wissen geglaubt, aber es sind doch Versen in dem Buchlein, die alle Erwartung übertreffen, z. B. das vierzeilige Gebicht S. 17:

„Ich ging zu einem Mädlein hin  
Und sprach: „Ich liebe Dich!“  
Sie sagt: „Das bringt Dir nicht Gewinn  
Ich fühle nichts für Dich!““

Man wird zugeben, dagegen war Tacitus ein Schwärmer, aber wer würde das Gebicht länger wünschen? Es ist — Pudor schreibt die Entstehungszeit immer so gleich bei — 1888 in Heidelberg entstanden. In Dresden 1890 ist das Gebicht „Ich bin ein Deutscher“ entstanden:

„Ich bin ein Deutscher,  
Und bin stolz darauf,  
Welch — aber — ist — falsch!“ (S. 1).

In Berned 1890 hat Heinrich Pudor das Gebicht „Wonne, Wehe, Würde“ geschrieben:

Wonne!  
Wehe!  
Wehe Würde!  
Würde Wonne!  
Wehe!  
Wonne!

Die Sprache und die Prosa sind ebenso vernünftig. Dennoch verläßt mich die Empfindung nicht: dieser Heinrich Pudor ist zwar ein scharfsicht nächster Herr von geradezu unermeßlicher Talentlosigkeit, aber ganz bei Vernunft; er heißt sich nur so, als ob er's nicht wäre, um originell zu erscheinen.

Wir scheint, daß dies auch bei Georg Wonne ein wenig zutrifft, dem Verfasser der Sammlung: „Kampfgesänge und Frieblensklänge. Zeitgemähe Dichtungen“ (Würzburg, Georg Herz). Behaltet er schändes Geld, herrscht er stolz die deutschen Verleger an, die den jungen Lyriker, wie das ihre Gewohnheit ist, mit ungeheuren Honoraren für seine Lieder umschmeicheln, bis der glückliche Georg Herz aus der Konkurrenz herabging:

„Behaltet er schändes Geld  
Für meine freien Lieder:  
Ich singe, wenn es mir gefällt,  
Und schweig, und singe wieder.“

Doch schweigt er selten, weil er immer wieder bisher nie verstandene Wahrheiten findet die endlich mal ausgesprochen sein wollen. Das geschieht zuweilen in der „Pudor-Weil“ zuweilen in der „Pirazzi-Weil“, also ebrlich trivial, z. B.:

„Mit Unrecht schaltet ihr des Priesters Stand:  
Ehewürd' ger Parrer feun' ich viel im Land.“  
„Hast du ein Kind, so sieh' es recht:  
Ein Kind ist nie von Anfang schlecht.“

„Nimmer wage der Mensch sich gleichzustellen dem Gotte!“

An seinen tierischen Körper und Ursprung udge er denken!“

Es ist aber nicht Alles so lustig, das Reiste nur eben langweilig und Zeugnis eines ungeheuren poetischen Unvermögens.

Dingegen ist in dem Buchlein: „Frauenblumen“, Bilder in Versen und Träumereien von Graf. Emerich von Stadion (Wien, J. Haulers Buchhandlung 1892) wieder fast Alles „originell“. Die erste Abteilung: „Lebende Blumen“, bezieht in je zwei Zeilen lebende, die zweite „Tote Blumen“, bereits verorbene Damen,

nur sind die Zeilen manchmal lang. J. B.: „Gräfin Ady Geslerdaz“: „Dein zauberholdes Bild lehrt uns, daß auch die Elegance ein Kind der Poesie, Schneeweiße Quazinthe Dul' Wer Dich im Ballsaal Rimmern schau, verißt Dich nie!“ oder unter den Toten: „Caroline Ungler-Sabatier“, „Karpäthen-Philomene mit den Alerterbüchlingen“ Dein herliches Motto hing: *bel canto!* Als blüh'nde „Campanula“ läuſtst heimatsfern Du traumleis im Campo santo.“ Unter den „Trümmerlein“ ist der folgende Drei-

zeiler: „Der Leifftern der Puſta“ zwar nicht der Pudornwürdigste, aber der färgſte und dennoch gerade genalich genug:  
 Flechbrunnen! Galgenblüher Schattenriß!  
 Was dem verirrten Wind im dunſten Zaubermald das Rettungsgliß!  
 Biſt du dem Wandrer in der Puſta nächter Morgen-  
 dämmernis!  
 Wehe Würde! . . . Behaltet Euer ſchndes  
 Gebl! . . . Galgenblüher Schattenriß“ . . . mir  
 fällt die Feder aus der Hand! r. g.

## Litterariſche Notizen.

— A. D. Versteine ist bekanntlich der Begründer der deutschen Ghetto-Novelle und wird zugleich für alle Zeit den kräftigsten, erquicklichsten Talenten beigezählt werden, die dieses Genre gepflegt; er hat nur zwei Novellen geschrieben: „Vögele der Maggid“ und „Mendel Gibbor“, aber diese bleiben mit Recht unvergessen, und werden immer neue Leser und Freunde finden. Der Verlag von Freund & Neckel in Berlin hat die beiden Erzählungen denn auch schon in sechster Auflage ausgegeben können (in einem Bande, während sie bisher einzeln vorlagen, unter dem nicht eben glücklich gewählten, weil farblosen Haupttitel „Novellen“). Die Novellen sind süßig und mehr Jahre alt — man sieht es ihnen wahrlich nicht an! In einer abenteuerlichen Melange für die weitaus schwächsten, unwarhaftesten und verzerrtesten Leistungen auf dem Gebiete der deutschen Ghetto-Erzählung, die Juden-Novellen des famosen Ritters von Sacher-Masoch erinnern wir uns vor einiger Zeit gelesen zu haben, wie hoch diese Ausgeburten einer wüsten und unfehlenden Phantasie über den „veralteten“ Novellen Bernstein's ständen; wir aber meinen, daß man die prächtige Geschichte vom sächsischen „Vögele“, dem holden „Maggid“ (Prediger) seiner Gemeinde und von dem armen, starken Knecht „Mendel Gibbor“ noch lange lesen wird, wenn von Herrn von Sacher-Masoch nichts mehr fortlebt, als die Erinnerung an eine der unerquicklichsten Erscheinungen unserer Litteratur. Schließlich noch eins: Bernstein's Novellen enthalten manche bedrückende und Jargon-Ausdrücke, die freilich insgesamt überlegt sind, aber gleichwohl werden sie auch Jenen von höchstem Interesse sein, die jüdischem Leben bisher völlig ferne gestanden, schon weil es ein rechter Künstler ist, der sie in dies fremdartige Leben einführt. —  
 — Herr G. H. in Hamburg ist ein seltsamer Mann: er hat einen verhöllenen Dilettanten auf seine

Kosten druden lassen: „Rumantias.“ Helbengeicht in zwölf Gesängen. Von Gustav Adolf Saldow. Herausgegeben von G. H. (Hamburg, Grote und Martinet.) Saldow, der seine Gedichte im Selbstverlag herausgab, ist 1829 gestorben. Einen Gesang habe ich gelesen; es ist eine solche Fülle von Bombast, Formhärte, Trivialität und Langeweile darin, daß ich auf die anderen verzichtet habe.

— „Gemischte Ghen.“ Roman von Luise von Knobloch. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Offenbar ein Erstlingswerk — möge es auch das letzte bleiben, wenigstens insolange, bis die Verfasserin der deutschen Sprache halbwegs mächtig geworden, denn der „Stil“, in dem dieser Roman geschrieben ist, dürfte in Druckwerten seines Gleichen suchen; wir haben ja nicht viel Gelegenheit gehabt, mit gebildeten Röckinnen zu verkehren, aber wir meinen: so oder ähnlich dürften sie wohl schreiben, wenn sie sich in gehobener, poetisch angeregter Stimmung befinden. Befolgt die Verfasserin unseren Rat, so dürfte es immerhin angelegentlich der Distanz, welche die Korrektheit und den Geschmack ihrer heutigen Ausdrucksweise von jenen formellen Eigenschaften scheidet, die heutzutage von jeder Schülerin in den oberen Klassen einer Töchtergule gefordert werden, viele Jahre dauern, bis sie an ihr nächstes Werk geht. In dieser Zwischenzeit lernt sie vielleicht noch Anders dazu, was ihr noch heute fehlt: Menschen schaffen und schildern, Schicksale erfinden und das Ganze erzählen. Im Ernst gesprochen: daß eine Frau, die sonst nichts zu thun haben mag, ihre Mühestunden in der Weise ausfüllt, mag schon vorgekommen sein, auch daß sie, ahnungslos, was sie da zusammengeschrieben, mit ihrem Werk an die Öffentlichkeit treten wollte, ist begreiflich — unbegreiflich aber ist, daß sich ein Verleger fand, der solche Waare unter seine Flagge nahm. r. g.

## Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Werke sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Aulshaupt, Heinrich. Dramaturgie des Schauspiels. Leipzig, Goethe, Schöler, Kleit. Fünfte, durchgesehene und erweiterte Auflage. Oldenburg und Leipzig. Schulze. 1893.

Schwering, Dr. Julius. Franz von Kleit. Eine litterarische Ausgrabung. Paderborn. Ferdinand Schöningh. 1892.

Familien-Bücherei. Heft 51—57. (Kellner, 1812 oder „Die Häher des Kaisers“). Weimar. Christenvertriebs-Anstalt.

Fischen, M. v. Zwei reiche Frauen. Berlin. Verein der Bücherfreunde. 1892.

Kirchbach, Wolfgang. Das Leben auf der Walze. Berlin. Verein der Bücherfreunde. 1892.

Hegler, Johannes. Vom grünen Wasser. Berlin. Verein der Bücherfreunde. 1892.

Roberts, Alexander Baron v. Aus Mitleid. Die gekaufte Stimme. — Des Kaisers fünf u. s. w. Neue Novellen und Skizzen. Berlin. Verein der Bücherfreunde. 1891.

Blum, Hans. Jubalita. Sozialer Roman aus der Gegenwart. Berlin. Gebrüder Paetel. 1892.

Kobziewicz, Marie. Sie. Roman. Stuttgart, Leipzig. Berlin, Wien. Deutsche Verlags-Anstalt. 1896.

Tewall, Johannes von. Intraut im Weigen. Roman. Illustriert von R. Mumenau. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Deutsche Verlags-Anstalt. 1896.

Craia Legnères Frithjofs-Sage. Verdeutscht von Fr. Dhnsefoge. Leipzig. T. B. Knauer. 1892.

Wohlbrück, Olga. Carriere. Roman. Berlin. Verein der Bücherfreunde. 1892.





32101 064479833

